

# Der grüne Pelz.

Roman

von

Philipp Galen.

Leipzig, Verlag Christian Ernst Kollman, 1863.

## ERSTER THEIL.

## ERSTES KAPITEL. GUT UND FAMILIE SELLHAUSEN.

Wie man erzählt, soll im vorigen Jahrhundert ein großer und geistreicher Fürst, bei Gelegenheit einer Reise durch die westphälischen Lande, den Ausspruch gethan haben: »Wenn es wahr ist, daß der liebe Gott einst seinen Geist auf die Menschenkinder wie einen heilbringenden Regen ausgeschüttet habe, damit sie ihn auf ihre menschliche Weise benutzen und anwenden, so muß dieser Erdenwinkel sehr aus der Richtung des herabfallenden Geschenks gelegen haben, denn die Bewohner desselben haben in Wahrheit sehr wenig davon abgekriegt.«

Selbst wenn dieser souveraine Ausspruch wirklich gethan worden ist, wie ja so viele ähnliche Aussprüche zufälligen Umständen und Verhältnissen, vielleicht auch einer fürstlichen Laune ihr Dasein verdanken, so birgt er gewiß eine große Ungerechtigkeit oder eine sehr mangelhafte Anschauung, denn unseres Erachtens ist jene oben angedeutete göttliche Gabe, wenn man sie nur zu finden und zu erkennen versteht, gewiß ziemlich gleichmäßig auf die deutsche Erde gefallen und nur zufällige Umstände oder glückliche große Ereignisse haben sie hier oder dort mit größeren oder geringeren Erfolgen zu Tage treten lassen.

Abgesehen aber von diesem geistigen Regengusse, hat Gott oder die Natur dem bezeichneten Erdenwinkel nicht minder herrliche Schätze verliehen als tausend anderen Punkten unsers Planeten, und gerade das Ländchen, welches wir in folgender Erzählung vor Augen haben, ist so reich mit Schönheiten und einer Fülle göttlicher Gaben aller

Art gesegnet, wie sie nicht alle aufzuweisen haben, in denen die deutsche Zunge herrscht.

Wer sich hiervon mit eigenen Augen überzeugen will, braucht nur geringe Mühe und Kosten darauf zu verwenden, denn jenes von uns gemeinte Land, das Land der rothen Erde, welches ohne Zweifel zu Westphalen im weiteren Sinne gehört, hat nicht nur, wie alle Welt weiß, einen klassischen Boden aufzuweisen, auf dessen Marken ein gewaltiges Stück Weltgeschichte sich abgerollt hat, sondern es ist auch dem Auge so erfreulich geschaffen, daß, wer sich erst einmal daselbst eingebürgert hat, nur schwer davon scheiden kann und in der Erinnerung immer wieder gern dahin zurückkehrt.

Wie lieblich und ahnungsvoll, wenn man sich seinen Gauen nähert, ragen schon aus der Ferne die blauen Umriss seiner bewaldeten Bergkuppen uns entgegen! Durchs wie herrliche Thäler und gartenähnliche üppige Felder rollen seine hurtigen Ströme! Wie mannigfach und bunt wechselt dort Fels und Schlucht, Wiese und Wald, wie malerisch liegen seine Dörfer und Höfe an murmelnden Bächen und Quellen ausgestreut, und endlich wie fruchtbar dehnen sich die grünen Ebenen zwischen den mächtigen Höhenzügen, die ein kräftiger Menschenschlag bewohnt, der mit seiner Arbeit und seiner Mühe Schweiß den alten Boden pflegt und Handel und Wandel auf tausend Wegen ebenso rastlos wie erfinderisch nach allen Gegenden Europas, ja jenseit der Wogen des großen Weltmeeres trägt!

Eigenthümlich, ja, das dürfen wir ihnen nicht absprechen, zeigen sich uns die Bewohner jenes Landes, wie ja jedes Volk wohl charakteristische Züge aus seiner Vergangenheit bis auf den heutigen Tag bewahrt; jene urbiederer Menschen,

physisch eben so kräftig wie willensstark und in ihren Anschauungen sich selbst getreu, sind allerdings langsam im Denken und Handeln, – sie überlegen zweimal, ehe ihre Hand oder ihr Fuß sich zum Fortschritt anschickt, aber was sie anfassen und treiben, treiben und fassen sie ordentlich an, sicher schreiten sie ihrem Ziele entgegen, und was sie erreichen wollen und können, das erreichen sie gewiß, ohne prunkende Worte in die Welt zu schleudern und ohne sich, wie gewisse Leute an anderen Orten, im eigenen Lobe zu berauschen und als erhabene Musterbilder auf die Bühne der Welt zu stellen.

Einzelne Gegenden jenes gesegneten Landstrichs sind sogar so malerisch, einladend und verlockend schön, daß man sich mit Recht wundern muß, sie von Reisenden so wenig besucht zu finden. Wer gegen überfüllte Gasthöfe, aufdringliche Kellner und unverschämte Rechnungen einen Widerwillen hegt, pilgere getrost nach dem Lande der rothen Erde, dort wird er sich viel weniger über dergleichen zu beklagen haben, und das ist unserer Meinung nach ein großer Vorzug, denn es dünkt uns gewiß kein neidenswerther Genuß zu sein, die lieblichen Bilder der stillen Natur mit einem ganzen Haufen schwatzhafter Reisender zu betrachten, von denen nur wenige zu wissen scheinen, welche Erquickung das vernünftige Reisen bietet, und von denen die meisten wie ein wilder Henschreckenschwarm nur deshalb dahin und dorthin flattern, weil so viele Andere es thun, weil es für plebejisch gilt, das ganze Jahr zu Hause zu bleiben, und weil es doch eine ganz hübsche Sache ist, den in der Residenz zusammengetrödelten Putz den bewundernden Augen fremder Lustwandler zu zeigen.

Wenn man aber durch die grünen Schluchten des Teutoburger Waldes wandert und in die von mannshohen Halmen wogenden Felder hinabsteigt, welche meilenweit um die dichtbelaubten Höhenzüge desselben lagern, begegnet man nur selten einem Menschen, und die wenigsten von ihnen reden laut und eifrig mit einander, noch weniger lassen sie ihre Stimmen in Sang und Klang an den felsigen Berglehnen im Echo widerhallen. Am seltensten sieht man im tief dunklen Walde einen Arbeiter beschäftigt; in den Niederungen findet man sie schon häufiger ihre Aecker bestellen und mit schwerverständlichem Ausrufe ihren starkknochigen Gaul antreiben. Alle, die Dir begegnen, Leser, scheinen mehr zu sinnem und zu grübeln als zu denken, mehr zu ruhen als zu arbeiten, denn in der Arbeit sind die Bewohner jenes Landes wirklich so langsam, wie im Essen, obgleich sie in Letzterem nicht gar Geringes zu leisten vermögen.

Unstreitig aber zählen die Länderstrecken mit zu den schönsten und malerischsten, welche die Weser durchströmt. Nicht so gewaltig brausend, so reißend dahinströmend wie der mächtige Rheinstrom, aber immer breiter anschwellend, je länger sie durch das lachende Gefilde fließt, scheint sie allmählig und langsam ihre Kräfte zu sammeln, um, ihrem Ziele nahe, die hochbordigen Schiffe tragen zu können, die von Bremen aus ihren gefährlichen Weg durch alle Straßen der Weltmeere verfolgen: Lange, bevor sie jedoch zu diesem wirklich bedeutenden Strome anwächst, spielt sie im vaterländischen Gebirge Versteckens, und anmuthig im geschlängeltem Laufe dahineilend, rauscht sie bald an wunderlich gestalteten Felsen, bald an dunklen Wäldern vorüber, drängt sich hier durch ein engeres Thal, rollt dort langsamer zwischen saftigen Wiesen hin und biegt

dann wieder mit geflügelter Hast um thurmeshohe Klippen, auf diesem weiten Wege abwechselnd, – eine vermoderte Ruine, ein prachtvolles modernes Schloß, den bescheidenen Landsitz eines kleinen Barons oder endlich das bequeme Wohnhaus des reichen Landmanns begrüßend, denen allen sie sich dienstbar und willfährig erweist, indem sie dem einen mit ihrer majestätischen Kraft, dem andern mit ihrer befruchtenden Feuchtigkeit beim Betriebe ihrer Werkstätten und Wiesen hilft.

Einer dieser anmuthigen Punkte nun ist es, dem wir in den folgenden Blättern unsere Aufmerksamkeit schenken wollen, und um denselben dem Leser genauer zu bezeichnen, dürfen wir sagen, daß er zu einem kleinen Fürstenthume gehört, von dem, unzweifelhaft zu seinem Glücke, in der politischen Welt nicht viel die Rede ist. Größtentheils ein gebirgiges Ländchen, umschließt es dennoch viele üppi-ge Aecker, herrliche Waldungen, und zu seinen Bewohnern zählen sich reiche Landwirthe, vor Allen wohlhabende Bauern, zwischen deren uralten Besitz hier und da ein Edelhof eingestreut ist, dessen Eigenthümer zum Theil Gefallen daran finden, ihre Scholle fleißig zu bebauen und dem unaufhaltsamen Fortschritt des menschlichen Geistes Rechnung zu tragen, zum Theil aber auch Das, was ihre thatkräftigeren Vorfahren erwarben, so schnell wie möglich durch die Gurgel zu jagen, zumal es ihnen meist immer geglückt ist, ihrem schwindenden Besitz durch eine bedeutende Erbschaft aufzuhelfen oder den verblichenen Glanz ihres rostigen Familienwappens durch eine reiche Heirath wieder aufzufrischen.

Es ist das Gut *Sellhausen*, zu dem wir jetzt unsere Schritte richten. Wenn wir den Weg von Norden nach Süden einschlagen, um dahin zu gelangen, so fahren wir gemächlich auf einer breiten Chaussee, deren Ränder wohlgepflegte Obstbäume zieren, durch eine fruchtbare Ebene, die nur in weiter Ferne von blauen Bergzügen umkränzt wird. Langsam und gemüthlich trotten die kräftigen Pferde mit ihrer leichten Last dahin, denn Eisenbahnen haben dies patriarchalische Ländchen noch nicht durchfurcht, was, wie bei uns, die Einen nicht hoch genug preisen, die Andern nicht tief genug beklagen zu dürfen glauben. Indessen müssen wir, um nach dem Gute zu gelangen, von der Chaussee, die nach dem nächsten Städtchen führt, abweichen und einen gut erhaltenen Landweg nach Osten einschlagen. Zwischen grünenden Saatfeldern hindurch, die fast nichts als üppigen Weizen oder goldigblühenden Rapps tragen und schon dem Gutsherrn auf Sellhausen gehören, erreichen wir einen zwischen Weiden fortlaufenden Knüppeldamm, an dessen Seite ein munteres Bächlein rieselt, und dann wieder südlich uns wendend, fahren wir auf ein weißgetünchtes steinernes Thor zu, welches die Einfahrt in den von einer Mauer umgürteten ungeheuren Hof kaum vermittelt. Allmählig hebt sich derselbe von hier aus in die Höhe, ist rings von fast neuen massiven Scheunen und Ställen umgeben, zeigt in der Mitte einen von großen Rasenflächen umschlossenen Teich, den Schwäne und Enten bevölkern, und geht endlich in einen parkartigen, mit bunten Blumenbeeten besäeten Vorgarten über, der sich bis an den Fuß der breiten Rampe erstreckt, auf der sich, weniger stolz als gefällig, weniger prachtvoll als wohnlich, das stattliche Herrenhaus erhebt, dem einige Nachbarn nicht mit Unrecht den Namen

»Schloß« beigelegt haben. Dieses Schloß selbst liegt auf der Fläche eines Felsenrückens, der früher ein befestigtes Castell mit Mauern und Gräben trug, und blickt südwärts in das weite Weserthal, nordwärts aber über die ganze Besitzung des Herrn von Sellhausen hin. Die südliche Front und was unter und jenseit derselben liegt, bleibt somit dem Ankommenden verborgen, und wir beabsichtigen auch dem Leser erst später einen Einblick in dasselbe zu gewähren; die dem Fremden zugekehrte Nordseite dagegen zeigt zwei Stockwerke über einem tiefen Erdgeschoß, mit neun hohen Fenstern, von welchen aber gegenwärtig nur zwei, dicht neben der breiten Glasthür, zu welcher mächtige Stufen von Sandstein führen, einen Einblick in das Innere gestatten, denn alle übrigen sind dicht und fest durch weiße Vorhänge geschlossen, was uns beweist, daß die Zimmer zur Zeit nicht bewohnt und in ruhiger Erwartung Dessen sind, der sie beleben und mit lange nicht gesehenen Gästen füllen soll.

Wie der Augenschein lehrt, ist dieser schöne und begehrenswürdige Herrensitz erst vor wenigen Jahren neu erbaut, eben so die ihn umringenden Hofgebäude; der Baumeister aber hat demselben keine künstlich alterthümliche Gestalt und keine auffällige architectonische Zierde verliehen, dagegen das Innere höchst bequem eingerichtet, wie es Neigung und Wunsch des verständigen Banherrn ihm zur Zeit an die Hand gab.

Auf diesen Bauherrn und seine Familie müssen wir jetzt einen schärferen Blick werfen.

Was zunächst das Geschlecht der Sellhausen betrifft, so war dasselbe noch nicht Jahrhunderte lang auf dem gleichnamigen Gute ansässig, überhaupt noch nicht gar alt, wenn man das Alter eines Geschlechts von dem Rechte desselben

her datiren will, die drei kleinen magischen Buchstaben vor seinem Namen führen zu dürfen; im Uebrigen aber glauben wir, daß das Sellhausen'sche Geschlecht eben so alt war wie das der ältesten ahnenstolzen Edelleute in seiner Nachbarschaft. Desgleichen waren den letzten Mitgliedern desselben eben so wenig die Verhältnisse wie die Verdienste ihrer Vorfahren bekannt, was um so weniger für uns von Bedeutung ist, da sie selbst keinen Werth auf dergleichen meist, fabelhafte Traditionen legten. Wir begnügen uns vielmehr zu wissen, daß das Gut Sellhausen einst von einem reichen Handelsherrn angekauft und nach ihm benannt ward, daß es von dem Großvater des jetzigen Erbherrn zu einem Rittergute erhoben worden, nachdem er sich mit einer Baronesse von Grotenburg verheirathet hatte, die ihren Adel nicht für zu kostbar hielt, um ihre persönliche Stellung unter mehr oder minder verarmten Geschwistern nicht durch die Heirath mit einem reichen Manne, den dieselben durch ihre Verwandtschaft zu adeln beschlossen, etwas angenehmer und einflußreicher zu machen. So geschah es denn auch, daß der gute Sellhausen, der auf den »Hocuspocus des Adels«, wie er es nannte, anfangs sehr wenig gab, allmählig dahin gebracht wurde, sich in den Adelstand erheben zu lassen, ein Ereigniß, welches die Grotenburgs und ihre Sippe überglucklich machte, da ein Abkömmling ihrer Familie ja nun das schon verloren geglaubte Privilegium der drei magischen Buchstaben wieder erobert hatte und noch dazu die lachende Aussicht gewonnen war, die aus dieser Verbindung hervorgehenden Sprößlinge einst in dem ganzen Besitz der Sellhausen'schen Familie zu sehen, die man, wie dies sehr oft zu geschehen pflegt, für viel reicher hielt, als sie wirklich war.

Allein wie so viele überklug ausgedachte Berechnungen sich oft trügerisch erweisen, wenn das Geschick die Zählung der Stimme in die Hand nimmt, so geschah es auch hier.

Als Herr Sellhausen seine Verbindung mit der Baronesse Grotenburg schloß, zählte er fünfunddreißig Jahre. Zwei Jahre später ward er durch den Einfluß und die Verwendung seiner Schwäger in den Adelstand erhoben. Kaum war dies frohe Ereigniß in's Leben getreten, so starb seine Frau, ohne leider einem Erben das Dasein gegeben zu haben. Dieser unerwartete Todesfall erschütterte die Hoffnung der Grotenburgs gewaltig, indeß, da Herr von Sellhausen aus verschiedenen Gründen keine neue Ehe zu schließen versprach, auch keinen anderen Seitenverwandten besaß, so lag die Aussicht sehr nahe, daß sein Vermögen Niemand als der Familie seiner »heißgeliebten« Gemahlin zufallen würde.

Allein auch diese Hoffnung sollte nicht lange Stand halten, ja durch ein neues unerwartetes Ereigniß auf ewig zerstört werden. Herr von Sellhausen nämlich, wahrscheinlich vom übergroßen Kummer über den Verlust seiner vornehmen »ersten Liebe« aus der Heimat getrieben, trat eine mehrjährige Reise in's Ausland an, und als er endlich von derselben zurückkehrte, brachte er eine junge und überaus schöne Gattin heim, mit der er schon, Allen unbewußt, seit anderthalb Jahren verbunden war und die ihm bereits einen Erben in Gestalt eines reizenden Knaben geschenkt hatte.

Die Grotenburgs waren wie aus den Wolken gefallen, klagten den ungetreuen Schwager eines gemeinen Verraths und einer unnoblen Gesinnung an und schworen ihm insgesamt ewige Feindschaft, um so mehr, da die Herkunft der neuen Schwägerin in ein gewisses Dunkel gehüllt blieb,

welches selbst die genauesten Nachforschungen nicht aufzuhellen vermochten. Allein diese ewige Feindschaft erwies sich, wie manche andere Ewigkeit, als sehr schnell vorübergehend, wozu ohne Zweifel der humane, versöhnliche und ächt ritterliche Sinn der Grotenburgs das Meiste beigetragen, wenn man nicht die Ausgleichung der gegenseitigen Verstimmung einem abermaligen unglücklichen Zufalle zuschreiben will.

Herr von Sellhausen lebte nämlich mit seiner jungen Gattin ungemein still und zurückgezogen, ja er stellte dieselbe nicht einmal seinen Verwandten officiell vor, und nur zufällig lernten sie dieselbe kennen, als man sich bei einem Besuche in der Nachbarschaft auf neutralem Boden traf. Aber auch selbst von jetzt an fand kein näherer Verkehr zwischen den Grotenburgs und Herrn von Sellhausen statt, Letzterer zog sich vielmehr noch auffallender vom Umgange mit den adligen Nachbarn zurück und neigte sich immer mehr einem alten Bekannten in der Nähe zu, der einer der reichsten und gebildetsten Landwirthe der ganzen Umgegend war und als solcher Achtung und Anerkennung von allen Seiten genoß, mit Ausnahme natürlich der Grotenburgs und ihrer Sippschaft, die den Freund des Schwagers, den Meier zu *Alldissen*, für einen »ordinairen Bauer« erklärten.

Aber nur kurze Zeit sollte Herrn von Sellhausen das Glück, diese jugendliche und schöne Gattin zu besitzen, beschieden sein. Wenige Monate, nachdem sie an seiner Seite auf dem Gute eingezogen, starb sie am Nervenfieber.

Sei es nun, daß der arme Mann, zum zweiten Male in so jungen Jahren Wittwer, von Herzenskummer tief gebeugt wurde, oder herrschte ein anderer unbekannter Grund vor,

genug, er zog sich nun fast ganz von seinen Nachbarn zurück und nur der Meier zu Allerdissen und ein anderer Freund, dessen wir noch später gedenken werden, blieben fortan sein einziger Umgang. Erst in späteren Jahren lebte er gewissermaßen wieder auf, knüpfte hier und da alte Verbindungen an, und als ihn einst sein Schwager Grotenburg besuchte und ihn darauf aufmerksam machte, daß ihre alte Freundschaft ja eigentlich nur einen ganz kleinen Riß erlitten, der künftig durch eine Verbindung ihrer heranwachsenden Kinder vollkommen ausgebessert werden könnte, entschloß sich der Wittwer sogar, die Grotenburgs wiederzusehen und in neuen Verkehr mit ihrer lebenslustigen Familie zu treten.

Von jetzt an ward dieser Verkehr nach und nach ein sehr lebhafter, das Vertrauen der Männer zu einander wuchs von Jahr zu Jahr und zuletzt trat sogar ein sehr herzliches Verhältniß zwischen Beiden ein, dessen Folgen eben den Stoff zu unserer Erzählung liefern werden.

Jahre über Jahre waren so nach jener letzten Versöhnung vergangen, die zwischen den altgewordenen Herren getroffenen Vereinbarungen hatten sich allmählig mehr und mehr gefestigt und wurden zuletzt von beiden Seiten für sehr ersprießlich und unumstößlich gehalten. Die Grotenburgs mit ihrem weitem Familienkreise waren die häufigsten Gäste auf Sellhausen und da der alte Herr höchst gastfrei, überdieß ein, gerade nicht mit großen Geistesgaben gesegneter, aber wackerer, gutmüthiger Ehrenmann war, der sein Wort für unverbrüchlich hielt und dabei Alles, was er besaß, gern Anderen mittheilte, so galt das schöne Sellhausen gewissermaßen für den Mittelpunkt der Geselligkeit jener Gegend, und namentlich die Grotenburgs fühlten sich daselbst wie

zu Hause, zumal sie das reizende Gut ja auch später für das Eigenthum ihres einzigen Kindes halten durften.

Dieses gemüthliche Leben auf Sellhausen wurde indessen ganz unerwartet durch einen abermaligen Todesfall unterbrochen und dadurch eine neue Aera für die ganze dabei betheiligte Familie herbeigeführt. Der alte Herr von Sellhausen starb an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf der Jagd in den Wäldern der Grotenburg zugezogen, und nun stand das große Haus, in dem noch kurz vorher so viel Lust und Freude gewaltet, schweigsam und leer, denn außer den alten Dienern desselben lebte Niemand darin, da der einzige Sohn und Erbe des Verstorbenen als Legationssecretair bei der b. . . 'schen Gesandtschaft in Athen stand.

Dieser Sohn nun, der Held unserer Erzählung, ist es, auf den wir jetzt unser Augenmerk richten müssen, und kehren wir zu diesem Zwecke flüchtigen Schritts bis zu seinen Jugendjahren zurück, in denen Mancherlei vorhanden ist, was unser Interesse für die Zukunft erweckt.

Wie sich von selbst versteht, hätte der Vater, als ein der Landwirthschaft vorzugsweise ergebener Mann, es am liebsten gesehen, wenn sein einziger Sohn in seine Fußtapfen getreten und sich mit ganzer Leidenschaft dem Landleben ergeben hätte, allein dazu schien von frühester Jugend an kein Keim in dem stillen Knaben zu liegen. Sein erster Lehrer, der Pastor des nächstgelegenen Dorfes, entdeckte sehr bald, worauf die Neigungen des strebsamen Kindes deuteten. Sobald Bodo lesen konnte, gab es für ihn keinen größeren Genuß, als den Inhalt seiner Bücher auswendig zu lernen und nun darüber hinaus weitere Nahrung für seinen schnell wachsenden Geist zu suchen. Von einem Hauslehrer

wollte der praktische Gutsherr Nichts wissen, »das gelehrte Zeug« der jetzigen Zeit war ihm, wenn auch kein Gräuel, doch ein unnützer Ballast, der für das Leben eines Landmannes nichts Ersprießliches bietet, und so sollte sein Sohn nur die nothwendige wissenschaftliche Ausbildung erhalten, um mit frisch gebliebenen Kräften und Sinnen sogleich werktätig in die große Wirthschaft zu treten und dann erst in reiferen Jahren sich auf irgend einer Ackerbauschule weiter ausbilden.

Der kenntnißreiche Prediger jedoch, der die Neigungen und Fähigkeiten seines Zöglings besser erkundet zu haben glaubte, wußte den gutmüthigen Vater so lange »mit gelehrten Gründen« zu bearbeiten, bis derselbe, des ewigen Kampfes müde, seinen Forderungen entsprach und ihm den Sohn in sein Haus gab, um ihn lernen zu lassen, was er lernen könne und wolle.

Diese väterliche Entscheidung fand den vollkommensten Beifall des lernbegierigen Knaben; Bodo verließ ohne Zagen das väterliche Gut und zog mit Vergnügen in das stillere Pfarrhaus, wo er mit einem Genossen seines Alters den so nothwendigen wissenschaftlichen Unterricht empfing.

Durch diesen ersten Schritt vom väterlichen Hause fort, war Zweck und Ziel des ganzen Lebens unsers Helden entschieden und mit beispielloser Schnelligkeit von Stufe zu Stufe eilend, schwang er sich mit einer Geistesenergie und Ausdauer zu höherem Wissen empor, die den Landgeistlichen in staunende Verwunderung setzte.

Als aber Bodo das zwölfte Lebensjahr erreicht hatte, trat eine Krisis in seinem Leben ein, denn nun handelte es sich um eine ernstere Fortsetzung des so ämsig Begonnenen. Der

Vater wollte seinen Sohn auf die Schule der nächsten kleinen Stadt bringen, wahrscheinlich, um ihn stets unter den Augen zu behalten, der Pfarrer aber setzte sich heftig dagegen und es gelang ihm endlich, seinen Zögling nach einer größeren Anstalt zu schaffen, die einen bedeutsameren Einfluß auf die künftige Ausbildung desselben zu üben geeignet war. Es wurde Schulpforta gewählt und Bodo ging dahin ab, nachdem sein Vater sich mit mürrischem Gesicht darein gefunden und mit stillen Seufzern auf seine nun begrabene Lieblingsidee zurückgeblickt hatte.

In Schulpforta machte Bodo in kurzer Zeit sehr bemerkenswerthe Fortschritte und namentlich waren es die alten und neuen Sprachen, in denen er sich vor Allen auszeichnete. Dabei entwickelte sich eine Gewandtheit und Fähigkeit, ohne alle Mühe sich in die verschiedensten Lagen des Lebens zu finden und mit Menschen jederlei Bildung zu verkehren, die seine Lehrer in Erstaunen setzte – der sechszehnjährige Knabe war nicht allein ein reifer Primaner, wie er sein soll und muß, wenn man große Hoffnungen von seiner Zukunft hegen will, sondern er war auch im Umgangstone und im Formenwesen des geselligen Verkehrs so weit fortgeschritten, daß er allen Kameraden darin als Muster vorgestellt werden konnte.

Den entschiedensten Einfluß auf sein ferneres Geschick und seine weitere specielle Ausbildung aber übte eine Bekanntschaft aus, die in Schulpforta begann und im Laufe der Jahre bis zur innigsten Freundschaft gedieh. Bodo lernte daselbst einen ausländischen Grafensohn kennen, der sich in der fremden Gelehrtenschule unheimlich und verlassen fühlte und nur durch den Umgang mit dem gemüthlichen

und scharfsinnigen Junker aus Westphalen sein Loos erträglich fand. Die beiden Knaben waren von Tertia an unzertrennlich, und da der junge Graf in dem neuen Freunde in jeder Beziehung eine Stube und Ermunterung fand, so war seine Neigung zu demselben eine bei Weitem zärtlichere als die Bodo's, der, von Jugend an selbstständiger und charakterstärker als jener, den festesten Halt in sich selbst zu finden fähig war.

Als einst eine lange Ferienzeit eintrat, erhielt Bodo von Hause her die Erlaubniß, seinen Freund nach dessen Heimat zu begleiten, und so kam der junge Westphale nach M. . . , wo er in der Familie des alten Grafen und in weiteren Kreisen, deren Bekanntschaft er demselben verdankte, eine ganz neue und ihn wunderbar ergreifende Welt kennen lernte.

Der Herr Graf, Minister und Diplomat vom reinsten Wasser, sah sehr bald ein, daß sein Sohn, der zu derselben Laufbahn bestimmt war, in Bodo eine bedeutsame Acquisition gemacht habe und daß er einen solchen Gefährten auf den Irrwegen des Lebens zehnfach benutzen und verwenden könne; aus diesem Grunde begünstigte er in seinem egoistischen Sinne auf jede Weise die Freundschaft der Knaben, die schon so groß war, daß sie kaum noch eines neuen Stachels bedurfte.

Seit diesem ersten Besuche ward es zur Regel, daß Bodo seinem Pylades nach M. . . folgte und nur einmal begleitete dieser ihn nach Sellhausen, wo indessen Beide weder einen rechten Anklang bei dem Gutsherrn, noch eine wohlthuende Befriedigung für ihren geweckteren Geist im Allgemeinen fanden.

Ueberhaupt wollte es einigen aufmerksameren Beobachtern scheinen, als ob zwischen Herrn von Sellhausen und

seinem Sohne kein so erfreuliches Verhältniß stattfände, wie es die Natur der Dinge hätte mit sich bringen sollen; sie liebten sich zwar auf ihre Weise, aber doch lag bisweilen ein etwas kühler Hauch auf ihren gegenseitigen Ergießungen, eine Erscheinung, die man sich dadurch erklärte, daß der Sohn dem Vater zu früh entrissen worden und demselben schon in heranwachsender Jugend an Wissen und Können bedeutend überlegen war. Indessen trat niemals zwischen Beiden eine wahrnehmbare und wirkliche Entfremdung ein, im Gegentheil blieb der Sohn dem Vater stets dankbar und warm ergeben und dieser gab vor wie nach willig die Mittel her, die begonnenen Studien seines Erben, wenn nicht mit Glanz, doch mit dem gehörigen Anstand fortsetzen zu können.

So bezogen denn die zu Jünglingen herangereiften Freunde die Universität schon mit dem siebzehnten Jahre, um Diplomatie und die dazu gehörigen Wissenschaften zu studiren; hatten ihr Studium mit dem zwanzigsten Jahre beendet und sollten nun, nachdem sie ihre Prüfung abgelegt und der b. . . 'sche Minister sich brieflich an Herrn von Sellhausen gewandt und seine Beistimmung erhalten, die diplomatische Laufbahn verfolgen, von welcher der Graf dem westphälischen Gutsherrn die großartigsten Erfolge verhiieß.

Diese Erfolge sollten denn auch für den vornehmen und durch allerlei Hülfsmittel unterstützten Grafensohn nicht ausbleiben, während Bodo mit seinen bescheidenen Ansprüchen alle errungenen Resultate nur sich selbst, seinem Eifer, seiner Intelligenz verdankte und nebenbei seinem Freunde mit allen Kräften hilfreich zur Seite stand.

Graf Lerchenstein sammelte überall, wohin er kam und was er that oder unterließ, die Ehren ein, die ihm Bodo erarbeitet hatte, und nur den größten Bemühungen des Ersteren gelang es, seinen ihm so unentbehrlichen Freund einigermaßen mit auf der Höhe der Woge zu erhalten, auf der er selbst bei immer günstigem Winde schnell und sicher einhertrieb.

Die jungen Diplomaten wurden zuerst als Hülfсарbeiter nach Wien gesandt. Nach einem Jahre schickte man sie als Attachés nach Berlin. Wiederum nach einem Jahre wanderten sie nach Paris, blieben daselbst zwei Jahre und vertauschten nun das heitere Frankreich mit dem ernstesten England, nachdem der Graf schon in Paris zum Legationssecretair ernannt war, welche Ehre Bodo erst in London nach unendlicher Mühe zu Theil werden sollte.

In London endlich trennte die beiden Freunde das Glücksloos. Während der Graf als Legationsrath nach Constantinopel ging, ward Bodo als erster Secretair nach Athen geschickt und hier, an der ewig fließenden Quelle des classischen Alterthums sitzend, nährte er seinen rastlos strebenden Geist an dem Schönsten und Erhabensten, was die Welt im Laufe von Jahrhunderten an unvergänglicher Kunst hervorgebracht.

Allein auch die köstlichste geistige Nahrung führt endlich den Zustand vollkommener Sättigung herbei, der menschliche Geist kann nicht immer in die Wolken dringen, er muß einmal wieder zur Erde zurückkehren, muß ruhen und rasten, wie der leibliche Magen nicht immer Speisen in sich aufnehmen kann, sondern auch einmal das Dargebotene verdauen muß. Kommt zu der geistigen Ueberfüllung nun noch irgend ein moralisches Weh, vielleicht in Gestalt einer Kränkung oder Zurücksetzung von Außen hinzu oder ein

Bedürfniß des leergebliebenen Herzens von Innen her, so erfolgt oft im Menschenleben und Streben ein momentaner Stillstand, ein Sehnen nach Ruhe, ein Weh der Seele, das sich vergebens durch Sättigung des Ehrgeizes, noch durch eine Fülle physischen Genusses beschwichtigen läßt. Der bisher nach vorwärts drängende Geist macht plötzlich Halt, die Reize der Gegenwart hüllen sich in Nebel und Schleier ein, die Erinnerung an die Vergangenheit taucht aus ihrem Schlummer auf und die Zukunft endlich zeigt sich in einem nie gesehenen Lichte, dessen Glanz so verlockend und unwiderstehlich wirkt, daß eine Stockung im ferneren Begehren und Wünschen eintritt und sogar ein Rückschritt oder wenigstens eine Art Umkehr vom eingeschlagenen Wege zur Nothwendigkeit wird.

So oder ähnlich erging es Bodo von Sellhausen. Fast dreißig Jahre alt, war er ein vollendeter Mann in jeder Beziehung – wir sagen absichtlich: Mann, nicht Cavalier, ein Wort oder eine Bezeichnung, die für unsern Gaumen wenigstens stets einen kleinen Beigeschmack von Etwas hat, was uns nicht vollkommen behagt. Bodo, obgleich er auch Cavalier zu sein verstand, wollte gleichfalls lieber ein ächter Mann sein und dafür gelten, er zog die Eigenschaften eines solchen denen jenes bei Weitem vor, und damit, glauben wir, haben wir sein Wesen und seinen Charakter genauer bezeichnet, als mit vielen andern Worten möglich gewesen wäre.

Aber er war nicht ohne Mühen und Kämpfe, nicht ohne bittere Erfahrungen ein solcher Mann geworden; es hatte ihm Etwas gekostet, auf den Standpunkt zu gelangen, von wo herab er ein treffendes Urtheil über das Treiben der Menschen und diese selbst fällen konnte. Viele Täuschungen hatte er erleben, viele Hoffnungen zu Grabe tragen müssen und

nachdem er die Menschen im Großen und Ganzen geliebt, war er am Ende zu der traurigen Einsicht gelangt, daß nicht wenige derselben seine volle Verachtung verdienten.

Und was hatte er, Alles in Allem betrachtet, mit seinen dreißig Lebensjahren erreicht, was wirklich des Rühmens derselben werth gewesen wäre? Wofür hatte er alle seine Kräfte und Fähigkeiten bis zum Aeüßersten angespannt? Hatte ein einziger Mensch ihm auch nur mit einem dankbaren Gefühle die Hand geboten, dafür, daß er mit Kopf und Herz für ihn unzählige Male in die Schranken getreten war? War seine Stellung überhaupt so beneidenswerth, daß er ihrethalben und der Ehre wegen, die sie ihm eintrug, dreißig Jahre hatte müssen verschwinden sehen, ohne auch nur einen Tag in dieser langen Zeit zu verleben, an dem er sich ganz glücklich fühlte?

Glück – ja, Glück, dieses immer und überall leidenschaftlich erjagte Menschenziel – auch ihm war es noch nirgends entgegentreten, auch ihm war es immer ausgewichen, gleichsam unter den Händen entschwunden, und doch – doch fühlte er in tiefster Seele ein brennendes Sehnen und Verlangen nach Etwas, dem er keinen Namen zu geben wußte und welches dennoch das Glück sein mußte, wenigstens war es ein unbewußtes geheimes Trachten nach Zufriedenheit und Behaglichkeit des innersten Wesens, ein Ziel, das voll köstlicher Labe sein muß, wenn man, dreißig Jahre auf sturbewegter Lebenswoege umhergeschleudert ist und vergebens danach gerungen hat.

Und nach dieser innern Zufriedenheit und Behaglichkeit erwachte plötzlich ein fast unbezähmbarer Drang in ihm. Seine Geschäfte und Amtspflichten, immer dieselben und

stets mit den Leidenschaften der Menschen im Kampfe, ekelten ihn an, er sehnte sich nach Ruhe und ungestörtem Nachdenken, denn das mußte er sich wiederholt gestehen, die im Herzen getragenen Wünsche und Hoffnungen hatte er nicht erfüllt gesehen, so reich und prunkvoll an äußerem Flitter auch sein ganzes bisheriges Leben gewesen war.

Als er erst so weit in seiner stillen Selbstschau gekommen war, trat noch ein neues gährendes Element hinzu, das allmählig zu einem ihn beherrschenden Triebe anwuchs, dessen unbezwinglicher Gewalt er endlich nicht mehr widerstehen konnte. Es erwachte plötzlich, wie aus tiefem Schummer aufgescheucht, eine Art Heimweh nach den schönen blauen Bergen und den grünen Thälern seiner Heimat in ihm. Alles, was er daheim besitzen und genießen konnte, schien ihm den Kampf um das Leben selbst auszuschließen und nur Frieden und Freude ihm entgegenzubringen. Der heimatliche Heerd, das friedliche väterliche Dach, der alte Vater selbst – was für Wonnen und Reize umschlossen diese Erinnerungen, diese Erwartungen, und wie auf Windesflügeln stürmte seine Phantasie nach den Stätten hinüber, wo er seine erste Jugend verlebt, die ihm doch eigentlich in Wirklichkeit nur so wenige Genüsse geboten; Alle seitdem erlebten Täuschungen und Widerwärtigkeiten wurden, wie durch einen Blitzstrahl erleuchtet, vor seine klar gewordenen Augen gerufen, er sah ein, daß das ganze Menschenleben, sei es so glänzend und ehrenvoll wie es will, wenig oder nichts werth sei, wenn das Innere nicht befriedigt ist und so in eine ganz neue Bahn geschleudert, faßte er den Entschluß: die Ruhe und den Frieden allein zu suchen, die ihm bisher gemangelt hatten.

Bodo von Sellhausen aber war ein Mann, der wichtige Entschlüsse nicht nur rasch zu fassen, sondern auch eben so rasch auszuführen den Willen und die Kraft besaß. Er schrieb daher sogleich nach M. . . an seinen Vorgesetzten und bat in bescheidenster Weise um seine Entlassung aus dem Staatsdienst. Zugleich gab er seinem Vater von diesem Schritt Kunde und theilte ihm dabei seinen Wunsch mit, unverweilt in die Heimat zurückzukehren und bei und mit ihm ein neues Leben zu beginnen.

Letzterer Brief ward lange nicht beantwortet, was Bodo sich kaum erklären konnte, auf ersteren aber erfolgte eine sehr schmeichelhafte Erwiderung nebst dem Gesuch, mit einer Verbesserung des Gehalts auch ferner im Amte zu bleiben.

Zu dieser Erwiderung mochte den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in M. . . jedenfalls das Staatsinteresse bewogen haben. Mit dem Verlangen des talentvollen und fleißigen Beamten, aus dem Staatsdienste zu scheiden, stieg sein Werth in den Augen seines Chefs, und die seltenen Eigenschaften, die er bisher entwickelt, traten, wie das immer zu geschehen pflegt, bei dem drohenden Verlust seiner Arbeitskraft nun erst in das rechte Licht.

Allein Bodo war nicht so wankelmüthig geartet, daß er durch Schmeicheleien von Oben her zur Fortsetzung eines Dienstes bewogen worden wäre, den er im Stillen von Innen heraus bereits aufgegeben. Er lehnte also dankbar den Wunsch des Ministers ab und wiederholte nur noch dringender sein Gesuch um baldigste Entlassung aus seinem Verhältniß.

Jetzt erfolgte eine zweite, noch viel schmeichelhaftere Antwort. Man beförderte ihn zum Legationsrath und trug

ihm einen sehr ehrenvollen Posten in Petersburg an, ja, man ließ von Weitem die Aussicht durchblicken, ihn in wenigen Jahren zum selbstständigen Gesandten an irgend einem von ihm bevorzugten Orte befördert zu sehen.

Der neue Legationsrath fühlte sich in seinem bescheidenen Sinne von so viel Güte betroffen und vergaß darüber zum Theil die Zurücksetzungen, die ihm als Ausländer früher zu Theil geworden. Einen Augenblick sogar schwankte sein Entschluß vor den glänzenden Aussichten befriedigten Ehrgeizes – aber nur einen Augenblick, dann trat das liebevolle Bild seiner blauen Heimatberge, die Stille des väterlichen Hauses und der alternde Vater selbst wieder lebhaft vor seine Seele und – sein Entschluß stand unwiderruflich fest, auf dem einmal ausgesprochenen Vorsatze zu, beharren.

An dem Tage, wo er die dahin lautende Antwort nach M. . . sandte, kam ein Brief aus der Heimat an. Er zeigte zwar die Handschrift des alten Vaters, aber dieselbe war auffällig entstellt. Die steifen Finger, welche die Feder geführt, hatten offenbar gezittert und auch die in dem Schreiben ausgesprochenen Gedanken liefen nicht so klar wie sonst nach einander ab.

Der alte Herr billigte die Absicht seines Sohnes vollkommen, ja er freute sich darüber. Er bat ihn, zu eilen, um die Heimat zu erreichen, da er selbst krank sei und ihn bald zu sehen wünsche, um ihm *wichtige Dinge* – diese Worte waren dreimal unterstrichen mitzutheilen.

Bodo konnte die Zeit kaum erwarten, bis sein Abschied eintraf. Um keinen Tag länger in der Fremde aufgehalten zu werden, wenn derselbe kam, verabschiedete er sich bei allen Bekannten im Voraus, packte seine Koffer und sandte seine

mit kleinen Sammlungen antiker Schätze gefüllten Kisten nach Hause.

Endlich an einem der ersten Decembertage erhielt er zwei Schreiben zu gleicher Zeit. Das erste, aus M. . . enthielt seine Entlassung aus dem königlichen Staatsdienste und in huldvoller Anerkennung seiner Verdienste – einen hohen Orden, deren er schon eine ziemliche Anzahl besaß. Das zweite – ach! warum muß es solche Schreiben auf der Welt geben! – war von einer fremden Hand geschrieben und enthielt die Nachricht, daß Herr Valentin von Sellhausen nach kurzem Krankenlager gestorben sei, ohne seinen dringendsten Wunsch, noch einmal seinen Sohn zu umarmen, erfüllt zu sehen. Beigefügt war die wohlthuende Bemerkung, daß man auf dem verwaisten Gute den jungen Herrn und Erben sehnlichst erwarte und daß man Alles im alten Geleise belassen werde, bis er selbst erscheine und seine Bestimmungen treffe.

Diese von der Oberwirthschafterin in Sellhausen, einer alten Dame und Vertrauensperson des Verstorbenen, verfaßten Zeilen ergriffen unsern Freund auf das Tiefste. Einen Vater zu verlieren, selbst wenn man mit ihm so selten in nähere Berührung getreten, wie hier, ist für ein gefühlvolles Kinderherz immer ein harter Schlag und Bodo empfand denselben in seiner ganzen Schwere. Alle Lichtseiten des Dahingeshiedenen traten, von der Sonne der Erinnerung hell beleuchtet, vor sein geistiges Auge und er faßte die festesten Entschlüsse, das Andenken desselben dadurch zu ehren, daß er sich als ein seines Vaters würdiger Sohn nach allen Richtungen bewähre – Entschlüsse, die freilich mehr dem Charakter des Lebenden zur Ehre gereichten, als sie Freude auf

das Haupt des Entschlafenen auszugießen im Stande waren, da er keine Kenntniß mehr von ihnen nehmen sollte. –

Zwei Tage nach Empfang dieses Schreibens verließ Bodo Athen, um in gerader Linie nach Deutschland und in sein leergewordenes Vaterhaus zurückzukehren.

## ZWEITES KAPITEL. DER LETZTE WILLE DES VATERS.

Wie wir schon wissen, war Bodo von Sellhausen seit seiner frühesten Jugend nur selten und stets nur auf kurze Zeit auf dem väterlichen Gute gewesen, es war also natürlich, daß er sich demselben einigermassen entwachsen fühlen, viel natürlicher aber noch, daß sein Wesen und Charakter den Bewohnern und Nachbarn desselben ziemlich unbekannt geblieben sein mußte. Seitdem er jedoch in Griechenland gelebt, hatte er die Heimat gar nicht wiedergesehen und schon dadurch, daß er allmählig eine höhere amtliche Stellung eingenommen, war – gewiß ohne seine Schuld – eine sowohl innere wie äußere Entfremdung zwischen ihm und den dort Wohnenden eingetreten.

Was zunächst die benachbarten Freunde und Verwandten des alten Herrn von Sellhausen betrifft, so gehörten dieselben größtentheils einer Art von Leuten an, die sich immer gern mehr um anderer Menschen Angelegenheiten als um ihre eigenen bekümmern, daher war es kein Wunder, daß der so lange abwesende Sohn und Erbe des gastlichen Gutsheeren schon oft genug ihre Aufmerksamkeit erregt und ihre Neugierde in Spannung versetzt hatte, womit ohne Zweifel eine Kritik des Abwesenden verbunden ward, die eben nicht die liebeichste war.

Namentlich die umwohnenden Junker – von denen wir die interessanteste Gruppe noch kennen lernen werden –

konnten ihm vor allen Dingen nicht verzeihen, daß er außer Landes gegangen, in den Dienst einer fremden Macht getreten und sich unter der Aegide derselben zu einer Stellung emporgeschwungen, wie sie niemals einer der Ihrigen erreicht hatte. Derartige Neigungen und Bestrebungen mußte, ihrer Meinung nach, kein unter ihnen gebotener Landedelmann haben, er gehörte auf sein Gut, unter seine Pferde, Kühe und Schafe, er mußte frei bleiben von allen äußeren Einflüssen und sich mit Dem begnügen, was ihm der liebe Gott zwischen seinen vier Pfählen beschieden.

Sodann waren ihnen der höhere Grad von Bildung, sein Wissen, seine Kenntnisse von jeher ein Dorn im Auge gewesen, eine Bildung, die sie ebenfalls nur aus den Lobpreisungen »beschränkter Menschen« kannten und die ein Landedelmann von ächtem Schrot und Korn nun und nimmer zu besitzen braucht. »Der bildet sich viel auf sein Bißchen Weisheit ein,« pflegten sie bei jeder Gelegenheit zu sagen, »und er sollte doch nie vergessen, daß er seines Vaters Sohn ist, der nichts zu wissen braucht und darum doch und darum erst recht als ritterlicher Herr leben und sterben kann, wie wir.«

Daß er sie ferner nie aufgesucht, wenn er einmal nach Hause gekommen, daß er ihnen sogar überall aus dem Wege gegangen, wenn er mit ihnen hätte zusammentreffen können, legten sie ihm als einen dummen Stolz aus, den er bei den albernen Engländern, den verkommenen Griechen oder Gott weiß sonst wo aufgeschnappt; er solle nur erst auf längere Zeit nach Hause zurückkehren, dann würden sie ihm schon die ausländischen Manieren abgewöhnen und ihm zeigen, was bei ihnen feine Sitte sei.

Dergleichen cavaliermäßige Redensarten konnte man jeden Tag und überall in der Runde von Sellhausen hören, nur drückte man sich in einzelnen Familien noch viel »verständlicher« aus. Mochte man jedoch sagen, was man wollte, ein gewisser Neid ging wie ein gelber Faden durch alle diese Gespräche hindurch, der Neid gegen den »abtrünnigen Landdessohn«: nicht allein ein bedeutendes Stück von der Welt gesehen und in der großen Welt gelebt, sondern auch eine Rolle darin mitgespielt zu haben, ein Vorzug, den bekanntlich Leute von einem gewissen Schlage ewig zu bespötteln, aber niemals zu verzeihen geneigt sind.

Viel weniger lieblos bekrittelt und grundlos gescholten wurde Bodo von den Bewohnern seines einsamen väterlichen Gutes; unter diesen gab es sogar zwei, die ihm, so lange sie ihn kannten, mit warmem Herzen zugethan waren und ihn auch jetzt gegen jene ungerechten Beschuldigungen nach Kräften in Schutz nahmen.

Diese Personen waren der Verwalter und die Oberwirthschafterin, welche Letztere uns noch sehr oft in diesen Blättern begegnen wird; wir müssen aber auch auf den Ersteren einen kurzen Blick der Betrachtung fallen lassen. – Herr Hinz war schon seit fünfzehn Jahren Verwalter bei Herrn von Sellhausen gewesen und hatte sich in dieser Zeit als ein überaus treuer und gewissenhafter Mann bewiesen, dem die Interessen des Gutsherrn warm am Herzen lagen. Er stand in den Vierzigen, war ein umsichtiger und dabei bescheidener, stiller Mensch und wußte in allen Winkeln zu schalten und zu walten, ohne sich im Geringsten das Ansehen zu geben, als sei er es vorzugsweise, der die Maschinerie in Ordnung halte, die das ganze äußere Hauswesen in Bewegung setzte.

Eine noch bevorzugtere Stellung auf dem Hofe und im Hause als er hatte von jeher die Oberwirthschafterin, Fräulein Treuhold, auf Sellhausen eingenommen, auch war sie schon länger in der Familie und hatte dem alternden Guts Herrn in mancher trüben Stunde mit Rath und That zur Seite gestanden. Sie war eine Verwandte des schon genannten Meier's zu Allerdissen und von diesem dem Freunde als zuverlässig und »treu wie Gold« empfohlen worden, was derselbe auch in allen Punkten länger als zwanzig Jahre hindurch bestätigt gefunden. Jetzt war sie ein fast sechszigjähriges Fräulein von jener angenehmen Bildung, die in den Formen des geselligen Lebens sehr gut Bescheid wußte, so daß sie mit eben so viel Anstand wie Geschick die Honneurs des Hauses machen konnte, mochte zu Gaste kommen wer wollte.

Auch ihre äußere Erscheinung war stattlich und würdevoll; man sah ihr an, daß sie sich wohlgepflegt und daß die kleinen Sorgen des Lebens weder ihrer Gesundheit, noch ihrem rührigen Thun und Treiben irgend einen merklichen Abbruch gethan hatten.

Von Gemüth war sie das sanfteste und bescheidenste Wesen der Welt. Ihr Geist, keineswegs auf das Hauswesen allein beschränkt, hatte sich weit über die Gränzen ihrer Pflichterfüllung hinausbewegt und so war sie wohl geeignet gewesen, die Gefährtin und Freundin des entschlafenen Herrn zu sein, dessen Vertrauen sie in jeder Richtung besessen hatte. Vor allen Dingen aber zeichnete sie eine treue Anhänglichkeit an die Familie aus, deren Brod sie nun schon so lange aß, und sie wäre gewiß die Letzte gewesen, die auch nur den kleinsten Stein auf das Haupt des abwesender Erben

hätte fallen lassen, selbst wenn sich eine Gelegenheit dazu geboten hätte.

Sie hatte Bodo zum ersten Male als zehnjährigen Knaben gesehen, zu einer Zeit, als er noch Zögling des jetzt verstorbenen Landgeistlichen war; und schon damals hatte sie den mutterlosen Knaben mit seinen braunen langwogenden Locken, der so fröhlich und unbewußt, was ihm das Leben bieten würde, aus dem väterlichen Hause schritt, liebgewonnen. Diese Zuneigung hatten die späteren Jahre nicht zerstört, im Gegentheil, sie war gewachsen, denn Bodo begegnete ihr stets mit herzlicher Theilnahme, mit wohlwollender Aufmerksamkeit, so oft er ihr nahe kam, und nur in den letzten Jahren, seitdem sie den Herrn Legationsrath nicht gesehen, war ihre Neigung mit einer gewissen Besorgniß verschwistert: ob der junge Herr – wie er noch immer genannt wurde – auch wohl noch ihrer eingedenk sein werde, ihrer, die doch so wenig würdig sei, von einem so vornehmen Herrn, der mit Fürsten und Ministern verfahren der fast »die ganze Welt« gesehen und so viele Erfahrungen gesammelt, beachtet zu werden.

Und nun, nun war er mit einem Male Herr des ganzen großen Gutes und aller Besitzthümer seines guten Vaters geworden! Ob ihn das nicht stolz und kalt gegen sie machen würde? Diese Besorgniß ängstigte sie mehr, als sie eingestehen mochte, und fast keine Nacht verging, ohne daß sie sich die Reden einstudirte, die sie ihm halten wollte, wenn er zurückkehrte, um ihn nur ja nicht auf irgend eine Weise zu verletzen und ein Lächeln von seinem Munde zu erobern, das ihm schon in der Jugend so schön gestanden, zumal er meist ernst gewesen und still vor sich hin gelebt hatte.

Aehnliche Gedanken beschäftigten sie seit dem Begräbniß des alten Herrn fast jede Stunde. Sie zählte wohl zehnmal täglich die Tage, die der Legationsrath zur Reise in die Heimat gebrauchen könnte, denn daß er bald kommen würde, hatte sie bereits aus den Zeitungen erfahren, die sie sehr eifrig las und in welchen die gewünschte Entlassung desselben und seine demnächstige Rückkehr nach Deutschland angezeigt war. Da er aber gewiß über M. . . nach Hause kam, um dort erst seine dienstlichen Obliegenheiten zu beseitigen, so kannte sie den Tag seines Eintreffens nicht und so erwartete sie ihn schon, bevor er noch kommen konnte, täglich, je mehr der December seinem Ende entgegenging und je tiefer der Schnee Land, Hof und Haus unter seine weiße Decke begrub.

---

Der December schritt immer weiter vor. Schon war das Weihnachtsfest – das traurigste, was man je auf Sellhausen begangen – vorüber und das neue Jahr kam näher und näher und immer noch nicht war der junge Herr gekommen, um den Hausbewohnern die Spannung ihres Herzens zu benehmen und frisches Leben in das todstille Haus zu tragen.

Es war ein Sonntag, der gerade zwei Tage vor den Schluß des Jahres fiel, und dabei recht bitter kalt, obgleich die Wintersonne klar und fröhlich vom Himmel schien. Vormittags waren fast alle Hausbewohner, Fräulein Treuhold mit eingerechnet, in der nächsten Dorfkirche zum Gottesdienste gewesen, Nachmittags war der Verwalter in die Stadt geritten und die Knechte hatten ihre Bekannten in der Nachbarschaft aufgesucht. Nur zwei Mägde saßen unten in der Küche am

warmen Herde und spannen, eine Arbeit, die man auf Sellhausen selbst Sonntags zu verrichten für keine Sünde hielt. So war es überall still und ein wahrer Trauergeist schien auf Haus und Hof zu ruhen.

Fräulein Treuhold saß allein in ihrer Stube, die dicht neben dem Hausflur im unteren Stockwerke gelegen war und die Aussicht über den langen öden Hof bot. Es war ein mit Bildern und Teppichen, hübschen Möbeln und bequemem Sopha freundlich geschmücktes Stübchen und dabei gemüthlich warm, denn die Bewohnerin hatte noch so eben frische Kohlen auf den Rost des glänzend polirten eisernen Ofens geworfen.

Auf dem ovalen Tische vor dem Sopha brodelte über Kohlen der Kaffee in einer Kanne von Britanniametall, so eben von einer der Mägde hereingebracht, und eine Tasse, noch unangerührt, stand auf dem kleinen Tische am Fenster, vor dem in einem glänzenden Sessel die alte Hausdame saß und an einem wollenen Strumpfe strickte.

Wie es die Trauerzeit erheischte, war sie ganz schwarz gekleidet und das lange schwerwollene Kleid und die düstere Tüllhaube standen dem vollen, noch immer frischen Gesichte nicht übel, welches von einem dichten Lockengeringel silberschimmernder Haare eingefaßt war. Daß die alte Dame, obgleich wohlbeleibt, doch so rüstig und schnell in der Wirthschaft und beim Gehen und Treppensteigen sein konnte, sah man ihr in diesem Augenblicke gewiß nicht an. Nachlässig in ihren Stuhl zurückgelehnt, bewegte sie nur mechanisch und langsam die metallenen Nadeln; ihr Geist war keineswegs mit der Arbeit beschäftigt, die sie in den Händen hielt, und ihr Auge schaute trübsinnig in's Freie hinaus, wo

nichts sich regte, denn der zugefrorene Teich war von seinen geflügelten Bewohnern verlassen und selbst die beiden großen Hofhunde in der Mitte des großen Raumes waren vor Frost bebend in ihre warmen Hütten gekrochen. Nur die schönen weißen Tauben flogen unruhig hin und her, pickten hier und da ein entfallenes Körnchen auf und schwingen sich dann mit laut klatschenden Flügeln in die Luft, um weit über die Felder hin einen lustigen Ausflug zu unternehmen und sich so den langweiligen Winternachmittag nach bestem Vermögen zu vertreiben.

Unaufhaltsam rückte die Zeit vor und allmählig ging das grelle Licht des Tages in linde abendliche Dämmerung über. Aber die alte Dame bemerkte es nicht, sie seufzte nur dann und wann leise auf und fing von Zeit zu Zeit wieder rascher zu stricken an. Ihre Gedanken schweiften in alte Zeiten zurück und kehrten zur Gegenwart wieder, je nachdem sie bald an den gestorbenen Vater, bald an den lebenden Sohn und vielleicht auch an etwas Anderes dachte, was, ihr selbst nicht recht klar bewußt, wohl zwischen Beiden lag.

»Ja,« sagte sie endlich halblaut zu sich, »wenn er noch lebte, dann würde es heute hier nicht so still und traurig sein, dann würden wir das Haus voller Gäste haben und ich mich vor Arbeit und Hast nicht lassen können. Doch nein, es sollte nicht sein, Gott hat es so gewollt und man muß damit zufrieden sein! Aber der junge Herr – ach! wo er nur bleibt! Ob er wohl schon in M. . . gewesen sein mag? Doch gewiß – er ist uns am Ende schon ganz nahe – mein Gott, wie erschreckt mich *der* Gedanke, trotzdem er so angenehm ist! Wenn er nur heute nicht kommt, wo ich ganz allein bin! Und die Zimmer oben sind nicht geheizt – gestern freilich waren sie es – nur die kleinen Stuben, die der junge Herr

immer am liebsten wegen der schönen Aussicht bewohnte, sind warm – ha, wie bewegt mich die Vorstellung, daß er nun so plötzlich kommen könnte! Na, die Angst will ich nicht noch einmal ausstehen; morgen soll das ganze Haus von Oben bis Unten warm sein, denn es wäre doch niederschlagend, wenn er in die großen Zimmer gehen wollte und sie so eisig fände! – Aber nein, er wird nicht kommen,« fuhr sie, still vor sich hinlächelnd, fort, »ich glaube immer noch, daß er vorher schreibt. O, wie begierig bin ich, ihn zu sehen, nachdem er beinahe vier Jahre nicht hiergewesen ist! Wenn er nur nicht zu vornehm und schweigsam ist – denn still war er fast immer, besonders wenn er mit seinen großen dunklen Augen –«

Da unterbrach sie ein Geräusch, das sie bis in das Mark vor Schreck erbeben ließ. Die beiden großen Hunde sprangen plötzlich wüthend und zu gleicher Zeit aus ihren Hütten und stürzten, so weit ihre Ketten reichten, nach dem fernen Hofthor hin, indem sie ein furchtbares Geheul ausstießen. Dann waren sie wieder einen Augenblick still und horchten mit gestäubtem Haar und gespitzten Ohren in dieselbe Richtung.

Fräulein Treuhold fuhr von ihrem Sitze empor, riß einen Fensterflügel auf und lauschte mit angehaltenem Athem hinaus. Da war es ihr, als ob sie in der eben eingetretenen Pause ein seines Schellengeläut vernahme, das sich rasch dem Hofthore näherte.

»Mein Gott!« rief sie. – »Ein Schlitten – ha, da ist er schon – eben fährt er in das Thor – und so wahr ich lebe, ein Herr sitzt darin – ohne Diener aber – sollte *er* es sein?«

Sie sollte nicht lange in Zweifel bleiben. Ein einfacher Schlitten, ohne Prunk und Zier, von zwei mageren Pferden

aus der nächsten Stadt gezogen, die sie zu kennen glaubte, kam rasch mit weithin tönendem Geläut auf den Hof gefahren, nun erst recht von den wachsamen Hunden begrüßt. Hinter dem Kutscher, halb in einen weiten Biberpelz vergraben, saß ein einzelner Herr, der mit neugierig vorgestrecktem Kopfe ringsum schaute, als wolle er irgend einen Bekannten auf dem leeren Gehöft ausfindig machen.

Schnell kam der Schlitten näher, schon hatte er den Teich hinter sich gelassen und gleich darauf fuhr er mit lautem Peitschenknall die glatte Rampe herauf – und richtig, der so lange erwartete, jetzt beinahe mit Besorgniß erblickte Erbe war es in der That.

»Mein Gott, mein Gott!« rief die alte Dame, das Fenster zuschlagend und halb bewußtlos in ihren Stuhl sinkend, als versagten ihre zitternden Kniee den Dienst. »Und nun bin ich ganz allein – meine – Schlüssel – wo sind sie nur gleich – ach! muß wir denn heute Alles verkehrt gehen!«

Aber gleich darauf hatte sie sich gefaßt. Mit einer fast leidenschaftlichen Heftigkeit riß sie sich aus ihrer halben Betäubung empor und sprang dann wie ein junges Weib dem so eben aus dem Schlitten gestiegenen Gaste entgegen.

Als sie die Hausthür mit bebenden Händen geöffnet und ganz bleich vor Schreck an die Außentreppe trat, fuhr sie zurück, denn in demselben Augenblick schritt ihr der Sohn ihres verstorbenen Herrn entgegen, streckte ihr, mit leuchtenden Augen ihre ganze Gestalt überfliegend, beide Hände entgegen und rief:

»Meine liebe Treuhold! Da bin ich, ja, ja! Aber wie, ich habe Sie wohl gar erschreckt?«

»Gnädigster Herr!« stammelte sie, seine Hände erfassend und den Zögernden in den wärmeren Flur ziehend, »ja, ich

bin so erschrocken, daß ich Sie nicht anders empfangen kann – denn ich bin ganz allein – alle Andern sind fort und – ich habe Sie gewiß nicht so unangemeldet erwartet.«

»Das thut nichts, meine Liebe,« erwiderte er rasch. »Aber gehen Sie hinein, es ist kalt und ich komme gleich.«

Und nun trat er noch einmal zurück und gab dem Kutscher Geld und einige Anweisungen, der dann einen kleinen Koffer einer so eben herbeigeeilten Magd überreichte und darauf sein Gefährt bestieg und wieder langsam den Rückweg antrat.

Unterdessen war das alte Fräulein in die warme Stube zurückgetreten, die Hände ringend und das verlegene Gesicht von glühendem Roth übergossen, denn das vorher zum Herzen getriebene und da festgehaltene Blut strömte jetzt ungestüm wieder in den Kopf zurück. Gleich nach ihr trat auch der Legationsrath ein, reichte ihr noch einmal die Hände und sagte:

»Ja, ich komme unangemeldet, meine liebe alte Freundin, aber ich liebe es nicht, meinerwegen viele Umstände machen zu lassen, und so kam ich, so rasch ich konnte.«

»Aber ohne alles Gepäck und ohne Diener?« fragte die zitternde Dame halblaut, als ob sie zu sich selber spräche.

»O, ich brauche keine Diener bei meiner Rückkehr, hier giebt es dienstbare Hände genug, und meine Sachen kommen nach – was ich augenblicklich gebrauche, habe ich bei mir.«

»Aber, mein Gott, nun sind die Zimmer oben nicht geheizt!« rief sie, ihm dienstfertig den Pelz ausziehen helfend, den er eben ablegte, und nun stand er vor ihr in einem festzugeknöpften Reiserocke und schaute sie wirklich mit seinen großen dunklen Augen lächelnd an, wie sie es vorher

gedacht. Er war ein großer, mehr schlanker als wohlbeleibter Mann mit dunklem, starken Haar, leuchtenden Augen und einer mattbleichen, doch gesunden und von der Sonne des Südens leicht gebräunten Gesichtsfarbe, die durch einen vollen Backen- und Schnurrbart von glänzendem Tiefbraun mehr belebt als beeinträchtigt wurde. In seinem freundlichen Blicke, dem warmen Herzenstone, mit dem er sprach und überhaupt in der ganzen Art und Weise, wie er seine wenigen Worte kundgab und sich dabei ruhig und fast unhörbar bewegte, lag eine gewisse siegreiche Geistesgewalt, die sich auf der Stelle fühlbar machte und doch zum Herzen sprach, wie sie auch sogleich ihre Wirkung auf die alte Dame übte, zumal durchaus nichts Gekünsteltes, absichtlich Vornehmes damit verbunden war. So stand sie denn auch jetzt und sah ihn fast erstaunt an. Sie schien in seinen wohlwollenden Zügen irgend eine Aehnlichkeit mit seinem Vater zu suchen, aber noch nie wie in diesem Augenblick war ihr aufgefallen, daß Bodo von Sellhausen seinem Vater fast in keiner Weise glich.

Indessen, er ließ ihr nicht lange Zeit, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen. Er hielt noch immer eine ihrer Hände gefaßt, zog sie mit leiser aber unwiderstehlicher Gewalt in das Sopha und sah sie dann lange sprachlos vom Kopfe bis zu den Füßen an, als wolle er die alte Bekannte in jedem Zuge wiederfinden.

»Meine gute alte Treuhold,« sagte er warm, »ja, da bin ich. Und wenn auch die Zimmer oben nicht geheizt sind – das schadet nichts – hier bei Ihnen ist es so behaglich warm und freundlich, daß ich mich gern den Abend über hier aufhalten werde, wenn Sie es erlauben, und für die Nacht wird doch mein altes Zimmer in Ordnung zu bringen sein.«

»O, das ist schon lange in bester Ordnung, gnädigster Herr – Gott sei Dank!«

»Nun, warum denn so athemlos, Liebe, dann ist ja Alles gut, und – Sie werden mich doch auch ferner wohnen lassen, wo ich immer so gern gewohnt? Doch lassen wir das jetzt, wir haben Wichtigeres zu sprechen – zuerst das Allerwichtigste – also – mein guter Vater ist todt?«

Er sprach das mit einem herzlichen innigen Tone, der der alten Dame sogleich die Thränen in die Augen lockte. So ergreifend und gefühlvoll hatte sie die ersten begrüßenden Worte des Erben doch nicht vorgestellt und ihre ganze Seele flog dem so unerwartet Zurückgekehrten gleichsam mit Sturmeseile entgegen.

»Ja,« sagte sie schluchzend – »Ihr guter Vater ist todt – und er hat nicht mehr das Glück gehabt, Sie so frisch und gesund in der Heimat zu sehen, wonach er in den letzten Monaten sich so herzlich gesehnt.«

Der Legationsrath senkte die Augen und beschattete sie eine Weile mit der Hand. Sie waren feucht geworden und er mußte sich große Gewalt anthun, die jählings ausbrechende Rührung zu unterdrücken. Aber sich rasch zusammennehmen, legte er seine rechte Hand leise auf die Schulter der alten Dame und sagte mit weichem Tone: »So sprechen Sie Alles aus, was über diesen Punkt gesagt werden muß. Erzählen Sie mir von meinem Vater, von seiner Krankheit, – seinem Tode und was Alles dabei vorgefallen ist.«

Bei Gelegenheiten, wie die vorliegende, mangelt es alten Damen selten an einer Fülle heißer Zähren, und auch hier dauerte es etwas lange, bis Fräulein Treuhold sich fassen

und im Zusammenhange die Vorfälle der letzten Monate erzählen konnte. Dann aber that sie es mit einer Umständlichkeit, die nichts zu wünschen innig ließ, und alle Einzelheiten berichte sie der Reihe nach, wie ihr gutes Gedächtniß sie treulich aufbewahrt.

Bodo hörte sie schweigend, aufmerksam und von der innigsten Theilnahme ergriffen an. Selbst als sie fertig war schwieg er noch immer und hielt den Arm auf die Hand gestützt, während er den Arm auf die Kissen des Sophas gelehnt hatte. Er mochte mit seinen innersten Gedanken beschäftigt sein und nur mit Mühe seinen Schmerz bekämpfen. Nach geraumer Zeit aber that er wieder einige Fragen, die seine alte Freundin stets rasch und mit der größten Bereitwilligkeit beantwortete.

Darüber war eine ziemlich lange Zeit vergangen und in dem Zimmer war es noch dunkler als draußen geworden, was die Redenden kaum zu beachten schienen. Beide sprachen eben einen Augenblick lang nicht, als die Thür aufging und eine Magd den Kopf durch den Spalt steckte und fragte, ob sie kein Licht bringen solle.

»Ja, ja,« rief das Fräulein, »gewiß Licht – aber warte – und was sonst noch, Herr Legationsrath?«

Bodo von Sellhausen stand von seinem Platze auf und stellte sich an den Ofen. »Wenn Sie eine Tasse Kaffee haben,« sagte er fast bescheiden, »so geben Sie – sie mir.«

»Gleich, gleich, Herr!« und »Entschuldigen Sie einen Augenblick!« rufend, war sie rasch zur Thür hinausgeschlüpft, um draußen der wartenden Magd schnell einige Befehle zu geben. Aber sie versprach oder widersprach sich dabei oft, so daß die Magd aus der sonst so ruhigen Dame kaum klug werden konnte. Der Grund dieser Zerstretheit war ein ganz

besonderer, und um ganz treu in unsern Berichten zu sein, wollen wir ihn wenigstens andeuten. Wir haben schon gesagt, daß Fräulein Treuhold das Gesicht ihres jetzigen Herrn mit scharfem weiblichen Auge durchforscht und in Wahrheit nicht darin gefunden hatte, was sie zu finden erwartet. »Er sieht mir ganz anders aus als sonst,« sagte sie sich wiederholt im Stillen, »oder kommt das vielleicht daher, daß ich mir ihn noch nie so genau angesehen habe? Gewiß, er ist viel männlicher und noch viel ruhiger geworden, als er früher war. Aber seinem Vater sieht er gar nicht mehr ähnlich und doch – doch ist etwas Bekanntes in diesem Gesicht, was mich an – o, an Wen, an Wen doch erinnert? – Nein, nein, ich kann es nicht finden, jetzt nicht, aber das ist ja auch nicht nöthig, ein andermal wird es sich schon erklären. – Aber Rieke, ich bitte Dich,« wandte sie sich plötzlich zu der in der Küche hin- und herfahrenden Magd, die vor lauter Hast Alles verkehrt anfaßte, »tummle Dich doch – rasch – Du weißt jetzt Alles – Kaffee, Kuchen, Butter und was sonst dazu gehört – ich habe keine Zeit, mich hier länger anzuhalten.«

Sie huschte aus dem Erdgeschoß, worin die Küche lag, wieder die Treppe hinauf und, die Hand auf das noch immer laut pochende Herz gedrückt, trat sie in ihr Zimmer ein, wo der Legationsrath wieder in der Sophaecke saß und mit ruhigster Geduld die Zurückkehrende erwartete.

Bald daran kam der Kaffee und Alles, was die umsichtige Magd zu einem Vesperbrod für geeignet hielt, und nach der langen kalten Fahrt ließ es sich der Sohn des Hauses trefflich schmecken, was die alte Dame so überaus beruhigte,

daß sie zuletzt ihm dabei half und zwischendurch die Fragen beantwortete, die er noch zahllos in Vorrath zu haben schien.

So war es allmählig und unbemerkt Abend geworden und immer noch saß Bodo von Sellhausen unbeweglich auf derselben Stelle bei der alten Hausdame und machte keine Miene, sie zu verlassen, als fühle er instinctmäßig, daß noch nicht Alles zwischen ihnen abgethan sei.

Als sie nun aber nach einer etwas längeren Gesprächspause fragte, ob er sich nicht in sein Zimmer begeben, sich ruhen und später zum Abendessen herunterkommen wolle, erwiderte er:

»O nein, ich esse überhaupt Abends selten und heute habe ich nicht den geringsten Appetit. Lassen Sie uns um neun Uhr eine Tasse Thee trinken und gestatten Sie mir, heute Abend bei Ihnen zu bleiben. Wer weiß, wann wir wieder so gemüthlich bei einander sitzen und ungestört plaudern können!«

Natürlich stimmte die alte Dame freundlich bei und man setzte, wiewohl etwas weniger lebhaft, das unterbrochene Gespräch fort. Immer wieder kam Bodo, wie von einer unbekanntem Gewalt dazu getrieben, auf das alte Thema zurück, als erwarte er, noch etwas ganz Besonderes zu hören, und Fräulein Treuhold mußte ausführlich das ganze Leben schildern, wie es innerhalb der letzten Jahre sich im Hause abgewickelt hatte.

Während sie ihre Erzählung, mitunter dabei strickend, vortrug, war Bodo ein überaus scharfer Beobachter und glaubte schon lange eine gewisse Befangenheit, dann und

wann sogar ein verlegenes Stocken an der Erzählenden bemerkt zu haben, als überlege sie insgeheim etwas ihr Peinliches oder als suche sie irgend eine Gelegenheit, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu leiten. Endlich wurde sie sichtlich unruhig und blickte verstohlen hin und her, und um ihrer Pein ein Ende zu machen, sagte Bodo endlich mit milder Stimme:

»Meine liebe Treuhold, Sie haben mir nun alles erzählt, was mich für den Augenblick interessiren kann. Ich weiß, womit mein Vater sich in den letzten Tagen beschäftigt, was er in seinen letzten Stunden gesprochen und gewünscht bat. Aber, sprechen Sie aufrichtig, hat er Ihnen nichts weiter über mich selbst gesagt oder Ihnen sonst noch einen Auftrag an mich übergeben?«

Die alte Dame fuhr fast erschrocken zusammen denn ihr junger Herr schien den häklichen Punkt, der sie schon lange heimlich beschäftigte und dessen Abwicklung sie möglichst schnell herbeisehnte, errathen zu haben.

»Ach lieber Gott,« sagte sie, tief aufseufzend, »ist mir doch, als ob Sie in meinem Herzen lesen könnten; ich habe es Ihnen schon lange sagen wollen und doch wünschte ich Sie nicht gleich bei Ihrem Eintritt in's Haus damit zu behelligen.«

»Wie so, meine Liebe, ist es denn etwas Unangenehmes, was Sie mir zu sagen haben?«

Die Alte stockte, und zwar so lange, daß es angenscheinlich war, sie könne ihre Gefühle nicht in den richtigen Ausdruck kleiden, daher fuhr Bodo zu reden fort:

»Ich bitte Sie,« sagte er mit feierlichem Ernst, der etwas Unwiderstehliches hatte, was Sie zu sagen haben, mir rasch und ohne Umschweife mitzutheilen. Ich bin ein Mann, der

Alles hören kann, was mein Vater mich durch eine Person wissen läßt, die, wie ich wohl weiß, sein ganzes Vertrauen besaß und der ich auch das meine zu schenken bereit bin, wenn sie es besitzen will.«

»O Gott!« rief die alte Dame tiefbewegt, »wir dankbar bin ich Ihnen für dies Wort und ich hoffe wirklich auch Ihr Vertrauen zu verdienen, wenn Sie mich damit beehren wollen. Aber zu *hören* haben Sie über Ihren Herrn Vater von mir weiter nichts, vielmehr nur etwas –«

»Nun was?« unterbrach sie der Legationsrath mit ermunterndem Blick, da sie innehielt.

»Zu *lesen*, was er selbst geschrieben hat.«

»Ah! Einen Brief etwa an mich?«

»Ja!« sagte ihr nickendes Haupt, obgleich ihre Lippe stumm blieb, und sogleich erhob sie sich, trat hurtig an ihren Schreibtisch und holte einen dreifach versiegelten großen Brief hervor, dessen von der Hand des Verstorbenen geschriebene Adresse lautete:

»An meinen Sohn Bodo, durch meine treue Pflegerin Treuhold nach meinem Tode in seine Hände zu legen.«

Bodo erhob sich, als sie mit dem Briefe an ihn herantrat und mit feierlichem Nachdruck sprach:

»Da haben Sie ihn. Es ist der einzige und letzte Auftrag, den mir Ihr sterbender Vater für Sie gab und ich habe mich desselben auf seinen und Ihren Wunsch jetzt entledigt.«

»Ich danke Ihnen!« erwiderte Bodo ruhig und trat an den Tisch, um beim Scheine der großen Lampe die Aufschrift zu lesen. Er las sehr lange daran, obwohl sie sehr kurz war,

und endlich wiederholte er die Worte laut, als habe die alte Dame sie bis jetzt noch nicht gekannt.

Endlich drehte er den Brief herum, betrachtete ihn genau und legte ihn dann still auf den Tisch, worauf er sich wieder auf seinen vorigen Platz niederließ. »Es ist gut,« sagte er, »ja, Sie haben Ihren Auftrag erfüllt. Der Brief selbst aber soll mich begleiten, wenn ich nachher zur Ruhe gehe, denn was mir mein Vater zu sagen hat, kann und wird nicht im Stande sein, meinen Schlummer zu verscheuchen.«

Fräulein Treuhold erwiderte nichts auf diese mit tiefem Gefühle gesprochenen Worte, aber sie sah beklommen aus und betrachtete mit seltener Aufmerksamkeit ihr wieder zur Hand genommenes Strickzeug, als hafte etwas außerordentlich Merkwürdiges daran. Plötzlich aber erhob sie sich ganz leise, bat um Entschuldigung, daß sie ihn verlasse, und schützte als Grund ihres Weggehens eine Wirthschaftsangelegenheit vor.

Nach einer halben Stunde kam sie wieder und gleich darauf wurde der Theetisch in Stand gesetzt. Das Gespräch der daran Sitzenden war fast verstummt, wenigstens wurden nur gleichgültige Dinge verhandelt, nachdem das Hauptthema beendet und der Stein von der Brust der alten Dame hinweggenommen war.

So verging ihnen die Zeit und allmählig wich der Nacht, was die kleine Stutzuhr im Zimmer mit ihren zehn lauten Schlägen verkündete. Kaum hatte sie ausgeschlagen, so stand Bodo auf und reichte seiner Gefährtin die Hand. »Es ist zehn Uhr,« sagte er, »und ich weiß, daß Sie stets um diese Zeit zu Bette gehen. Durch meine Anwesenheit sollen Ihre Gewohnheiten in keinerlei Weise beeinträchtigt werden. Ich

danke Ihnen für Alles, was Sie mir so treulich berichtet haben, und ein ander Mal wollen wir ineinander darüber reden. Für heute mag es genug sein. Schlafen Sie wohl und bemühen Sie sich weiter nicht um mich. Ich nehme das Licht hier und mein Zimmer weiß ich zu finden.«

Er verbeugte sich freundlich und nahm das von ihr angezündete Licht. Dann streckte er langsam die freie Hand nach dem auf dem Tische liegenden Briefe aus, nahm ihn, nickte zutraulich und schritt zum Zimmer hinaus.

Die alte Dame stand eine Weile in horchender Stellung mitten im Zimmer und lauschte auf die Schritte des Fortgehenden. Als sie aber die Treppe unter seinen Füßen krachen hörte, athmete sie tief aus, faltete die Hände, hob sie zum Himmel und sagte: »Gott sei Dank, das ist vorüber, er hat ihn! Habe ich mich doch lange genug vor diesem Moment geängstigt, aber jetzt, ja, ja, jetzt ist er vorüber! O, mein lieber junger Herr, der Brief enthält gewiß viel Seltsam für Dich und wer weiß, ob die Worte des Vaters wirklich nicht im Stande sind, den Schlummer seines Sohnes zu stören! Doch, wir werden es ja hören, wie er den Inhalt aufgenommen hat. Er ist eine offene Natur, die nichts in sich verschließen kann, und dabei – zu meinem Troste – ein Mann, der ertragen können wird, was ihm das Schicksal aufgebürdet hat.«

---

Trotzdem unser Freund ein ruhiges Temperament und eine noch größere Selbstbeherrschung besaß, so war doch durch die letzte Unterredung mit der alten Gefährtin seines Vaters und ihr eigenthümliches Benehmen dabei sein Blut

in eine leichte Wallung gerathen; je näher er aber der alten lieben Wohnung kam, um so mehr besänftigte es sich wieder, und als er endlich die Thür aufstieß, die wohnlichen Räume, in denen er früher sein Haupt so oft zur Ruhe gelegt, wiedersah und die gefälligen Anordnungen bemerkte, die Fräulein Treuhold schon lange mit fürsorgender Umsicht hatte treffen lassen, war er wieder der sorglose, gegen alles äußere Ungemach gestählte Mann und das Bewußtsein, eine so friedliche heimatliche Stätte zu haben, that seinem Herzen unendlich wohl.

Das geräumige, mit heller Tapete verzierte Wohnzimmer, woran sich ein kleines bequemes Schlafcabinet schloß, war durch zwei große Lampen behaglich erleuchtet; die alten Nußbaummöbel standen in gefälliger Ordnung, neue Vorhänge und Teppiche schmückten es freundlich, und überall, wohin sein Auge fiel, nahm er die liebenswürdige Absicht wahr, ihm ein wohlthuendes Willkommen auch in diesen stillen Räumen zu bieten.

Ach, und das waren nicht die hauptsächlichsten Vorzüge, die diese einfache Wohnung besaß. Erschien sie ihm schon jetzt im Winter einladend und behaglich, so war sie im Frühjahr, Sommer und Herbst, in Bezug auf die herrliche Aussicht, die sie bot, unvergleichlich.

Da wir von der Hinterfront des großen Hauses noch nicht in die Ferne geschaut, so müssen wir jetzt diese Versäumniß nachholen. Von dem hochgelegenen Zimmer, welches wir eben beschrieben, hatte man das Weserthal in einer großen Ausdehnung vor Augen. Zunächst schloß sich dicht an das Haus der reizende Garten und an diesen der Park an, der terrassenförmig von dem hohen Felsrücken allmählig in das blühende Thal hinabstieg. Diese breiten Terrassen, in

fünffacher Reihe über einander gethürmt, waren die letzten Ueberbleibsel der ehemaligen Befestigungswerke des alten Schlosses und die Kunst hatte hier weislich zur Freude der Menschen benutzt, was die Nothwendigkeit in unruhigeren Zeiten zu ernsteren Zwecken geschaffen.

Dicht am Fuße der untersten Terrasse brach die Weser, heftig strömend und rauschend, durch einen Engpaß von rothem Felsgestein, und während ihr rechtes Ufer eine meilenweit fortlaufende, bis dicht an das Flußbett reichende, anmuthig bewaldete Felswand zeigte, dehnte sich das linke Ufer weit nach Westen und Süden aus, indem die Berge hier in kaum erkennbare Ferne zurücktraten und dem fruchtbaren Lande zu Wiesen und Aeckern, Wegen und Gehöften Raum in Fülle boten.

Dicht an der untersten Terrasse nun strömte die blaugraue Weser vorüber und schlängelte sich in vielfach gewundenem Laufe durch hell leuchtende grüne Wiesen hin, die zur Rechten sich bis zu derselben Landstraße erstreckte, die wir befuhren, als wir uns nach Sellhausen begaben.

Während nun zur Linken nichts als bewaldete Felsrücken sichtbar blieben, deren ausgesprengte rothe Steinmassen nur an ihrer untern Hälfte zu Tage traten, die nächste Baulichkeit in dieser Richtung aber ein alter, halbverfallener Wartthurm war, an dessen Fuß sich ein mit hoher Mauer umgebenes Landgut, die *Cluus* genannt, anschloß, zeigte sich in größerer Nähe zur Rechten, die Chaussee berührend, ein umfangreiches schönes Gut, welches dem Meier zu Allerdissen gehörte, von dem wir schon wiederholt gesprochen haben. Das rothe Dach seines neuerbauten Wohnhauses und der damit verbundenen ungeheuren Tenne lugte freundlich winkend aus den uralten Eichen und Buchen hervor, die es

beschatteten, und dahinter breiteten sich weit die fruchtbeladenen Aecker aus, die der reiche Mann als angestammtes Eigenthum einer uralten Familie von seinem Vater geerbt hatte.

Weiter nach Westen und Süden hin zog die Weser, allmählig stiller und stiller brausend und wie ein silberner Faden im grünen Teppich schimmert, ihren glänzenden Schlangenzug und an dem Punkt, wo sie den Augen verschwand, tauchten die Häuser eines netten Landstädtchens auf, dessen zwei spitze Thürme mit ihrer gothischen Architectur malerisch den Endpunkt des reichen Naturgemäldes abschlossen.

Ringsum aber, auf den Höhen wie im Thale, streckten bald dunkle Tannen, bald saftgrüne Buchen und graue Eichen ihre vollen Wipfel hervor und dazwischen sah man aller Orten eine Fülle von Obstbäumen eingestreut, deren Anordnung und Pflege den praktischen Sinn der umwohnenden Landwirthe bekundeten.

So war die Aussicht, die sich von Bodo's Fenstern bot, im Sommer beschaffen; im tiefsten Winter aber war von dem Allen nur wenig oder gar nichts zu sehen, zumal in dunkler, nur vom falben Mondlicht beschienener Nacht, wie wir sie diesmal vor uns haben.

Nichtsdestoweniger öffnete unser Freund, sobald er einen Blick durch die beiden Zimmer geworfen, ein Fenster und blickte froh bewegt auf die schweigende Landschaft hinaus, die nurr hier und da aus den bewohnten Gebäuden in der Ferne einzelne Lichter herschimmern ließ, sonst aber keine Spur von Leben und Bewegung zeigte, denn selbst der geschäftig rauschende Fluß war vom Froste erstarrt und über seiner Eisfläche lag wie auf allem Uebrigen eine dichte

Schneedecke, unter der sich die müde Erde zu neuer späterer Kraftentwicklung rüstete.

»O,« sagte der einsame Beschauer dieser Landschaft, »auch jetzt ist meine alte Heimat schön und lieblich. Wie friedlich ruht sie in stiller Nacht und wie hoffnungsreich darf man an den goldenen Morgen denken, wenn die Sonne ihren weithin leuchtenden Purpur darüber ausstreut und Ferne und Nähe in ihren schimmernden Mantel hüllt. Sollte man es wohl glauben, daß dieser himmlische Gottesfriede so viel Unruhe und Leid verbirgt? Doch die Natur schafft die Unruhe nicht, der leidenschaftliche Mensch allein trägt den Unfrieden, das Weh, den Schmerz in sie hinein. Wie glücklich könnte man auf solcher Erde leben, wenn, ja, wenn keine Zwietracht in der Welt wäre, wenn die Menschen überhaupt unter einander einig waren, wenn nicht Haß, Neid, Eifersucht und das ganze zahllose Heer aller übrigen bösen Leidenschaften sich darin niedergelassen hätte! – Doch still, heute nichts mehr von Zwietracht und Leidenschaft – nur in der Ruhe und dem Frieden gedeiht das menschliche Herz mit seinen stillen Wünschen und Bestrebungen, und das wollen auch, wir bedenken, indem wir uns jetzt zu dem letzten Willen des Verstorbenen wenden. Gute Nacht also, morgen begrüße ich Euch wieder, Wald, Flur und Strom, und dann wollen wir uns mit offenen Augen und klaren Sinnen von Neuem wie alte Freunde zusammen vertragen.«

Er schloß das Fenster, schnallte seinen kleinen Koffer auf, zog einen bequemen Rock daraus hervor und schüttete noch einmal frische Kohlen in den eisernen Ofen, bevor er an seinen alten Schreibtisch trat, der, Dank der Fürsorge der guten Treuhuld, nach wie vor sein volles Tintenfaß zeigte und

überhaupt so aussah, als wäre sein Besitzer niemals von ihm so viele Meilen entfernt gewesen.

Nachdem Bodo ihn eine Weile mit Rührung betrachtet – gelehrte Leute haben von jeher eine besondere Vorliebe für ihren Schreibtisch gehegt – rückte er seinen alten Lehnstuhl davor zurecht, stellte eine der Lampen auf die Platte und setzte sich dann leise auf den Platz, wo er so lange nicht gesessen und an den er doch so oft gedacht, wenn er in weiter, weiter Ferne in glänzenderen Lebenslagen gewesen war und größere Geschicke im Geiste erwogen hatte, als ihm jetzt zu erwägen oblagen.

Wenn unser Freund auch manche Fehler und Gebrechen hatte, wie ja kein Mensch ganz ohne dieselben ist, so war er doch am wenigsten Egoist, wie es so viele Seinesgleichen sind. Selten nur, fast nie hatte er sich mit sich allein und mit Dem beschäftigt, was seinen eigenen Vortheil, sein eigenes Wohlergehen betraf. Seine Gedanken und Bestrebungen waren immer auf erhabenerer Dinge gerichtet gewesen, die Geschichte der ganzen Menschheit hatte ihn bisher in Anspruch genommen und das Wohl und Weh der Nationen und Völker hatte ihm warm am Herzen gelegen. Jetzt aber, jetzt war er genöthigt, einen Blick in die kleine Welt seines eigenen Ichs zu werfen, und fast zagend ging er an die neue Arbeit, die ihm, eben weil er ihrer ungewohnt war, viel schwieriger dünkte, als sie manchem Andern erscheinen mag.

Da lag nun der Brief vor ihm, der den letzten Willen seines verstorbenen Vaters umschloß und daß darin etwas Ernstes enthalten war, hatte sein scharfes Auge schon an dem seltsamen Benehmen der alten Dame entdeckt. Aber was konnte es Großes sein, sagte er sich, wie wäre das möglich?

Was hätte sein Vater ihm denn so Bedeutungsvolles mitzutheilen, was ihn beunruhigen oder gar besorgt machen könnte?

Ach! Bodo ahnte oder bedachte in diesem Augenblick nicht, daß auch in dem Geschick des Einzelnen Dinge vorgehen können, wovon sich der erhabene Geist des Denkers und des sich nur mit größeren Dingen beschäftigenden Menschen nichts träumen läßt. Er hatte ja eben noch gesagt: wie glücklich könnte der Mensch in diesem friedlichen Thale sein! und nun hatte er schon vergessen, daß nach seinem eigenen Aussprache es eben die menschlichen Leidenschaften sind, die den Himmel auf Erden trüben und den Genuß des Schönen verkümmern.

Daran dachte er nun in Bezug auf sich nicht mehr, vielmehr war er allmählig etwas neugierig angeregt, was der Brief enthalten könne; und nachdem er noch einmal die Aufschrift gelesen, brach er rasch die drei Siegel und öffnete das Schreiben, das aus mehreren Bogen bestand.

Nach seiner Gewohnheit blickte der Lesende zuerst nach der Unterschrift und dem Datum, und da gewahrte er denn, daß der größte Theil des Briefes schon einige Monate vor dem Tode seines Vaters geschrieben war, daß der Sterbende ihn nur in den letzten Tagen seines Lebens noch einmal unterzeichnet und daran die Bemerkung geknüpft: der Lesende möge den Inhalt wohl beherzigen, der Schreiber denke noch am Tage und in der Stunde seines Todes so, wie er in den frischen Tagen blühendster Gesundheit gedacht, und daher sei sein Wille ein wohlgeprüfter und überlegter und Bodo möge nach seinem Gewissen danach handeln und nicht leichtfertig darüber fortgehen, wie es die Jugend so oft bei ernstern Gelegenheiten thut, indem sie nicht bedenkt,

daß der Mensch im starren Alter ein Anderer ist, als in den Tagen rosiger Unschuld und Harmlosigkeit.

»Nein, nein,« sagte der Lesende zu sich, »ich bin kein Jüngling mehr, mein Vater, und Leichtfertigkeit hat nie zu meinen Eigenschaften gehört. Sprich was Du willst, ich werde es beherzigen. Dein Wille sei mein Gebot und ich würde der Letzte sein, der Deinen in der Todesstunde gehegten leisesten Wünschen auch nur um eines Haares Breite entgegenträte.«

Er nahm sodann das erste Blatt und fing folgende Zeilen zu lesen an:

»Mein lieber guter Bodo!

Diese Zeilen schreibe ich schon heute, bei voller Gesundheit und ungebrochener Lebenskraft, aber aus wohlgemeinter Vorsicht für den Fall nieder, daß mir nicht mehr das Glück zu Theil werden sollte, Dich wieder in der Heimat zu sehen, denn ein Mann von meinem hohen Alter muß jeden Augenblick vorbereitet sein, von seinem Schöpfer zur ewigen Ruhe abgerufen zu werden. Wenn sie daher vor Deine Augen gelangen, so bin ich nicht mehr am Leben, und da es mir also nicht vergönnt war, Dich mündlich von meinen Wünschen in Kenntniß zu sehen, muß ich es schriftlich thun, durch die Vermittelung meiner braven Treuhold, die ich Dir als Muster ihrer Gattung von ganzem Herzen empfehle und die Du, gleich mir, nach allen Richtungen erprobt finden wirst, weshalb

Du ihr Dein Vertrauen schenken kannst, wie ich es ihr fast in vollkommenem Maaße geschenkt habe.

Wenn ich hier sage: *fast*, so meine ich nicht damit, daß sie mein Vertrauen nur bis zu einem gewissen Grade *verdient* hat, sondern daß es in meinem Herzen doch noch einige kleine Winkel gab, die ich für mich behielt, wie auch Du gewiß einige Falten in der Seele haben wirst, in die Du Niemand schauen lässest. Dir allein aber sollen die meinigen, auch die verborgensten, ohne Rückhalt offenbar werden, wenn Du nur die Zeit dazu abwarten willst.

Vor allen Dingen aber, mein lieber Bodo, will ich Dir Lebewohl sagen und Dir meinen Wunsch aussprechen, daß es Dir auf Deiner Lebensbahn *nach Verdienst* ergehen möge. Wenn ich diese Worte wähle, so magst Du daraus entnehmen, wie hoch ich Deinen moralischen und geistigen Werth anschlage, denn Dein Verdienst ist meiner Meinung nach dergestalt beschaffen, daß es Dir gut gehen *muß*, wenn Du danach belohnt werden sollst. Und das ist ein väterlicher Wunsch meinerseits, denn selten nur wird ein guter Mensch auf dieser Welt nach Verdienst belohnt, während die Schlechten oft weit darüber ausgezeichnet werden. Das ist

einmal der Welt Lauf und wir können denselben weder aufhalten, noch in eine bessere Richtung lenken. Wenn Dir aber an dem Segen eines alten Mannes etwas gelegen ist, der es, *nach seinem besten Wissen und Gewissen*, von Deiner Geburt an gut mit Dir gemeint hat, so nimm ihn hin, ich gebe ihn Dir willig und freudig, aus freien Stücken und mit ganzer Seele.

So stehst Du denn an dem Platze, den ich so viele Jahre mit dem Gefühle vollster Befriedigung und, wie ich mit Stolz hinzufüge, mit Ehren behauptet habe. Ja, ich bin glücklich gewesen, das kann ich nicht läugnen, und mir ist bis jetzt so ziemlich Alles unter den Händen gediehen, was ich damit angefaßt. Möge es Dir auch so ergehen, das wünsche ich von ganzem Herzen, vor allen Dingen aber traure nicht zu sehr, daß ich von Dir gegangen bin. Wir Alle müssen scheiden, wenn unsere Zeit gekommen, und dürfen nicht neidisch sein, daß ein Anderer an unsere Stelle tritt. Wohl Dem, der, wenn er geht, weiß, daß ein Besserer oder wenigstens eben so Guter seinen Platz einnimmt, und diese Meinung habe ich zu meinem Troste von Dir.

Zunächst nun fühle ich die Verpflichtung in mir, mit Dir über mein Vermögen zu sprechen, da Du vielleicht in dem Wahne gestanden hast, dasselbe sei sehr bedeutend.

Dies ist nicht der Fall, mein lieber Bodo, und Du und Andere sind darüber im Irrthum gewesen, wenn sie es geglaubt und große Pläne darauf gebaut haben. Ueberlaß Dich also deinen unangenehmen Täuschungen in Bezug auf Das, was Du als Mann von Stande damit leisten kannst, bescheide Dich vielmehr mit weiser Mäßigung, und wenn Du dann vielleicht mehr erhältst, als Du gebrauchst, wird der Vortheil um so größer für Dich sein. Höre nun, wie es in dieser Beziehung mit mir steht.

Mein Vater hinterließ mir allerdings ein hübsches Vermögen und ein schönes Gut, auf letzterem aber standen gegen meine Vermuthung nicht unansehnliche Schulden, die ich trotz aller Bemühungen und trotzdem ich gesegnete Jahre erlebte, nicht tilgen konnte.

Die Gründe hiervon will ich Dir in Folgendem zu entwickeln versuchen.

Zunächst weißt Du, daß ich meine erste kinderlose Ehe mit einer älteren Schwester des noch jetzt lebenden Barons Grotenburg schloß, der eine große Verwandtschaft in der Umgegend hat und jederzeit ein gewisses Ansehen in unserm kleinen Lande genoß. Auch ich gelangte durch diese Verbindung zu einigem Ansehen und bin der Familie meiner ersten Frau somit vielfachen Dank schuldig geworden. Dadurch, daß ich

denselben schon in früheren Jahren mit einem Theile meines Einkommens abzutragen suchte, gerieth ich selbst bisweilen in Verlegenheit, aus welcher mich nur ein verstorbener Freund, von dem ich noch sprechen werde, mit seinen reichen Mitteln befreite. Baron Grotenburg nämlich, wie seine Schwäger, die Barone Haasencamp und Krannenbergs, zogen von ihren Gütern nie den erhofften Gewinn, sie brauchten zur Erhaltung des Glanzes ihrer alten Familie Viel, und somit war es eine Ehrensache für mich, die Verwandten meiner Frau mit meinen Mitteln zu unterstützen, so viel in meinen Kräften stand.

Ich empfehle Dir diese drei Familien auf das Angelegentlichste und werde nachher Gelegenheit nehmen, auf die Grotenburgs wenigstens umständlicher zurückzukommen, da das künftige Schicksal dieser Familie mit dem Deinigen inniger verbunden sein wird, als Du es in diesem Augenblicke vielleicht vermuthest.

Eine zweite Abzugsquelle meines Vermögens war die nothwendige Verbesserung meines großen und in der Cultur etwas zurückgebliebenen Gutes, die nicht unbedeutende Summen verschlang. Ich lebte in einer Zeit, wo die erfinderischen Engländer

und Amerikaner unsere Augen auf sich zogen und uns zwangen, der Cultur unseres Bodens eine größere Aufmerksamkeit zu schenken als bisher. Ich habe mit dem sich fort und fort entwickelnden Zeitgeiste immer gern gleichen Schritt gehalten und so rissen auch mich diese Neuerungen zu weitläufigen Unternehmungen hin. Vieles gelang, Manches dagegen mißlang im Anfange, schließlich aber und, wie gesagt, mit namhaften Opfern, habe ich den Sieg fast in Allem davon getragen und Dir wird hoffentlich in Zukunft zum Glücke gereichen, was ich in dieser Beziehung in die Erde vergraben.

Eine dritte und fast die bedeutendste Ausgabe veranlaßte der Neubau meines Hauses und Hofes. Die alten Gebäude waren baufällig geworden und ich mußte an zeitgemäße Restaurationen denken. Es wurden Pläne gemacht und ausgeführt, aber es wurde Alles viel kostbarer und theurer als ich gedacht.

Diese drei Ursachen waren es, die mich hinderten, die alten Schulden des Gutes abzutragen und mich leider zwangen, aus Mangel an baarem Gelde noch neue dazu zu machen. Allerdings erreicht die Summe beider zusammen noch nicht die Hälfte des Werthes meines Besitzes, allein sie ist doch

umfänglich genug, um einem Anfänger einigcs Herzeleid zu verursachen.

Um Dir mit einem Worte diese Summe zu nennen, so beträgt sie 80,000 Thaler, die sich in zwei Händen befinden, wie Dir mein Sachwalter, der Justizrath Möller in B. . . mittheilen wird, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, wo Du genauere Einsicht in diese Verhältnisse nehmen darfst, ein Zeitpunkt, den ich Dir nachher genau bezeichnen werde, so wie den Grund, der mich zu der Hinausschiebung desselben bewogen hat.

Meine Gläubiger sind übrigens Personen, von denen ich voraussetzen darf, daß sie Dich auf keine Weise drücken werden, obwohl die zwischen uns *pro forma* verabredeten Kündigungsfristen kurz sind; im Nothfall jedoch, den ich keineswegs voraussehe, könntest Du bei Deinen zahlreichen Bekanntschaften mit vermögenden Leuten leicht Mittel und Wege finden, die nothwendigen Summen aufzunehmen. Jedoch, ich wiederhole es, beschäftige Dich mit diesen Gedanken vor der Hand nicht, ich bin sicher, daß Dir in den ersten Jahren Niemand darin zu nahe treten wird. Auch über diese Verhältnisse wird Dir mein treuer Sachwalter Rechenschaft ablegen, sobald der Zeitpunkt, wo Du Alles in Allem, was ich hinterlasse, übernehmen wirst, gekommen ist.

Nach allem Diesen besitzest Du, *wenn Du willst*, noch ein hübsches Vermögen, selbst wenn Du Deiner staatsmännischen Laufbahn gänzlich entsagen und als Landwirth auf Sellhausen leben wolltest, was mir allerdings das Liebste wäre, wozu ich Dich aber keinesfalls bestimmen will, da ich es für eben so überflüssig wie thöricht halte, in die Neigungen eines vernünftigen Mannes mit störender Gewalt einzugreifen und ihn zu Unternehmungen zu treiben, in denen er nicht heimisch ist.

Ich komme aber jetzt zu dem Wichtigsten in meinen letzten Wünschen und bitte Dich, mir in dem Folgenden Deine ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Mein lieber Bodo! Wir sind im Leben nicht oft und im Ganzen nicht überaus lange beisammen gewesen, und doch kennen wir uns ganz wohl und lieben uns herzlich, wie es für zwei Menschen unseres Verhältnisses so natürlich ist. Du hast mir mit Deinem Fleiße, Deinem Talente, Deiner bescheidenen Anspruchslosigkeit immer Freude gemacht und ich bin in allen Punkten von Anfang bis zu Ende mit Dir zufrieden gewesen. Ob dies auch bei Dir mit mir der Fall ist, weiß ich nicht, indessen hoffe und glaube ich es.

Wie Du weißt, habe ich Dich nie zu Etwas überreden oder gar zwingen wollen, stets

habe ich Deinem Verstande, Deiner Einsicht und schließlich Deiner Ehre überlassen, zu handeln, wie Dir recht und billig schien. Auch jetzt will ich Dich nicht überreden, noch weniger zwingen, Etwas zu thun, was ich, meinem Gefühle und meiner Ueberzeugung nach, als etwas Ersprießliches für Dich und Freudiges für mich halte, aber dennoch bin ich genöthigt, eine Forderung an Dich zu stellen oder vielmehr einen Wunsch auszusprechen, über den Du Dich vielleicht nicht freuen, ja, über den Du wohl gar im ersten Augenblick zürnen wirst, an den Du aber dennoch mit Ueberlegung herantreten und ihn wenigstens, mir zu Liebe, prüfen mußst.

Eigenthümliche Verhältnisse, die Du jetzt noch nicht zu kennen brauchst, wenn Du sie überhaupt jemals kennen lernst, walten über mir, über Dir und zwischen uns, und von mir wenigstens verlangen sie gebieterisch, daß ich handle, wie ich Dir jetzt eröffnen will.

Wie Du weißt, habe ich stets mit meinem Schwager Grotenburg in kameradschaftlicher Freundschaft gelebt. Er, oder vielmehr seine Familie, die mich, den in der Welt allein stehenden Mann, einst wohlwollend bei sich aufnahm und mir eine heimische Stellung unter sich bereitete, umschließt die

einzigem Verwandtem die ich noch auf Erden habe. Hätte ich nun keinen Sohn, so wäre diese Familie mein Erbe, und Alles, was *Dir* jetzt bestimmt ist, würde in ihre und ihrer Nachkommen Hände übergehen.

Nach einem alten, wohlerwogenen Uebereinkommen zwischen dem Baron von Grotenburg und mir ist es nun mein besonderer Wunsch, den ich *Dir* warm an's Herz lege, daß unsere Familien auch fortan in verwandtschaftlichem Verhältniß bleiben, und auf daß dieses Verhältniß noch ein innigeres und unzerreißbareres werde, haben wir einen Plan gebaut, zu dessen Ausführung sich nach Deiner Rückkehr die herrlichste Gelegenheit bieten wird.

Baron Grotenburg hat eine einzige Tochter und ich habe einen einzigen Sohn. Hiermit ist eigentlich Alles gesagt. Wenn dieser Sohn und diese Tochter, also Clotilde von Grotenburg und Bodo von Sellhausen, sich mit einander verbinden, so stört nichts unsere alte Freundschaft und beider Familien Vermögen und Ansehen fließt in eine neue Quelle, die Gott reich segnen und mit einem langen Fortgange erfreuen möge. Clotilde ist die Tochter eines alten Geschlechts, sie ist hübsch, und so viel ich weiß und denke, mit einer Liebenswürdigkeit begabt, die jedes Mannes Herz beglücken, jedes Mannes Haus zieren muß.

Gegen diese Verbindung an und für sich wirst und kannst Du nicht viel einzuwenden haben, falls, wie ich glaube, Dein Herz noch frei ist. Denn Du bist nie ein glühender Verehrer des weiblichen Geschlechts gewesen und hast mir oft gesagt, daß Du in Deinen Verhältnissen *ohne* Frau Dich leichter emporschwingen und gemächlicher behaupten kannst, als *mit* einer solchen.

Heirathest Du nun die Baronesse, so ist und bleibt Alles, wie es ist und wie ich Dir eben gesagt. Bis zum nächsten ersten August, wo jene ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht haben wird; mußst Du aber Deine Entscheidung getroffen und öffentlich ausgesprochen haben, denn auf jenen Tag fällt der Termin, wo mein Sachwalter angewiesen ist, Dir mein Gut zu übergeben und überhaupt alle Eröffnungen zu machen, die ich Dir jetzt mitzuthemen für überflüssig erachte.

Bis zum ersten August 18.. also hast Du Zeit, Dir meine Wünsche zu überlegen, Deine von mir auserwählte und bestimmte Braut kennen zu lernen und danach Deine Entschließungen zu treffen. Am ersten August aber begiebst Du Dich zu meinem Sachwalter, Justizrath Möller, auf das Gericht zu B. . . und er wird zu demselben Tage vier von mir ernannte Zeugen laden, vor

denen Du Dich zu erklären hast, ob Du Clotilde von Grotenburg zu Deiner Gattin gewählt oder nicht. Hast Du sie gewählt und stimmt Deine EntschlieÙung, wie ich keinen Augenblick zweifle, mit der ihrigen überein, so bist Du der unangefochtene Universalerbe meiner Besitzthümer. Hast Du dagegen Clotilde von Grotenburg nicht zu Deiner Gattin gewählt – und ich flehe Gott an, daß er dies nicht geschehen lasse – so muß ich Dir hier erklären, *daß ich ein Testament gemacht habe*, welches über meine Hinterlassenschaft anderweitig *nach meinem letzten Willen* bestimmen wird.

Nennst Du nun Clotilde von Grotenburg vor den geladenen Zeugen als Deine Braut, so hat das von mir auf dem Gericht niedergelegte Testament keine Gültigkeit, es soll Dir vielmehr nur gezeigt und sofort uneröffnet vor Deinen und der Zeugen Augen vernichtet werden, denn dann brauchst Du und die Welt nie zu erfahren, was darin enthalten war. Nennst Du aber eine Andere oder Clotilde von Grotenburg *nicht* als Deine Braut, so geschehe, was nicht zu ändern ist: mein Sachwalter öffne das Testament und lese es Dir und den Zeugen laut und buchstäblich vor. –

Gott sei Dank, daß ich so weit bin, denn es hat mir nie eine Arbeit so viel Schweißtropfen gekostet, wie diese Mittheilung an

Dich, eine Mittheilung, die ich, *wie die Sachen einmal zwischen uns liegen*, nicht umgehen konnte. Zürne mir also nicht, grüble nicht über Ursache und Wirkung nach, betrachte es als ein Verhängniß, das Du nicht vermeiden kannst und – Du wirst hoffentlich ergebungsvoll genug sein, Dich als verständiger Mann einem solchen zu unterwerfen.

Rüste Dich also, so bald wie möglich die Bekanntschaft der Familie Grotenburg zu machen oder vielmehr zu erneuern, denn Du kennst sie ja schon. Lerne die junge Dame kennen, die schon so viel Beifall in unserer kleinen Welt gefunden hat, prüfe sie, prüfe Dein Herz und dann – thue, was Du Deinem innersten Empfinden und Urtheilen nach thun muß.

Natürlich ist mein Schwager von dieser Angelegenheit genau unterrichtet, denn ich habe Alles mit ihm Punkt für Punkt überlegt und schließlich den genannten Termin so weit hinausgelegt, damit Du Zeit habest zur Ueberlegung und nicht sagen kannst, wir hätten Dich überstürzt. Auf mein Gesuch aber hat mir der Baron versprochen – und ich will hoffen, daß der leichtblütige Mann sein Wort halten wird – seiner Familie unser Uebereinkommen zu verschweigen, bis Du es selbst erwähnst, damit Du derselben

gegenüber in keinerlei falsche Stellung oder gar in einen persönlichen Zwang geräthst.

Sprich jedoch auch Du mit ihm nicht darüber, bevor Du Deinen Entschluß gefaßt hast, er wird Dir darin gern entgegenkommen. Er ist ein alter Edelmann, zwar von heißem Blut und stolzem Sinn, aber trotz seiner etwas junkerlichen Außenseite doch ein ächter Cavalier – und das sei des Lobes über ihn genug gesagt. –

Willst Du nun noch weitere Winke und Rathschläge von mir vernehmen? Ja, ich will Dir noch von zwei Männern sprechen, die es werth sind, daß man ihrer in seinem letzten Willen gedenkt.

Es sind dies eigentlich meine zwei besten Freunde auf der Welt, oder sie waren es, denn nur der Eine von ihnen lebt noch, während der Andere schon vor mehreren Jahren gestorben ist.

Von dem noch Lebenden laß mich zuerst reden. Er war der bei Weitem Jüngere von Beiden und sein Alter und seine Leibesconstitution ist von der Art, daß er auch Dir noch lange Zeit ein Freund wird bleiben können, wenn Du es mit Deinem Stande, Deiner Bildung und Deinen Lebensansichten verträglich findest, mit einem Manne zu verkehren, der weiter nichts sein und vorstellen will, als was er wirklich ist – ein

Landmann, dessen Familie seit einem Jahrtausend auf einer und derselben Scholle sitzt und deren jüngster Sproß er ist.

Ich rede hier von dem Meier zu Allerdisen, meinem nächsten Nachbar. Er ist nicht das, was man insgemein »von Adel« nennt, aber seine Familie ist uralt, wie Du weißt, denn seine Vorfahren haben unter Wittekind, dem Sachsenherzog, ihre Sporen verdient. Einen redlicheren, biederern, hülfsbereiteren Ehrenmann als ihn giebt es in der ganzen Runde nicht, obgleich er niemals die Miene annimmt, als sei er ein solcher. Nie hat es einen Menschen mit wenigeren Ansprüchen gegeben, er ist mit Gott und sich völlig einverstanden, und weiter verlangt er nichts auf dieser Welt.

Wenn Du mich lieb hast und meine Wünsche ehrst, wirst Du diesen Mann bald nach Deiner Rückkehr aufsuchen und Dich ihm als den Sohn eines Mannes vorstellen, der tief bedauert, ihm nicht mehr die Hand drücken zu können. Wenn Du vielleicht einmal des Rathes eines Uneigennütigen bedarfst, suche ihn nirgend anders, sondern gehe gerades Wegs zu ihm, und was aus seinem Munde kommt, wird die Ansicht eines Mannes von Ehre, von Gewissen, von Rechtsgefühl sein. Dafür büрге ich Dir auf meine eigene Ehre und mit meinem Gewissen.

Der zweite Freund, von dem ich hier reden will, ist, wie gesagt, leider todt, er starb viel zu früh für alle Diejenigen, die das Glück hatten, ihm im Leben nahe zu stehen. Es ist dies der Dir schon bekannte Besitzer der Cluus drüben an der Weser, Reinhold Birkenfeld, der sich immer so liebevoll gegen Dich erwies, als Du noch ein Knaabe warst und der mich jedesmal besuchte, wenn Deine Ferien Dich nach Hause führten. Er war der Crösus unserer Gegend, der stille Wohlthäter der Armen und Bedrängten, der Freund in jeder Noth, der Mann der That und des Glücks, denn ihm gelang Alles, was er in's Leben führen wollte. Da er hinübergegangen ist in das Reich der Ewigkeit, kann *er* Dir von keinem Nutzen mehr sein, doch ich muß wenigstens einige Bemerkungen über ihn und seine Wittve machen, die die Erbin seines ungeheuren Vermögens ist und damit schalten und walten kann, wie sie will.

Willst Du Näheres über ihn erfahren, falls es Dich interessirt, so frage den Meier nach ihm, er war ja der Dritte in unserm Bunde und kennt ihn so genau wie ich. Seine alte Frau, die im Sommer noch immer unter ihren Bienen und Blumen auf der Cluus wohnt, zeigte sich mir schon von jeher feindlich gesinnt und das war eigentlich das Störende in unserm Verhältniß, darum

konnten wir uns nicht so oft sehen, als wir wohl Beide gewünscht hätten.

Warum sie mir grollte, mag Gott wissen, ich habe ihre Feindschaft wahrlich nicht verdient. Aber sie ist eine seltsame Frau und vergißt nie das Gute und nie das Böse, was man ihr zugefügt, und auf Wen sie einmal ihren Groll geworfen hat, ob mit Grund oder nicht, der hüte sich. Da Du mein Sohn bist, wird sie Dir auch nicht allzu hold sein. Aber stelle Du Dich, so viel an Dir ist, auf keine Weise in eine persönlich feindselige Lage zu ihr, es giebt Gründe, die dies nothwendig machen, wenn ich sie Dir jetzt auch nicht nennen mag. Bei allen ihren Eigenheiten, ihrer äußerlichen Härte und Rauheit, ist sie von Herzen ein gutes Weib, hilfsbereit gegen ihre Freunde, aber freilich – ich kann Dir das nicht verbergen – verhängnißvoll für ihre Feinde – im Ganzen ein unerforschlicher, unergründlicher Charakter in ihren Neigungen und Abneigungen.

Kannst Du sie Dir zur Freundin machen, um so besser, wo nicht, so suche Dich mit ihr zu stellen, so gut es geht. Zusammentreffen wirst Du jedenfalls einmal irgend wo und irgend wie mit ihr, ja, ich wünsche sogar, daß Du ihr bald nach ihrer Ankunft auf der Cluus – was gewöhnlich im Mai geschieht – einen Besuch machst. Versuche also Dein

Heil. Du wirst ja sehen, wie sie Dich empfängt, und Du wirst klug genug sein, ihr auszuweichen oder entgegenzukommen, je nachdem es zu Deinem Vortheil ist.

Diese Rathschläge und Winke meinerseits nimm nicht allzu leicht, ich bitte Dich darum, sie wiegen schwerer als Du denkst. Beachte vor allen Dingen die alte Dame. Sie ist in der letzten Zeit oft kränklich gewesen, und da sie betagt genug zum Sterben ist, könnte es leicht kommen, daß Du sie trotz aller Eile, ihr einen Besuch abzustatten, nicht mehr am Leben findest. Die Menschen werden oft schnell wie die Fliegen vom unsichtbaren Schicksal hinweggerafft.

Hiermit nun glaube ich Dir Alles gesagt zu haben, was ich Dir sagen muß, um Dir zu beweisen, daß mir Dein Wohl am Herzen liegt. Verkenne meine gute Absicht nicht, wenn Du mich im Augenblicke nicht zu begreifen vermagst. Und nun bleibt mir nichts übrig, als Dir Lebewohl zu sagen. Gott behüte Dich auf allen Wegen! Handle immer edel, gerecht und menschlich, was Du auch unternimmst – alles Uebrige aber, was Dir in den Weg treten mag, betrachte als Schickung von Oben her, gegen die der Mensch wohl anstreben, aber nicht murren darf, denn er versteht das geheimnißvolle Walten der Vorsehung nicht. Lebe wohl,

mein Sohn, sei thätig und glücklich und erinnere Dich in allen Lebenslagen Deines alten Vaters mit versöhnlichem Geiste, wenn Du auch seine durch die Nothwendigkeit gebotenen Anordnungen nicht immer für die natürlichsten hältst. Noch einmal, ich segne Dich und wünsche Dir ein so zufriedenes Leben, wie Du es verdienen wirst.

Sellhausen, im Sommer des Jahres 18..

Dein treuer Vater

Valentin von Sellhausen.«

### DRITTES KAPITEL. DER ERBE ALS GAST BEI SICH SELBST.

Bodo legte den ruhig gelesenen Brief langsam auf den Tisch, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß in tiefem Nachdenken die Augen, um die von dem verstorbenen Vater ausgesprochenen Wünsche in ihrer ganzen inhaltschweren Bedeutung vor seinem innern Auge noch einmal vorüberziehen zu lassen. Nicht der eigentliche Inhalt des Briefes, der moralische Zwang, der ihm trotz des Vaters Versicherung vom Gegentheil darin auferlegt wurde, vielmehr der gänzliche Umschlag, der dadurch in seinem von der Heimat geträumten Stilleben hervorgebracht würde, rief die erste Gährung in seinem Innern hervor. Jedoch auch diese ging sehr bald vorüber. Seine gute Natur warf alles seine Seele Belastende wie eine unbrauchbare Schlacke auch diesmal zur Seite und mit munterem Sinne griff er den unerwarteten Feind an, der die Harmonie seiner Gedanken und Gefühle gleich in den ersten Stunden nach seiner Rückkehr stören wollte.

Nachdem er den Brief noch einmal flüchtig angesehen, legte er die Hand darauf, als wolle er seine bösen Einflüsse damit niederdrücken, und sagte:

»Also er hat ein Testament gemacht, der gute Vater? So! Was soll das eigentlich heißen? Er hat nur einen Sohn zum Erben und hinterläßt ein Testament für den Fall, daß derselbe sich nicht seinen Wünschen fügt. So verstehe ich es und nur so *kann* ich es verstehen. Sicher also hat er alte Verpflichtungen gegen die Familie seines Schwagers zu erfüllen und denen muß ich meine Rechte, meine Interessen unterordnen. Nun gut, es sei so, ich füge mich – aber unter diesen Umständen darf ich mich jetzt noch nicht als Erben betrachten und keine Ansprüche hegen. Der Besitz meines Vaters ist noch unantastbar für mich, bis die Verhältnisse nach seinem Willen geregelt sind. Gut, das hatte ich zwar nicht erwartet, das ist nicht angenehm, aber es wird sich ertragen lassen. –

Doch was soll ich nun zu dem andern Punkte sagen, der Heirath? Ich soll also heirathen? Freilich, den Jahren nach bin ich reif genug dazu, aber trage ich auch Verlangen und Sehnsucht danach? Ich glaube nicht. Und wie denn, also auf Befehl soll ich eine mir auserwählte, mir bestimmte Dame heirathen? Ich, der ich mich niemals ohne innersten Widerspruch habe in die nackten Vorschriften und Befehle schicken können, die eine außer mir stehende Macht und Einsicht mir aufgedrungen hat? Versich, um frei, unabhängig, mein eigener Herr zu sein, eine so schöne Stellung ausgegeben habe? – Das ist ein Punkt, bei dem wohl überlegt sein will, ob ich ihn überhaupt vollbringen *kann*. Und wenn ich diese Dame nun nicht so fände, wie mein Vater mir gesagt, nicht so liebenswürdig, so begehrenswerth – wie dann?

Soll ich sie trotzdem heirathen, um nur meines Vaters einziger Erbe und ein wohlhabender Mann zu sein? Ist denn reich und wohlhabend sein das einzige und höchste Gut auf Erden? Giebt es nicht noch ein anderes, höheres Glück?»

Er schwieg einen Augenblick still und sein Kopf sank in tiefem Sinnen auf seine Brust hinab. Plötzlich aber erhob er ihn wieder und fuhr in lebhafterem Tone zu sprechen fort: »Nein, ich liebe die Weiber nicht, wenigstens so nicht, wie ich sie bisher kennen gelernt. Alle, alle, wie und wo sie mir entgegentraten, in Palästen und Hütten, waren wohl hübsch ausgestattete Puppen, aber keine Menschen; durch Künstelei und äußeren Zierrath begehrlieh gemachtes Spielzeug, aber keine erhabene, gediegene Schöpfung, wie sie der Mann an seiner Seite, seinem Herzen, seiner Seele liebt. Und wird Clotilde von Grotenburg eine Andere sein, als ihre Schwestern aus der großen Welt. Ich glaube es kaum, nach Allem, was ich von den Grotenburgs weiß. Nein, ich trage nicht einmal das Verlangen in mir, sie zu sehen, sie zu prüfen. Sie gefällt mir schon darum nicht, weil sie mir empfohlen wird, denn ein Weib, ein wirklich liebenswürdiges Weib, muß im eigenen, nicht erborgten Glanze an uns herantreten, wie das Licht aus der Wolke, wie der Quell aus dem Mutterschooß der Erde, es muß sich selbst empfehlen dadurch, daß es uns erwärmt und erfrischt. O Vater, Vater, nein, nein, ich zürne Dir nicht, ich grüble auch nicht über Ursache und Wirkung nach, aber als ein Verhängniß, welches über mir schwebt und dem ich nicht entgehen kann, werde ich Deinen Wunsch nicht betrachten, sondern als Mann werde ich überlegen und handeln, darauf verlaß Dich, selbst wenn mir mein ganzes Erbe darüber zu Grunde gehen sollte. Ha, ja, so steht es mit mir und ich freue mich, daß ich so rasch mit mir

einig bin. Nun komme, was kommen will, ich bin für Alles gerüstet!«

Obgleich Bodo von Sellhausen sich seine erste Nacht unter dem heimatlichen Dache angenehmer und wolkenloser vorgestellt hatte, so schlief er doch von Mitternacht an ruhig und ungestört bis zum fast hellen Morgen fort. Als er sich erhob, fühlte er nur eine gewisse Mattigkeit in seinen Gliedern und die gewohnte geistige Frische wollte ihm nicht gleich zu Gebote stehen. Nachdem er sich angekleidet, trat er an's Fenster seines Wohnzimmers, das er schon behaglich durchwärmt fand, und zog den Vorhang auf. Aber da draußen in seinem lieben Thale hatte sich das klare Licht des Tages auch noch nicht durchgerungen, ein trüber Nebel lag auf Nähe und Ferne und so blieb ihm die Aussicht in's Freie, wie die Zukunft seines Lebens, tief hinter räthselhaften Schleiern verborgen.

Er klingelte nach dem Frühstück und begab sich dann daran, seinen Koffer zu leeren und die gewohnte Ordnung in Kasten und Fächern herzustellen, was nothwendig mit dazu gehört, wenn man sich daheim vollkommen behaglich fühlen soll. Bald darauf kam der Kaffee mit feinem Zubehör, und die aufwartende Magd, nachdem sie den schönsten »guten Morgen« geboten, fragte mit bescheidenem Wesen, ob der gnädige Herr wohl geneigt sei, den Verwalter zu empfangen, und zu welcher Zeit er den Besuch desselben befehle.

»Laß ihn recht bald kommen, Rieke,« erwiderte Bodo, nachdem er den Morgengruß zurückgegeben, »ich freue mich, Herrn Hinz bei mir zu sehen.«

Wenige Augenblicke später trat der Angemeldete ein, ein rüstiger Mann mit starkgebräuntem Gesicht, vollem blonden

Bart und einer Miene, die sowohl aufrichtige Freude, seinen jungen Gebieter daheim zu begrüßen, wie respectvolle Ergebenheit gegen denselben verrieth. Troß des Wochentages erschien er im Sonntagsrocke, und unter dem linken Arme trug er zwei große dicke Bücher und in der rechten Hand einen schweren ledernen Beutel mit Geld.

»Guten Morgen, mein lieber Herr Hinz,« begann Bodo das Gespräch und reichte ihm leutselig die Rechte hin. »Da sind Sie ja – ah, legen Sie ab – dahin, da ist Platz – und nun, wie geht es Ihnen?«

Der Verwalter, durch diesen freundlichen Empfang Seitens des für so vornehm gehaltenen Herrn höchst wohlthuend berührt, legte Bücher und Geld auf einen Nebentisch und drückte herzlich und bieder die so lange hingehaltene Hand. Dann, nach wiederholter Aufforderung dazu, nahm er mit an dem Tische Platz und begann, nach Art treuerziger Landleute, eine Menge Fragen auszusprechen, die er, ohne eigentlich ihre Beantwortung abzuwarten, mit der Entschuldigung schloß, daß er nicht zu Hause gewesen, als der Herr Legationsrath so unerwartet auf dem Gute eingetroffen.

Bodo setzte unterdessen sein Frühstück fort und unter gemächlichen Gesprächen über die nächste Vergangenheit, den verstorbenen alten Herrn, das Gut und dergleichen Dinge verstrich eine halbe Stunde sehr bald.

Da aber fielen plötzlich Bodo's Blicke auf die großen Bücher und er fragte: »Aber was haben Sie denn da für Folianten, mein lieber Hinz?«

Der Verwalter erhob sich sogleich, verbeugte sich ehrerbietig und entgegnete: »Nach Ihres Herrn Vaters Tode, Herr Legationsrath, habe ich die Bücher des Gutes wie schon in

früheren Tagen geführt. Die eingelaufenen Gelder habe ich bis vorige Woche an den Sachwalter des gnädigen Herrn in B... abgeliefert und nur die in diesem Beutel befindliche Summe ist von den letzten Marktverkäufen übrig geblieben. Ich komme nun, um Sie zu bitten, die Bücher mit mir durchzugehen, sich von deren Richtigkeit zu überzeugen und dann das Geld in Empfang zu nehmen, da ich nun nicht mehr nöthig habe, dasselbe nach der Stadt zu bringen. O, ich bin recht froh, durch Ihre Ankunft meiner bisherigen Verantwortung überhoben zu sein, und hoffe, Sie werden bei genauer Prüfung finden, daß ich in Ihrer Abwesenheit meine Pflicht nach Kräften erfüllt habe.«

Bodo konnte die letzten Worte des ehrlichen Mannes nicht mehr abwarten, er mußte sich wie zufällig nach dem Fenster wenden, denn er fühlte selbst, wie eine leichte verrätherische Blutwelle unwillkürlicher Erregung aus dem Herzen ihm in den Kopf stieg. Rasch aber bezwang er sich, drehte sich wieder herum und sagte zum größten Erstaunen des Verwalters:

»Mein lieber Hinz, behalten Sie Bücher und Geld einstweilen, Beides ist in den besten Händen, und thun Sie damit wie bisher. Ich übernehme das Gut erst am ersten August des nächsten Jahres und bis dahin möchte ich mehr als Gast, denn als Herr desselben angesehen werden.«

Der Verwalter wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte und starrte den so seltsam Redenden verwundert an. Eine solche Mittheilung hatte er nicht im Geringsten erwartet.

»Wie,« sagte er, wiederholt stockend, »höre ich recht? Sie wollen das Gut nicht von heute an selbst bewirthschaften, nicht die Bücher führen und das Geld eincassiren?«

»Nein, Hinz, Sie haben ganz recht gehört. Von meiner persönlichen Bewirthschaftung kann überhaupt noch lange keine Rede sein, denn ich will mich erst, hoffentlich mit Ihrem Beistande, zu einem practischen Landwirth bilden, und dazu gehört, wie Sie wissen, Zeit. Fahren Sie also in Ihren Bemühungen, die ich dankbar anerkenne, ruhig fort, seien Sie wie bisher ein treuer Verwalter und so führen Sie allein die Bücher und geben Sie das Geld dahin, wo es seither gesammelt ist.«

Der Verwalter konnte sich noch immer nicht von seiner Verwunderung erholen, da er indessen den Ernst und die Ruhe wahrnahm, mit welcher der Erbe seines ehemaligen Herrn seine Meinung aussprach, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als ihm Folge zu leisten, und so verabschiedete er sich nach einer Weile, um flugs Fräulein Treuhold aufzusuchen und ihr die unerhörte Neuigkeit zu verkünden: daß sich der Herr Legationsrath nicht als Herr von Sellhausen, sondern nur als Gast im Hause seines Vaters bekenne, was ja ganz schnurstracks allen ihren Erwartungen entgegenlaufe.

Die alte Dame, die den Verwalter mit den Büchern zu dem jungen Herrn hatte gehen sehen, schien durchaus nicht übermäßig verwundert, als sie ihn dieselben wieder zurücktragen sah und gleich darauf jene Mittheilung vernahm. Allerdings nahm ihr ehrwürdiges Gesicht eine überaus verlegene Miene an und sie erröthete sogar, als sie sagte:

»Das ist ja seltsam, Herr Hinz, Sie haben Recht. Ja, aus solchen gelehrten Herren werde Einer klug! Aber, wer weiß, warum er es thut? Er will sich gewiß erst unterrichten und das kann man ihm so eigentlich nicht verdenken, denn er hat immer mehr mit der Feder und dem Kopfe in fürstlichen Schlössern gearbeitet, als sich um die Landwirthschaft

und den Acker bekümmert. Behalten Sie also immer Alles in Händen, wie er sagt, und wenn er noch kein Geld gebraucht, so ist das ein Zeichen, daß er reichlich damit versehen ist. Doch – wir sprechen noch weiter darüber – ich muß jetzt in die Küche. Guten Morgen, Herr Hinz.«

Aber anstatt in die Küche zu gehen, ging Fräulein Treuhold von dem Hausflur, wo dieses Gespräch stattfand, in ihre Stube, setzte sich vor ihren Arbeitstisch an's Fenster und blickte still sinnend lange auf den Hof hinaus. Wenn sie jedoch erwartet hatte, der junge Herr werde sie an diesem Morgen aufsuchen und irgend ein Wort über das zwischen ihm und dem Verwalter Vorgegangene fallen lassen, um so auf das Thema zu kommen, was sie und ihn gewiß in gleichem Maaße beschäftigte, so hatte sie sich getäuscht. Der Legationsrath verließ an diesem Morgen sein Zimmer nicht, er saß am Schreibtische und schrieb Briefe nach aller Welt Richtungen hin. Als es aber endlich gegen Mittag ging und die alte Dame doch einiger Befehle in Bezug auf die Anordnung des Mittagstisches zu bedürfen glaubte, sandte sie wieder die Stubenmagd Rieke ab, um dem gnädigen Herrn die nothwendigen Fragen vorzulegen. Rieke kam alsbald zurück und berichtete, der gnädige Herr schreibe noch immer, habe aber den Wunsch ausgesprochen, wie es im Hause Sitte sei, mit Fräulein Treuhold und Herrn Hinz in dem gewöhnlichen Eßzimmer zu speisen.

Punkt ein Uhr kam er auch herunter und fand die beiden an dem Mahle Theilnehmenden schon seiner harrend in demselben vor. Er begrüßte die Hausdame sehr freundlich, jedoch, wie es schien, mit einiger Zurückhaltung. Bei Tische selbst war er etwas stiller, als am Abend zuvor, fast

wie in früheren Tagen, wenn er bei seinem Vater zum Besuche war und dieser das Wort bei Tische führte. Jedoch legte er in Mienen und Blicken eine besondere Herzlichkeit an den Tag, wenn sein scharfes Auge einmal auf seine Nachbarin fiel.

Gleich nach Tische zog er sich wieder zurück, schrieb abermals und ging dann ein wenig im Garten spazieren, wo man theilweise den Schnee weggeschaufelt und die großen Wege gangbar gemacht hatte, wie es der alte Herr, da er noch lebte, gern sah und zu halten pflegte. Abends kam er wieder zum Thee herunter, sprach jedoch nur wenig und zog sich frühzeitig zur Ruhe zurück.

Am nächsten Tage, es war Sylvester, zeigte der Himmel ein heiteres Antlitz. Die Sonne schien strahlend hernieder und auch die Luft war nicht zu kalt und völlig windlos. Am Morgen verließ der Legationsrath sein Zimmer nicht, er stand lange am Fenster und betrachtete unablässig und mit froher Miene das weite schneegefüllte, prächtig im Sonnenglanze blitzende Thal. Nachmittags machte er einen weiten Spaziergang und als er dann zurückkehrte, lud er sich zum Abend bei Fräulein Treuhold zu Gaste, nachdem diese ihm verkündet, daß Herr Hinz nach einem benachbarten Gute geritten sei, um die festliche Nacht bei seiner daselbst verheiratheten Schwester zuzubringen.

O, wie hoch klopfte der alten Dame bei der freudigen Aussicht das Herz, mit ihrem lieben jungen Herrn die letzten Stunden des Jahres ungestört zu verleben und ihn bei einem Glase Punsch über den Brief seines Vaters reden zu hören! Gewiß war er in den beiden schweigsamen Tagen mit sich darüber zu Rathe gegangen, warum wäre er denn sonst so nachdenklich und stumm gewesen? Daß sie aber nun sein

Vertrauen genießen und dasselbe gewiß nach Kräften erwidern würde, das stand bei ihr fest, und darin sollte sie sich denn auch nicht täuschen. –

Der Sylvesterabend war gekommen, der Verwalter hatte das Gut verlassen und die Knechte und Mägde saßen bei ihrem festlichen Gerichte und einer Bowle Punsch in der Gesindestube, wie das auf Sellhausen seit langen Jahren so üblich war. In dem Gemache der alten Dame aber stand der Tisch mit schneeigem Linnen gedeckt, das Wasser siedete im silbernen Kessel, die leckeren kalten Speisen waren aufgetragen und alle zum Punsche nothwendigen Ingredienzien standen dienstbereit nahe zur Hand.

Mit beinahe fröhlichem und ganz heimatlichem Gesicht trat der Legationsrath bei der Haushälterin ein, begrüßte sie herzlich und nahm dann gleich seinen alten Platz in der Sophaecke wieder ein. Aber je länger er weilte und je lebhafter sie ihn mit verschiedenen Dingen zu unterhalten bemüht war, um so stiller und nachdenklicher wurde er wieder. Als aber das Abendbrod endlich beseitigt und die ersten Gläser mit dem duftigen Trank gefüllt waren, schlug er plötzlich die Arme vor der Brust zusammen, sah die alte Dame ernst, doch freundlich an und sagte mit ungemein liebreichem Tone:

»Fräulein Treuhold!«

»Herr Legationsrath – was befehlen Sie?«

»Ich befehle nichts, ich wünsche nur mit Ihnen ein paar ernste Worte zu reden und bitte um Ihr altes Wohlwollen aus früherer Zeit. Wollen Sie mir das schenken?«

»O, wie herzlich gern, mein lieber gnädiger Herr!«

»Nun gut. Es ist gerade heute die geeignetste Stunde dazu, der letzte Tag im Jahre, der einen wichtigen Lebensabschnitt für mich schließt und vielleicht einen noch wichtigeren heraufdämmern läßt. Lassen Sie mich denn offen zu Ihnen sprechen. Ich weiß, daß mein Vater Ihnen in vielen Dingen sein Vertrauen geschenkt hat, und Sie sehen mich jetzt auf dem Wege ihm darin nachzuahmen. Sagen Sie mir nun aufrichtig: ist sein Vertrauen zu Ihnen so weit gegangen, daß er mit Ihnen über den Inhalt des Briefes gesprochen hat, welchen Sie mir vorgestern überreichten?«

Die alte Dame, mit einer so directen Frage angegriffen, erröthete bis in ihre schwarze Halskrause hinein, wandte sich verlegen hin und her und brachte endlich mit einer zustimmenden Kopfbewegung ein zitterndes »Ja!« hervor.

»So. Also Sie wissen, daß er ein Testament gemacht hat für den Fall, daß ich seinen Wünschen in Bezug auf die Grotenburg'sche Familie nicht nachkomme?«

»Ach ja, Herr Legationsrath, das weiß ich leider.«

»Kennen Sie auch die Motive dazu?«

»Auf mein Gewissen, nein, die kenne ich nicht. Ein so großes Vertrauen habe ich bei Ihrem Herrn Vater nicht besessen, daß er mich in die Falten seines Herzens hätte blicken lassen. Das würde mich auch mehr beängstigt als befriedigt haben.«

Bodo sann einen Augenblick mit ernstem Gesichte nach; ganz allmählig aber verwandelte sich der Ausdruck desselben in ein stilles Lächeln und endlich sagte er, mit seiner Uhrkette spielend: »Aber daß er mich verheirathet zu sehen wünschte, das wissen Sie doch?«

»Ja, o ja, gnädiger Herr; das weiß ich sehr wohl, und diesen seinen Lieblingsgedanken hat er oft genug ausgesprochen.«

»Ah! Und Sie haben ihm darin lebhaft beigestimmt, nicht wahr? Denn dem weiblichen Geschlecht soll es ja ein so großes Vergnügen gewahren, aller Orten, wo es geht, Ehen auf Ehen zu stiften –«

»Gott soll mich bewahren!« fuhr die alte Dame heftig auf. »Was denken Sie von mir! Ich gehöre nicht zu den Frauen, die ein leidenschaftliches Verlangen danach tragen, Ehen zu stiften. Im Gegentheil. In diesem Punkte hat mich auch Ihr Herr Vater nie um meine Meinung gefragt, obgleich er die seinige oft genug und nach allen Seiten entwickelte, da er in Sorge zu sein schien, ob Sie auch dem mit dem Herrn Baron von Grotenburg verabredeten Plane beistimmen würden.«

»Ah, nun ja das glaube ich, es ist auch eigentlich ein seltsames Verlangen. Jedoch, gehen wir darüber hinweg. Sagen Sie mir lieber, was Sie von der Sache halten, oder vielmehr, was Sie meinem Vater geantwortet haben, als er Ihnen diesen Plan mittheilte.«

Fräulein Treuhold senkte ihren Kopf tiefer auf das vor Verlegenheit ergriffene Strickzeug und erwiderte ausweichend, vielleicht aus Zartgefühl für ihren jungen Herrn, vielleicht auch aus einem andern Grunde: »Das, ach, das erlassen Sie mir zu sagen, gnädiger Herr.«

Der Legationsrath lächelte noch auffälliger als vorher. Er hatte schon längst die Meinung der alten Dame errathen, dazu war er Menschenkenner genug, und die Miene seiner Gefährtin, die gewissermaßen auf Dornen saß, war verrätherisch genug, um die Gefühle ihres Herzens durchschimmern zu lassen.

»Nun,« fuhr er fort, »wenn Sie mir nicht sagen wollen, was für eine Meinung Sie meinem Vater gegenüber vertragen, so sagen Sie mir wenigstens, was für eine Ansicht darüber Sie in Bezug auf mein zukünftiges Glück haben. Sie wollten mir ja Ihr altes Wohlwollen erweisen – ich erinnere Sie jetzt an Ihr Versprechen.«

Die alte Dame fühlte, daß Sie dem scharfen Beobachter nicht gewachsen sei, der ihr gegenüber saß. Sie seufzte wiederholt schwer auf, der Schweiß trat ihr in klaren Perlen vor die Stirn und sie rückte auf ihrem Platze hin und her, da sie um die geforderte Antwort verlegen war.

»Herr Legationsrath,« sagte sie endlich, indem sie mit flehender Geberde beide Hände zusammenschlug und gegen ihn erhob, »ich möchte Ihnen gern mein ganzes Wohlwollen, wie Sie es nennen, oder vielmehr meine Zuneigung erweisen, aber – die Antwort auf diese Frage erlassen Sie mir. Gehen Sie lieber selbst zum Baron Grotenburg und sehen Sie sich die junge Dame an. Wenn Sie dann zurückkehren, sagen Sie mir *Ihre* Meinung und dann, ja dann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen auch die *meine* zu sagen.«

Bodo sann einen Augenblick nach, dann sagte er, wieder von Neuem lächelnd: »Aha, Sie sind eine schlaue Diplomatin, Sie wollen nicht mit der Sprache heraus und wünschen lieber Andere zum Sprechen zu bringen. Ich kenne das. Aber gut, Ihr Vorschlag ist annehmbar. Ich werde mir die Dame ansehen – indessen, von Ihrem Urtheile kommen Sie nicht los, ich gebe etwas darauf!« setzte er mit so freundlicher Miene hinzu, wie er sie an diesem Abende noch nicht gezeigt. – »Damit wir aber nicht ganz von dem Gegenstande

abweichen,« fuhr er fort, »so erzählen Sie mir von dem Vater der Dame und seinen Schwägern, den beiden andern Baronen aus unserer Verwandtschaft. Wie leben diese Herren jetzt und – gerade herausgesagt – welchen Ruf genießen sie in der Umgegend?«

Die alte Dame athmete frisch auf, sah ihren lieben jungen Herrn ehrlich an und sagte dann mit natürlichem Freimuth: »Herr Legationsrath, Sie führen mich aus dem Regen unter die Traufe. Sie müssen mir nicht lauter Gewissensfragen vorlegen. Auch über die Herren Barone kann ich Ihnen meine Meinung eben so wenig sagen, wie über Fräulein Clotilde. Es sind sämmtlich Ihre Verwandte und ich weiß, was sich Ihnen gegenüber von meiner Seite schickt. Ich kann nur meinen Rath wiederholen: besuchen Sie die Herren Barone selbst und überzeugen Sie sich mit eigenen Augen von ihrem Verhalten. Sie sehen besser, schärfer und gründlicher als ich, verlassen Sie sich darauf – ich habe so eben eine kleine Probe davon gehabt.«

Bodo von Sellhausen reichte seiner alten Freundin die Hand, ergriff dann sein Glas und hielt es ihr entgegen. »Kommen Sie her, liebe Treuhold,« sagte er mit einer bis in ihre tiefste Seele dringenden Stimme, »Sie meinen es gut mit mir, das sehe ich, und wissen sich Ihre Stellung zu wahren. Das ist recht von Ihnen und ich achte Sie deshalb um so mehr. Ich will nie etwas von Ihnen hören, was Sie mir nicht mit gutem Gewissen sagen können. Auch liegt noch kein Grund dazu vor, entscheidende Fragen an Sie zu richten, jedoch wird die Zeit dazu nicht ausbleiben. Ich gedulde mich gern und leicht, denn in dieser Tugend habe ich mich oft und lange geübt. Ja, ich werde die Herren Barone besuchen und

dabei auch die mir zgedachte Dame in Augenschein nehmen. Aber das hat durchaus keine Eile. Ich bin nicht hierhergekommen, um mich alsobald auf Freiens FüÙe zu stellen und den Leuten zum Gegenstande ihrer Neugier und ihres Zeitvertreibes zu dienen. Ich will mich vielmehr von langer und schwerer Arbeit ruhen, in meinem Vaterlande mich heimisch machen, begonnene Arbeiten in vollkommenster MuÙe beenden, mich auf meinen neuen Beruf vorbereiten und – gerade herausgesagt – hauptsächlich mir selbst leben. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß ich dem Wunsche meines Vaters nicht nachkommen will, die Dame – wenigstens zu sehen, die er mir so warm empfohlen hat, allein bevor meine Trauerzeit nicht vollständig abgelaufen ist, werde ich keinen Schritt dazu aus dem Hause thun.«

»Wie lange dauert denn Ihre Trauerzeit?«

»Sechs Monate, also von jetzt an noch bis Ende Mai.«

Fräulein Treuhold fuhr fast erschrocken auf. »Das ist ja sehr lange,« rief sie aus, »oh! Nun freilich, ich begreife Sie wohl, aber die Leute hier herum werden Sie nicht begreifen, und namentlich die Herren Barone werden darüber ein lautes Geschrei erheben.«

»Das ist mir ganz einerlei. Um die Meinung, noch weniger um das Geschrei der Leute habe ich mich nie bekümmert, wenn ich recht handelte. Und hier handle ich recht, nach meinem Gefühl, nach meiner Einsicht, nach meinem Gewissen.«

»Gewiß. Aber der erste August rückt dann sehr schnell heran!« wagte die alte Dame mit niedergebeugtem Kopfe halblaut zu sagen.

»Lassen Sie ihn immer schnell heranrücken. Um so besser. Aber zwischen Mai und August liegen drei Monate. In drei

Monaten kann man sich hinreichend verlieben – wenn es sein muß,« setzte er lächelnd hinzu. »Nicht wahr?«

»Ja freilich!« Und Beide stießen darauf mit laut klingenden Gläsern an, wünschten sich schon im Voraus ein glückliches neues Jahr, reichten sich die Hände und sprachen, bevor sie sich trennten, wohl noch eine volle Stunde über gleichgültige Dinge, deren Mittheilung wir unsern Lesern ersparen können.



Wie der Legationsrath gesagt, so handelte er in der That. Er bewies nur zu deutlich, daß er keine Eile habe, die erwähnten Besuche bei den vornehmen Nachbarn seines väterlichen Gutes abzustatten, und eben so wenig zeigte er irgend ein Verlangen, die ihm zgedachte Braut kennen zu lernen. Wenn man nach seinem äußeren Verhalten urtheilen wollte, so schien er sogar ihre Existenz und den dringenden Wunsch seines Vaters vergessen zu haben, denn nicht ein einziges Mal im ganzen Verlauf des nächsten Winters kam er im vertraulichen Gespräch mit der alten Hausdame wieder darauf zurück. Ob er im Stillen seinen Gedanken darüber nachhing, können wir nicht behaupten, ohne Zweifel aber befand sich sein Gemüth in dieser ganzen Zeit in der größten Ruhe, niemals war eine innere Hast oder Aufregung an ihm wahrzunehmen, und niemals merkte man ihm den Wunsch an, daß sein gegenwärtiges Stilleben eine andere Wendung nehmen möge, was bewies, daß er damit von ganzem Herzen zufrieden war.

Diese Zufriedenheit können wir uns sehr gut erklären. Er hatte in seinem bewegten Leben an verschiedenen Glanzpunkten der civilisirten Welt einen so lebhaften Verkehr mit den bedeutendsten Menschen unterhalten, war in ununterbrochener geistiger Anstrengung seinen vielseitigen Pflichten nachgekommen, daß ihm eine Pause, verbunden mit innerer Sammlung, wohl erwünscht und angenehm sein mußte. Wer, der ein gequältes Leben geführt, hätte nicht Aehnliches schon an sich selbst empfunden! Selbst die glänzendste Existenz, wenn sie, wie so oft, mit großen Aufregungen verbunden ist, erschöpft am Ende auch die gediegenste Kraft, und das Sehnen nach Ruhe wird um so unwiderstehlicher und nothwendiger, je länger die Spannung der geistigen Kräfte angedauert hat.

Bodo von Sellhausen war in Wahrheit von seinen bisherigen Erlebnissen übersättigt, ohne jedoch dadurch für fernere friedliche Genüsse und edle männliche Bestrebungen abgestumpft zu sein; der Wirrwarr des großen Weltlebens, die Leidenschaften der Menschheit, das unablässige Brausen des nie stille stehenden Schwungrades der Zeit und der politischen Ereignisse hatte seine Lebensgeister ermüdet, und mit einer wahren Begier zog er sich aus dem berausenden Chaos der Politik und Diplomatie in sein stilles ländliches Asyl zurück.

Hier indessen gab er sich keineswegs einer völlig thatlosen Ruhe und allein dem Genusse seiner leiblichen Bedürfnisse hin; dazu war er viel zu sehr an Thätigkeit gewöhnt und sein innerlich rastlos fortstrebender Geist besaß Spannkraft genug, sich sogleich mit Ausdauer und Erfolg auf andere Felder menschlicher Thätigkeit zu werfen.

Vor allen Dingen benutzte er die ersten Wochen des neuen Jahres dazu, seiner ausgebreiteten Correspondenzpflicht nach allen Seiten zu genügen und mit seinen fernen Freunden den bisherigen Verkehr in gewohnter Weise auf schriftlichem Wege fortzusetzen.

Sodann schrieb er seine letzten Erlebnisse getreulich nieder, um auch in Zukunft sich derselben bewußt zu bleiben und sie zu anderweitigen Studien nutzbar zu machen.

Hatte er dann den halben Tag fleißig am Schreibtisch gesessen, so trat er, selbst bei scharfem Wind, Kälte und Schneegestöber einen weiten Spaziergang an, von dem er dann erfrischt in seine behaglich durchwärmte Wohnung zurückkehrte, die er trotz aller Vorstellungen Seitens des alten Fräuleins beibehalten hatte, indem er sich alle ferneren Umstände verbat und die großen Zimmer des oberen Stockwerks, als für ihn überflüssig wieder schließen ließ.

Abends verkehrte er viel mit dem Verwalter, besprach die vorliegenden landwirthschaftlichen Verhältnisse, las die besten Schriften über den Landbau und bemühte sich so mit allen Kräften, für's Erste wenigstens theoretisch zu lernen, was das nächste Frühjahr und der Sommer ihn practisch lehren sollten.

Die Zwischenstunden brachte er auch bisweilen mit dem Auspacken und Betrachten des Inhalts verschiedener Kisten zu, die rechtzeitig auf Sellhausen eingetroffen waren und Sammlungen umfaßten, die von seinem Sinn für Kunst und Geschichte und einer weisen Benutzung seines Aufenthalts in so schönen und reich damit gesegneten Ländern Kunde gaben.

Aber bei Weitem nicht alle gesammelten Gegenstände konnte er auspacken und aufstellen, dazu boten seine Zimmer bis jetzt keinen Raum, und die großen Gemächer seines Vaters mochte er nicht benutzen, so lange er kein definitives Recht auf den Gebrauch derselben besaß.

So ging ihm die Zeit überaus schnell und angenehm vorüber und er wunderte sich oft selbst, wenn er das Datum eines Tages niederschrieb, daß sie so flüchtig sein könne und eigentlich verschwinde, ohne sichtbare Spuren ihres weisen Gebrauchs hinter sich zu lassen.

*Ein Wunsch*, den er von Tage zu Tage lebhafter zu hegen begann, ward ihm durch äußere unvorhergesehene Umstände versagt. Er wäre gern nach der Stadt gegangen und hätte den Sachwalter seines Vaters aufgesucht, um mit ihm über seine persönlichen Verhältnisse Rücksprache zu nehmen, indem er voraussetzen konnte, daß dieser sie am genauesten kenne und vielleicht einige Worte fallen lassen würde, die ihm Licht über das Dunkel gaben, worin er sich bis zum ersten August befand. Allein dieser Besuch ward ihm dadurch abgeschnitten, daß der Justizrath Möller in einer wichtigen Erbschaftsangelegenheit eines seiner Clienten nach England gereist war, wo er voraussichtlich längere Zeit festgehalten wurde. Diese Nachricht überbrachte eines Tages der Verwalter Hinz, nachdem am Abend vorher von dem Besuche des Legationsraths in B. . . die Rede gewesen war.

Auch dem Meier zu Allerdissen konnte der zgedachte Besuch nicht abgestattet werden. Dieser eifrige Landwirth, der gleichwohl auch auf anderen Gebieten des Lebens sich gern erging, pflegte einige Wintermonate in irgend einer Residenz zu verleben oder eine weitere Reise anzutreten, und das war auch in diesem Jahre geschehen. Wie man zeitig

genug auf Sellhausen erfuhr, war er Anfang Januars zu seinem Sohn gegangen, der die landwirthschaftliche Akademie zu Eldena besuchte, jedoch erwartete man ihn im März zurück.

Frau Birkenfeld, die reiche Wittwe auf der Cluus endlich, der Bodo sich vorzustellen für eine seiner nächsten Verpflichtungen hielt, war niemals im Winter auf ihrem Landsitze anwesend. Sie reiste in Süddeutschland bei mehreren Bekannten umher, hielt sich in den kältesten Monaten in Meran oder sonst wo auf und pflegte erst in ihre Heimat zurückzukehren, wenn die Bäume grün wurden und die Blumen aus der warmgewordenen Erde sproßten.

So waren dem einsamen Bewohner von Sellhausen die weiteren Ausflüge in die Umgegend zu näheren Bekannten versagt, da er die drei Barone absichtlich bei Seite ließ. Bisweilen unternahm er einen tüchtigen Ritt in das Innere des kleinen Ländchens, blieb jedoch nie eine Nacht aus und kehrte immer pünktlich mit dem dämmernden Abend zurück.

Da kein eigentliches Reitpferd auf dem Gute vorhanden war, denn der alte verstorbene Herr hatte nur zwei steife Rappen zu Wagenpferden für sich benutzt, von denen der eine jüngst seinem Alter erlegen, der andere aber im Stalle das Gnadenbrod erhielt, so benutzte Bodo anfangs das Pferd des Verwalters zu diesen Ausflügen. Da dieser es aber selbst häufig gebrauchte, suchte der Erbe sich einen der besten Ackergäule heraus, ließ ihn etwas manierlich zustutzen und ernannte ihn zu seinem Pegasus, zum Verdruß des Verwalters, der ihm alle Tage anlag, ein schmuckes Pferd zu kaufen, wozu Geld genug vorhanden sei, wie er ganz im Stillen mehrmals gegen Fräulein Treuhold äußerte.

Bodo aber lehnte dieses Ansinnen auf das Entschiedenste ab. Der dicke Braune genüge ihm, sagte er, und wenn man sich über das etwas ländliche Aussehen desselben hier oder da wundern wolle, so stehe das Jedermann frei. Er für seine Person liebe es nicht, die Menschen und Dinge nach ihrer äußeren Erscheinung zu beurtheilen; wenn man ihn aber entgelten lassen wolle, daß sein Vater keine Vollblutpferde gezogen, so sei ihm das auch einerlei, er unterwerfe sich willig allen Meinungen, die man vor seiner näheren Bekanntschaft von ihm hegen möge.

Dergleichen Aeußerungen hörten der Verwalter und Fräulein Treuhold sehr häufig von ihm und nicht selten wurden sie von Ersterem als einen eigenthümlichen Stolz verrathend ausgelegt, während die alte Dame sie für einen schlagenden Beweis seiner Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit hielt.

Beide mochten in ihrer Art Recht haben, denn stolz in einem Sinne war Bodo von Sellhausen, aber es war dies jener edle erträgliche Stolz, der nicht aus beschränkter Ueberhebung über Andere, sondern aus dem instinctartigen Bewußtsein des eigenen Werths entspringt und mit welchem sich die anspruchslose Bescheidenheit und Beschränkung in den sogenannten kleinen Dingen des Lebens sowohl verträgt.

Bodo von Sellhausen war überhaupt kein Kleinigkeitskrämer, wie es so viele große und kleine diplomatische Köpfe der Jetztzeit sind. Seine Gedanken waren stets nur auf das Ganze gerichtet und für das eigentliche Detail des Lebens hatte er wenig Sinn und Geschmack. Immer ernst, gediegen

und bestimmt in seinen Anschauungen, ließ er Andere großmüthig ihre Kraft im Kleinen verschwenden und bekümmerte sich nur dann um sie, wenn sie seinen Weg kreuzten und ihm als Gegner oder Freunde gegenüberstanden.

Eine einzige Vorliebe – um auch hier seinen Sinn für ein gewisses Detail zu schildern – besaß er indessen doch, und diese betraf eine freundliche Ausschmückung der von ihm bewohnten Räume. Fräulein Treuhold erstaunte alle Tage mehr, wenn sie in seiner Abwesenheit seine Wohnung betrat und dieselbe völlig umgestaltet und mit dem früheren Aussehen gar nicht mehr in Vergleich zu stellen fand. Nicht allein hatte sie durch Aufstellung kostbarer Bücher, durch schöne Gemälde, kleine Statuen und sonstige Kunstgegenstände gewonnen, sondern auch ein reichlicher Vorrath herrlicher Blattpflanzen auf einem eigens herbeigeholten Blumentische schmückte sie vortheilhaft aus. Diese Pflanzen hatte der Blumenfreund aus dem Treibhause des Vaters hierher bringen lassen und diese Aneignung ihm noch nicht gehörigen Eigenthums – wie er es selbst nannte – hatte er nur nach langem Kampfe mit sich selber in's Werk gesetzt, eine Aneignung, die ihm Jeder, selbst der scrupulöseste Rechtsmann, verzeihen konnte, wenn er sie auch selbst in seinem fast überzarten Gewissen für eine Ueberschreitung des ihm zustehenden Rechtes hielt.

So verging der Winter allmählig äußerst ruhig und doch geschäftsvoll, ohne daß man merkte, wo die kurzen Tage, die kalten Nächte und die stürmischen Winde blieben, und namentlich Fräulein Treuhold war noch kein Winter so rasch vergangen wie dieser. Hierzu wirkte gewiß ihre innere Sorge mit, wie sich Alles in Zukunft auf Sellhausen gestalten

werde, denn dieser Gedanke beschäftigte sie unablässig, begleitete sie in den Schlaf und erwachte am hellen Morgen mit ihr, und ohne daß sie sich dessen bewußt war, ließ sie für ihren geliebten jungen Herrn eine Zärtlichkeit und Hingebung blicken, wie sie sie selbst gegen seinen alten Vater nicht entwickelt hatte.

Hierzu trug indessen, wir müssen es offen gestehen, die Liebenswürdigkeit ihres jetzigen Herrn das Meiste bei, wenn das gute Herz der alten Dame auch an und für sich schon Lob genug verdiente. Denn Bodo legte zu jeder Zeit nicht allein eine große Achtung, sondern auch die mildeste Freundlichkeit an den Tag, wenn er in nähern Verkehr mit ihr trat. Er hatte sich unglaublich schnell an ihre Gesellschaft und Unterhaltung gewöhnt und selten versäumte er eine Gelegenheit, sich ihr gefällig und unterhaltend zu erweisen. Namentlich Abends kam er oft auf ein Stündchen in ihr trauliches Zimmer herunter und plauderte, während er den Thee bei ihr einnahm, über Allerlei, was er den Tag über vorgenommen und getrieben hatte. Dabei wußte er so überaus anschaulich und lehrreich von seinen Reisen und Erlebnissen zu erzählen, daß das Fräulein oft die Stunde nicht erwarten konnte, bis er kam, und wenn er einmal ausblieb, was gewiß nur wichtige Beschäftigungen verschuldeten, blieb sie den ganzen Abend traurig und einsam auf ihrem Sopha sitzen, seufzend und klagend, daß sie nicht Anziehungskraft genug besitze und viel zu langweilig sei, einem so unterrichteten Mann eine begehrenswerthe Gesellschaft zu bieten. Wenn so die Bewohner von Sellhausen in tiefster friedlicher Stille einen Tag wie den andern verlebten und sich nur mit sich selbst und ihrer nächsten Umgebung beschäftigten, die Welt da draußen aber fast vergessen zu

haben schienen, so war die letztere durchaus nicht geneigt, es eben so zu machen, vielmehr bot sie Alles auf, mit scharfen Blicken in das räthselhafte Dunkel des herrschaftlichen Hauses zu dringen und die etwa darin vorgehenden Ereignisse nach allen Seiten hin zu erforschen und sich nach ihrer eigenen Einbildung zurecht zu legen.

Kaum hatte Bodo von Sellhausen seines Vaters Schwelle überschritten, so wußte es auch schon die ganze Nachbarschaft und erwartete nun mit wachsender Ungeduld den Augenblick, wo der junge Erbe sich ihr vorstellen und in seinem vollen Glanze zeigen würde, um nicht allein außer, sondern auch im Hause selbst die gastlichen Pflichten eines alten Landedelmanns zu erfüllen.

Als dies nun in den ersten Tagen nicht geschah, überlegte man sich die Ursache davon und war großmüthig genug, sich nicht übermäßig darüber zu wundern und dem müden Reisenden eine kurze Frist nothwendiger Erholung zu gönnen. Als jedoch Wochen auf Wochen vergingen, ohne daß der Herr Legationsrath sich irgend wo blicken ließ, schüttelte man mit bedeutungsvollem Augenzwinkern die Köpfe, seufzte und stöhnte aus übervollem Herzen und klagte sich gegenseitig seine Noth, daß die junge Welt gegenwärtig aus der Art geschlagen sei und nicht mehr wisse, was Anstand und Sitte in der höheren Gesellschaft erfordere.

Aber die Verwunderung der Herren und Damen sollte einen noch höheren Grad erreichen, als sogar Monate vergingen und der Legationsrath Niemanden die für Schuldigkeit gehaltene Aufwartung machte. Da bedurfte es denn nur einer einzigen verwandtschaftlichen Zusammenkunft – eines sogenannten Familienrathes – und – der Stab über den Schuldigen war gebrochen, man stieß ihn schon im Geiste

aus den Reihen der beleidigten Familie, man überschüttete ihn mit den heftigsten Vorwürfen, nannte ihn wie früher hochmüthig, eingebildet auf nebensächliche Vorzüge und schwor sich, auch nicht mehr die geringste Notiz von ihm zu nehmen, selbst wenn er jetzt kommen und mit diplomatisch kluger Rede sein maßloses Verhalten bemänteln sollte.

Nichtsdestoweniger aber fuhr man insgeheim fort, alle seine Schritte zu beobachten, alle nur habhaft zu machenden Dienstleute, Mägde und Knechte auszukundschaften und zu fragen: was er denn thue, womit er sich die ungeheuer langweilige Zeit vertreibe und ob er etwa erst seine Muttersprache wieder lerne, um mit seinen Landsleuten in standesgemäße Conversation zu treten?

Was man indessen erfuhr, war nur von sehr geringer Bedeutung, denn daß er schrieb, sonst arbeitete, spazieren ging und ritt, hatte man sich schon lange selbst gesagt, nachdem man durch den Augenschein erfahren, daß er nicht, wie man anfangs geglaubt, krank sei. Denn auf seinen weiten Ritten hatte ihn Dieser oder Jener aus der Ferne gesehen, aber doch nicht aus solcher Ferne, um nicht den zu Hause mit allen Ohren Lauschenden erzählen zu können: der räthselhafte Legationsrath sehe ganz wie ein gewöhnlicher Mensch aus, er habe eine sehr hochmüthige naseweise Miene, sitze aber leidlich gut zu Pferde, obgleich er sich keinen arabischen Hengst mitgebracht, sondern nur ein ganz gemeines aufgeputztes Ackerpferd reite.

So war denn »das orientalische Wunderthier«, wie man ihn in gewissen Kreisen liebevoll genug nannte, seinen Verwandten geschildert, und so widerwärtig diese Schilderung auch ausgefallen war, so hinderte sie doch nicht, daß bald der eine, bald der andere »Vetter« oft bis ganz in die Nähe

seines Besitzthums ritt, um – aus purer menschenfreundlicher und vetterlicher Neugierde – des seltsamen Mannes nur auf einen Blick habhaft zu werden, was denn auch, wie wir bald sehen werden, einer der interessirtesten Hauptpersonen auf eine ganz eigenthümliche Weise – mißglückte.

So war denn allmählig allen Betheiligten der März und April verstrichen, ja der Mai war schon mit jugendlichem Hauch und Reiz auf die Erde eingezogen, als die Sachen immer noch standen, wie wir sie eben geschildert haben. Endlich aber sollte denn doch die Periode der Ruhe und Zurückhaltung ihr Ende finden, und Fräulein Treuhold war dazu auserkoren, den Zauberbann zu lösen, der auf ihrem entschiedenen Liebling lag.

Eines Abends, am Ende des Mai, als es eben maimäßig regnete und Menschen und Vieh unter die schützenden Dächer des Gutes gezogen waren, saß Bodo von Sellhausen bei der Hausdame am Fenster und blickte schweigend nach dem grünen, aber jetzt stillen Hofe hinaus.

Fräulein Treuhold, noch in der dämmrigen Stube ohne Licht sitzend, war zuletzt in immer steigender Unruhe um ihren Besuch herumgegangen, denn länger konnte sie ihre Gefühle nicht verbergen und die Lippen wollten nicht mehr zurückhalten, wovon das Herz zum Ueberlaufen voll war. Endlich faßte sie einen kühnen Entschluß, nahm ein Strickzeug – ihre stete Aushülfe in der Noth – setzte sich ihrem Herrn gegenüber und sagte, das freundliche Auge voll gegen ihn aufschlagend:

»Herr Legationsrath, Sie sitzen so still und nachdenklich da – darf ich mir mal ein Wort zur rechten Zeit zu reden erlauben?«

Bodo wandte den Kopf schnell nach der alten Dame und sagte freundlich: »O, o, so reden Sie doch, ich warte schon lange darauf, denn daß Sie fast vor Eifer brennen, mir eine recht tüchtige Strafpredigt zu halten, habe ich Ihnen längst angesehen.«

»Mein lieber Gott,« antwortete sie, von dieser Erwiderung überrascht und doch schnell sich fassend, »Sie sind im Grunde ein gefährlicher Mann, Herr Legationsrath. Ich glaube, Sie zählen auch zu Denen, die das Gras wachsen hören können, und man braucht Ihnen eigentlich nichts zu sagen, da Sie Alles, was man sagen will, im Voraus wissen.«

Bodo lächelte auf seine alte milde Weise und entgegnete dann: »Nun, was Sie mir jetzt sagen wollen, weiß ich allerdings, aber lassen Sie es mich aus Ihrem Munde hören, vielleicht *wirkt* es dann umso besser.«

»*Wirken?* Ja, wirken soll es, Herr Legationsrath, das ist allerdings meine Absicht. Und nun lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich der Meinung bin, es wird nun bald Zeit, daß Sie einmal wieder an Ihre Besuche denken, zumal ja auch Ihre festgesetzte Trauerzeit vorüber ist.«

Bodo wurde sehr ernst, als sie dies mit eindringlicher Stimme sprach, entgegnete aber überaus sanft: »Ja freilich, die Trauerzeit ist vorüber und ich habe schon recht oft an meinen Vorsatz gedacht.«

»Aber warum gehen Sie nicht? Einmal muß ja doch der Anfang gemacht werden und der Mai ist lange da, sogar bald zu Ende. Denken Sie doch – an den ersten August.«

»Ich denke gewiß daran, aber schweigen Sie davon still. Je näher die Zeit kommt, um so mehr wird mir schon der Gedanke an diese Besuche zuwider, wie viel mehr nicht sie selbst.«

Die alte Dame seufzte über den schwer beweglichen Mann. »Ich glaube es wohl,« erwiderte sie, »aber den Meier zu Allerdissen könnten Sie doch wenigstens besuchen, er ist schon lange zurück. Auch habe ich nur deshalb nicht mehr dazu getrieben, weil er mein Verwandter ist und Sie denken könnten, ich begünstige ihn.«

»Ich verstehe Sie, doch das hätte ich gewiß nicht gedacht. Aber ich will Ihnen sagen, warum ich mich nicht entschließen kann, mein stilles Haus zu verlassen und in die Welt zurückzutreten. Sehen Sie, ich kenne das. Bin ich erst einmal draußen gewesen und mit mir eigentlich fremden Menschen in Berührung gerathen, dann bin ich mir selbst entrissen. Ein neuer Strudel umgiebt mich, zieht mich in Gott weiß was für Abgründe und hin ist Ruhe, Wohlsein und Frieden, denn die giebt es da draußen nicht.«

»O, aber beim Meier ist auch Ruhe, Wohlsein und Frieden. Der Mann wird Ihnen besser gefallen, als Sie denken.«

»Ich glaube es, Liebe, aber mich hält ein seltsames dunkles Gefühl von jeder Annäherung zurück. Von der Welt, die ich jetzt bewohne, weiß ich, was sie mir bietet, von der Welt, die außer mir liegt, sagt mir Niemand etwas Gewisses und ich bin zum ersten Mal in meinem Leben von einer gewissen Besorgniß befallen. Doch, freilich, das ist am Ende nur Einbildung, ich glaube es selbst. Und Einbildung ist Schwäche – und schwach darf der Mann nicht sein. Da haben Sie es, Sie sind meines Schicksals Stimme gewesen und ihr will ich folgen, mag es gehen wie es will. Also wohlan denn, es ist beschlossen: morgen gehe ich zum Meier zu Allerdissen und dann – dann ist der Anfang gemacht. Gott mag ihn zum guten Ende führen!«

»Ja, das mag er!« rief die alte Dame in freudiger Aufregung und drückte ihrem Liebbling, zum Danke, daß er ihren Bitten nachgegeben, herzlich die Hand.

VIERTES KAPITEL. EIN ZERBROCHENER WAGEN BRINGT  
UNERWARTETE GÄSTE IN'S HAUS.

Der Frühling war dieses Jahr frühzeitiger, als es sonst in diesen gebirgigen Gegenden zu geschehen pflegt, mit aller Macht und Pracht angebrochen. Noch einmal so schnell und munter rauschte der entfesselte Fluß von Berg zu Meer, in seinen hellschimmernden Wogen die rothen Felsen, den knospenden Wald und den lichtblauen Himmel wiederspiegelnd; die Felder hatten sich mit saftigem Grün bedeckt und die Lerchen jubelten in den warmen, von leuchtenden Sonnenstrahlen durchzitterten Lüften. Fast alle Bäume hatten sich schon in ihr hellgrünes sommerliches Gewand gehüllt, auf den Wiesen weit und breit prangte ein unabsehbarer Blument Teppich, und die Insecten schwirrten und summten lustig von Berg zu Thal, von Wald zu Busch, um die erste süße Nahrung aus den Kelchen der duftenden Blüten zu rauben.

Bodo war ein treuer Beobachter von jedem Vorgang in der erwachten Natur; jeden Fortschritt erspähte er von Morgen zu Morgen, jede Blume, möchte man sagen, begrüßte er, wenn sie aus dem duftigen Boden aufsproßte, und so genoß er mit vollen Zügen das reinste Glück des Menschen, die Natur im Großen und Kleinen zu belauschen, dem wunderbaren Uebergang aus ihrem Schlummer zum Erwachen, zum Leben, zur ewig räthselhaften Thätigkeit beizuwohnen. Seine Herzenswonne dabei war aber um so größer und inniger, weil er dergleichen lange nicht genossen und überhaupt

seit der längstverschwundenen Jugendzeit seine Tage kaum in solcher Ruhe und Harmlosigkeit verbracht hatte. Seine ganze Seele jauchzte im Stillen darüber und er empfand eine Art Wollust, wie nur der gute Mensch sie empfindet, wenn er Alles um sich her gedeihen und wachsen sieht und mit dem sich alle Stunden verjüngenden All selbst wieder jung, heiter und glücklich wird.

Am Morgen des Tages nun, an welchem er sein Versprechen ausführen wollte, begab er sich zeitig in den Garten hinter dem Hause, wo der alte Gärtner schon längst auf den einzelnen Terrassen seine Thätigkeit entfaltet, die Blumenbeete gereinigt, die Wege geharkt und die Rasenflecke geschnitten und gewalzt hatte. Nach dem wohlthuenden warmen Regen am verflossenen Abend prangte Alles in neuester und frischester Blüthe und ein wonnevoller Duft strömte von den Wiesen herüber und zu dem wolkenlosen klaren Himmel auf.

Der Alles und Jedes betrachtende und genießende Spaziergänger schlug den Weg nach einem seiner Lieblingsplätze ein, der auf der obersten Terrasse lag und allerdings in seiner Art ein anziehender Aufenthaltsort war. Man nannte ihn den Lindensaal. Etwa ein halbes Hundert hochstämmiger uralter Lindenbäume, wunderbar schön gewachsen, seltsam regelmäßig mit nach Oben laufenden Aesten verzweigt und schon jetzt ziemlich belaubt, schlossen einen viereckigen Platz von bedeutender Räumlichkeit ein, zu dem nur ein Eingang führte, dem ein kleinerer Ausgang auf der entgegengesetzten Seite entsprach. Nach der Gartenseite hin waren fensterartige Ausschnitte in den Zweigen angebracht

und von hieraus hatte man den Ueberblick, über die unteren Terrassen fort, auf das grünschimmernde, weite, lachende Weserthal. Die alten Kronen der Linden aber wuchsen in der Höhe dicht zusammen, so daß, wenn sie erst ihre ganze Blätterfülle entfaltet, das Licht des Himmels sich vergebens bemühte, den Eintritt zu gewinnen, und selbst der brausende Wind, wenn er von Außen dagegenfuhr, vermochte nur mit leisem Rauschen durch die lebendigen Wände zu dringen. Tausende von zwitschernden Vögeln allerlei Art bevölkerten diesen natürlichen Dom, der in jeder Ecke, gleichsam zur Andacht in der unverfälschten Natur einladend, eine bequeme Bank bot und dem müden Spaziergänger balsamische Kühle und wohlthuende Ruhe zufächelte.

Hier an diesem Ort hatte schon Bodo's Vater gern und oft gewohnt, und auch sein Sohn fühlte sich lebhaft dahin gezogen, so oft er die Heimat besuchte und ihre bescheidenen Genüsse in Anspruch nahm.

Bodo saß eine Weile auf einer der am tiefsten beschatteten Bänke, denn es war bereits am frühen Morgen sehr heiß und man begehrte schon allmählig der erfrischenden Kühle, die hier aus erster Hand zu haben war. Er horchte auf den Sang der kleinen Bewohner des stillen Ortes, sog mit Wollust die von den Wiesen heraufsteigenden Wohlgerüche ein und gab sich unbewußt einer ihm sonst nicht eigenthümlichen Träumerei hin, die an solchem bezaubernden Orte das empfindungsvolle Menschenherz so leicht besucht, wenn man das Ohr dem Summen und Weben der tausendstimmigen Natur leiht.

Aus dieser Träumerei aber wurde er durch den Verwalter aufgescheucht, der ihn hier aufsuchte, weil er schon, wie alle Gutsbewohner, den Lieblingsplatz seines jungen Herrn

kannte. Als er ihn erblickte, lüftete er den Sommerhut und bot mit seiner frischen Stimme dem Herrn einen guten Morgen.

»Nun,« sagte Bodo, das Auge schnell zu dem ausdrucksvollen Gesicht des Mannes erhebend, »Sie bringen etwas Neues, und nach Ihrer behaglichen Miene zu schließen, ist es auch etwas Gutes.«

»Beides, Herr Legationsrath, ja, Neues und hoffentlich auch Gutes, wenigstens haben Sie ja schon lange genug auf diese Nachricht gewartet. Mit einem Wort, so eben höre ich durch meinen Boten, den ich nach der Stadt geschickt, daß der Justizrath Möller vor einigen Tagen von seiner langen Reise zurückgekehrt ist. Der Bote ist in seinem Geschäftszimmer gewesen und der Justizrath hat ihn gefragt, ob Sie schon auf dem Gute eingetroffen wären.«

Bodo sprang von seinem Sitze auf und schlug sogleich mit dem Verwalter den Weg nach dem Hause ein. »Ja, lieber Hinz,« sagte er, »diese Nachricht ist gut und sie kommt zur rechten Zeit. Ich wollte heute Nachmittag nach Allerdissen hinüber und nun kann ich zwei Fliegen mit einem Schläge treffen. Lassen Sie also meinen Braunen um zwei Uhr satteln, ich werde vom Meier meinen Weg gleich nach der Stadt fortsetzen und Herrn Möller besuchen. Brav!«

Der Legationsrath schien durch diese Mittheilung sehr erfreut zu sein, wenigstens berichtete er sie, als er in's Haus zurückkam, Fräulein Treuhold mit heiterer Miene und bat sie, heute Mittag nicht viele Umstände mit dem Essen zu machen, da er keine Zeit zum langen Tafeln habe.

»Das hat seine Richtigkeit,« erwiderte das Fräulein, »ich weiß überhaupt nicht, wie Sie es einrichten wollen, bis Abend wieder zurück zu sein. Wenn Sie um halb drei Uhr

beim Meier sind und nur zwei Stunden verweilen – so viel Zeit werden Sie ihm doch schenken – haben Sie noch beinahe drei Meilen bis zur Stadt und drei gute Meilen wieder zurück. Wie lange wollen Sie denn da beim Herrn Justizrath bleiben, gesetzt, daß Sie ihn gleich treffen?«

»Liebe Treuhold, Sie sind eine practische Frau, das hat auch seine Richtigkeit. Nun, Sie haben es jedenfalls zu verantworten, wenn ich mir das Umherstreifen und Ausbleiben angewöhne. So packen Sie denn in Gottes Namen einige Wäsche in meinen kleinen Mantelsack und lassen Sie ihn dem Braunen auflegen, er wird ja wohl uns Beide tragen können.«

»Was, Sie wollen eine Nacht ausbleiben?« rief die Oberwirthschafterin ganz beklommen. »Wo werden Sie denn schlafen?«

»Im Gasthof, liebe Freundin, daran bin ich, dünke ich, hinreichend gewöhnt. Und unter uns gesagt, ich habe viel Wichtiges mit dem Justizrath zu sprechen und wer weiß, ob ich überhaupt in *zwei* Tagen fertig werde.«

Letzteres mit lächelndem Munde sprechend, wollte er die verwunderte Dame verlassen, als sie ihn freundlich aufhielt und sagte: »Aber wo gehen Sie denn jetzt schon wieder hin? Wollen Sie nicht ein kleines Frühstück einnehmen?«

»Nein, nein, heute nicht, wir wollen lieber früh essen. Ich habe heute weder zum Speisen, noch zur Arbeit Lust, so verlockend ist die Natur draußen, und ich will einmal mein Waldhorn aus seinem Kasten befreien und versuchen, was ich noch darauf leisten kann. Das Echo muß sich vom Wasser aus an den Felsen dort prächtig ausnehmen und es wird Zeit, daß ich Berg und Thal meine herrische Stimme hören lasse.«

Er nickte fast schelmisch zurück, was ein Beweis seiner guten Laune war und stieg munter die Treppe hinan. Bald darauf kam er mit einem sehr kleinen, reich verzierten Waldhorn im Arme zurück, ging auf dem kürzesten Wege nach dem Fluß hinab, schloß einen Nachen los, legte Ruder hinein und ließ sich dann von der Strömung die Weser hinab nach den gegenüberliegenden Bergen treiben. Wenige Minuten erst hatte er das Haus verlassen, da hörte man schon wunderbar schöne und tiefe Töne vom Thale nach der Höhe herauf schallen und die Felsen drüben gaben den Klang in seltsam treuer Weise zurück, so daß, wer Ohren zu hören hatte, über die zauberisch klingenden Töne verwundert aufhorchte, die in diesem stillen und abgelegenen Thale noch von Niemanden waren vernommen worden.



Der einsame Musiker war etwa um neun Uhr aus dem Hause gegangen und um elf stieg er schon wieder, überaus befriedigt von seiner neuen Unterhaltung, nach dem Garten herauf. Langsam erklomm er die steilen Parkwege und Treppen, warf, oben angekommen, noch einen Blick in den Lindensaal und wollte sich eben der Pforte zuwenden, als er aufmerksam horchend mitten auf seinem Wege stehen blieb. Es war ihm, als ob er über die Mauer herüber, die den Hof vom Parke neben dem Herrenhause trennte, fremde oder wenigstens laute Stimmen vernommen hätte, und bald darauf gewann er die Ueberzeugung, daß er sich nicht getäuscht habe.

»Was mag denn geschehen sein?« fragte er sich, indem seine Miene ihren gewöhnlichen Ernst annahm. »Man ruft sich ja so ängstlich einander zu?«

Rasch war er in das Haus eingetreten, durch den Corridor nach dem Hofe geeilt, aber auf diesem Wege hatte er Niemand getroffen, der ihm nähere Auskunft hätte geben können. Als er jedoch vor die Hofthür trat, erblickte er einen fremden eleganten Wagen, Brake genannt, nach der neuesten Mode hochräderig und höchst geschmacklos gebaut, der mit gebrochener Deichsel so eben von einigen Knechten und Heuerlingen nach dem Schmied gefahren werden sollte, der in der Nähe wohnte. Die Pferde, die ihn gezogen, waren nicht mehr sichtbar und wahrscheinlich schon in den Stall abgeführt.

In diesem Augenblick kam der Verwalter mit dunkelrothem Gesicht und mit hastigen Armbewegungen zu einem Knechte redend, aus dem Pferdestalle, und da er seinen Herrn auf der Rampe stehen sah, ging er rasch auf ihn zu, schon von Weitem Geberden machend, die etwas Ernstliches vermuthen ließen.

»Was giebt's denn?« fragte die weithin tönende Stimme des Hausherrn. – »Ist ein Unglück geschehen?«

Der Verwalter kam näher, zog den Hut und sagte mit sichtlich verstörter Miene: »Ach ja, leider, Herr Legationsrath, obgleich es noch schlimmer hätte werden können. Zwei Damen, die in dem albernen Fuhrwerk da ohne Kutscher spazieren gefahren, haben die jungen Pferde nicht halten können. Sie sind natürlich durchgegangen, die Deichsel ist zerbrochen und die eine Dame ist thöricht genug gewesen, von ihrem hohen Sitze herabzuspringen und hat sich dabei den Kopf etwas zerstoßen.«

»Zwei Damen?« fragte Bodo, bedauernd den Kopf schüttelnd, aber mit so großer Spannung, daß man eine düstere Blutwelle in seine Stirn steigen sah. »Wer sind sie denn – kennen Sie sie nicht?«

Herr Hinz trat näher an seinen Herrn heran und sagte leise: »Es ist die Frau Baronin von Grotenburg und die Baroneß, ihre Tochter. Man hat die junge Dame in ein Zimmer da oben getragen – sie war ohnmächtig – und die Mutter ist außer sich vor Schreck und Schmerz, daß das gerade hier geschehen ist, was, meiner Meinung nach, doch noch ein Glück ist. Fräulein Treuhold ist bei ihnen und ich habe schon vor einer halben Stunde einen reitenden Boten zum Doctor Rüter nach der Stadt geschickt.«

Bodo sah und hörte nach dieser Mittheilung im ersten Augenblick nichts um sich her. In seinen Ohren machte sich ein dumpfes Sausen bemerklich und sein vorher so rothes Gesicht nahm eine auffallend bleiche Färbung an. Er verließ den Verwalter und stieg langsam die Treppe hinauf, um in sein Zimmer zu gelangen und da über den seltsamen Vorfall ruhig nachzudenken. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er sich gefaßt und ging nun wieder hinunter, um irgend eine der Mägde oder am liebsten Fräulein Treuhold zu sprechen.

Auf der Treppe begegnete ihm Rieke, die einen Eimer mit Eis hinauftrug und vor Eifer und Schreck fast die Besinnung verloren hatte. Als sie ihren Herrn plötzlich vor sich stehen sah, setzte sie den Eimer nieder, schlug die Hände zusammen und rief:

»Gott, o Gott, gnädiger Herr, sind Sie denn da? Das ist ein wahres Glück! Wir wissen Alle nicht, was wir thun sollen und die Frau Baronin macht uns mit ihrem Geschrei ganz confus. Sie hat schon zweimal nach Ihnen gefragt.«

»Will sie mich denn sprechen?«

»Ach ja, gewiß möchte sie das wohl und vielleicht können Sie ihr einen Trost geben.«

»So geh hinauf,« sagte Bodo mit seinem ruhigsten Tone, »und sage ihr, daß ich gekommen bin. Ich werde unten in Fräulein Treuhold's Zimmer zu finden sein.«

Aber er sollte hier etwas lange auf das Erscheinen der verzeifelten Frau Baronin warten, denn so eben kam Doctor Rüter im Galopp auf den Hof geritten, dem der Bote zufällig unterwegs begegnet war. Bodo ging ihm entgegen, berichtete, was er wußte, und der verständige Arzt, der in der ganzen Gegend das größte Vertrauen genoß, sprang hurtig die Treppe hinan, das Versprechen hinterlassend, Herrn von Sellhausen sogleich zu rufen, wenn seine Hülfe etwa nöthig sein sollte.

Allein diese Hülfe schien nicht durchaus nöthig zu sein, denn weder kam der Arzt selbst, noch sandte er einen Boten, um Bodo zu benachrichtigen, und dieser blieb eine lange halbe Stunde seinen eigenen Gedanken überlassen.

Benutzen wir diese Zeit, einen Blick auf die Baronin zu werfen, damit der Leser doch weiß, wen er sich unter dieser Dame vorzustellen hat.

Amalie von Grotenburg war die Schwestertochter der Frau Wittve Birkenfeld. Während diese, die älteste von zwei verwaisten und besitzlosen Schwestern, höchst bescheidenen und anspruchslosen Sinnes, in frühster Jugend den unbemittelten Kaufmann Birkenfeld aus Liebe heirathete, glaubte sich die jüngere Schwester für etwas Höheres geschaffen und reichte einem adligen Domainenpächter ihre Hand, dessen größter Reichthum, wie er sich selbst oft scherzweise ausgedrückt hatte, in einem großen Vorrath

unleserlicher Familiendocumente und einem riesengroßen Stammbaum bestand. Als nun Amalie, die Tochter dieser Beiden, die mehr in den verblichenen Documenten ihres Vaters, als in der nagelneu gebliebenen Bibel ihrer Mutter studirte, unter sehr mißlichen Verhältnissen heranwuchs, gewann sie allmählig dadurch an Ansehen, daß sie die Nichte des reich gewordenen und immer reicher werdenden Birkenfeld war, und man versprach sich in ihrem Besitz einst goldene Berge, die wenigstens noch in der Einbildung vieler Menschen existiren.

Diese Einbildung besaß auch im höchsten Grade der Baron von Grotenburg, obgleich er schon die Erfahrung von vierzig Sommern hatte, und Gott war ihm eben so gnädig wie Fräulein Amalie und er führte sie als Gemahlin in sein altes verfallenes Schloß, welches ihm ihre künftigen Schätze einst neu erbauen helfen sollten. Bis jetzt war das freilich noch nicht geschehen, aber es wurde noch mit großer Sehnsucht, also mit nicht minderer Gewißheit von der Familie der Grotenburgs erwartet.

Herr Birkenfeld war zwar gestorben, ohne seiner vornehmen Nichte auch nur den kleinsten goldenen Hügel, nicht einmal eine goldene Stecknadel vermacht zu haben, indessen hatte seine Universalerbin, die jetzige Wittve Birkenfeld, gewiß den »stillen« Befehl erhalten, nach ihrem Tode – der ja nicht lange mehr auf sich warten lassen konnte – den Grotenburgs den größten Theil ihrer Habe zu hinterlassen, da ja sonst nur sogenannte »lachende« Erben vorhanden waren.

Auf diesem Punkte, den wir wohl festzuhalten bitten, standen die Grotenburg'schen Verhältnisse im gegenwärtigen Zeitpunkt.

Was die Person der »gnädigen« Frau Baronin anbelangt, so gehörte sie zu den Frauen, die man unter dem sogenannten »hohen Adel« leider nicht gar selten finden kann, wenn man Augen dafür hat. In der Jugend sehr mangelhaft unterrichtet, von Hause aus anmaßend und hochfahrend erzogen und im höheren Alter nach keinem Grade geistiger Bildung trachtend, hatte sie das Menschenleben für zu erbärmlich gehalten, um daraus gute Lehren zu schöpfen, denn ihr Haus und ihre Familie war fast das Einzige, was sie jemals gesehen und kennen gelernt hatte.

Zu den bisher angedeuteten negativen Eigenschaften kamen aber noch einige positive und nicht zu verachtende Tugenden. Sie wußte zum Beispiel die kostbarsten Kleider, Schmucksachen und Möbel sehr billig zu kaufen, das heißt, es war ihr ganz einerlei, wer dieselben demaleinst bezahlen würde. Ferner verstand sie es aus dem Grunde, die Miene einer reichen Fürstin anzunehmen, obwohl sie nur die Frau eines Landedelmanns war, dem von seinem »Gütercomplex« fast kein einziger Baum mehr gehörte. Endlich aber hatte sie sich darauf eingeübt, eine Sprache zu reden, die nur die vornehmsten Leute verstanden, da es für solche Frau »von Stande« durchaus keine Aufgabe war, sich ihren dummen Bedienten durch das Wort verständlich zu machen. Daher »befahl« sie ihre Wünsche nur durch bedeutungsvolle Winke und Geberden, wobei das Rümpfen ihres hervorragenden Gesichtstheils eine ungemein große Rolle spielte, obwohl sie auch die sogenannte Augensprache der vornehmen Welt verstand, das heißt, mit halb zugekniffenen Augen und nur durch den Schleier ihrer Wimpern die dumme gemeine Welt zu betrachten, wodurch dieselbe ohne Zweifel viel weniger widerwärtig und »ordinair« erscheinen mag.

Doch auch von ihrer äußeren »halbgöttlichen« Erscheinung müssen wir eine kurze Beschreibung liefern. Man denke sich eine sehr magere, sehr lange und sehr steif einerschreitende Dame, die von Natur ein sehr gelbes, aber durch die »göttliche« Kunst sehr blühendes Gesicht hat. Ihre Augen, starr wie das Glas, durch welches sie allein Menschen und Gegenstände betrachtet, besitzen die eigenthümliche Fähigkeit, »distinguirte Menschen« auf tausend Schritt, alle übrigen aber selbst in der nächsten Nähe nicht zu erkennen. Ihre Nase, obgleich sie etwas zu klein und dick gerathen war, besaß dennoch einen sehr feinen aristokratischen Geruch und ihre Zähne – doch wer wird von den Zähnen einer Dame sprechen, wenn sie *eigentlich* keine mehr hat, *uneigentlich* aber die schönsten »Perlen« von der Welt besitzt.

Fügen wir nun noch hinzu, daß die Frau Baronin von Grotenburg ein geschmeidiges, liebenswürdiges und glattes Wesen gegen Ihresgleichen, aber ein sehr eisiges, starres gegen Leute anzunehmen verstand, die »unter ihrem Horizont« vegetirten, so haben wir eine Dame gezeichnet, wie wir sie gewiß nicht gern schildern, wie wir sie aber leider schildern müssen, wenn wir die Wahrheit sagen und der Mit- und Nachwelt den Spiegel vorhalten wollen, in dem sich das Conterfei des in allen Regionen wuchernden Zeitgeistes malt, mag es nun häßlich oder schön, anziehend oder abstoßend erscheinen. –

Diese Dame nun erwartete Bodo von Sellhausen, eine Dame, der er sich, wenn er vollkommen freier Herr seiner Entschlüsse gewesen wäre, nie genähert haben würde, deren verhängnißvolle Bekanntschaft zu erneuern aber leider der letzte Wille seines Vaters ihm aufgebürdet hatte. Wie er sie jetzt empfangen und wie er sich ihr gegenüber im ersten

Augenblick verhalten würde, darüber hatte er sich keinen Plan gemacht, das überließ er dem Moment selber, diesem so großen Helfershelfer in jeder kritischen Lage, und der Moment sollte ihm auch hier hülfreich sein und ihm alsbald die Richtung anweisen, die er allein unter den obwaltenden Umständen verfolgen konnte.

Die Stubenmagd Rieke war es, die von der Baronin abgeschickt ward, um ihm die Annäherung ihrer Person zu melden.

»Führe die Dame herein, ich erwarte sie,« erwiderte unser Freund, indem er von seinem Sitze aufstand und ein paar Schritte nach der Thür that. Er wollte diese so eben öffnen, da rauschte wie eine Windsbraut, in ein weitbauschiges Morgenkleid von hellfarbigem Piqué gehüllt, eine Dame herein, deren fünfundvierzigjähriges Gesicht in diesem Augenblick durch Erregung und Gott weiß welche Gefühle um zehn Jahre jünger aussah. Der Unfall, der sie vor kurzer Zeit betroffen, war noch an ihrer Toilette wie in ihrem ganzen Wesen wahrzunehmen. Ihre blonden Haare, in schweren Flechten um Stirn und Schläfe liegend, befanden sich in ungewöhnlicher, aber nichtsdestoweniger höchst zierlicher Unordnung, ihr feines um den Hals geschlungenes Battisttuch hing mit den reich gestickten Zipfeln schief nach einer Seite hin, und ihre dick beringten, sonst »alabasternen« Finger waren ganz roth von verzweiflungsvollem Händeringen. Dabei war ihre Stimme, als sie sie gleich erhob, scharf und näselnd, und ihre magere Brust keuchte unter der Wucht der »furchtbaren Leiden«, die sie auszustehen hatte.

»O mein Gott,« schrie sie fast, sobald sie Bodo's ansichtig ward, »so also müssen wir uns wiedersehen, Herr von Sellhausen? Wer hätte das gedacht! Was wird mein armer

Mann sagen – unser einziges Kind, unsre theure, liebe, edle Tochter, unsre heldenmüthige Clotilde!« Und sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und fiel wie ohnmächtig auf Fräulein Treuhold's Sopha nieder.

»Frau Baronin,« sagte Bodo und trat auf die halb gebrochene Dame zu – »fassen Sie sich. Einem Unglück muß man, wenn es einmal da ist, mit Ruhe begegnen und ich hoffe, daß Ihre Besorgniß, wenn auch gerechtfertigt, doch größer ist, als die Lage der Sache erheischt. Was hat Doctor Rüter gesagt?«

»Was hat er gesagt, was hat er gesagt!« stöhnte die Dame. »O was kann ein solcher Mensch überhaupt sagen, er, der nicht das Gefühl einer Mutter, o, einer sehr unglücklichen Mutter hat!«

Bodo blickte sie, als sie dies mehr mit Bitterkeit als mit Schmerz sagte, unglaublich ruhig an, denn in ihm war mit einem Mal, er wußte nicht wie und wodurch alle Besorgniß geschwunden und sein vorher klopfendes Herz fing so gleichmäßig an zu schlagen, wie es an diesem schönen Morgen in der friedlichsten Stille der Natur gethan.

»Bitte, Frau Baronin,« entgegnete er, »fassen Sie sich. Erzählen Sie lieber zuerst, wie der Unfall sich zugetragen und wer ihn verschuldet hat.«

Die Baronin richtete sich aus ihrer »hingegossenen« Lage auf, setzte sich vornehm auf dem Sopha zurecht, zupfte ihre Schleife gerade und sagte:

»Ja, ich muß mich besinnen, ach – meine Sinne sind ganz zerrüttet – aber wir fahren durch die Felder, ohne Arges zu denken und plauderten gemüthlich über – ja, ich glaube – über Ihre Aecker. Clotilde führte die Zügel, was sie so gern thut. Da flogen plötzlich – Ihre Tauben von dem Felde auf.

Die Pferde erschranken – sie machen eine kurze Wendung nach dem Schlosse – sie gehen durch und – die Deichsel bricht – ach! eine ganz neue Deichsel. Clotilde, sonst so muthig, so wacker, so göttlich wacker, verliert die Zügel – und ich schreie – aus Leibeskräften – aber sie scheint mich nicht zu hören – sie springt von dem hohen Wagen und fällt, ach! das arme Kind – mit ihrem reizenden Lockenkopf gegen die harte – ja, gegen die harte Mauer Ihres Thorwegs. Durch mein Geschrei herbeigerufen, haben einige Leute sie halbtodt in Ihr Schloß getragen und ich – ich unglückliche Mutter – bitte Sie jetzt um Verzeihung, daß ich Ihre – Ihre philosophische Ruhe auf diese Weise unterbrochen habe.«

Dies Alles wurde mit einem theatralischen Pathos und einem carikirten Geberdenspiel vorgetragen, als ob es sich weniger um ein Unglück, als einen klüglich angelegten tragischen Effect handelte. Die Wirkung davon blieb auch nicht aus. Anstatt aber den anfangs wirklich theilnehmenden Legationsrath zu erwärmen, erkältete ihn der Vortrag und er erwiderte mit mehr ernster als trauriger Miene: »Frau Baronin, Ihre letzte Bemerkung bekümmert mich fast. Es bedarf Ihrer Entschuldigung durchaus nicht und es ist nur zu natürlich, daß Sie in diesem Hause Ihre Zuflucht gesucht haben. Ich bedaure aufrichtig Ihren Unfall, aber er wird hoffentlich keine üblen Folgen haben.«

Diese mit klarem Tone und ungemein ruhig gesprochenen Worte wurden fast ohne sein Zuthun gegen das Ende hin kälter und kälter, allein er konnte sich diesmal nicht bezwingen, anders zu erscheinen, als er fühlte, so unangenehm berührte ihn die künstliche und offenbare Uebertreibung des Schmerzes dieser Frau. Sein sicheres, festes Wesen imponirte der Baronin auch außerordentlich, und je länger

sie sein edles Antlitz betrachtete und den Ausdruck seiner leuchtenden und geistreichen Augen studirte, um so mehr ließ sie den zur Gewohnheit gewordenen Hochmuth sinken, um so natürlicher, also auch um so liebenswürdiger wurde sie, wenn gleich die letztere Eigenschaft nur in sehr dürftigem Maaße bei ihr zum Durchbruch kam.

Während Bodo noch sprach, und er sprach sehr langsam, verrieth ihr ihr weiblicher Instinct, daß dieser Mann kein gewöhnlicher Mensch, daß sein Beifall nicht so leicht gleichsam auf den ersten Wurf zu erlangen sei, daß es vielmehr großer Mühe und eines klugen Vogelstellers bedürfen werde, diesen seltenen Vogel einzufangen. »Es ist ein Diplomat!« sagte sie sich, wie man sich oft mit Blitzesschnelle selbst ein Wort zuraunt. »Gut, so wollen wir es auch sein!« Und zur rechten Zeit, bisweilen wenigstens, diplomatisch zu verfahren, ist eine Fähigkeit, mit welcher viele Töchter Evas zur Welt gekommen sind.

»Ueble Folgen!« sagte sie laut, ihre beiden Hände halb verzweiflungsvoll gegen die Stirn pressend und dadurch den Blick ihrer Augen dem scharfen Beobachter entziehend, »wer kann das versichern! O, wenn Sie wüßten, welche Zärtlichkeit mein armer Mann – der noch nichts Schlimmes ahnt – und ich für dieses liebe, ätherische Wesen empfinden, wie ihre Existenz all unser Lebensglück ausmacht – o dann! Aber ach!«

»Ich glaube es wohl, ich kann es mir wenigstens lebhaft denken;« erwiderte Bodo ohne jeden Anflug von Ironie, »aber sagen Sie mir, was hat der Arzt gesagt? Das ist jetzt eine Hauptsache.«

»Ach, der Mann hat kein Gefühl, er weiß nicht, was ein Mutterherz wie das meine bei solchem Anlaß empfindet.

Was hat er gesagt? Er kommt, er betrachtet – befühlt – beta-  
stet sie – o Gott, wie mir das durchs Herz ging – diese zarte  
Blume – und nachdem er ihr Augenlid emporgehoben, ih-  
ren Puls befragt und Gott weiß was gethan – zuckt er die  
Achseln, so, gleichsam mitleidig – lächelt ganz impertinent  
und entrüstet mich mit dem Ausspruch: Es wird nichts zu  
bedeuten haben. Lassen sie ihr – *ihr!* der Tölpel! – nur Ru-  
he, absolute Ruhe – das ist die Hauptsache, wenn ich auch  
das Eis – ich hatte es selbst verordnet – nichts tadeln mag.  
– Das war Alles, was der kluge Mensch gesagt und gethan  
hat.«

Bodo schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: »Er wird  
wohl im ersten Augenblick nichts Anderes sagen und thun  
können. Aber mich tröstet sein Ausspruch, Frau Baronin. Sa-  
gen Sie mir jetzt, kann ich Ihnen vielleicht mit irgend Etwas  
dienen?«

»Mein lieber Herr Vetter!« brachte die Baronin plötzlich  
mit sanfterer Stimme und einem naiven Lächeln hervor –  
»Sie sind zu gütig! O wie glücklich hat es sich getroffen,  
daß Sie gerade zu Hause waren, oder wenigstens gleich ka-  
men. – Aber nein, ich weiß nicht, was ich von *Ihnen* erbitten  
möchte. Vor der Hand ist Alles geschehen, die Frauen be-  
dienen sie gut – nur erlauben Sie, daß wir in Ihrem Hause  
bleiben dürfen, da Clotilde – die süße Clotilde auf keine Wei-  
se transportirt werden darf. Das hat der Doctor auch noch  
gesagt, ich erinnere mich jetzt.«

»Bleiben Sie, gnädige Frau, so lange es nöthig ist, in die-  
sem Hause, und so lange es Ihnen darin behagt.«

»Aber es wird Sie stören – Sie sind so sehr an Stille ge-  
wöhnt –«

»Nicht im Geringsten wird es mich stören – ich will –«

»O nein, o nein, wollen Sie nichts! Jetzt nicht. Gönnen Sie nur meinem armen Kinde Ruhe – absolute Ruhe – das hat mir Rüter auf die Seele gebunden.«

»Was an mir liegt, Frau Baronin, so soll diese Ruhe auf keine Weise unterbrochen werden, und damit dies in absolutester Form geschehe, werde ich heute Nachmittag selbst das Haus verlassen. Dann sind Sie gänzlich ungestört und ungenirt. Auch brauche ich wohl nicht hinzuzufügen, daß Ihnen hier Alles, was Sie bedürfen, zu Gebote steht. Fräulein Treuhold wird dafür sorgen und ich werde es ihr noch ganz besonders an's Herz legen, daß es geschieht.«

»Wie? Sie wollten uns verlassen in unsrer Noth?« rief die Baronin, fast aus der Rolle fallend, mit einer Art Staunen, das ganz außer ihrer Berechnung lag.

»In Ihrer Noth nicht, meine gnädige Frau,« erwiderte der Legationsrath mit diplomatischem Lächeln, »aber um Ihrer Tochter »absolute« Ruhe zu gönnen. Ueberdieß, ich wollte es schon vorher bemerken, muß ich unter allen Umständen heute Mittag fortreiten, mich rufen Geschäfte ab – aber das ist in der That nicht die Hauptsache, Frau Baronin, hier handelt es sich ganz allein um Ruhe – *absolute* Ruhe – o, wer unterbricht uns da?«

Die letzten Worte wurden nach der Thür hin gesprochen, wo sich so eben ein lautes Klopfen hatte vernehmen lassen, und auf den Hereinruf öffnete sich die Thür rasch und das geröthete und mit Schweiß bedeckte Gesicht des guten Doctors Rüter wurde darin sichtbar.

»Kommen Sie näher, immer näher!« rief Bodo, sobald er seiner ansichtig wurde, vielleicht froh, daß das unerquickliche Zwiegespräch mit der Baronin durch ihn gestört wurde. »Nun – was bringen Sie uns?«

Der Arzt öffnete schon den Mund, um zu antworten, aber er mußte ihn unverrichteter Sache wieder schließen, denn die Baronin schnitt ihm das Wort ab und sagte in einem herben, vorwurfsvollen Tone:

»Wie, mein Herr, Sie verlassen die Baroneß, ehe ich wieder bei ihr bin? Das muß ich rügen. Ich habe Sie zu meinem Beistand hierherbescheiden lassen, aber nicht um meinen Wünschen entgegenzuhandeln.«

Der gutmüthige Arzt, im ersten Augenblick über diese Anrede halb verduzt, sah die gebieterisch Redende groß an, dann fing er an zu lächeln, und indem er sich kurz verbeugte, erwiderte er: »Meine gnädige Frau! Wenn Sie einen besseren Beistand erwarteten, als ich ihn leisten kann, so haben Sie sich an den unrechten Mann gewandt. Meine Meinung habe ich Ihnen schon oben gesagt. Alles Nothwendige bei der jungen Dame ist geschehen und mehr kann ich beim besten Willen nicht thun.«

»Nein, *Sie* können es freilich nicht, das sehe ich. Aber Sie beurtheilen den vorliegenden Fall nicht richtig – Sie nehmen ihn sehr leicht – aber freilich,« dabei zuckte sie verächtlich die Achseln und warf dem Legationsrath, als wäre er mit ihr im Einverständniß, einen selbstgefälligen Blick zu – »in *Ihrer* Praxis mag Ihnen dergleichen noch nicht vorgekommen sein und Ihre Erfahrung reicht für diesen schweren Fall nicht aus.«

Jetzt wurde der sonst so ruhige Arzt warm. »Gnädige Frau,« sagte er lebhaft, »auch Sie beurtheilen mich falsch und gerade so, wie Sie es verstehen. Meine Erfahrungen, wissen Sie, vermehren sich jeden Tag, selbst diesen Augenblick habe ich eine sehr schätzenswerthe gemacht. Nun gut, ich werde sie verwerthen. Wenn ich jedoch, Ihrer Meinung

nach, nicht ausreiche, den vorliegenden *schweren* Fall zu beurtheilen, so wenden Sie sich gefälligst an einen anderen Arzt, der mehr oder auf die Art Erfahrungen besitzt, wie Sie sie von ihm verlangen.«

»Das werde ich, Sie kommen meinen Absichten vollständig entgegen und ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Herr von Sellhausen – ich hoffe Sie *bald* wiederzusehen.« Und mit einer vornehmen Kopfschwenkung gegen den Arzt und einem süßen verbindlichen Lächeln gegen Bodo, rauschte sie aus dem Zimmer, während dieser sich höflich verbeugte und dann die Dame schweigend über den Corridor nach der Treppe begleitete.

Als er zurückkehrte, fand er den wieder ruhig gewordenen Arzt mit unterschlagenen Armen mitten im Zimmer stehen. Beide Männer blickten sich eine Weile an, ohne ein Wort zu sprechen, dann fing der Legationsrath auf eine bedeutsame Art zu lächeln an, während der Arzt ungenirt ein lautes Lachen vernehmen ließ.

»Der Tausend!« rief Letzterer, seine Stirn mit einem seidenen Tuche trocknend. »Man sollte sich eigentlich ärgern und doch ist es nur zum Lachen. Nun, wenn alle Patienten so beschaffen wären, wie die da oben, und mich alle Mütter wegen ihrer Töchter plagen wollten, wie diese, dann möchte ich lieber der kleinste Heuerling auf Ihrem Gute, als Arzt sein, Herr von Sellhausen. Aber ich kenne diese Herrschaften schon – es sind eben die Grotenburgs! Alles, was sie betrifft, ist wichtig und bedeutungsvoll, der Hauch wird ein Sturm und die Mücke ein Elephant. Herr Gott, was muß ein Mann in meinen Verhältnissen Alles erleben und was muß er sich um das liebe Brod gefallen lassen!«

Der gute Doctor ließ sich bei diesen Worten, die ihm aus tiefster Seele hervordrangen, auf einen Stuhl am Fenster nieder und starrte, in seine Gedanken verloren, unmuthig auf den Hof hinaus.

»Beruhigen Sie sich,« erwiderte Bodo fast sanft, »es war vielleicht nicht so böse gemeint und Sie haben doch noch andre, einsichtsvollere und dankbarere Patienten. Sagen Sie mir lieber, wie steht es mit der Kranken und was werden wir *wirklich* zu befürchten haben?«

»Zu befürchten, Herr von Sellhausen? Mit einem Wort – gar nichts!«

»Wie? Ist denn die Verletzung so unerheblich?«

»Verletzung? Ich weiß ja von gar keiner. Die Deichsel mag allerdings gebrochen und aus dem Wagen mag die junge Dame gesprungen sein – und das ist gewiß nicht ihr tollster Sprung im Leben gewesen – aber mit dem Kopf gegen *Ihre* Mauer gefallen, wie die Baronin behauptet, das ist sie gewiß nicht. Auch nicht die geringste Spur einer Beschädigung ist am ganzen Körper zu finden, und wenn die Ohnmacht keine »gemachte« war, so war sie allein die Folge des Schrecks, den sie überstanden. Aber daran sterben so junge, kräftige Menschen nicht, selbst wenn sie die feinen Nerven einer Baroneß von Grotenburg haben.«

Bodo athmete tief auf, gleichsam beruhigt, und doch schienen ihn noch ein anderes Gefühl dabei zu bedrücken. Er ging eine Weile im Zimmer langsam hin und her, dann näherte er sich dem Arzt, der sich schon zum Fortgehen rüstete, und sagte: »Ich werde also meine Geschäftsreise ruhig antreten können, wie?«

»So ruhig, als ob die Deichsel des Wages nicht gebrochen und der kühne Sprung nicht geschehen wäre, Herr von Sellhausen – ich bürgе dafür.«

»Sie werden aber doch morgen wiederkommen und nach Ihrer Patientin sehen?«

»Wenn Sie es wünschen, ja, sonst kehrte ich lieber heute als morgen der Baronin den Rücken. Aber dergleichen ist schon oft vorgefallen und immer wieder führt mich das Schicksal mit ihr zusammen, bis Einer von der Familie 'mal wirklich den Hals brechen wird, so oder so. – Jetzt aber will ich mich empfehlen, Herr von Sellhausen. Leben Sie wohl. Reisen Sie glücklich und besorgen Sie nichts. Noch einmal, ich bürgе dafür.«

Bodo geleitete den gemüthlichen Arzt vor die Thür, wo sein Pferd schon von einem Knechte gehalten wurde. Leicht schwang sich der rüstige Mann auf und trabte mit wahrer Herzenswonne von dannen, nachdem er noch einen bezeichnenden Blick nach den oberen Fenstern emporgeworfen und dabei einen Seufzer ausgestoßen hatte. Bodo sah ihm nach, bis er hinter dem Hofthore verschwunden war, dann kehrte er in das Haus zurück, suchte sein Zimmer auf, legte zusammen, was er auf die kurze Reise mitnehmen wollte und ging wieder in's Speisezimmer hinab, da es bereits ein Uhr geworden war.

Hier brauchte er nicht lange auf Gesellschaft zu warten. Er fand den Tisch schon gedeckt, die Couverts ausgelegt, nur Fräulein Treuhold, der Verwalter und die Speisen fehlten. Da ging die Thür auf und Erstere trat mit hochrothem Gesicht und abgespannter Miene herein. Man sah ihr an, daß sie nicht nur eine große Gemüthsbewegung erlitten, sondern auch rüstig, bis zur Erschöpfung, hier und da Hand

angelegt habe. Bodo betrachtete sie eine Weile schweigsam, denn die alte Dame verhielt sich merkwürdig still, und erhob nicht einmal das Gesicht zu ihrem jungen Herrn, den sie gleichwohl bei ihrem Eintritt mit einer tieferen Verbeugung als gewöhnlich begrüßt hatte.

»Nun,« sagte Bodo endlich, einigermaßen verwundert, »Sie sprechen kein Wort und haben nicht einmal einen Blick für mich?«

Fräulein Treuhold, die sich bis dahin am Tische irgend etwas zu schaffen gemacht, erhob ihren Kopf und sah den Fragenden mit einem ungewissen, fast wehmüthig erscheinenden Blick an. »Sie müssen mir verzeihen, Herr Legationsrath,« erwiderte sie so freundlich wie sonst, »daß ich so still und gedankenlos bin, aber mein Kopf ist etwas confus und meine alten Beine zittern mir fast vor Ermüdung.«

»O, das thut mir leid. Aber so setzen Sie sich doch und ruhen Sie sich. So. Ich setze mich auch. Und nun wollen wir vernünftig mit einander sprechen. – Wir haben ein großes Unglück heute in unserm Hause erlebt, wie?«

Die alte Dame schnellte beinahe aus ihrem stillen Verhalten auf und erhob mit verwundrungsvollem Blick ihr blitzendes Auge. »Ein Unglück?« sagte sie. »Daß ich nicht wüßte! Aber freilich – wie man es nehmen will.«

»Sprechen Sie deutlich, Liebe, ich verstehe Sie am Ende gar nicht mehr. Das Leben der jungen Dame ist also nicht bedroht?«

Jetzt lächelte das Fräulein auf seine alte Weise. »Nein, Herr Legationsrath,« sagte sie rasch, »das befürchte ich gar nicht.«

»O, Sie trauen dem Ausspruch des Arztes und beurtheilen die Kranke nicht mit den Gefühlen einer Mutter?«

»Keins von Beiden, gnädiger Herr, und das ist auch gar nicht nöthig, wenn man sich auf seine eigenen Augen und sein eigenes Urtheil verlassen kann.«

»Wie meinen Sie das?«

Fräulein Treuhold schwieg wieder und Bodo mußte sie noch einmal bitten, zu sprechen und ihre wahre Meinung ohne Hehl zu äußern. »Herr Legationsrath,« sagte sie plötzlich mit energischem Ausdruck, als würden alle Schleusen ihres innersten Gefühls auf einmal aufgezogen, »ich muß mich recht über Sie wundern. Sie verzeihen. Aber Sie sind ein Diplomat und durchschauen diese ganze Comödie nicht einmal? Ei, ich habe Ihre Kunst nicht studirt, aber ein klein Wenig verstehe ich sie doch. Fräulein Clotilde liegt allerdings oben in einem unsrer besten Zimmer, auf weichstem Lager und hat einen Eisumschlag über dem Kopf; aber schaden wird ihr der gewagte Sprung nichts, dafür stehe ich Ihnen.«

»Auch *Sie* stehen mir dafür?«

»Ja, denn ich habe mich überzeugt, daß sie bei vollkommen guter Besinnung ist und weiß, was sie thut und läßt. Eben so gut, wie sie und ihre Mutter wußte, warum sie so nahe an unser Gut heranzufahren.«

»Warum denn?«

»O, mein lieber Herr Legationsrath, bedenken Sie doch! Wir sind am Ende des Maimonats und der August – der herrliche August ist vor der Thür. Bedenken Sie ferner, daß manche Menschen von der Natur mit größerer Ungeduld als Klugheit begabt sind, die sie nicht ruhen und den Verlauf der Dinge gemächlich abwarten läßt.«

»Fräulein Treuhold, was sagen Sie? Wie könnten jene Damen die Kenntniß haben, die Sie ihnen da unterlegen?«

»Ich sage, was ich denke, wenn ich auch nicht weiß, wie die Baronin zu jener Kenntniß gekommen ist. Sie brauchen mir aber nicht zu glauben, was ich sage. Doch Halt, ich habe vergessen, daß ich mit einem Diplomaten zu thun habe, der Alles besser weiß, als ich es ihm sagen kann, und der sich mitunter stellt, als durchschaue er den einfachsten Zusammenhang einer Sache nicht. Auch habe ich meinen früheren Entschluß gebrochen, Ihnen nichts über die Grotenburgs zu sagen, bis Sie sie gesehen haben.«

»Nein, nein, Sie haben ihn nicht gebrochen – ich habe Sie ja gesehen – die Mutter wenigstens.«

»Nun, dann haben Sie das eigentliche Schwungrad aller Vorkommnisse in der ganzen Familie kennen gelernt.«

Hier wurde ihr Gespräch unterbrochen. Rieke brachte die Suppe, der Verwalter kam auch herbei und man speiste rasch, nur noch wenige Worte über den bedeutsamen Vorfall des Tages austauschend.

Der Verwalter entfernte sich wie gewöhnlich zuerst, nachdem ihn Bodo ersucht hatte, sein Pferd vorführen zu lassen. Darauf reichte er der alten Dame die Hand und sagte mit seinem gewöhnlichen ernsten Tone:

»Ich beklage zwar den heutigen Vorfall, der unsre stille Ruhe unterbrochen hat, aber von meiner Reise hält er mich nicht zurück, ja er treibt mich sogar schneller fort. Ich gehe also. Wie lange ich wegbleiben werde, weiß ich nicht, sicher aber so lange, bis Sie mir unter der Adresse des Justizraths Möller schreiben, daß das Haus von seinen jetzigen Gästen leer ist. Ich darf diese Damen hier nicht stören und es stimmt unter den Ihnen bekannten Umständen nicht mit meinem Gefühl überein, mit Fräulein Clotilde auf diese Weise auch nur wenige Stunden unter einem Dache zu sein. Sie kennen

die Welt. So lange die Damen aber hier sind, wenden Sie alle Sorgfalt an, deren sie bedürfen. Leben Sie wohl und Gott erhalte Sie!«

Er drückte ihr warm die Hand, nahm Hut und Reitpeitsche und stieg auf seinen Braunen, der schon den bewußten kleinen Mantelsack trug. Hastiger als sonst ritt er von der Rampe ab und keinen einzigen Blick wendete er wie früher nach dem Hause zurück. Fräulein Treuhold aber blickte ihm mit hellleuchtendem Antlitz nach; ob aus wachsender Neigung zu ihm oder aus Freude, daß er gerade jetzt das Haus verlasse und außer dem Bereich der fremden Damen sei, wissen wir nicht. Vielleicht war von Beidem etwas der Fall.

#### FÜNFTES KAPITEL. DER MEIER ZU ALLERDISSEN.

Nur so lange Bodo noch innerhalb des Hofes war, trabte er rasch dahin, um einer ihm lästigen Beobachtung, die man ihm ohne Zweifel zu Theil werden ließ, so schnell wie möglich zu entgehen; erst als er das Hofthor hinter sich gelassen, zog er die Zügel an, ritt im langsamen Schritt über den Knüppeldamm zwischen den Weiden fort und gab sich willig der Gedankenfluth über die Störung hin, die seit wenigen Stunden über ihn hereingebrochen war und sein friedliches Stilleben eben so unerwartet wie gewaltsam beeinträchtigt hatte. Niemanden hatte er dabei in sein Herz blicken lassen, das ungestüm, fast unwillig über das seltsame Gebahren schlug, von dem er so eben Zeuge gewesen; er hatte sich selbst bezwungen, wie er es so wohl vermochte, aber jetzt, da er allein und ungestört war, ging er mit sich über das Erlebte zu Rathe, wobei er sehr bald einen ziemlich klaren Blick in die Absichten und Bestrebungen gewann, die man

fernerhin fast zweifellos gegen ihn in Ausführung bringen würde.

Aber diese Betrachtung, so ungerufen sie kamen und so aufdringlich sie sich erwiesen, stimmten ihn nicht etwa trübe, machten ihn nicht traurig; dazu war sein männlicher Geist zu regsam, seine Willenskraft zu stark, und höchstens gestand er sich ein, daß der letzte Wille seines Vaters, falls er denselben zu erfüllen suchen wollte, ihm doch mehr Klippen in den Weg werfen könnte, als er anfänglich erwartet, selbst wenn er seine persönlichen Empfindungen dabei noch gar nicht mit in das Spiel brächte.

Als er mit diesen Gedanken zu Ende gekommen, fühlte er plötzlich eine ungewöhnliche Schwüle; die Hitze war drückend geworden, und es war ihm zu Muthe, als ob eine düstere Last auch von Außen her sich auf seine Schultern lege. Er blickte rasch von dem Hals seines Pferdes auf und hob unwillkürlich die Augen zum Himmel. Da hatte er mit einem Mal die Ursache der unbequemen Wirkung vor sich, denn der bisher so goldklare Horizont hatte sich mit schweren Gewitterwolken umzogen, die Sonne war verschwunden und Felder und Auen ringsum lagen in jenem trüben geheimnißvollen Schleier, den ein rascher Wechsel der Witterung so häufig über die Erde zu breiten pflegt.

»O, o,« sagte der einsame Reiter mit einem halb lauten Seufzer zu sich, »wo ist mein blauer Himmel geblieben! Heute Morgen war noch Alles frisch und neu in mir und um mich her und jetzt liegt tiefer Schatten auf Allem, was ich sehe, was ich denke. Aber halt! Nicht verzagt vor der Zeit! Die Sonne wird wieder aus jenen Wolken treten und der Athem

Gottes wird Schatten und Nebel vertreiben. Vorwärts, Brauner, wir haben lange genug geträumt, sonst werden wir noch naß vor unserm ersten Ziele.«

Er drückte seinem Pferde die Sporen ein und das gutwillige Thier sprengte im Galopp über den staubigen Landweg. Als der Reiter aber eben die Chaussee erreichte und links umbog, um dem Meierhofe zuzueilen, fielen schon schwere und dichte Tropfen vom Himmel und ein fernes Wetterleuchten blitzte am südlichen Horizonte auf. Schnell flog das Pferd die Chaussee entlang, aber schon nach wenigen Minuten zog sein Reiter die Zügel wieder an, denn der heftige Regenguß hörte eben so plötzlich auf, wie er gekommen war, und es wurde allmählig wieder heller ringsum, indem ein frischer Oberwind das finstere Gewölk seitwärts jagte.

Bodo war etwa eine Viertelstunde unterwegs, als er sein Pferd im langsamsten Schritt gehen ließ; er hatte sich bereits dem Meierhofe genähert und sah die gewaltigen Dächer der großen Gebäude schon durch die Wipfel der sie umkränzenden Eichen und Buchen ragen. Wer die großen Meierhöfe im Teutoburger Walde zum ersten Mal sieht, erstaunt gewiß, nicht allein über den Umfang der zahlreichen Baulichkeiten, sondern auch über das alterthümliche, ehrwürdige und doch behagliche Gepräge, welches dieselben tragen. Gewöhnlich liegen die Hauptställe und Scheunen, in der Mitte die ungeheure Tenne bergend, mit dem Herrenhause unter einem und demselben Dache, und nur da, wo der Viehstand ein ungewöhnlich großer ist, hat man sich genöthigt gesehen, noch abgesonderte Ställe und Scheunen zu errichten, die das Hauptgebäude wie die Trabanten ein größeres Gestirn umgeben, an welche sich dann noch kleinere

Niederlassungen – Sterne viel geringerer Größe – die Wohnungen der zum Meierhofs gehörigen Colonen und Heuerlinge, in näherer oder weiterer Ferne anschließen.

So war es auch hier. Der Hof des Meier's zu Allerdisen gehörte zu den umfangreichsten und großartigsten dieser Gegend. Das Hauptgebäude war in Kreuzesform gebaut, so daß die Tenne mit ihren Stallungen den längeren Fuß und das Herrenhaus den Querbalken des heiligen Zeichens bildete. An letzteres aber, da sein Raum für die Bedürfnisse des gegenwärtigen Besitzers nicht ausreichte, war zu beiden Seiten und nach dem Garten hinaus ein neuer Anbau gefügt, der sowohl durch die Festigkeit seines Mauerwerks, wie durch seinen modernen Anstrich angenehm in die Augen fiel, obwohl er den Styl des älteren Mittelgebäudes beibehalten und das patriarchalische Ansehen des Ganzen dadurch treu bewahrt hatte. Uralte Bäume, in mächtigen Gruppen zusammenstehend, umschlossen und verschönernten den Hof fast ringsum und nach drei Seiten hin war derselbe von einer mannshohen Weißdornhecke umfaßt, während die Gartenseite nach den Aeckern, Wiesen und ferneren Waldungen hin völlig offen lag.

Durch das ganze Besitzthum des Meier's schlängelte sich in vielfachen Windungen ein munterer Bach, die *Aller* genannt, der von dem höheren, blau herüberschimmernden Gebirge herabfloß und in der Nähe des Hofes sich unter einer kleinen gemauerten Brücke in verschiedene Kanäle theilte, die sich über die benachbarten Grundstücke verbreiteten und endlich in den Wiesen an den Ufern der Weser verloren, wo sie ihre Feuchtigkeit mit dem Wasser des größeren Flusses mischten.

Dieser Bach, so geschwätzig, so krystallklar, wie je ein unruhiges Kind des Gebirges, barg die herrlichsten Forellen, war fast in seinem ganzen meilenlangen Lauf mit üppigem Gebüsch umwachsen und kündigte dadurch schon von Weitem den mäandrischen Lauf an, den die silberklare Wogele nahm. Aber dieser Bach begnügte sich nicht allein damit, zu murmeln und zu plätschern, er war auch fleißig und machte sich mehrfach nutzbar, indem er bald ein rasselndes Mühlenwerk trieb, bald zum Besprengen und Bleichen der kostbaren Leinwand diente, welche in diesen Gegenden so reichlich und künstlich wie fast nirgends gewebt wird.

Was bedeutet aber das Wort Meier? wird mancher Leser fragen, der nie in den westphälischen Landen gewesen ist und den Ursprung der Namen, Sitten und Gebräuche jenes merkwürdigen Landes nicht kennen gelernt hat.

Das Wort Meier ist aus dem Worte Meister entstanden und die wenigen Männer, die diesen Namen führen, führen ihn mit Stolz und gerechtem Selbstbewußtsein. Sie sind mit die urältesten Bewohner des Landes und leiten ihren Ursprung aus den dunklen Zeiten her, wo der berühmte Sachsenherzog Wittekind mit Karl dem Großen blutige Kämpfe um den Sieg des Heiden- oder Christenthums führte. Die alten sogenannten Sattelmeister waren Wittekind's erste Vasallen, seine Saalgenossen, und bildeten sein nächstes Gefolge. Sie führten als Reiterhäuptlinge die gewaltigen Schaaren seiner Reihigen, fochten seine Schlachten und zierten seinen Hof, wie ihn so groß und reich selten ein deutscher Fürst seitdem besessen hat.

Ueber das ganze ehemalige Westphalen sind noch hier und da die Nachkommen dieser Männer zerstreut, sie wohnen noch an denselben Orten wie zu Wittekind's Zeiten,

bewahren viele ihrer geheiligten Sitten und stehen geachtet und geehrt in der Meinung des Volks da, zumal sie die reichsten ländlichen Grundbesitzer des Landes sind.

Aelter und länger – dabei sehr wenig verzweigt – ist fast kein Stammbaum in den deutschen Gauen als der ihre, in sorgfältig gehüteten Documenten bewahren sie die untrüglichen Beweise ihrer Abstammung, die Namen und Verhältnisse ihrer Vorfahren auf, aber zu sogenannten Rittern hat man Keinen von ihnen geschlagen, und das verlangten sie auch nicht, denn sie waren und sind mit Recht stolz auf ihre unter den Bauern hervorragende Stellung, die ja den Kern unsers ganzen Volkes bilden. Ritter waren sie ehemals in der That, und in gewisser Beziehung sind sie es noch, wenn man dem Namen seine eigentliche Bedeutung läßt, aber das Trachten nach dem modernen Adelsstand und seinen Privilegien – obwohl sie selbst noch die ihrigen haben – hat ihr biederes, ächt deutsches Wesen und Herz nie gekannt und sie haben nie etwas Anderes und mehr sein wollen, als was sie wirklich sind: die ächten Nachkommen vaterländischer Helden, die fleißigen Bebauer des vaterländischen Bodens, Männer und Menschen im edelsten und herzigsten Sinne des Worts. So rollt noch in ihren Adern das alte unverfälschte Sachsenblut, nur der wilde, unbändige Kämpengeist, von Generation zu Generation durch ein Jahrtausend forterbend, aber dem Fortschritt des Zeitgeistes in Cultur und Bildung folgend, hat sich zur modernen männlichen Thatkraft und zum modernen Aufschwung des menschlichen Geistes nach allen Richtungen hin bei ihnen veredelt.

–

Bodo hielt, als er den Hof erreicht, sein Pferd an der grünen Umfassungsmauer desselben an und schaute eine Weile

hinüber. Der Regen tröpfelte noch langsam von den Blättern der Bäume nieder, der Rasen dampfte und der von Neuem erfrischte reiche Humusboden strömte einen köstlichen Wohlgeruch aus.

In diesem Augenblick brach die Sonne durch das rasch vorüberziehende Gewölk, streute ihr blitzendes Gold auf den sammetnen Teppich und ließ die Blätter der Bäume in noch frischerem Grün aufleuchten.

Es war ein lieblicher Anblick, der sich hier dem in stille Betrachtung Versunkenen bot, und der Gedanke, der ihm eben kam: daß seine Sonne ihm so bald wieder aufgegangen, mochte dazu beitragen, ihm Alles, was er sah, noch schöner erscheinen zu lassen.

Da man auf dem Hofe das heraufziehende Gewitter fürchtete, hatte man Pferde, Kühe und Stiere von der Weide herbeigetrieben, und diese Heerden des Meier's schritten so eben brüllend und zwischendurch hell mit ihren Glocken läutend über das weite Gehöft. Es waren meist herrliche Thiere reinsten und bester Zucht, stark und schön und dabei vortrefflich gepflegt, wie man es von der Fürsorge eines Mannes, wie der Meier zu Allerdissen es war, nicht anders erwarten konnte.

Vor Allem aber zogen Bodo's Blicke die Pferde seines Nachbars an. Er war ein Kenner und liebte das schönste und edelste Thier der Welt, fast wie der Orientale es liebt. Als er aber diese glatten, feinadrigen Racepferde sah, die muthig wiehernd im Galopp durch die Büsche stürmten und in gewaltigen Sätzen und mit fliegenden Schweifen und Mähnen dem gemüthlichen Stalle zueilten, schlüpfte unwillkürlich ein Seufzer über seine Lippen und sein Auge folgte ihnen begierig, bis sie in der Tenne verschwunden waren.

Er wußte nicht, daß er selbst schon in diesem Augenblick von dem Besitzer aller dieser Herrlichkeiten betrachtet wurde, denn der Meier sah eben aus dem Fenster seiner Stube, um sein rückkehrendes Vieh zu betrachten, und sein scharfes Auge fiel sogleich durch eine kleine Lichtung im Gebüsch auf den Fremden, der still auf seinem Pferde saß, nur mit dem Kopfe über die grüne Hecke hervorragte und unverwandt die springenden Rosse verfolgte.

Als er sich satt gesehen, konnte er ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken und mit höchster Befriedigung, die sich seinen Mienen mittheilte, setzte er sein Pferd wieder in Gang und ritt endlich in das große Tennenthor ein, dessen breiter und hochragender Fries in Holz geschnitzte Sprüche der heiligen Schrift zeigte, wie wir sie fast vor jedem alten Hause in den Thälern des Teutoburger Waldes finden.

Als Bodo's Pferd die Schwerte mit den drei festgenieteten Hufeisen kaum überschritten hatte, hielt er es abermals erstaunt an, denn die ungeheuer lange und breite Tenne, die vor ihm lag, machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Blank und rein, von jeglichem Staube und Unrath gesäubert, erstreckte sich der freie Mittelraum weit nach hinten bis zu der Riesenküche, die am Ende desselben und nur durch einen colossalen Heerd davon getrennt, unmittelbar vor dem eigentlichen Herrenraume lag. Weithin blitzten die an zahllosen Riegeln aufgehängenen, blank geschauerten Kupfer- und Zinngefäße, und die Schränke voll weißen und buntbemalten Porzellans ließen durch die Glasscheiben schon von ferne ihren seit langen Zeiten aufgespeicherten Reichthum erkennen.

An den Seiten der Tenne aber rasselte, brüllte und stampfte die eben eingetretene Schaar der von der Weide geholten

Thiere. Links wurden so eben die Kühe an die funkelnden Ketten gelegt und rechts wieherten die schönen, feinschenklichen Rosse, unter denen sechs prachtvolle Hengste standen, die der reiche Meier zu Allerdissen nur für seine eigene Person theils zum Fahren, theils zum Reiten benutzte.

Als Bodo noch nach beiden Seiten verwunderungsvolle Blicke warf und seinen Braunen schon wieder in Gang gesetzt hatte, trat ein Knecht auf ihn zu, um ihm beim Absteigen am Ende der Tenne behülflich zu sein. Kaum aber berührte er mit den Füßen den Boden, so begrüßte ihn ein lauter Willkommensruf vom Herrenraum her, aus dessen Thür zur rechten Hand so eben ein großer, breitschultriger, einige fünfzig Jahre alter Mann trat, der in seiner bequemen Kleidung und in seinen festen, kernigen Zügen, so wie in der sonnenverbrannten Gesichtsfarbe den practisch thätigen Landwirth nicht verkennen ließ.

Diese Hünengestalt mit dem Ausdruck unantastbarer Redlichkeit und Biederkeit, so wie des gesunden Menschenverstandes in den treuherzigen, wunderbar großen blauen Augen, war der Meier zu Allerdissen selber. In der Eile hatte er seinen Strohhut im Zimmer liegen lassen und trat nun mit im Zugwinde der Tenne flatterndem dunkelblonden Haar dem Ankommenden entgegen.

»Kann ich mich irren,« sagte er mit etwas langsamer, aber sogleich den gebildeten Mann verrathender Sprache und trat näher an den Fremden heran, dem er die große Hand entgegenstreckte und damit die seine hingereichte warm schüttelte, »kann ich mich irren, wenn ich Sie für Herrn von Sellhausen halte? Nein, ich glaube es nicht!«

»Nein, mein lieber Meier,« entgegnete Bodo mit lächelnder Miene und herzlichem Händedruck, »Sie irren sich

nicht. Ich bin wirklich meines Vaters Sohn und komme endlich, um mich zu entschuldigen, daß ich nicht schon früher meinen nächsten Nachbar aufsuchte, aber – –«

»Still, still, mein junger Herr,« unterbrach mit einer Freudigkeit, der man es ansah, daß sie aus dem Herzen kam, der Meier seinen Gast und führte ihn, seinen Arm fest ergreifend, in das erste Zimmer zur Rechten, »nichts von Entschuldigungen, wenn man zum ersten Mal unter mein Dach tritt, wo man stets mit Dank empfangen wird, wenn man kommt. Hier wird nichts übel genommen und Alles vergeben, was Gott der Herr uns selber vergiebt. Genug, Sie sind da, und das genügt mir. So, treten Sie ein, und nun heiße ich Sie noch einmal von ganzem Herzen willkommen!«

Das erste Zimmer, in welches der Meier seinen Gast führte, war offenbar sein Wohn- und Arbeitszimmer, von wo aus er durch ein kleines verhangenes Fenster die ganze Tenne und das Treiben darin überschauen konnte. Es war sehr geräumig und hoch und brachte durch seine geschmackvolle Ausstattung einen wohlthuenden Eindruck auf den Beschauer hervor. Hauptsächlich gründete sich dieser Eindruck auf die Solidität des Ganzen, verbunden mit einer leicht in's Auge fallenden Bequemlichkeit, die, wenn man nicht zu wählerisch sein wollte, in manchen Punkten an eine, nicht gesuchte, vielmehr natürliche Eleganz streifte, die für Bodo von Sellhausen etwas Ueberraschendes hatte, da er sie in dem Grade hier nicht zu finden erwartet.

Das ganze Zimmer war mit glänzend polirtem Eichengefäß ausgekleidet, das sich bis zur Decke erstreckte, welche drei schwere Balken von demselben Holze und mit schönem Schnitzwerk verziert trugen. Sämtliche Möbel waren ebenfalls von polirtem Eichenholz, massiv und schwer,

aber dennoch gefällig gearbeitet. Das mit Rohrgeflechtsitzen versehene Sopha, so wie die hohen Lehnstühle waren mit Kissen belegt und diese mit ungebleichtem dicken Linnendamast überzogen. Am Fenster stand ein großes Cylinderbureau, auf dessen geöffneter Platte die Haushaltungsbücher und verschiedene Quittungen lagen, womit der Meier noch vor kurzer Zeit beschäftigt gewesen zu sein schien. An der Wand daneben ragte ein mächtiger eiserner Geldschrank dessen feiner Lacküberzug dem Gefüge und der Farbe des Eichenholzes sehr geschickt nachgeahmt war. Vor dem Sopha sah man einen runden Tisch, worauf Zeitungen und verschiedene Bücher ihren Platz gefunden. Dem Spiegel in künstlich geschnitztem Eichenholzrahmen gegenüber, bis zum Sopha hinabreichend, hing ein altes, aber gut restaurirtes Oelbild, das Meierhaus darstellend, wie es vor hundert Jahren ausgesehen.

Durch dieses Zimmer führte der Wirth seinen Gast gemächlichen Schrittes hindurch in ein dahinter liegendes kleineres, aber viel kostbarer ausgestattetes Gemach, dessen Fenster in den Blumengarten sahen und theilweise von blühenden Obstbäumen gegen die Strahlen der Sonne geschützt wurden. Weiße gestickte Tüllgardinen reichten fast bis auf den Boden herab, den ein weicher wollener Teppich bis in die äußersten Ecken bekleidete. Die Wände waren mit einer blüthenreichen, hell wie Silber schimmernden Tapete überzogen und mit vortrefflichen Kupferstichen in goldenen Rahmen geschmückt. Alle Möbel darin waren von dunklem Nußbaumholz und reichlicher verziert als die in dem vorderen Zimmer. Dem Spiegel mit mattem Goldrahmen gegenüber stand an einer breiten Wand ein schöner geöffneter Wiener Flügel; am Fenster ein zierlicher Nähtisch. Darauf

lag ein geöffnetes Buch – Schiller's Maria Stuart, wie Bodo später erkannte – und daneben hing ein schwebender Bücherschrank, in welchem Schiller's, Uhland's und anderer deutscher Dichter Werke ihren Platz gefunden hatten. Das Sopha, einige große und mehrere kleinere Sessel waren mit dunkelgrünem Plüsch überzogen und auf dem mit einem gleichfarbigen Teppich bedeckten Tisch vor dem Sopha lagen die neuesten Journale, eine Damenmusterzeitung und eine eben angefangene Tapissierarbeit – fast Alles Zeichen der Anwesenheit eines weiblichen Wesens, was Bodo einigermaßen auffiel, da er wußte, daß der Meier Wittwer war und bisher Niemand ihm von einer Frau in der Nähe desselben gesprochen hatte.

Als der Meier seinen Gast in dieses Zimmer geleitet, bat er ihn, auf dem Sopha Platz zu nehmen und setzte sich dann gemächlich neben ihn. Je länger er aber nun, was er redlich that, den jungen Mann betrachtete, den er seit vielen Jahren nicht gesehen, um so fester und eindringlicher wurzelten seine Augen auf ihm und um so ernster, nachdenklicher und beinahe wehmüthiger wurde der Ausdruck seines eigenen Gesichts. Bodo bemerkte die ihm geschenkte Aufmerksamkeit nicht, feine Blicke flogen vielmehr hastig von einem Gegenstande zum andern in dem Zimmer umher, wobei er selbst nicht wußte, daß seine Miene eine sichtbare Verwunderung zeigte, die dem Meier nicht entging, der zuletzt kaum ein behagliches Schmunzeln unterdrücken konnte, das wie eine leichte Wolke über seine wettergebräunten Züge glitt.

Dies Alles ging jedoch überaus rasch vor und Bodo saß kaum auf seinem weichen Platz, so trafen die Blicke der beiden Männer auf einander und Beide lächelten sich freundlich an, indem Jeder von ihnen ein gewisses Wohlbehagen an dem Andern empfand.

»Sie wohnen hübsch hier, mein lieber Meier,« begann Bodo das Gespräch, »und ich habe mir kaum vorgestellt, daß sich auf dem Lande so geschmackvoll eingerichtete und wohnliche Zimmer finden lassen.«

»Ah, Herr von Sellhausen, ich verstehe Sie wohl. Sie haben nicht gedacht, daß ein Bauer wie ich die modernen Bedürfnisse des Städters sich zu eigen zu machen versteht.«

»Nein, mein lieber Meier, das ist es nicht, was ich meine, und am wenigsten habe ich Sie für einen Bauer gehalten.«

Die breite Brust des Meier's dehnte sich bei diesen Worten weit aus, sein Auge blickte stolz und feurig auf den jüngeren Mann hin und seine Wangen sprühten von einem edlen innern Feuer, als er mit etwas erhobenem Tone und doch mit unverkennbarer Bescheidenheit sagte: »Da haben Sie Unrecht, Herr Legationsrath, und ich sage Ihnen das so offen und ehrlich, wie ich Ihnen bei Gelegenheit stets auch das Gegentheil sagen werde. Nein, ich bin nichts als ein Bauer und will nichts Anderes sein, obgleich Sie nicht denken mögen, daß das ein sogenannter dummer Bauernstolz von mir ist. Nein, nein, Herr, was meine Vorfahren waren, war genug, und das bin ich auch; nur lebe ich *nach* ihnen und das ist der einzige Unterschied zwischen ihnen und mir, wie auch der einzige Vortheil, den ich vor ihnen voraus habe. Ach ja, die Zeiten ändern Dinge und Menschen in der Welt, man muß mit dem großen Schwungrade mitrollen und auch der Bauer darf nicht zurückbleiben, wenn die Cultur des

menschlichen Geistes eine Cultur der menschlichen Verhältnisse verlangt. Sehen Sie sich nur um auf unserer schönen Erde, ob Sie meine Worte nicht tausendfältig bewahrheitet finden. Wer einmal in's Stocken und Hemmen geräth, bleibt bald im Sumpfe der Verkommenheit stecken, und das Schlimmste dabei ist, daß die Leute es nicht einmal merken, wenn sie bis über die Ohren darin sitzen. Ich aber will nicht darin sitzen, nicht bis zum kleinen Zehen, und wie ich es für mich nicht will, soll es auch meine Umgebung nicht. Ich liebe keinen Sumpf, in dem sich das kriechende Gewürm glatten Schlaraffen- und Schmarotzerlebens erzeugt, nirgends, in keinem Dinge; bei mir muß jeder Tropfen Wassers lebendig und frisch fließen, wie das Blut in und aus dem Herzen strömt, wenn es den Leib im ordentlichen Gange erhalten will. Doch – wir kommen da mit einem Mal auf ein ganz anderes Thema, als sich für den ersten Besuch eines mir so werthen Gastes eignet. Ach, Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, daß ich Sie endlich bei mir sehe und noch dazu auf diesem Platz da, der –« er stockte einen Augenblick – »der für mich etwas Geheiligtens und zugleich Rührendes hat.«

Seine Stimme sank bei diesen Worten, nachdem sie sich vorher etwas gehoben hatte, in einen milderen Ton zurück und seine Blicke flogen rasch über Bodo's Gesicht und senkten sich dann wehmüthig zur Erde nieder.

»Wie meinen Sie das, ich verstehe Sie nicht,« entgegnete Bodo. »Warum hat dieser Platz etwas Geheiligtens und zugleich Rührendes für Sie?«

»Herr Legationsrath,« sagte der Meier, rückte dem jungen Manne näher und legte seine große Hand gewichtig auf seinen Arm, »der Platz, auf dem Sie jetzt sitzen, ist mir durch

die Erinnerung an einen nie wiederkehrenden Freund geheiligt. Gerade da, in dieser Ecke – Sie verzeihen, daß ich davon beginne, denn man muß den Todten ihre Ruhe, auch in unsern schmerzbewegten Herzen gönnen – hat Ihr guter Vater drei Tage vor seinem Ende gesessen.«

»Wie? Also so kurz vor seinem Tode war er noch bei Ihnen?«

»Ja. Er war am Tage vorher auf der Jagd beim Baron Grotenburg gewesen und hatte sich erkältet. Er litt an einem heftigen Schnupfen, mit Kopfschmerzen verbunden. Ich verzieh dem sechsundsiebzigjährigen Manne kaum, daß er unter diesen Umständen sein Zimmer verlassen, aber er war doch zu mir gekommen, weil eine große Sorge sein Herz von Tage zu Tage mehr belastete, von der er sich vielleicht bei mir frei sprechen wollte.«

Bodo's Blicke wurzelten fest auf des Meier's Antlitz, das, wie ihm schien, einen bedeutungsvolleren Ausdruck angenommen hatte. »Welche Sorge?« fragte er endlich, von einer natürlichen Neugierde dazu angeregt.

Der Meier schlug sein blaues ehrliches Auge voll gegen den jungen Mann auf und sagte mit Nachdruck, aber fast erschütternder Milde: »Ach, er hatte Sorge um Sie –«

»Um mich? Sprechen Sie weiter. Ich bin ein Mann, dem man Alles sagen kann.«

»Ich glaube das wohl, aber eigentlich weiß ich nicht, ob ich Ihnen das sagen *soll*, noch dazu gleich heute, am ersten Tage, wo ich Sie sehe!«

Bodo dachte einen Augenblick nach, dann versetzte er lächelnd: »Wenn es Ihnen schwer wird, von diesem Gegenstande zu sprechen, oder vielmehr damit zu beginnen, so will ich Ihnen helfen. Ich weiß, Sie sind einer der besten

Freunde meines Vaters gewesen, das hat er mir selbst in seinem letzten Schreiben gesagt, und Sie werden also auch wissen, was ihn meinetwegen in Bezug auf die Familie seines Schwagers in Unruhe versetzte. Nicht wahr, das ist es, was Sie meinen?«

»Ja, bei Gott, das ist es, und darüber zu sprechen kam Ihr Vater zu mir,« obgleich er sich krank fühlte oder vielleicht gerade weil er sich krank fühlte und einen schlimmen Ausgang ahnen mochte. Er erzählte mir noch einmal Alles, was er gethan, geschrieben, unternommen, Ihret- und einer andern Person wegen –«

»Nun, fahren Sie fort – und Sie stimmten ihm in Allem bei?«

»Nein, das that ich nicht. Jedoch davon lassen Sie mich jetzt schweigen, wir haben wohl noch einmal später und zu gelegenerer Zeit Veranlassung, darüber zu reden. Und da – gerade zur rechten Zeit – kommt der Kaffee. Das ist recht, Marie, schenk ein, mein Kind!« sagte er zu der rothwangigen und überaus sauber gekleideten Magd. »Und ich – ich will uns eine Cigarre holen. Sie rauchen doch?«

»Ja, lieber Meier, ich rauche gern und bitte um eine Cigarre, wenn sie bei der Hand ist, sonst habe ich selbst welche bei mir.«

»O, bitte, das wäre mir recht! Bei mir ist Alles bei der Hand, was ich brauche. Da – darf ich bitten?« Und er reichte ihm ein feines Kistchen hin, welches er rasch aus dem Nebenzimmer geholt hatte.

Ohne daß es ihr geheißen ward, zündete die flinke Magd eine Wachskerze auf einem kleinen Porzellanleuchter an, stellte ihn auf den Tisch vor die sitzenden Männer und huschte unhörbar zur Thür hinaus, nachdem sie den Kaffee

aus der Kanne von Britannia-Metall eingeschenkt und den Rahmtopf und einen Teller mit kleinen Kuchen vor den Gast gerückt hatte.

Dieser fühlte das Bedürfnis nach einer Tasse Kaffee, aß aber nicht, und nachdem er von dem trefflich bereiteten Getränk gekostet, zündete er die Cigarre an und blies den Rauch wie ein Kenner langsam vor sich hin.

Der Meier saß ruhig daneben und beobachtete den so genau Prüfenden, der gewiß an gute Cigarren gewöhnt war. Als derselbe aber befriedigt lächelte und dem Meier zunickte, sagte er: »Na, Herr Nachbar, wie schmeckt sie?«

»Vortrefflich, es ist eine ächte Havannah!«

»Das soll sie wenigstens sein, so sagte man mir in Hamburg, wo ich sie kaufte. Mir schmeckt sie auch und ich rauche sie gern. Ja, das hat auch die Zeit auf dem Gewissen, daß man so viel Geld – freilich hat man's dazu – für dergleichen Dingerchen hingiebt, wo unsre guten Alten eine patriarchalische Pfeife dampften. So fällt ein Stück Tradition nach dem andern ab und ich habe in meiner Jugend nicht gedacht, daß ich sogar einst meinen bequemen Bauernrock ausziehen würde, wenn ich nach der Stadt führe, wo man ja doch mit Leuten verkehrt, die auch ihre ausgedienten Moden abgelegt. Aber freilich, wenn man Kinder hat, die andre Sitten mit in's Haus bringen, muß man auch hierin mit, denn von den Kindern – seltsam genug – müssen die Alten manchmal viel lernen. Du lieber Gott! Mein Vater hat es sich gewiß in seinem langen Leben nicht träumen lassen, daß sein Sohn ein paar tausend Thaler nach England schicken würde, um sich Maschinen kommen zu lassen, die seine Aecker verbessern, sein Wasser schneller treiben und seinen Heuerlingen

die schwere Arbeit verkürzen. Das muß jetzt Alles geschehen, denn wer mit gutem Winde segeln will, darf die Leinwand nicht sparen.«

»Sie haben wohl Recht. Aber Sie sprachen da eben von Kindern. Daß Sie einen Sohn haben, weiß ich, aber haben Sie noch mehr?«

»O, wissen Sie das, nicht? Gottlob, ich habe zwei, eine Tochter und einen Sohn, die mir, ich sage es mit Stolz, viele Freude machen, denn es sind gute und strebsame Kinder. Meine Tochter, in deren Zimmer wir hier sitzen, werden Sie heute wahrscheinlich noch sehen, jetzt ist sie draußen beschäftigt. Mein Sohn aber ist außer dem Hause. Er hat das Gymnasium in Detmold besucht, sein Abiturientenexamen gemacht und wird natürlich Landwirth wie seine Väter. Zu diesem Behufe studirt er in Eldena, soll dann Reisen machen und mich einmal von der Arbeit ablösen, wenn ich müde bin. Der Junge ist brav und seiner Vorfahren Blut fließt unverfälscht in ihm. Doch was schwatze ich so lange von mir und den Meinigen allein und ich habe doch so viel von Ihnen zu hören. Und das soll jetzt geschehen. Sie haben also den Rock des Diplomaten ausgezogen und sind in die Heimat zurückgekehrt. Na, da werden Sie einen kleinen Unterschied finden. Berlin, Wien, Paris, London, Constantinopel und Athen auf der einen Wage – und das kleine Sellhausen auf der andern. Haha! Es ist fast zum Lachen. Sie werden da Manches in sich zu bekämpfen haben.«

»Nicht im Geringsten, mein lieber Meier. Sie stellen sich die weltlichen Genüsse da draußen vielleicht zu glänzend und verführerisch und die stillen Freuden in der Heimat zu alltäglich vor. Nein, nein, da sind Sie im Irrthum. Es ist wahr,

ich habe viel Schönes gesehen und bin um manche bedeutende Erfahrung in der großen Welt reicher geworden, aber, mein Lieber, ich habe mitunter so viel sehen und erfahren *müssen*, daß ich mit Vergnügen meinen Horizont sich verkleinern sehe. Da thun mir nicht so leicht die Augen und das Herz weh und überdieß kann ich Beides von dem Punkte abwenden, den ich vermeiden will. Draußen, da ging das nicht, da riß mich die Kette der Pflicht in die Schranken, und selbst wenn ich keine Lust zum Kämpfen hatte, mußte ich oft einen schwachen Gegner erbarmungslos niederschlagen. Das that mir oft weher als ihm. Ach ja! Politik zu treiben, das heißt, in seinem bequemen Zimmer zu Hause sitzen und sie aus den Zeitungen lesen und bekritteln, ist unter Umständen eine ganz hübsche Sache; aber wie der Soldat im Feuer der Schlacht standhaft auszuhalten, so an der großen heißen Esse zu sitzen, wo die Politik geschmiedet wird, die Finger in die glühenden Kohlen zu stecken und sich oft dabei selbst zu verbrennen, nein, lieber Meier, das ist mitunter eine recht fatale Sache. Immer und immer zu bauen und doch kein vernünftiges Werk zu Stande zu bringen, macht selbst dem leidenschaftlichsten Baumeister keine Freude. Man wird mürbe, matt und mißgestimmt dabei. Man lernt die Menschen zu leicht verachten, die man lieben möchte, und das verbittert und vergällt alle Lebensfreude. So erging es mir, und damit ich mich nicht ganz verlöre und das letzte beste Stück meiner Seele rettete, bin ich müde nach Hause zurückgekehrt, um mich zu ruhen. Wo konnte ich das auch besser, als unter dem stillen Dache meines Vaters – meinen Sie nicht?«

»O ja, das kann ich mir wohl denken und ich billige es auch, wie Ihr Vater es billigte. Aber Sie sind nun an den höheren Flug der Politik gewöhnt und hier erwartet Sie ein ganz winziger irdischer Krimskrams. Wo Sie mit Fürsten, Ministern und Grafen verkehrt, sollen Sie mit kleinen Menschen und Landjunkern leben – wird Ihnen das auf die Dauer behagen?«

Bodo schauderte unwillkürlich zusammen und sein Blick suchte vertrauensvoll den des wackeren Landmanns. »Mein lieber Meier,« erwiderte er, »welches Glück ich in jenem sogenannten höheren Elemente gefunden, wollen wir unerörtert lassen, aber glauben Sie mir, auch der Flug jener höheren Politik wird häufig mit lahmen Flügeln begonnen und man ist nur zu oft froh, wenn man ihn mit heiler Haut beendet. Ich habe meinen Flug beendet und meine Haut ist heil geblieben. Lassen Sie mich jetzt ruhig und gelassen mit leichten Füßen neben Ihnen und Anderen auf ebener Erde gehen und wirklich erreichbare Ziele erstreben.«

»O ja, gewiß recht gern!« versetzte der Meier wie in Gedanken, denn das moderne Giftwort »Politik« hatte seinen lebhaften Geist ergriffen und entzündet und er konnte sich so leicht nicht wieder davon losmachen. »Aber was halten Sie denn von unserer gegenwärtigen politischen Lage?« fragte er plötzlich.

Bodo seufzte. »Ach, lieber Meier,« entgegnete er, »das läßt sich nicht gut mit zwei Worten sagen, und man kann Stunden darüber sprechen, ohne sich das volle Herz frei zu machen. Im Ganzen habe ich überall, wohin ich gekommen, die Welt und die Menschen so gefunden, wie sie bei uns sind. Kein Fürst wird es jemals seinem Volke ganz recht machen

können und so wird auch niemals ein Fürst mit seinem Volke ganz zufrieden sein. Aber daran ist weder der Fürst noch das Volk schuld.«

»Wer denn?« fragte der Meier mit offenem Munde und starrem Blick, da er nicht wußte, wohin die Meinung seines Gastes sich neigte.

»Diejenigen, die sich zwischen Fürst und Volk drängen, die sie beide auseinanderhalten, die sie verfeinden, die sie verhetzen und gegenseitig betrügen, weil sie das gedruckte und ungedruckte Gesetz der Pflicht und der Sitte nicht als die Richtschnur ihres Handelns anerkennen wollen. Um von den Privilegien des Einen so viel wie möglich zu haschen und von den Lasten der Andern so wenig wie möglich zu tragen, stellen sich diese Herren in die Luft und vergessen, daß ein Luftschiff noch immer nicht lenkbar ist und so leicht nicht lenkbar werden wird. Schaffen Sie also dieses Hinderniß zwischen Fürst und Volk bei Seite, machen Sie es unschädlich, legen Sie es brach – so werden Sie nicht allein Ruhe und Frieden im Lande haben, die Frucht der neuen Saat wird nicht nur reicher werden, sondern Sie werden die sogenannte Politik ruhig im Sande verlaufen sehen, und Fürsten und Völker werden sich brüderlich vertragen und glücklichere Lebenstage denn je genießen. Soll ich Ihnen nun noch etwas über meine Ansicht von der Politik der Gegenwart sagen, so gehen wir, Alles in Allem erwogen, einer besseren Zeit entgegen. Das deutsche Volk ist aus seinem Traumleben erwacht und hat seine Ziele erkennen gelernt. Es denkt logisch, es handelt gesetzlich, es will nur das Mögliche, Erreichbare verwirklicht sehen. Die Fürsten ahnen und fühlen dies bereits und in Kurzem werden sie es auch bedenken müssen. Daß es also besser bei uns werde,

glaube ich nicht nur, weil ich es wünsche und hoffe, sondern weil die Vernunft endlich und überall siegt, und ein solcher Sieg bringt und ist selbst das Gute. Haben wir also Geduld, Ausdauer und Gottvertrauen! Wir sind schon in schlimmeren Lagen gewesen und die Crisis, in der wir uns jetzt befinden, wird günstig enden; die gute Natur des Deutschen wirft nach und nach alle schädlichen Stoffe aus, wie die See die modernden Leichen Ertrunkener. Da haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß und hoffentlich wird es auch das Ihrige sein.«

»Ja, o ja, das ist es und ich stimme Ihnen vollkommen bei. Ach ja, so ist es, hier bei uns und überall, nur kommt das Gute bei dem Einen rascher und früher, bei dem Anderen langsamer und später. Sehen Sie einmal da nach unserm großen Nachbarstaate hinüber – da sträuben die Herren zwischen König und Volk sich auch gegen das sausende Rad der Zeit. Aber sie müssen am Ende doch mit fort, wie der ewig schaffende Weltengeist es einmal will, und wehe Dem, der gewaltsam in die Speichen des Rades greift, es geht über ihn fort und rennt doch an sein Ziel. Bei uns, Herr von Sellhausen, sind auch Manche so thöricht, zu glauben, unser winziges Karrenrad aufhalten zu können, aber auch diese kleinen Herren werden ihre Täuschung erfahren, es wird weiter trudeln und ihnen die podagrischen Zehen zerquetschen, wenn sie sie nicht bei Zeiten wegziehen.«

Bodo lächelte herzlich über das treffende Bild des Meier's. »Lieben denn viele Herren hier herum nicht überaus den Fortschritt?« fragte er.

»O ja, in höheren Genüssen des Lebens, in Ehre und Ruhm und namentlich in Besitz und Reichthum möchten sie alle Tage fortschreiten, darin sind sie radical, aber den gesunden

Menschenverstand, das Recht, das angeborene Menschenrecht sich weiter entwickeln zu lassen und dem Gesetz und Menschenwohl Geltung zu verschaffen, dazu haben sie nicht die geringste Lust. Freilich, man muß gerecht sein, es giebt auch unter unsern Nachbarn vortreffliche Männer, die von der Zeit lernen und mit der Zeit mitgehen, aber ihrer sind doch nur wenige. Die meisten können die Tage noch nicht vergessen, wo sie mit dem Stock oder der Peitsche über die Felder schritten und ihre denken und reden wollenden Hörigen fuchtelten nach Herzenslust. Wenn Sie wissen wollen, was diese Herren thun und treiben, gehen Sie in ihre Häuser, was sie leisten, auf ihre Felder und sehen Sie diese an. Da werden Sie die Faulen von den Fleißigen, die Langsamen von den Raschen, die rückwärts von den vorwärts Gehenden sehr bald unterscheiden lernen. Na, das werden Sie bald weghaben – Namen hab' ich ja nicht genannt, wenn Sie nur erst ringsum zu Besuch gewesen sind. Oder haben Sie Ihre Rundreise vielleicht schon vollbracht?«

Bodo athmete auf; das Gespräch wandte sich jetzt einem Gegenstande zu, der ihm zur Zeit näher am Herzen lag, als die so gern und schon halb vergessene Politik. »Nein,« sagte er, »ich habe sie noch gar nicht angetreten – heute erst beginne ich sie und Sie sind der Erste gewesen, dem ich die Hand drücken wollte.«

»Da, drücken Sie sie mir noch einmal, ich fühle das Bedürfniß, sie Ihnen wieder zu drücken. So, und ich bedanke mich schön. Wir werden uns verstehen können. – Wer wird denn aber der Zweite sein?«

»Der Justizrath Möller in B. . . zu dem ich noch heute gehen werde.«

Der Meier zuckte unwillkürlich zusammen, sein Auge glitt langsam von dem Gesicht des Redenden fort und senkte sich sinnend zu Boden. »Grüßen Sie ihn von mir!« sagte er halblaut, als denke er an etwas ganz Anderes. »Ich habe ihn auch lange nicht gesprochen – er war in England. – Aber Sie wollten mir noch Etwas sagen, glaube ich!« fügte er hinzu, mit freierem Blick zu seinem Gaste zurückkehrend.

Bodo lächelte. »Ja, ich will Ihnen noch erzählen, – was mir heute in Sellhausen begegnet ist.« Und er berichtete, was wir im vorigen Kapitel mitgetheilt haben, wobei er ein aufmerksamer Beobachter der Miene des Meier's war, die der ehrliche Mann niemals verstellen konnte. Aber diesmal schwieg er hartnäckig und verzog keinen Muskel, nur wurde sein braunes Gesicht allmählig dunkelroth und sein Auge schien in Licht getaucht, als Bodo mit seiner Erzählung zu Ende war.

»Was sagen Sie dazu?« fragte dieser nun, nachdem er zu seinem gewöhnlichen ruhigen Ernste zurückgekehrt war.

»Was soll ich dazu sagen!« rief der Meier mit lauterer Stimme als zuvor und mit lebhaft funkelndem Auge. »Ich thue nicht gern Jemanden zu viel, aber hier möchte man ihm leicht zu wenig thun, wenn man dergleichen loben wollte. Wofür betrachten Sie es denn?«

»Aufrichtig gesagt, für eine seltsame Aufforderung, mich recht bald nach dem Befinden Fräulein Clotildens zu erkundigen.«

»Aha! Ja! Sie verstehen sich milde auszudrücken. Und Sie werden das doch als ächter Cavalier nächstens thun?«

Bodo lächelte wieder. »Ja,« sagte er mit ernsterer Miene, »das werde ich; wenn auch nicht als Cavalier, doch als Mann. Aber ich werde meine Rundreise zu den Schwägern

und Vettern meines Vaters so einrichten, daß ich bei den Kranenberg's beginne und mit den Grotenburgs endige.«

»Aha! Sie lieben die allmälige Steigerung und wollen nicht sogleich in den obersten Himmel gelangen. Na, viel Glück auf den Weg und recht viel Vergnügen dabei! Ich bin froh, daß ich Sie nicht zu begleiten habe.« Er nickte schelmisch dazu und rieb sich eifrig die Hände. »Aber halt,« fuhr er plötzlich sehr ernst werdend fort, »bis dahin wird die alte Dame auf der Cluus auch zurück sein – die dürfen Sie auf keinen Fall vergessen.«

»Das will ich auch nicht; auch darin hat mir mein Vater einen Wunsch ausgesprochen, den ich erfüllen werde. Aber sagen Sie, die alte Dame lebt also noch? Mein Vater schrieb mir nämlich, daß sie bisweilen kränkle und da sie sehr alt ist, könnte sie der feindseligsten Krankheit von allen erlegen sein.«

»Beruhigen Sie sich darüber. Sie ist wieder ganz gesund, so viel ich weiß zum Aerger ihrer einstigen Erben – ich meine nämlich die, die sich selbst dafür halten. Na, ich mache mir selbst aus dem Leben nicht allzu viel – bei Gott muß es auch ganz angenehm sein – aber so lange möchte ich doch in Wahrheit leben, bis die alte Birkenfeld – der grüne Pelz, wie sie sie nennen – einmal stirbt, denn die Katzbalgerei, die dann unter den lieben Vettern und Schwägern hereinbrechen wird, mit anzusehen, muß ein Hauptspaß sein.

»Sie ist also reich?«

»O, wissen Sie das nicht?«

»Viel weiß ich davon nicht mehr, denn es ist lange her, daß ich davon gehört, und mir sind seitdem so viele andere Dinge durch den Kopf gegangen, daß ich Manches vergessen habe. Aber da fällt mir ein, mein Vater hat mich an Sie

gewiesen, um Näheres über das Birkenfeld'sche Ehepaar zu erfahren, und Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir das Wichtigste über sie mittheilen wollten.«

Der Meier machte ein seltsam bedenkliches Gesicht, legte seine Cigarre weg und seufzte. Dann nach kurzem Nachdenken aber drückte er seine Hand auf Bodo's Arm, sah ihm tief in die aufmerksamen Augen und sagte: »Ja, ich will es und ich finde selbst einen großen Genuß darin, von diesen beiden seltsamen Menschen zu sprechen und mir ihr Leben und Wirken in das Gedächtniß zurückzurufen. Auch bin ich, nachdem Ihr Herr Vater gestorben ist, der einzige Mann auf der Welt, der sie so genau kennt, wie man zwei Menschen kennen kann. Denn wir Drei, Ihr Vater, der alte Birkenfeld und ich, der bei Weitem Jüngste unter ihnen, waren Freunde, wie es selten welche auf Erden giebt und wie sie nur der Tod auseinander zu reißen vermag.

So hören Sie denn. Wenn man je von einem Menschen sagen kann, daß er klein angefangen und groß aufgehört hat, so ist es dieser Birkenfeld. Er stammt aus der Gegend hier und sein Vater war ein kleiner Colone, der ehrlich lebte und in ärmlichen Verhältnissen starb. Da Reinhold Birkenfeld nichts zu erben hatte, verdingte er sich auf irgend eine Bleiche und wurde in sehr jungen Jahren Knecht daselbst. Da hat der arme Junge sich herzhaft quälen müssen und er hat mir oft genug erzählt, wie die große Schiebkarre mit so und so viel Dutzend Linnenstücken ihm bisweilen so schwer geworden sei, daß er seine bitterlichen Thränen darüber vergossen. Aber dieses Leben, diese Knechtschaft genügte dem strebsamen und überaus gern geistig thätigen Jungen nicht und er ging bei einem Kaufmann in unsrer Nachbarstadt B. . . in die Lehre, wo er ordentlich lesen, schreiben

und rechnen lernte – ordentlich, sage ich mit Absicht, denn er selbst hat diese drei Elemente menschlicher Bildung als die Grund- und Strebepfeiler seines künftigen Glücks bezeichnet.

Seine Lehrjahre gingen außerdem nicht ungenutzt vorüber; sein speculativer Kopf, das Bessere und Höhere überall erspähend, hatte ein Ziel gefunden und auf dies Ziel ging er mit unglaublicher Energie und Ausdauer los. Er wollte selbstständig werden, das war sein nächstes Bestreben, und frei von aller slavischen Unterordnung, die nur den fortstrebenden Geist beschränkt und unterdrückt.

Nachdem er daher vier oder fünf Jahre für seinen ersten Principal gearbeitet, fing er einen kleinen Leinwandhandel auf eigene Rechnung an und damals schon heirathete er die Grete, seine Frau, aus purer Liebe und weil er wußte, daß diese wie er zu streben und zu wirken verstand. Die beiden jungen Leute, denen der erste Verdienst verteufelt sauer wurde, arbeiteten um die Wette, um vorwärts zu kommen. Der Mann reiste und die Frau spielte den Kaufherrn zu Hause, führte die Bücher, cassirte Geld ein und versah, mit einem Wort, das ganze Geschäft. Von dieser Zeit schreibt sich ihre jetzige Fähigkeit her, das Geld nicht allein zu verrechnen, sondern auch fruchtbar zu machen und nutzbar anzulegen.

Als der Mann von seiner ersten Reise zurückkam, wunderte er sich über die Leistungen seiner Frau und von jetzt an schenkte er ihr immer mehr und mehr Vertrauen; sie ihrerseits aber feuerte ihn zu noch größeren Unternehmungen an. Da kam der große Krieg, den wir gegen die Franzosen fochten. Aber anstatt die beiden Leutchen einzuschüchtern, machte er sie kühner und kühner und es gelang Birkenfeld,

Lieferant, erst für kleine Truppenabtheilungen, dann endlich für ganze Armeen zu werden. Was er in diesem Geschäft unternahm, glückte ihm, und am Ende des Krieges hatte er so viel gewonnen, daß er sich mit Recht selbst einen reichen Mann nennen konnte, ohne – wie er sich stolz ausdrückte – einen Pfennig zu besitzen, den er nicht ehrlich und gerecht verdient hätte.

Endlich hatte er es so weit gebracht, daß er sich in B... als Großhändler niederlassen konnte und von nun fing er an, seine Geschäfte bis über das Meer auszudehnen, was einen wunderbar günstigen Erfolg hatte. Er wurde ein reicher Mann, was er niemals, wie so viele Uebrigen, zur Schau trug, und da er nicht einmal seine Zinsen verzehrte, so wuchs das Capital immer mehr an, bis er, wenn nicht ein Millionair, doch nahe daran war, es zu werden, was seinen einzigen Schmerz, keinen Erben zu hinterlassen, denn seine Ehe mit Grete war kinderlos geblieben, unendlich vergrößerte. Von Charakter war mein braver Freund tadelfrei; in seiner Moral fast puritanisch rein, ich sage fast, denn irren und fehlen kann einmal jeder Mensch. Auch zahllose andre gute Eigenschaften besaß er, namentlich ein warmes, menschliches Herz, und geben und schenken zu können, um Leid zu vertreiben und Freude zu bereiten, machte ihn überaus froh und glücklich. So ward er der Wohlthäter der ganzen Gegend; er gab mit vollen Händen, Jedermann, leider oft, ohne zu prüfen, ob er Gutes damit that, und darum ward seine Güte nur zu oft mißbraucht.

Schon vor vielen Jahren kaufte er drüben die kleine Clusus, baute sie aber nicht prächtig aus, wie es Viele bei solchem Vermögen gethan haben würden, sondern wohnte bescheiden und anspruchslos in den winzigen Räumen, wie

er sie vorgefunden, nachdem er sie nur etwas wohnlicher hergestellt. Nur auf den Garten verwandte er ansehnliche Mittel, denn für die Blumen- und Obstzucht hatte er eine wahrhaft leidenschaftliche Vorliebe. Im Winter lebte er im Süden, im Sommer hier, wie es jetzt noch seine Frau aus alter Gewohnheit und wegen ihrer Gesundheit thut. In den letzten zehn Jahren zog er sich ganz vom Geschäft zurück und beschenkte damit seinen ältesten Buchhalter, der ihm lange treu und redlich gedient. So wohnte und wirkte er hier ganz in unsrer Nähe, und Ihr Vater und ich waren fast sein einziger Umgang, da er sich aus den adligen Verwandten seiner Frau sehr wenig machte und wußte, daß sich diese noch weniger um ihn bekümmern würden, wenn er nicht ein Millionair gewesen wäre. Er haßte sie zwar nicht, wie sie jetzt seine Frau haßt, aber er hielt sie für das, was sie waren, für leichtsinnig lebende und eigentlich werthlose Menschen, die der liebe Gott geschaffen hat, wie er neben den nützlichen Thieren auch Raubthiere geschaffen. Dieser Ausdruck, Herr von Sellhausen, ist der seinige, nicht der meinige, denn er liebte es, sich treffend und verständlich in guter alter deutscher Weise auszusprechen.

In den letzten zwanzig Jahren trat mehr und mehr eine Verkehrsstockung zwischen Ihrem Vater und ihm, oder vielmehr zwischen jenem und seiner Frau ein. Aus welchem Gründe, das gehört nicht hierher. Genug, Frau Grete stand mit Ihrem Vater nicht auf dem besten Fuße – sie ist eben eine seltsame Frau und hat wunderbare vorgefaßte Zu- und Abneigungen. Jedoch sahen sich die beiden Männer um so öfter bei mir, oft auch an anderen Orten, und nur selten

betrat Birkenfeld Ihres Vaters Haus, was seine Frau nie erfahren durfte, wenn der gewohnte Frieden zwischen Beiden erhalten bleiben sollte.

Vor sechs Jahren starb er ganz plötzlich und unerwartet, zum Schmerz für uns und seine Frau, der ewig dauern wird, und zur Freude der vornehmen Verwandten, die aber nur sehr kurze Zeit dauern sollte.«

»Wie so?« fragte Bodo, da der Meier eine kurze Pause eintreten ließ und dabei seinen Gast lächelnd ansah.

»Nun, sie glaubten alle,« er habe ein Testament gemacht und einem Jeden von ihnen einige hundert Tausend Thaler hinterlassen. Aber sie irrten sich. Wie gesagt, er starb plötzlich und ohne ein eigentliches Testament gemacht zu haben, worin er allerdings, – *wenn* er es gemacht, *Manchem Viel* ausgesetzt hätte, denn auch er hegte eine Vorliebe für *gewisse* Leute. Genug, er hatte vor seinem Tode nur soviel Zeit, in Gegenwart zweier Zeugen, des Sachwalters Backhaus und meiner Person, seinen letzten Willen auszusprechen, und dieser lautete dahin, daß er seiner Frau, die *treue* Gefährtin seines langen Lebens, zur Universalerbin ernenne und daß er von ihrem *edlen, christlichen* Herzen und ihrem Gerechtigkeitsgefühl erwarte, sie werde den *besten* Gebrauch von seinem Vermögen machen und einst, nach ihrer vollsten Einsicht, den *Würdigsten* zum Erben desselben einsetzen.

Da hatten nun der vornehme Herr, der seiner Frau Schwestertochter einst aus Speculation geheirathet, und dessen Schwäger, die den guten Birkenfeld bei seinen Lebzeiten Onkel genannt und nur Honig für ihn im Munde gehabt, *Nichts*, und die alte Tante Grete, die sie zu allen Teufeln wünschten, hatte Alles. Ach! das gab ein Toben und Schimpfen, daß es in

der ganzen Runde herum im donnernden Echo widerhallte, aber was half es? Sie hatten Nichts und die Grete hatte Alles! Und in Wahrheit, Niemand hätte dies große Vermögen mit größerer Sorgsamkeit und Umsicht verwalten können, als sie. Während ihres Besitzes hat es sich unglaublich vermehrt, denn sie hat kaum den zwanzigsten Theil der Zinsen verbraucht, und gespart und gespart, als ob sie zehn Kinder zu reichen Leuten zu machen habe. Wenn sie nun aber einmal stirbt, so können Sie sich den Spectakel denken, der dann losbricht. Weder sie, noch ihr Mann hat Verwandte am Leben, die das Vermögen beanspruchen könnten, und so beanspruchen es allein die lieben Vettern, vor Allen die Grotenburgs, die die nächsten sind und die – weiß es Gott! ein hübsches Sümchen gebrauchen könnten, um ihre leeren Kassen zu füllen. Doch still – ich vergesse, daß sie auch Ihre Verwandten sind.«

»O, geniren Sie sich nicht, die Wahrheit zu sprechen – aber sagen Sie mir, hat denn Frau Birkenfeld ein Testament gemacht?«

»So viel ich bis jetzt weiß, nein! Die alte schnurrige Dame, glaube ich, fürchtet sich vor dem Tode, der wie man hier sagt, unmittelbar auf einen solchen Act folgt.«

Bodo lächelte wieder und zündete sich eine neue Cigarre an, die er wiederholt zur Freude des Meier's lobte. »Dann muß der alte Birkenfeld,« sagte er nach einer Weile, »aber doch ein großes Vertrauen und eine eben so große Liebe zu seiner Frau gehabt haben, wenn er ein so bedeutendes Vermögen allein in ihre Hände legte?«

»Ah, das soll wohl sein, Herr von Sellhausen. Gewiß hat er diese Liebe – oder eigentlich Verehrung, wie auch das

Vertrauen gehabt, obgleich die theuren Vettern seine Handlungsweise als die Folge einer großen Verblendung bezeichnen. Aber die beiden alten Leute haben immer in großer Eintracht gelebt, fast wie zwei Kinder, und wenn *einmal* in ihrem Leben eine Zwietracht ausgebrochen, wie das ja in allen Ehen wohl 'mal bei irgend einer Veranlassung geschieht, so hat Zeit, Ueberlegung und christlicher Sinn sie ausgeglichen und – und es ist gewiß keine Spur davon bis auf den heutigen Tag zurückgeblieben,« fügte der Meier langsamer hinzu, indem er die Augen wie beschämt niedersenkte, als sei er nicht ganz gewiß, ob er hiermit die volle Wahrheit sage.

»Wie lebt denn aber nun die alte Frau,« fragte Bodo mit neu gewecktem Antheil, »was thut sie mit dem großen Vermögen? Wendet sie es denn an, wie ihr Mann es von ihr erwartet hatte?«

»Nun,« erwiderte der Meier etwas zögernd, »wenn sie es auch nicht gerade genau in ihres Mannes Weise verwendet, so macht sie doch sicher einen edlen Gebrauch von einem Theil desselben. Sie läßt arme Kinder erziehen, kleidet und nährt sie; sie unterstützt bedürftige Lehrer, Wittwen und Waisen. Auch wohlthätige Anstalten bedenkt sie und thut überhaupt Alles, was eine alte Frau in dieser Beziehung thun kann. Allein sie hat eine ganz eigene Art, dies zu thun und überhaupt zu geben. Niemand darf erfahren, Wem – und wie viel sie ihm gegeben. Sie wägt mit haarscharfer Genauigkeit das Verdienst ab und während sie gute Menschen im Stillen belohnt, bestraft sie die schlechten Subjecte mit Verachtung und Spott – denn spöttisch kann sie sein wie kein Andreer, weshalb sich auch Viele ungeheuer vor ihr fürchten. Dabei giebt sie sich das Ansehen, als sei sie geizig und hart, was

sie in der That nicht ist. Ueberhaupt zeigt sie sich gern kälter und herzloser als sie ist, aber es verursacht ihr große Freude, wenn sie Jemanden, der es ihrer Ueberzeugung nach verdient, mit einer heimlichen Gabe erfreuen kann. Für sich selbst gebraucht sie am wenigsten; sie lebt einfach und fast zu sparsam; und stellt man sie darüber scherzhaft zur Rede, so wagt sie es, Jedermann geradezu in's Gesicht zu sagen: Mein Herr, was geht Sie das an? Glauben Sie, daß ich für mich eine vermögende Frau bin? Mit Nichten. Allerdings habe ich ein großes Vermögen zu *verwalten*, aber verschleudern, wie so viele Hunderte und vielleicht auch Sie es thun, darf ich keinen Groschen.

Hier haben Sie die höchst einfache Geschichte dieser beiden alten Leute, und nun rathe ich Ihnen, wie Ihr Vater es gethan: besuchen Sie die alte Frau, wenn sie kommt, sie hat es – ja, ich sage es gerade heraus – um meinen Freund Sellhausen verdient, daß Sie ihr einige Aufmerksamkeit erweisen.«

Bodo saß eine Weile sinnend auf seinem Platze, als ließe er das Gehörte in seinem Geiste nachsummen. Dann stand er auf, that ein paar Schritte in das Nebenzimmer und kam bald wieder daraus hervor, beinahe mit einer Miene, als beabsichtige er demnächst seinen Abschied zu nehmen.

»Nun,« fragte ihn der Meier, »Sie wollen doch nicht fort? Ich denke, Sie werden bei mir zu Abend speisen?«

»Nein, mein lieber Meier, das kann ich nicht. Sie wissen ja, ich will noch nach der Stadt. Indessen wollte ich Sie eigentlich jetzt noch nicht verlassen, ich habe vielmehr noch eine Bitte auszusprechen, um deren Erfüllung ich Sie freundlichst ersuchen möchte.«

»Eine Bitte? Oho! Nur frisch heraus, ich erfülle sie gern, wenn ich kann.«

»O, Sie können es leicht, es ist nur eine Kleinigkeit. Ich sehe, Sie haben da einen Geldschrank, und der hat mich so eben zu meiner Bitte veranlaßt. Ich bin so thöricht gewesen und habe mein Geld in Baarem mit auf die Reise genommen, wo ich es doch unmöglich gebrauche, und schon jetzt fängt es mir an unbequem zu werden. Sehen Sie, da ist es!«

Bei diesen Worten zog er einen Geldbeutel aus der Tasche, der Goldstücke erklingen ließ, als er ihn auf den Tisch legte. Gleich darauf fuhr er zu reden fort, während der Meier sein Thun mit lächelndem Gesicht betrachtete:

»Beiläufig gesagt, es ist Alles, was ich von meiner amtlichen Stellung übrig behalten und was ich mir also *verdient*; so bildet es denn auch *einstweilen* mein ganzes baares Vermögen. Wollen Sie es mir aufheben, bis ich wieder zurückkomme und es mir abhole?«

»Ganz gewiß will ich das – geben Sie her.«

Bodo händigte es ihm ein und glaubte, der Meier werde es sogleich forttragen und verschließen, aber dem war nicht so.

»Nun,« fragte Bodo, »was sehen Sie mich so an? Haben Sie sich anders besonnen?«

»Nein, mein lieber junger Freund,« erwiderte der Meier mit einer höchst bedächtigen, doch von innerem Wohlwollen strahlenden Miene, »das geht nicht so rasch, wie Sie es sich denken. Ich bin in meiner Art auch ein Geschäftsmann und gehe als solcher gern sicher zu Werke. Wir müssen doch wissen, wie viel Geld in der Börse ist und ich muß Ihnen einen Schein darüber ausstellen.«

»Einen Schein? Herr Meier! Glauben Sie, daß ich Ihnen kein Vertrauen schenke?«

»Oho! Gewiß glaube ich das und ich finde es auch sehr natürlich, da ich auch zu Ihnen Vertrauen habe, aber in Geldsachen, wissen Sie ja, hört die Gemüthlichkeit auf. Haha! Ich für meine Person bin Ihnen sicher, wie Sie mir, aber ich könnte ja sterben, während Sie fort sind und dann würden meine Erben nicht wissen, daß das Geld Ihr Eigenthum ist. Darum Vorsicht, mein Lieber, und nun – zählen wir.«

Bodo nahm die Sache wie sie lag, ging mit dem Meier in dessen Arbeitszimmer, trat an sein Bureau und schüttete die Börse auf dessen Platte aus. Die beiden Männer zählten nun jeder für sich eine Summe ab, und als sie damit fertig waren, addirten sie und fanden, daß es dreihundert und neun Pistolen waren.

»Lassen wir es eine runde Summe sein,« sagte Bodo, »also dreihundert; die übrigen neun werde ich mit auf die Reise nehmen. So.«

Der Meier rollte drei Röllchen, jedes zu hundert Stück, zusammen, versiegelte sie, schrieb darauf: *Herrn Bodo von Sellhausen's Eigenthum*, und schloß sie dann in den Geldschrank, Alles mit einer Schnelligkeit, die bewies, wie bewandert er in dergleichen Dingen war. Darauf schrieb er zwei Zeilen auf ein Blatt Papier, daß er das Geld von seinem Gast empfangen, reichte es hin und sagte mit zufriedennem Lächeln:

»So, nun erst ist die Sache abgemacht. Ich habe mein Recht gehabt und Sie das Ihre.«

Er blieb einen Augenblick vor Bodo stehen, sah ihm noch einmal fest in's Gesicht und sagte dann nach einigem Besinnen, gleichsam sich selbst Muth einsprechend: »Gut, ja, ich

will es versuchen. Nun,« fuhr er fort, seine Hand auf Bodo's Schulter legend, »Sie haben mir eben Vertrauen bewiesen; und da man eine gute Sache nicht schnell genug erwidern kann, so will ich Ihnen auch gleich *mein* Vertrauen beweisen. Kommen Sie wieder da hinein – hier stört das Gelärme da draußen zu sehr, wenn man nicht daran gewohnt ist – und dort plaudert es sich so gemüthlich.«

Und nachdem er einen schnellen Blick durch das kleine Fenster in die Tenne geworfen, kehrte er mit dem Gast wieder in seiner Tochter Zimmer zurück und Beide nahmen nochmals ihre alten Plätze ein.

»Sehen Sie,« begann der Meier mit etwas zaghafter Stimme, nachdem er sich eine Weile gleichsam auf die passendsten Worte besonnen, »ich habe Ihnen schon vorher gesagt, daß ich eine Tochter habe. Sie ist beinahe zwanzig Jahre alt und mein ältestes Kind. Meine ganze Seele hängt an dem Mädchen, denn es ist brav, gut und das treue Abbild meiner einzigen Liebe, meiner verstorbenen Frau, die des Meier's zu Jerrendorf Tochter war. Ich habe das Kind nicht verzogen, wie Sie wohl glauben könnten, nein, aber ich habe sie lernen lassen, was Kinder lernen wollen und müssen, um mit Ehren und ohne auszugleiten oder anzustoßen durch die bald zu glatte, bald zu holprige Welt zu kommen. Bis zum zehnten Jahre war sie bei uns im Hause, denn so lange lebte mein gutes Weib; dann aber gab ich sie dem Pfarrer in Breitingen, wo auch Sie einst gewesen sind, aber es ist das nicht mehr, wie Sie wissen, der alte Herr, der Sie erzogen hat. Bei dem Pfarrer und seiner prächtigen jungen Frau hat meine Gertrud nun recht was Hübsches und Vielerlei gelernt, was die jungen Mädchen heutzutage zu lernen pflegen, und es ist vielleicht auch Manches darunter, was eigentlich nicht für

ein Mädchen vom Lande passend ist und wodurch sie etwas über ihre Sphäre hinausgerückt worden. Na, es mag immer hingehen, es gehört einmal dazu und die Welt kommt ihr selbst größer und schöner vor, wenn sie Alles kennt, was darinnen vorgeht.

Er hielt inne, als verschnaufe er sich ein Wenig, denn er hatte ungewöhnlich rasch gesprochen und daß es ihm aus dem Herzen kam, bewies seine Stimme, die leise dabei zu beben begonnen hatte.

»Gewiß,« nahm Bodo das Wort auf, da der Meier noch länger schwieg, als besinne er sich, wie er die Fortsetzung einleiten solle, »ganz gewiß, man kann in der Welt nie zu viel lernen und kein Mensch weiß, wo und wie er das überflüssig Gelernte noch einmal gebrauchen kann.«

»Nun sehen Sie,« fuhr der Meier erleichtert aufathmend fort, »so betrachte ich es auch. Die Gertrud hat nun alles Mögliche gelernt, sticken, nähen und alle die feinen Arbeiten der Damen, deren Namen ich nicht weiß, und dabei hat der wackere Pfarrer gewiß nicht ihren Geist vernachlässigt, noch weniger die vernünftige Pension in Detmold, wohin ich sie später zwei Jahre lang geschickt. Ich will mein eigen Kind nicht loben, aber mehr wie ich weiß es, so viel ist gewiß. Na, seitdem sie aus Detmold zurückgekehrt, hat sie theils bei mir, theils bei dem Pfarrer in Breitingen, dessen Frau sie zärtlichst liebt, zugebracht und erst seit vier Wochen ist sie ganz bei mir, um mir die Wirthschaft zu führen. Sie werden sich wundern, warum ich Ihnen das sage,« unterbrach er sich, »aber geben Sie Acht, die Hauptsache kommt nun erst. Ja, die Gertrud hat nun eigentlich Alles gelernt, was sie für ihre Zukunft gebraucht, aber Eins hat sie

beim besten Willen doch nicht kennen gelernt und das ist gerade die Hauptsache für sie.«

Er schwieg und warf einen Blick voller Spannung, mit einer seltsamen Zaghaftheit gemischt, auf den jungen Mann an seiner Seite.

»Nun,« sagte dieser lächelnd, »was ist denn das? Ich kann es mir nicht denken.«

»Ha, ha! Das ist die Art und Weise, wie man nicht einem großen, denn das versteht sie, sondern einem, wie soll ich sagen, einem feineren Haushalt vorsteht, verbunden mit dem Wissen einer guten Köchin, denn diese Künste muß ja doch eine gute Hausfrau am Schnürchen haben, nicht wahr?«

»Ei gewiß,« versetzte Bodo lächelnd, der nicht die geringste Ahnung hatte, wohin der Meier wollte und warum er so zaghaft war.

»Ah, also! Sie verstehen mich, nun, das freut mich. Ja, eine sogenannte feine Wirthschaft, die hat sie noch nicht gesehen, denn bei mir und dem Pfarrer, selbst in der Pension, herrschte mehr oder weniger das Hausbackene vor. Gertrud hat nun große Lust und Neigung, eine gute Köchin zu werden und sich die Manieren eines, ich will nicht sagen vornehmen – Gott behüte mich davor – doch eines geleckteren Hauswesens anzueignen – und, um das zu erreichen, habe ich so meine eigenen Gedanken gehabt.«

»Nur immer weiter, theilen Sie mir auch diese Gedanken mit!« bat Bodo, da der Meier wieder schwieg.

»Nun ja, ich theile sie Ihnen mit, darum belästige ich Sie ja mit dieser Angelegenheit. Ich habe also einen Gedanken darüber gehabt, aber für die Ausführung desselben hat sich, namentlich seit dem Tode Ihres Vaters, noch immer keine

passende Gelegenheit finden wollen. Mit einem Wort, ich wollte mein Mädchen eine Zeitlang einen kleinen Cursus in einer solchen Wirthschaft durchmachen lassen, aber dazu bedurfte es eines Hauses, dem ich die Gertrud mit getrostem Muthe anvertrauen kann. Es giebt nun zwar vornehme Häuser in der Nähe genug, wo lecker gekocht und fein angerichtet wird, aber alles das – mit einem Wort – paßte mir nicht, am wenigsten aber bei den Herren Baronen, die unsre nächsten Nachbarn und Bekannte sind.«

»Ach ja, das begreife ich,« sagte Bodo lebhafter als vorher, »und darin stimme ich Ihnen gewiß bei.«

»Nun also! Da habe ich aber ein feines und gutes Haus entdeckt,« fuhr er schmunzelnd fort, »und dahin gebe ich mein Kind getrosten Muthes – ja, und gern.«

»Was ist das für ein Haus?«

»Das ist das Ihre, Herr von Sellhausen.«

»Das meine? O, Sie täuschen sich wohl. Bei mir giebt es keine *feine* Küche, wir essen allein, wir haben wenig Besuch – und dann – und dann, offen gesagt, bin ich ja bis zum August nicht Herr in meinem Hause, wie Sie wohl wissen.«

»Ja, ja, das weiß ich recht gut, aber Alles ist doch nicht so, wie Sie sagen, mein lieber Herr von Sellhausen. Sie werden nicht lange mehr allein sein, Sie werden Gesellschaft genug im Hause haben und – vor allen Dingen, mein lieber Freund, Sie haben ja meine alte Cousine, die Treuhold, bei sich und die allein bildet schon als Hausfrau und Oberaufseherin der Küche eine ganze Universität. Haha! Ja, ich habe auch schon früher mit ihr darüber gesprochen und die gute Seele hat mir willig ihren Beistand zugesagt – jetzt aber haben doch auch Sie darüber zu bestimmen. Und nun frage

ich Sie, ob Sie gegen meinen Gedanken etwas einzuwenden haben, daß die Gertrud unsrer Treuhold überwiesen wird?«

»Ei, mein lieber Meier, was sollte ich dagegen einzuwenden haben, wenn Sie und die Treuhold es zweckmäßig finden? Ich bitte Sie! Meine Bedenken habe ich Ihnen genannt und weiter habe ich keine. Kann *mein* Haus – ich wollte sagen, kann meines Vaters Haus Ihnen das Gewünschte gewähren, wohlan, thun Sie nach Belieben. So viel ich darüber zusagen habe, steht Ihnen Alles daselbst zu Diensten.«

Der Meier machte ein überaus erfreutes Gesicht und sprach seine herzliche Dankbarkeit für Bodo's Zusage aus. »Alles Uebrige wird sich schon finden,« sagte er schließlich, »nur möchte ich bald den Anfang machen. Darf ich also in diesen Tagen nach Sellhausen fahren und mit der Treuhold sprechen?«

»Ohne Frage, thun Sie ganz nach Belieben. Aber, wie gesagt, ich zweifle, ob Ihre Tochter finden wird, was sie daselbst sucht.«

»O, das lassen Sie Ihrer Wirthschafterin Sorge sein, der vertraue ich sie allein an. Ich weiß, wie die Tafel bei Ihrem Vater bestellt war, und das war der guten Alten alleiniges Werk. Wenn die Gertrud so viel vom Hauswesen und der Küche lernt, wie Jene weiß, dann mag sie zufrieden sein und ihre Lehrjahre für beendet halten. Aber wie – Sie machen jetzt wirklich Anstalt, um aufzubrechen? Ich habe Sie doch nicht mit meinem Geschwätz über die Gertrud gelangweilt?«

»Gott bewahre, lieber Meier, aber meine Zeit ist abgelaufen.«

»Gut, so will ich Ihr Pferd herbeiführen lassen.« Er ging an das kleine Fenster, rief einem der Knechte einige Worte

zu und gleich darauf kehrte er zu Bodo zurück, der schon Hut und Reitpeitsche in der Hand hielt.«

»Mein lieber Meier,« sagte dieser, dem biedereren Landwirth die Hand hinstreckend und die dargebotene Rechte herzlich drückend, »so habe ich denn unsre alte Bekanntschaft erneuert und damit nicht allein den Wunsch meines Vaters erfüllt, sondern auch meinem Herzen Genüge geleistet. Ich bin aber gewiß nicht das letzte Mal bei Ihnen gewesen, und hoffe Sie nächstens und dann recht oft bei mir zu sehen. Gönnen Sie mir etwas von der Freundschaft, die Sie meinem Vater bewiesen, und seien Sie überzeugt, daß ich wirkliche und aufrichtige Freunde schätzen gelernt habe. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie!«

»Sehen Sie wohl, mein lieber Herr von Sellhausen!« erwiderte der Meier treuherzig und legte dabei, während er die Rechte des Gastes noch immer hielt, die linke Hand auf dessen Schulter, was seinem Benehmen etwas ungemein Trauliches und Herzliches verlieh. »Sie haben mir heute eine große Freude bereitet und ich habe einmal wieder, seit Ihres Vaters Tode zum ersten Mal, meine Seele frei plaudern können. Kommen Sie oft und gern wieder, darum bitte ich; mein Haus wie mein Herz stehen immer für Sie offen, und daß dies eine Wahrheit ist, denke ich Ihnen noch beweisen zu können.«

Beide schüttelten sich noch einmal die Hand und traten nun in den großen Küchenraum hinaus, der eben leer und still war und wo vor dem großen Heerde das Pferd Bodo's stand, welches ein Knecht des Meier's am Zügel hielt.

Der Strahl der Sonne, die draußen wieder auf ihrem Abendwege am klar gewordenen Himmel thronte, fiel durch ein großes Fenster gerade auf das Pferd und beleuchtete es

eben nicht zu seinem besonderen Vortheil. Der Meier hatte auch kaum einen Blick darauf geworfen, so stand er still, lächelte den Legationsrath an und sagte:

»Aber wie denn, wer hat diesen alten Braunen, den Ihr Vater vor Jahren von mir kaufte, zu Ihrem Reitpferd gestempelt?«

Bodo ließ durchaus keine beschämte Miene sehen, als er heiter antwortete: »Ich selbst, lieber Meier, es war noch das schmuckeste auf dem Hofe. Bedenken Sie, daß ich noch nicht ganz der Erbe von Sellhausen bin und daß ich mich einstweilen mit meinen Mitteln beschränken muß. Haha! Sie wissen ja, wie groß mein ganzes Privatvermögen in diesem Augenblick ist. Uebrigens verrichtet der alte Braune seinen Dienst ganz gut, er hat seine Anhänglichkeit an Sie bewiesen und mich zuerst zu Ihnen getragen. Auch greift er tüchtig aus und ist willig – was will man von einem Thiere mehr? Die Menschen sind oft nicht so gefällig und man muß sie doch als Abkömmlinge »von Race« behandeln.«

Der Meier lachte herzlich und sagte: »Na, Sie wissen das Leben von der rechten Seite zu fassen – aber ein besseres Reitpferd könnten Sie sich doch wohl anschaffen. Was werden Ihre Herren Vettern dazu sagen? Sehen Sie mal da, solch einen Grauschimmel müssen Sie sich zulegen – wie gefallen Ihnen diese vier?«

»O ja, das wäre recht hübsch, lieber Meier, und künftig kann es vielleicht geschehen. Ihre vier gleichfarbigen großen Hengste aber habe ich schon vorher bewundert – sie sind von der ächten Sennerrace, – nicht wahr?«

»Gewiß, und ganz und gar eigene Zucht, weshalb ich auch stolz darauf bin. Nun, sie sollen auch einmal, wie ich hoffe, meine Gertrud in die Kirche zur Trauung fahren, und

darum nennen sie meine Leute schon jetzt die Brauthengste. Nächstens werde ich sie Ihnen vorführen und Sie sollen sie laufen sehen, es ist eine Freude, Herr. Ich glaube kaum, daß irgend ein Mann in unserer Gegend bessere und schnellere Thiere hat.«

Bodo nickte ihm seine Beistimmung zu und wollte sich eben zu seinem Pferde wenden, als er, in einer kurzen Pause des Kettengerassels um sich her, ein seltsames Geräusch vernahm, das von der andern Seite des Herrenhauses herüberdrang und dessen Ursprung er sich im ersten Augenblick nicht zu erklären vermochte. Er stand daher still, wandte das Ohr nach der Gegend des Hauses hin, woher das Geräusch kam, lauschte und sagte dann: »Was war das für ein seltsames Gesurre dort hinten?«

Der Meier lächelte, faßte seinen Gast unter den Arm und führte ihn der kleinen Treppe zu, die zu einem Zimmer emporstieg, aus dem das Geräusch sich hatte vernehmen lassen. »Kommen Sie,« sagte er, »und sehen Sie sich das Ding an. Es ist die Spinnstube, und meine Gertrud unterrichtet eben die Kinder meiner Colonen und Heuerlinge in unserer besten häuslichen Kunst. Da – steigen Sie nur hinauf, durch das kleine Fenster dort können Sie die ganze Schule überschauen.«

Bodo befolgte die Aufforderung und blickte nun durch ein kleines Fenster in ein großes, weißgetünchtes Gemach, in welchem mehrere lange Bänke in weiteren Zwischenräumen hinter einander standen, die von einer Schaar niedlicher, sechs- bis zwölfjähriger Mädchen besetzt waren, von denen jedes ein zierliches Spinnrad vor sich stehen hatte.

Es war ein wunderbar lieblicher Anblick, diese kleinen Mädchen bei so eifriger Arbeit zu sehen und weiter nichts

wie das Gesumme und Gesurre zu hören, welches die wie im Wirbelwind herumschwirrenden Räder verursachten. Die kleinen gesunden und freundlichen Kindergesichter, fast alle von langen, wohlgekämmten, bald lockigen, bald schlichten hellblonden Haaren umflossen, blickten ernst und ämsig vor sich hin, als wären sie sich der Wichtigkeit ihres Fleißes bewußt. Die Kleidung aller war sauber und stimmte in Farbe und Schnitt fast vollkommen überein. Was aber das Eigenthümlichste dabei war, so machten alle zu gleicher Zeit dieselbe Bewegung, indem sie mit ihren kleinen zarten Fingerchen den Faden geschickt aus dem Wocken zogen und zwischen den Fingerspitzen so fein wirbelten, wie die Füßchen in gleichem Tact das schnurrende Rad in Schwingung setzten.

Bodo blieb, von diesem Anblick überrascht, eine Weile stehen und konnte sich an den rothwangigen Kindergesichtern mit den blauen Augen nicht satt sehen, die alle unverwandt auf ihre Arbeit gerichtet waren, wenn sie nicht gelegentlich ein anderes Ziel verfolgten, nach dem alle, wie nach dem einzigen Hauptbrennpunkte ihrer Thätigkeit, von Zeit zu Zeit blickten.

Aber so interessant und lieblich dies Schauspiel und so hübsch die kleinen fleißigen Mädchen waren, jener allgemeine Brennpunkt mußte noch anziehender, selbst für den älteren Mann sein, denn nachdem er seine Aufmerksamkeit erst einmal darauf gerichtet, war sie so leicht nicht wieder davon abzuleiten.

Etwas zur Rechten im Zimmer nämlich, dem Fenster nahe, stand ein erwachsenes junges Mädchen, das so eben von seinem Schemel aufgestanden war, wo es gesponnen hatte, wie alle übrigen, und sich nun niederbeugte, um einem der

kleinen Mädchen irgend etwas bei seiner Arbeit zu zeigen oder zu helfen.

Dieses erwachsene junge Mädchen mußte die Lehrerin der Kleinen, also des Meier's Tochter, Gertrud, sein. Sie war groß, schlank, kräftig und doch überaus zierlich gebaut und trug jene seltsame Tracht, die, schon von den Frauen Wittekind's angeblich getragen, sich bis auf die heutigen Tage erhalten, indessen mit der Zeit modernisirt hat, so daß sie jetzt nur noch halb ländlich und schon halb städtisch erscheint, namentlich bei den Töchtern der begüterten und gebildeten Meier, bei denen überdieß der Stoff nicht mehr aus Wolle und grobem Drell, vielmehr aus der besten Seide und dem feinsten Linnen besteht.

Ist die Person schön und etwas hoch gewachsen, die sie trägt, bewegt sie sich rasch und anmuthig, so kleidet diese Tracht außerordentlich gut, und gerade für die Gestalt, die wir hier vor Augen haben, schien sie eigens erfunden oder ausgesucht zu sein.

Gertrud trug ein schwarzseidenes Kleid, das am Halse halb ausgeschnitten war und eine Hand breit über den Fußknöcheln endigte. Vom Knie an war der weite Rock bis nach unten hin drei oder vier Mal mit breitem Sammetband besetzt und hing in ungemein zierlichen und reichen Falten von den vollen Hüften hernieder. Unter ihm sahen reizende Füßchen in ausgeschnittenen feinen Lederschuhen hervor, deren blitzendes Schwarz mit den schneeweißen Strümpfen darin einen bemerkenswerthen Gegensatz bildete.

Der Schnitt in der Taille des Kleides stimmte fast mit dem der modernsten städtischen Dame überein, aber sie war glatt und umschloß fest die herrliche Büste, ohne daß irgend ein fühlbarer oder unbequemer Zwang dabei sichtbar ward.

Ueber den Ausschnitt des Kleides fiel eine breite schnee-weiße Halskrause von Mull, gesteift und getollt, bis zur Schulter herab. Um den blendenden Hals selbst trug sie eine Kette mächtiger und fast undurchsichtiger weißer Bernsteinperlen, die vorn durch ein großes massives Schloß von geschmackvoller Goldarbeit zusammengehalten wurde.

Der schmuckste und zugleich zierlichste Theil dieser Kleidung aber, der ihr den anmuthigsten Reiz verlieh, war der Kopfputz, der sich auch hier noch ganz in seiner ursprünglichen Weise darstellte. Er bestand aus einem kleinen, schwarzen Seidenkäppchen, reich gestickt und mit blitzenden Flittern besäet, welches nur den äußersten Theil des Hinterkopfes bedeckte und eine Fülle schwarzer breiter Seidenbänder bis weit über die Taille herabfallen ließ. Die üppigen, tiefblonden, fast kastanienbraun schimmernden Haare lagen zu beiden Seiten der Stirn glatt gescheitelt an, hinten aber hingen sie in zahllosen dichten Flechten bis tief in den Nacken unter dem Käppchen herab, das sie mit seinen schweren Bändern leicht zu tragen schienen.

Der heimliche Beobachter dieser Gestalt konnte, da sie ihm zur Seite stand und dabei halb den Rücken zudrehte, das Gesicht derselben nur im Profil sehen. Nur einmal auf kurze Zeit, während sie sich anmuthig niederbeugte und ein kleines Mädchen in irgend einer Verrichtung unterwies, gewann er den beinahe vollen Anblick ihres Gesichts, aber es war dies nur ein so flüchtiger Moment, daß er die Züge desselben nicht genauer entziffern, noch viel weniger seinem Gedächtniß einprägen konnte. Allein schon das Profil war anziehend genug, um seine Blicke länger zu fesseln, als er selber wußte, und unbestreitbar erlangten die feine edle Nase, die runde, warm angehauchte Wange, das kleine Ohr

und der blendende Hals mit seiner über Alles anmuthigen Biegung seinen vollen Beifall, wobei er sich eingestand, daß, so groß die Verschiedenheit zwischen diesem zarten Wesen und der athletischen Gestalt und dem kräftigen, männlichen Gesichtsausdruck des Meier's war, doch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Beider Zügen stattfand. Zuletzt blieb sein Auge aber auf der kleinen zierlichen Hand haften, welche die Finger des jüngsten Zöglings sanft leitete, und Bodo, obwohl er gewiß viele vornehme und schöne Damen gesehen, mußte bekennen, daß er eine solche wohlgeformte, weiße und zierliche Hand lange nicht betrachtet hatte, ein Erbtheil der aus altsächsischem Blut stammenden Frauen, die freilich, selbst auf dem Lande, selten eine schwere Handarbeit verrichten, da sie sich hauptsächlich mit Spinnen und Weben beschäftigen.

Bodo, nachdem er das schöne Ebenmaß dieser Glieder und ihre graziösen Bewegungen, die gewiß in diesem Augenblick die natürlichsten waren, lange genug gemustert und sich an dem liebevollen Wesen gegen die Kinder erfreut hatte, stieß, als er sich endlich umwandte, einen seufzerartigen Laut, sei es der Ueberraschung, sei es der inneren Befriedigung aus und bewegte sich dann dem Meier zu, der erwartungsvoll und seinen jungen Freund im Stillen beobachtend, ruhig am Fuße der Treppe stehen geblieben war.

»Ah, mein lieber Meier,« sagte er leise, als besorge er, die Lehrerin da drinnen möchte von seinen Worten in ihrem Unterricht unterbrochen werden, »das ist also Ihre Tochter! Ja, sie sieht Ihnen ähnlich, so viel ich wahrnehmen konnte, aber warum trägt sie, die eine städtische Erziehung genossen, noch immer das ländliche Kleid? Das habe ich mir nicht gedacht und darum war mir der Anblick doppelt neu.«

»Ja, mein lieber Herr von Sellhausen,« erwiderte freundlich der Meier, »darüber mag sich ein Mann aus der großen Welt, wie Sie, mit Recht wundern, allein es läßt sich auch Manches dafür sagen. Wenn Gertrud in die Stadt geht, mit mir eine Reise unternimmt oder irgend wo ihre Freundinnen besucht, legt sie so wenig diese ländlichen Kleider an, wie ich meine Wasserstiefel und meinen bequemen Hofkittel. Aber hier, auf dem Hofe, inmitten einer rein ländlichen Bevölkerung, ist das doch etwas ganz Anderes. Die Leute haben einmal vor der üblichen Tracht ihrer Altvordern Respect und lieben sie, und das muß man wohl billigen, und selbst meine Tochter, wenn sie sich unter ihnen darin hin und herbewegt, genießt augenscheinlich mehr Achtung und Ansehen. Die Bauern lieben einmal nicht, großstädtisch geputzte Damen unter sich zu sehen, und was diese ihnen sagen und rathen, hat nicht den halben Werth, als wenn es ein Weib thut, das sie schon dem Aeußern nach als Ihresgleichen erkennen.«

Bodo war während dieser Erklärung ganz still geworden, stimmte ihr aber vollkommen bei, da er sie sehr natürlich fand. Er reichte dem Meier nur noch einmal die Hand und stieg dann auf seinen Braunen, der, stolz auf seine ältere Würde, ruhig zwischen den neugierig ihn anstarrenden Racepferden des Meier's dahinschritt. Dieser ging neben dem Reiter bis zum Ausgang der Tenne her und begleitete ihn noch bis auf die Landstraße, wo endlich das letzte Lebewohl gesprochen wurde, Bodo dem Pferde die Zügel frei ließ und in raschem Trabe seinem noch fernen Ziele entgegenflog.

## SECHSTES KAPITEL. DER GRÜNE PELZ.

Der Meier zu Allerdissen blieb so lange mitten auf der Landstraße stehen, als er des schnell forttrabenden Reiters noch ansichtig bleiben konnte, und schaute ihm mit einem eigenthümlich von Freude und Wehmuth gemischten Gefühle nach. »Ja, ja,« sagte er leise zu sich, »da geht er hin, der ächte Sohn seines Vaters, in Sinn und Wort, in Blick und Miene, wenn man nur ein Auge dafür hat! Aber um so mehr thut er mir leid; er ist nicht zur rechten Zeit und an seine rechte Stelle gekommen. Die Erbschaft des Alten wird und kann ihm nicht munden, wie er sich auch darüber entscheiden mag. Doch das überlassen wir ihm selbst. Eigentlich kenne ich ihn erst von heute an, obwohl mir sein Vater, die alte Treuhold und viele andere Leute oft genug über ihn Gutes gesagt, aber so viel habe ich auf den ersten Blick erkannt, daß er von einem ganz anderen Menschenschlage ist, als seine vornehmen Verwandten da drüben. Der Mann hat ein Herz in der Brust, wie es der ächte Mann haben soll, und in seinem Auge liegt eine Flamme, die eben so wohlthätig wärmt, wie sie freundlich leuchtet. Ach, was wird –«

Bei diesen Worten wandte er sich von seinem Standpunkt ab, um in die Tenne zurückzukehren, als er plötzlich mitten auf dem kurzen Wege innehielt und die Landstraße in entgegengesetzter Richtung hinabblickte, als in welcher Bodo von Sellhausen so eben fortgeritten war. Er mußte etwas Absonderliches auf derselben wahrgenommen haben, denn er brach sein Selbstgespräch kurz ab und sein Gesicht nahm dabei so rasch einen ganz andern Ausdruck an, wie nur ein plötzlicher Gedankenwechsel ihn erzeugen kann.

»Ah,« sagte er, »das alte Sprichwort bewährt sich also auch heute: wenn man vom Wolf spricht oder an ihn denkt, ist er da – und siehe, dort kommt, wenn nicht ein Wolf, doch eine Frau, von der wir heute sehr viel gesprochen haben und deren Namen ich noch so eben auf die Lippe nehmen wollte.«

Schnell sich den neuen Umständen fügend, ging er nun ein paar Schritte die Chaussee hinab, um sich sehr bald zu überzeugen, daß ihn sein gutes Auge nicht getäuscht hatte, denn das im Abendsonnenschein heranrollende Gefährt brachte ihm einen neuen und ebenso unerwarteten Besuch, wie es der am Nachmittag gewesen war.

Es war eine alte, mit ihren defecten Rädern weithin klappernde und von zwei mageren Gäulen gezogene Miethschaise, die langsam auf der Landstraße dahengerollt kam. Auf dem Bock beim Kutscher saß eine sehr sauber gekleidete älterliche Magd in der gewöhnlichen Landestracht, vor sich einen Regenschirm und eine lederne Reisetasche haltend, welche letztere sie mit großer Sorgfalt beachtete und darum stets mit einigen Fingern berührte. Hinten auf dem Stehbrett des Wagens war ein altmodiges Kofferchen festgeschnallt, und im Fond, tief in eine Ecke gedrückt, saß oder kauerte vielmehr ein altes, grauhaariges Mütterchen mit zahllosen Runzeln im scharfmarkirten Gesicht, neben der eine kleine festverschlossene Sammettasche lag, während vor ihr auf dem Rücksitz noch eine größere Tasche und ein Regenschirm Platz gefunden, welcher letztere ein treuer Begleiter auf allen ihren Wegen war, da sie ihn zu Hause und überall stets als Stütze beim Gehen gebrauchte.

Diese alte Dame, in ein schwarzes, sehr locker sitzendes Seidenkleid gehüllt, trug darüber einen grünen kurzen Sammetpelz, äußerlich zwar etwas in der Farbe verschossen, aber inwendig das kostbare Fell einiger Zobel zeigend, die vielleicht schon vor dreißig Jahren in den sibirischen Eissteppen gefangen worden waren. Dieser Pelz war ein Kleidungsstück, welches die alte Dame Winter und Sommer benutzte, auch im Hause bei großer Hitze selten ablegte, denn sie fror beständig, und darum hatten gewisse Leute ihr spottweise den Namen *der grüne Pelz* beigelegt. Auf dem Kopfe trug sie eine enge weiße Tüllhaube, einfach mit grellen gelben Bändern verziert, und mit gleichem Schmucke war auch der etwas verwaschene Strohhut garnirt, den sie darüber festgebunden hatte, um sich so doppelt gegen die kühlere Abendluft zu schützen.

Diese alte Dame war Frau Grete Birkenfeld, deren Vergangenheit wir schon aus der Erzählung des Meier's kennen. Um sie aber auch dem Leser in ihrer äußeren Erscheinung zu schildern, sagen wir ihm kurz, daß sie fast sechsundsiebzig Jahre alt, von Statur klein und schwächlig, überdieß vom Alter gebeugt war und auf den ersten Blick überaus hinfällig erschien.

Je winziger und hinfälliger aber ihr von mancherlei Leiden – sie litt auch bisweilen an Asthma – geplagter Körper war, um so rüstiger, lebhafter und elastischer bewies sich ihr Geist. Wenn sie sprach, sprudelten ihr die Worte, und stets die treffendsten in raschester Folge heraus; in ihrem beweglichen Mienenspiel und in ihrem scharfen grauen Auge spiegelte sich vollkommen die geistige Unruhe und Rastlosigkeit ab, von der sie, ohne dadurch leiblich Schaden zu nehmen, beinahe verzehrt ward. Der Blick dieses Auges war

überraschend schnell und durchdringend, bisweilen sogar ätzend, der Ausdruck desselben verrieth aber eben so viel Lebensklugheit wie Menschenkenntniß; worauf es fiel, das hatte sie augenblicklich erfaßt und in ihrem überall heimischen Geiste zurechtgelegt.

Wenn sie an Brustbeklemmung litt, was in der Regel nach Tische stattfand, obwohl sie überaus mäßig aß und trank, war sie stets übellaunig und leicht zum Zorn gereizt; fühlte sie sich gesund, so war sie heiter, nahm die Dinge leicht und fand sich mit geduldiger Ergebung in ihr Alter wie in mancherlei Mißverhältnisse, die sie in reichlicher Fülle umgaben.

Bisweilen, so auch jetzt, trug sie eine blaue Brille; auf der Reise, um ihre Augen gegen den Staub und die Sonnenstrahlen zu schützen, im Hause aber nur dann, wenn sie einen Besuch hatte, der ihr unangenehm war, Der böse Leumund behauptete, daß sie diese Brille nur deshalb trage, um dahinter ihre blitzenden Augen der näheren Beobachtung zu entziehen, da ihre Sehkraft ungemindert, ja in gewissen Punkten über alle Begriffe scharf und bewundernswerth gut erhalten war.

Diese Frau nun kam von ihrer gewöhnlichen, im October begonnenen Winterreise zurück, deren eigentliches Ziel sie stets nur ihrem vertrauten Sachwalter angab, vor allen übrigen Personen aber geheim hielt, da sie wenigstens in der Fremde ungestört sein und von ihren Verwandten, den Schwelgern und Hungerleidern, wie sie sie nannte, nicht geplagt sein wollte. Sie kam jetzt zurück, um sich auf ihr kleines stilles Landgut, die Cluus, zu begeben und dort den Sommer zu verbringen; aber nicht wie andere Leute freute

sie sich auf die Heimat, vielmehr befand sie sich, in der Voraussicht, nun bald wieder den alten Aerger zu haben, schon jetzt in einem gereizten Gemüthszustande, der jedoch momentan bedeutend gemildert ward, als sie den ihr sehr lieben Meierhof erblickte und von Weitem bereits den auf der Landstraße stehenden Meier selbst wahrnahm und erkannte.

Der Wagen hielt vor dem Eingang des Hofes auf ihren Befehl still, und der Meier trat herzlich grüßend und winkend an den Schlag, um die alte Dame herauszuheben, was er mit großer Leichtigkeit vollbrachte, da der starke Mann die kleine Last der alten Frau kaum zu fühlen schien. Er wollte eben sagen: »Na, je später der Abend –« als die zungenfertige Frau ihn schon unterbrach und mit lebhaftem Kopfnicken gegen ihn selber, sich zuerst an den Kutscher wandte und mit einer schrillen Stimme rief:

»Haltet eine Weile an, ich habe hier zu thun. Ihr könnt den Pferden Heu und Wasser geben, aber ausspannen dürft Ihr sie nicht. Und Du, Dina, bleib sitzen und bewache die Sachen, wie es sich gebührt. Nach diesen Worten hing sie ihre kleine, festgeschlossene Sammettasche vorsichtig über den einen Arm, mit dem andern faßte sie den artig dargebotenen Arm des Meier's, und indem sie langsam durch die Tenne neben ihm fortschritt, dabei aber nicht einen einzigen Blick um sich her warf, fuhr sie nur um so eifriger im Sprechen fort.

»Ja, lieber Meier,« sagte sie, »guten Abend, da bin ich wieder. Sie sind gesund und frisch, ich sehe es, und Alles scheint ja wohlauf. – Na, ich bin es auch und ganz zufrieden, denn in meinem Alter muß man Gott für jede erträgliche Stunde

danken. Aber Sie sehen mich an, als ob ich Ihnen erst sagen müßte, daß wir Frühjahr haben und daß die alte Grete nicht ausbleiben kann, wenn die Schwalben und Störche in ihre Nester einkehren. Haha! Nun, ich gehe gern und ungern nach Hause, wie Sie es nehmen wollen, aber bei Ihnen will ich vorher ein halbes Stündchen rasten – *ich habe Geschäfte* – doch davon nachher. Wo ist die Trude jetzt?«

Der Meier, der seinen Besuch genau kannte und wußte, daß er die alte Frau in ihrem Redefluß nicht unterbrechen, noch weniger ihr Fragen über die zurückgelegte Reise und ihr Befinden vorlegen durfte, wenn er ihre gute Laune nicht verderben wollte, hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, nur ein einziges Wort zu sprechen; jetzt erst gelangte er dazu.

»Trude ist daheim,« sagte er, »seit einigen Wochen schon.«

»So. Das ist recht, eine Tochter gehört in's Vaterhaus, bis – bis der Unglückstag kommt, wo sie es mit – mit einem Andern verlassen muß. Na – ich habe das auch gethan und es eigentlich nie bereut. Wo ist das Kind? Ist sie gewachsen?«

»Tüchtig, Frau Birkenfeld, und sie ist ganz wie sie sein soll, um mich zu erfreuen. Sie hält eben ihre Spinnstunde ab, wird aber bald damit fertig sein – oder soll ich sie gleich rufen lassen?«

»Gott bewahre! Wenn sie Unterricht im Spinnen giebt, thut sie, was ihre Pflicht ist, darin darf man sie nicht stören. Ueberhaupt keine Umstände, Meier! Sie wissen ja, ich liebe das nicht. So – da sind wir ja – nun, es sieht hier ganz hübsch und gut aus, aber es riecht gewaltig nach Tabacksrauch.«

Der Meier lächelte, bemerkte, daß eben ein paar Cigarren geraucht seien, und wollte ein Fenster öffnen.

»Lassen Sie zu, lassen Sie zu!« rief die Alte, mit der Hand sein Thun abwehrend. »Ich liebe den Zug nicht, Sie wissen es ja. Mein alter Reinhold hat auch geraucht – ach ja! und ein bischen Dampf erinnert mich immer an ihn – die gute Seele!«

»Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten, oder sonst etwas?« fragte der Meier, der die alte Dame in seiner Tochter Zimmer geleitet, wo sie nun in derselben Ecke des Sophas Platz nahm, in der vorher Bodo von Sellhausen gesessen hatte.

»Ach warum nicht gar,« antwortete sie schnell und kurz, indem sie mit der Rechten nach der Sammettasche am linken Arme fühlte. »Ich gehöre nicht zu Denen, die immer etwas zu beißen und zu schlürfen haben müssen, um ihren Bauch voll und sich dabei gemächlich zu fühlen. Nein, bleiben Sie hier, ich habe nur ein vernünftiges Wort mit Ihnen zu reden, und dann fahre ich gleich wieder ab. Zu Hause finde ich Alles, was ich brauche. Boas ist benachrichtigt, daß ich komme.«

Der Meier willfahrte ihrem Wunsche, blieb indessen vor ihr mit einer gewissen Ehrerbietung stehen, die er ihr zollte, als wäre sie seine Mutter oder irgend eine andere Respects-person.

»Setzen Sie sich – hierher!« rief sie plötzlich und deutete auf einen Stuhl, indem sie ihre Brille auf den Tisch legte. »Ich habe zu reden. Doch zuerst – was giebt es Neues hier?«

Der Meier schaute einen Augenblick verlegen vor sich hin, als ob er nicht recht wisse, wie er seine Mittheilung beginnen solle. Diese kurze Zögerung aber und der ungewisse Blick waren hinreichend, um die ihn scharf beobachtende Frau merken zu lassen, daß in ihrer Abwesenheit etwas Wichtiges vorgefallen sei.

»Was ist es?« fuhr sie lebhaft fort und setzte rasch ihre Brille wieder auf. »Heraus mit der Sprache, wenn es auch nichts Gutes ist.«

»O, Schlimmes ist es gewiß nicht,« sagte der Meier behutsam und mit seinen Fingern laut auf den Tisch trommelnd, »ich wenigstens halte es nicht dafür. Aber wissen müssen Sie es allerdings. Mit einem Wort: Sellhausen hat wieder einen Bewohner und einen neuen Herrn bekommen, nachdem wir den alten im September vorigen Jahres begraben haben, wie Ihnen bekannt ist.«

Die Alte fuhr von ihrem Sitze wie electrirt in die Höhe, setzte sich aber sogleich wieder, rückte die Brille fest und starrte den ruhig sprechenden Freund eine Weile sprachlos an. »Ah,« sagte sie endlich, »also das ist es. Nun, das ist nichts Neues weiter. Ich habe mir wohl gedacht, daß es so kommen würde, weil es so kommen muß. Ja, der Alte ist todt und nun kommt der Junge, um es zu machen wie Jener, die Feindschaft mit mir fortzusetzen und mir das Bischen Leben noch mehr zu verbittern. Ha! Aufgehetzt wird er ihn genug haben.«

»Meine liebe Frau Birkenfeld,« versetzte der Meier sehr ernst und nachdrücklich, »mein Freund, der alte Herr von Sellhausen, ist Ihnen *nicht* feindlich gesinnt gewesen.«

»Hoho! Das hat der Herr von Sellhausen bewiesen, Jahre lang, schon dadurch, daß er so lange mein Haus gemieden,

wo er doch Vieles gut zu machen, wenigstens zu entschuldigen hatte. Wie? Warum hat er das gethan? Darum, weil er kein reines Gewissen hatte, haha!«

»Nein,« fuhr der Meier ruhig fort, »das war nicht der Grund; sondern weil er wußte, daß Sie in dem *einen* bewußten Punkte unversöhnlich waren und weil er Ihnen durch den Anblick seiner Person den halb vergessenen Kummer nicht wieder auffrischen wollte. Das *und das allein* war der Grund!« setzte der Meier mit noch größerem Nachdruck hinzu, der offenbar den gewünschten Eindruck auf seine Zuhörerinnen nicht verfehlte.

Es entstand eine Pause. Beide schwiegen; nach einiger Zeit aber, während die alte Dame den ehrlichen Mann vor sich haarscharf durch ihre Brille beobachtete, fragte sie kurz: »Warum sprechen Sie nicht? Haben Sie weiter nichts zu sagen?«

»O ja,« sagte der Meier lächelnd. »Wenn Sie eine halbe Stunde früher gekommen waren, hätten Sie den Legationsrath hier getroffen.«

Er hielt inne, denn die alte Frau wurde auffallend bleich und zitterte am ganzen Leibe. Standhaft aber, wie sie immer war, bezwang sie sich auch diesmal bald und sagte nur das eine Wort: »Weiter!«

»Ja,« fuhr der Meier gelassen fort, »und noch dazu auf demselben Platz da hat er gesessen, wo Sie jetzt sitzen –«

Weiter kam er nicht. Die alte Frau sprang heftig auf, als scheue sie sich vor dem unschuldigen Sitze und, mit einem Fuße hart auf den Boden stampfend, rief sie mit der höchsten Erbitterung, wobei ihr kleines Gesicht dunkelroth wurde: »Ah, das ist wider die Abrede, das ist abscheulich von

Ihnen, Meier. Sie wissen, daß ich diesen Mann und sein ganzes Geschlecht hasse, daß ich ihn hassen muß, wenn ich mir selbst treu bleiben will! Wie konnten Sie mich auf denselben Platz bringen, den dieser Mensch so eben besudelt hat?«

Der Meier regte sich nicht. In seinem biederem Gesicht spannten sich die ohnehin festen Muskeln nur noch fester an, über sein blaues Auge lagerte sich zwar eine leichte Wolke, aber er sagte ruhig: »So nehmen Sie wo anders Platz! *Ich* setze mich gern dahin, wo ein braver Mann gesessen hat.«

»Meier!« rief die Alte mit blitzendem Auge und stampfte noch einmal mit dem Fuße, »ist das Ihr Ernst?«

»Ja,« sagte der ehrliche Mann kühn und offen, stand dabei auf und schob seinem Besuche einen bequemen Sessel hin, auf dem die alte Dame grollend Platz nahm und vor stillem Ingrimme an den Nägeln kaute, da sie wußte, daß mit dem Meier nichts anzufangen sei, wenn er seine Meinung und Handlungsweise für rechtlich hielt und sich darauf steifte.

»So,« fuhr sie etwas gemäßiger fort, »aber Sie wissen doch, welche unübersteigliche Schranke zwischen mir und diesem Menschen gezogen ist?«

»Leider weiß ich es, ja. Aber eben so gut weiß ich auch, daß Ihr Groll diesmal auf den unrechten Mann gefallen ist. Ueberdieß ist Ihnen Ihr Zorn kein Ernst. Ich kenne Sie besser. Am wenigsten können Sie Ihren Haß, wenn er wirklich vorhanden ist, auf einen Unschuldigen vererben wollen. Das wäre nicht menschlich, nicht christlich. Nein, nein, Sie sprechen gegen Ihr Gefühl. Ich weiß das.«

»Still, Mann, was wissen Sie von meinem Gefühl? Eben so wenig wie von meinem Haß.«

»O ja, ich weiß davon. Aber ich komme auf diesen Unschuldigen zurück, den ich, Ihnen gegenüber, in Schutz nehmen muß. Ich habe ihn heute so recht kennen gelernt und – warum soll ich es selbst Ihnen nicht sagen – meine wahre Freude daran gehabt.«

»Wie meinen Sie das? Reden Sie!«

»Ja, Frau Birkenfeld, ich will reden, offen und ehrlich, wie ich es immer that, Jedermann gegenüber, mag er sein, wer er will. So wissen Sie denn: der Bodo von Sellhausen hat mir sehr gut gefallen, viel besser, als ich mir denken konnte. Er ist ein Mann, wie wir nicht Viele um uns her haben. Ohne Falsch, ohne Trug, ohne List, – mit einem Wort, ein Mann, dem man bis in die Seele blicken kann. Und glauben Sie mir, ich habe ihm bis in die Seele geblickt, und er ist nicht glücklich über seines Vaters letzten Willen, den Sie so gut kennen, wie ich, da ich ihn Ihnen selbst mitgetheilt. Aber er wird ihn dennoch erfüllen, so weit er es mit Ehren kann, das ist gewiß – und darum hat er auch meine ganze Achtung gewonnen.«

»Wie? Er wird – die Bagatelle heirathen?«

»Das weiß ich nicht. Bis jetzt kennt er sie noch nicht einmal. Denn er ist, obgleich er schon beinahe fünf Monate auf Sellhausen wohnt, noch nicht bei den Grotenburgs gewesen, um sich ihnen vorzustellen und seine Braut anzusehen – sie aber haben die Zeit nicht erwarten können und sind ihm auf eine seltsame Weise entgegengekommen.« Und er erzählte, was Bodo an diesem Tage begegnet war.

Die Alte lachte höhnisch. »Das sieht dem edlen Geschlechte ähnlich,« sagte sie bitter. »Aber ich halte es für gemein. Doch was verschlägt das. Diese Herrschaften haben sich schon öfter gemein gemacht und denken: nur was sie thun,

ist nobel, ist vornehm, ist recht. Haha! Aber weiter. Sie wollen noch etwas sagen.«

»Ja, ich will noch etwas sagen. Was mich an dem Legationsrath am meisten gefreut, ist, daß er mir sein Vertrauen bewiesen, obgleich er mich so wenig kennt. Er trat eine mehrtägige Reise an und trug sein ganzes Vermögen in baarem Gelde bei sich.«

Die Alte horchte bei diesen Worten hoch auf, athmete schneller und fragte, mehr mit den blitzenden Augen, als mit der Stimme: »Nun?«

»Und als er meinen Geldschrank sah,« fuhr der Meier fort, »bat er mich, ihm das Geld aufzubewahren, und er wollte es mir überliefern, ohne einen Schein von mir zu nehmen und ohne es einmal zu zählen. Ich litt es aber nicht und wir zählten es. Wissen Sie, wie groß sein Vermögen war? Was er sich in zehn langen mühseligen Jahren erworben, wofür er sich geplagt und in allen Erdwinkeln hat herumhetzen lassen? Nun, es waren Alles in Allem fünfzehnhundert Thaler – und da liegen sie in meinem Schranke. Auf das, was sein Vater aber hinterlassen, macht er nicht den geringsten Anspruch, bis er sich entschieden hat, ob er seinen letzten Willen befolgen kann oder nicht. Er lebt wie ein armer Privatmann, von seinen persönlichen Mitteln, obgleich er, da nichts dagegen geschrieben steht, mit den vorhandenen Geldern seines Vaters bis zum August machen könnte, was er will – und darum schon, darum, Frau Birkenfeld, habe ich den Mann, der sich selbst bezwingt und in einer so fatalen Klemme sitzt, lieb gewonnen und ihm dazu meine Achtung geschenkt.«

Die alte Dame schwieg. Offenbar hatte die Art und Weise des Meier's, mehr noch als der Inhalt seiner Worte, Eindruck auf sie gemacht. Indeß war der Dämon des Zweifels

noch lange nicht in ihr bezwungen und sie lachte plötzlich höhnisch auf.

»So,« rief sie, »also der Herr ist arm! Nun, dann habe ich vielleicht auch noch die Ehre, seine Bekanntschaft zu machen! Dergleichen Leute erinnern sich meiner Existenz nur zu leicht, und sie kommen stets, wenn sie mich gebrauchen.«

Des Meier's Gesicht wurde sehr ernst. Er streckte seinen mächtigen Körper straff in die Höhe und sein schönes Auge leuchtete hell auf, als er sagte: »Ich glaube nicht, daß der Legationsrath zu Ihnen kommen wird, wenn er in die Lage gerathen sollte, Geld zu gebrauchen. Der ist kein Pumper, wie Ihre theuren hochedlen Vettern und Neffen.«

»Woher wissen Sie das?« fragte die Alte, auf die das Wesen des Meier's jeden Augenblick einen größeren Eindruck machte.

»Das weiß ich aus seinem ganzen Benehmen, aus seinen Worten, aus seiner – äußeren Erscheinung. *Sehen* Sie ihn nur und Sie werden sehr bald anders über ihn urtheilen. Und gesetzt den Fall, er gebrauchte einmal Geld und ich erführe es, so würde ich, sobald ich es erführe, zu ihm gehen und ihm vom Meinigen anbieten, so viel er haben will. So wahr mir Gott helfe, das thäte ich.«

Es erfolgte wieder eine Pause. Frau Birkenfeld sah unschlüssig vor sich hin. Sie kannte den Meier und wußte, daß er thun würde, wie er sagte. Als sie aber immer noch schwieg, reckte sich der Meier abermals in die Höhe und fuhr mit Bedeutung fort: »Und damit Sie erkennen, wie hoch ich den Mann achte, den Sie mit Ihrem Hasse verfolgen, so sage ich Ihnen auch, daß ich sogar den Entschluß gefaßt habe, die Gertrud in sein Haus zu der alten Treuhold zu

senden, damit sie sich in der feineren Wirthschaft daselbst umsehe und ihr Wunsch erfüllt werde, auch das Letzte zu lernen, was sie noch nicht weiß.«

»Wie!« rief die Alte mit bebender Stimme und indem sie ihre Brille vor sich auf den Tisch schleuderte, da sie nun keinen Grund mehr sah, ihr wahres Gesicht zu verbergen. – »Wie, die Trude soll in das verfluchte Sellhausen'sche Haus? Ist das Ihr Ernst?«

»Ja, das ist mein Ernst und die Sache ist beschlossen.«

Frau Birkenfeld schien sich zu beruhigen, aber sie sammelte sich nur. Ihre Lippen verzogen sich plötzlich spöttisch, ihre Augen blitzten den Meier höhnisch an und sie sagte langsam, gleichsam, als wolle sie dadurch einen tieferen Eindruck hervorbringen: »Mir ist es recht, wenn es beschlossen ist. Ich habe keinen Nachtheil davon, obgleich es mir um die arme Creatur leid thut.«

»Welche arme Creatur meinen Sie?«

»Wen anders, als die Trude? Schicken Sie sie bin, in Gottes Namen, und lassen Sie sie von dem Menschen in Teufels Gestalt, dem Legationsrath verführen. Solche Herren sind schlau und haben Studien genug dazu in der großen Welt gemacht.«

»Frau Birkenfeld!« rief der Meier mit blutrothem Gesicht und sprang energisch von seinem Stuhle auf. »Was sagen Sie da?«

»Sie werden mich hoffentlich verstanden haben,« lautete die ruhige Antwort, während sich der Oberkörper der Sprechenden leise hin und her wiegte.

»Ja, ich habe Sie leider verstanden,« rief der Meier mit edlem Stolze, der wie ein verzehrendes Feuer aus seinen Mienen leuchtete, »aber wissen Sie auch: in der Familie der

Sattelmeister zu Allerdissen ist noch nie eine Tochter verführt worden. Unsre Kinder wissen, was sie sich und ihren Vätern schuldig sind!«

»Still, still, Mann, ich habe es nicht so böse gemeint. Setzen Sie sich. *Ich bitte darum!*« wiederholte sie nachdrücklich, als der Meier mit wogender Brust noch immer vor ihr stehen blieb.

Der ehrliche Mann beruhigte sich bald wieder. Er wußte, daß keine böse Absicht vorgelegen, ihn und seine Familie zu kränken und daß nur der Haß gegen die Sellhausen jene Worte hervorgebracht. Er setzte sich also bald darauf und Beide sahen sich wieder milder an. Um aber die so jäh unterbrochene Unterhaltung wieder in das alte Geleise zu bringen, sagte die Alte: »Ich glaube, Sie wollten mir noch etwas von den Grotenburgs sagen. Sprechen Sie. Ich höre.«

»Ach nein,« erwiderte der Meier gelassen, obgleich sein verletztes Gefühl noch immer unter dem letzten Streiche vibrirte, »die Grotenburgs interessiren mich an und für sich sehr wenig, nur in Bezug auf den Sohn meines Freundes, der jetzt auch mein Freund ist, flößt mir ihr jetziges Verhalten einigermaßen Sorge ein. »Man könnte fast neugierig sein, wie sich das Verhältniß zwischen ihnen und dem Legationsrath gestalten wird.«

»Neugierig? Nicht im Geringsten. Was geht uns diese tolle Caprice eines zum Edelmann gestempelten einfältigen Menschen an?«

»Wenn man aus Menschenpflicht Partei nimmt – und das thue ich hier – so sieht man doch gern ein wenig hinter den Schleier der Zukunft, um so mehr, wenn es Personen betrifft, denen man wohl will.«

»Menschenpflicht hin, Menschenpflicht her! Mag er doch thun, was ihm gut dünkt oder den meisten Vortheil bringt, haha! Ich nehme für keinen von Beiden Partei. Der Eine ist mir eben so verhaßt, wie der Andere, nur daß ich von den Grotenburgs aus Erfahrung, von dem Sellhäuser aus Instinct weiß, daß sie meinen Haß verdienen. Dem Baron von Grotenburg und seiner ganzen Sippschaft – o, was wünschte ich diesem Gezücht nicht Alles! Aber sie werden ihren Lohn schon finden und ihrem Richter nicht entgehen! Die rechte Zeit kommt für die Gerechten wie für die Ungerechten, und über sie sollte das Urtheil, wenn es nach meinem Wunsche ginge, wie ein vernichtender Blitzstrahl hereinfahren. Haha! – Ach, lieber Meier, was haben mich diese Personen schon im Leben geärgert! Wie haben sie mich gequält! Was haben sie mir Schlechtes nachgesagt, blos weil ich ihnen mein Geld nicht in Haufen zuwerfen wollte! Und das Alles verdanke ich dem Hochmuthsteufel meines Schwesterkindes – ist es nicht arg? Diese liebe Nichte, die sich »gnädige Frau« schelten läßt, als ob sie ein sichtbares Stück der Vorsehung wäre, ist die albernste Gans und die dümmste Närrin von der Welt. Hat da aus Hochmuth – sie selbst sagt, aus Liebe – einen Baron geheirathet, und der Baron hat sie aus Speculation – er selbst sagt, wegen ihrer Schönheit – zur gnädigen Frau gemacht. Ja, wenn die reiche Tante nicht in einem Winkel gesessen hätte, wo wäre dann Liebe und Schönheit geblieben? Haha! Aber wie oft sich die Leute irren, wenn sie den Sack mit Geld schon in der Tasche zu haben glauben! Nun sieh doch zu, Du dumme Gans, wie Du mit Deinem Baron auskommst, und Du, verliebter Baron, sieh doch zu, wie Du mit Deiner dummen Gans fertig wirst. Für Euch habe ich nicht gearbeitet und gespart, und mein armer Reinhold auch

nicht. Spart Ihr selber, wenn Ihr was haben wollt, und arbeitet, wie andere vernünftige Menschen arbeiten. Wie Ihr es aber jetzt treibt mit Faulenzen und Verschwenden, seid Ihr mir viel weniger werth, als der geringste Mann, der sich mit saurem Schweiß sein tägliches Brod erwirbt. Haha! – Aber Ihr wartet auf die Zukunft, nicht wahr? O ja, die Zukunft ist eine schöne Sache für die, die ihre Gegenwart weise benutzt und nicht unklug mit den Füßen von sich gestoßen haben. Für Euch ist diese Zukunft, wenn ich Eure Vorsehung sein darf, ein Bischen trübe und wolkig. Haha! – O ja, ich hätte Euch Etwas vermacht, warum nicht – wenn Ihr nur *etwas* vernünftig gewesen wäret, aber bei Eurem Sündenleben würde sich Gott selbst im Himmel verwundern, wenn ich Euch auch nur einen Groschen geben wollte. Wie lange würde es wohl bei Euch dauern, bis mein Vermögen in alle Winde geblasen wäre, wie? Heute kriegt Ihr es – und morgen haben es schon Andere. Und wofür gebt Ihr es aus? Für Putz und Tand, für Fraß und Soff, für Trug und List, für Schein und Flitter – haha! Das wäre mir recht!

Und so wie diese Beiden sind, Meier, so sind die Andern alle. Für sich und ihre Sippschaft mögen sie ganz anständige Leute sein, aber für mich passen sie nicht, ja mir wird übel und weh, wenn ich sie nur sehe. Als sie reiche Leute waren – sie hatten einmal ein hübsches Sümmchen Geld – da haben sie es vergeudet und verpraßt, als ob es ihnen zwischen den Fingern brennte, und damals haben sie sich um mich und meinen Mann nicht bekümmert, haben ihn den Krämer genannt und Tante Grete Tante Grete sein lassen – haben sogar Niemanden gesagt, daß ich auf der Welt bin. Als sie aber arm und ich reich geworden war, da schmeichelten sie mir und wedelten, wie die Hunde mit den Schwänzen es

thun, wenn sie auf Bettelei ausgehen. Jetzt, ja, jetzt bin ich ihre Goldtante – vorne und hinten – und das liebe Tantchen Grete! Haha! Ja, wenn ich Jedem von ihnen jährlich 10,000 Thaler gäbe, damit sie nach irgend einer großen Stadt gehen, mit Vieren fahren und alle Tage große Schmausereien geben könnten, dann bliebe ich für immer und ewig die gute Seele, die göttliche Tante Grete, aber jetzt, Meier, jetzt, da ich meine Hand verschließe, bin ich ein Drache, da schimpfen sie mich den verschimmelten »grünen Pelz.« O, ich fühle es recht gut, daß sie mich, wenn sie mich nur sehen, gern mit ihren Augen todtschlagen möchten, um mich zu beerben, aber von einem solchen Todtschlag stirbt kein Mensch und ich lebe ihnen zum Trotz, wo möglich noch hundert Jahre, so sauer es mir manchmal wird. Aber mein Geld ist mein und nach mir erhält es nur Der, der damit wie ein vernünftiger Mensch zu wirthschaften versteht. – Doch ich will mich nicht ärgern über dies Gesindel. Haha! Vielmehr, lieber Meier, da wir gerade von Geld sprechen, will ich endlich zu meinem Geschäft mit Ihnen übergehen und dann getrost meines Weges fahren.«

Der Meier, der bei der letzten langen Expectoration, die er schon oft vernommen, ganz still dagesessen und sich die Augen mit der Hand beschattet hatte, blickte jetzt hell auf und in seinem ehrlichen Gesicht stand deutlich ein Fragezeichen geschrieben, das mit dem Ausrufungszeichen gespannter Erwartung eng verbunden war.

»Was für ein Geschäft meinen Sie?« fragte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, obgleich ihm das Herz etwas heftig dabei pochte.

»O, lieber Meier, es ist die bewußte Geschichte wegen der 30,000 Thaler, die Sie auf dem Gute da drüben stehen haben. Sie wissen ja. Ich frage Sie nun noch einmal: wollen Sie mir Ihren Theil cediren, auf daß ich das Ganze in der Hand habe und damit nach meinem Gefallen heut oder morgen thun kann, wenn ich das Geld gebrauche?«

Der Meier besann sich nur einen Augenblick, nicht um die Antwort auf diese Frage zu finden, sondern wie er sie am besten und eindringlichsten in Worte kleiden könnte, denn er wußte und sah, daß die Ohren und Augen der alten Frau mit einer wahren Falkenschärfe auf ihn gerichtet waren und daß ihr vulkanischer Geist nur wartete, um auch die Kralle des Falken zu zeigen.

»Frau Birkenfeld,« sagte er gelassen, »ja, ich erinnere mich, daß ich Ihnen einst das Versprechen gab, meinen Schuldantheil des Gutes auf Sie zu übertragen, damit Sie Alles in Händen hätten, falls gewisse Fälle dies rathsam und ersprießlich erscheinen ließen. Allein erlauben Sie, daß ich Ihnen sage, daß mir der jetzige Moment und nachdem Sie mir eben von Neuem Ihren Haß enthüllt, kein geeigneter dazu scheint. Hätte ich nicht zufällig den Legationsrath heute kennen gelernt, so würde ich Ihnen *vielleicht* meine Einwilligung gegeben haben, aber jetzt weiß ich nicht, ob ich es vor meinem Gewissen verantworten könnte, gerade heute, nachdem ich ihm eben die Hand gedrückt und in sein Herz geschaut, etwas zu thun, was ihm möglicher Weise einen großen Schaden bereiten, ja einen tödtlichen Schlag versetzen könnte.«

Die Alte lachte wieder höhnisch auf – sie hatte diesen Ausspruch vorausgesehen, denn sie kannte den wackern Meier.

»Schaden!« rief sie. »Einen tödtlichen Schlag! Nun, was wäre am Ende daran gelegen?«

Der Meier lächelte wie ein Mann, der nicht an die Bosheit der Welt glauben will, obgleich er sie bisweilen in greifbarer Form vor sich sieht. »Das meinen Sie nicht so,« sagte er still, »ich kenne Sie besser. Sie sprechen oft Etwas aus, was Ihr Herz an Andern noch öfter verurtheilt.«

»Haha! Was Sie schlau sein wollen! Sie alter gutmüthiger Thor! Vielleicht aber irren Sie sich doch in mir. Glauben Sie nur, mir ist an diesem – diesem Menschen,« dem Sie so warm das Wort reden, wirklich sehr wenig gelegen.«

»Mag sein, aber *sehen* Sie ihn sich erst an, – ich wiederhole es – und wenn Sie dann noch etwas so Schweres gegen ihn zu unternehmen wünschen, wie Sie bisweilen schon in zornigen Momenten bei Lebzeiten seines Vaters haben thun wollen, dann will ich jenes Geschäft mit Ihnen abschließen. Aber keinen Augenblick eher.«

»Topp!« rief sie laut und hielt ihre welke Hand dem Meier entgegen.

Er schlug ein und Beide schüttelten sich wie alte Freunde, die sich besser kennen, als sie zugestehen, die Hände.

»Aber ich ändere meine Meinung über ihn nicht,« fügte sie mürrisch hinzu. »Das weiß ich bestimmt.«

»Wir wollen es sehen – er besucht Sie bald.«

»Ja, ja,« rief sie mit dunkelrothem Gesicht, »er soll mir nur kommen, ich werde ihn schon behandeln, wie er es verdient.«

»Nun, dann bin ich sicher, daß Sie ihn gut behandeln!« rief der Meier fast fröhlich.

In diesem Augenblick ging die Thür auf und eine Gestalt trat herein, die mit ihrer jugendlichen Schönheit den aus

dem Zimmer längst entschwundenen Sonnenschein zu ersetzen schien, wenigstens war die Wirkung ihrer bloßen Erscheinung fast der eines seltenen Sonnenstrahls gleich.

Gertrud, die Tochter des Meier's war es selbst, der auch wir jetzt persönlich entgentreten. Sie kam heiter ernst, wie sie gewöhnlich war, aus ihrer Spinnstube herbei, nicht etwa um von der Arbeit daselbst zu ruhen, nein, nur um eine Pflichterfüllung mit der andern zu vertauschen und in der großen Wirthschaft nach dem Rechten zu sehen, wie sie es gern that, wenn sie im väterlichen Hause war, obgleich ihre Erziehung und geistige Bildung sie weit über diese einfache Sphäre hinausgehoben hatte. Als sie aber hörte, daß Besuch beim Vater und wer es sei, kam sie aus den Wirthschaftszimmern herein, um die alte Dame, die sie so lange nicht gesehen, in ihrer herzlichen Weise zu begrüßen.«

Als sie mit hurtigem Schritt und den gelenkigen Oberkörper mit anmuthiger Bewegung sanft vorneigend in die Thür trat, war ihre Wange von der heißen Luft der mit Kindern gefüllten Spinnstube noch leicht geröthet, und ihr kluges Auge, von gleich schöner blauer Farbe, wie das des Vaters, leuchtete von jener inneren Zufriedenheit, die wir stets empfinden, wenn wir das Bewußtsein in uns tragen, eine nicht gerade angenehme Pflicht mit Geduld und Ausdauer erfüllt zu haben.

Wie gesagt, eine wunderbare Wirkung brachte diese eben so schöne wie imponirende Erscheinung auf die beiden Personen im Zimmer hervor. Beide brachen sofort von dem Gegenstande ihrer bisherigen Unterhaltung ab und über des Vaters Gesicht schoß ein rascher Freudenstrahl – ob über seine Tochter selbst oder darüber, daß sie zu rechter Zeit ein

unerquickliches Gespräch beseitigen half, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Am sichtbarsten aber war die alte Dame betroffen und sie schien plötzlich den Faden ihrer eben so lebhaft entwickelten Gedanken ganz und gar verloren zu haben. Mit halb offenem Munde stand sie von ihrem Platze auf, sah mit Erstaunen dem lieblichen Mädchen entgegen, an der sie eine so auffallende Veränderung bemerkte, und blickte dann, gleichsam um Aufklärung zu gewinnen, auf den Meier hin, den diese sichtbare Einwirkung seiner Tochter auf die alte Frau doppelt erfreute.

»Trude!« rief Frau Birkenfeld endlich, »was seh ich? Bist Du es selber oder schickst Du Deinen guten Geist vor Dir voraus? Wahrhaftig, lieber Meier, Sie hatten Recht: das Kind ist gewachsen und ach! was hat sie für eine Gestalt und für ein Gesicht bekommen!«

Mit diesen Worten schritt sie auf das Mädchen zu, das sich ihr lächelnd näherte, und küßte es herzlich auf die Stirn, wobei Gertrud ihre hohe Gestalt tief vor der kleinen Frau beugen mußte.

»Tante Grete,« sagte nun Gertrud mit einer klangvollen, etwas tiefen und wunderbar in dem Herzen der Angeredeten widerhallenden Stimme, »ich begrüße Sie herzlich in der Heimat. O wie lange haben wir uns nicht gesehen und wie angenehm fügt es sich, daß ich gerade zu Hause sein muß, da Sie meinen Vater mit Ihrem Besuch erfreuen.«

Die alte Dame antwortete nicht gleich, denn sie war mit der Betrachtung des lieben Mädchens noch lange nicht zu Ende gekommen. Sie ging mehrmals um sie herum, beschaute sie mit ihren scharfen Augen von allen Seiten und sagte dann mit einem Gesichtsausdruck, der dem im vorigen

Gespräch entwickelten in keiner Weise glich, so gleichsam strahlend von Wohlwollen, Güte und Herzlichkeit war er:

»Mein lieber Meier, ich gratulire Ihnen! Nun weiß ich, woher Ihre milden Gedanken kommen, und ich wundre mich nicht mehr, daß es so ist. Doch machen wir über etwas, was sich von selbst versteht, nicht viele Worte. Trude, ich freue mich auch, Dich zu sehen, und noch mehr fast, daß Du mich wie in früheren Jahren Tante Grete nennst. Ja, mein Kind, ich will gern Deine Tante sein und bleiben, wenn Du selbst die alte Trude und mit Ehren die brave und fleißige Tochter des Meier's zu Allerdissen bleibst. Aber für heute, mein Liebchen, kann ich nicht weiter mit Dir reden. Es beginnt dunkel zu werden und mein Weg ist noch weit. Aber wenn Du einmal länger mit mir sprechen willst – und ich hoffe, Du willst es recht bald – so besuche mich auf der Cluus. Dort will ich Dir meine Blumen zeigen und Du sollst von meinem besten Honig kosten, was nicht Jedem zu Theil wird. Willst Du?«

»Gern will ich, Tante Grete. Der Sommer ist lang und an Zeit wird es mir hoffentlich nicht fehlen.«

»So bin ich zufrieden und ich erwarte Dich. Aber jetzt muß ich aufbrechen. Nun, mein alter Freund,« wandte sie sich an den Meier, der unverwandt und mit theilnehmendem Schweigen bald seine Tochter, bald die alte Frau – zwei Erscheinungen, wie sie nicht verschiedener gedacht werden konnten – betrachtet hatte, »jetzt will ich von Ihnen scheiden. Hoffentlich sind Sie mir nicht böse und wir bleiben gute Freunde vor wie nach, wenn wir uns auch heute ein wenig gezankt haben. Nun, das schadet nicht, ein bischen Zank ist gesund. Ueber unser Geschäft sprechen wir also ein andermal weiter. Adieu, lieber Meier, und adieu, mein liebes Kind!«

Sie drückte dem Meier die Hand, küßte Gertrud noch einmal auf die Stirn und trippelte dann mit ihrem hastigen Schritte so rasch zur Thür hinaus, als ob sie noch eine junge Frau wäre und das eilfertigste Geschäft zu besorgen hätte.

Der Meier sowohl, wie seine Tochter begleiteten sie an den Wagen, hüllten sie sorgsam gegen die Abendluft ein und sahen ihr noch eine Weile nach, nachdem der Wagen mit der seltsamen Frau schon eine Strecke auf der Landstraße entlang gefahren war.

Nachdem aber Beide in die Tenne zurückgekehrt waren, und wenige Worte mit einander gewechselt hatten, trennten sie sich. Jeder mochte für sich Verschiedenes zu thun haben. Als Gertrud aber eine halbe Stunde später in ihres Vaters Zimmer trat, fand sie den sonst so lebensfrohen Mann mit gesenktem Kopfe und auf dem Rücken zusammengelegten Händen langsam durch die Stube schreiten, und sein Gesicht sah dabei so ernst und nachdenklich aus, als habe er nicht nur wichtige, sondern auch trübe Gedanken zu verarbeiten.

»Lieb Väterchen,« sagte da Gertrud und legte ihren schönen Arm um den kräftigen Leib des Meier's, »Du gehst ja so sinnend einher, wie es gar nicht Deine Gewohnheit ist, und die alte Tante sprach von Zank. Ihr habt Euch doch nicht ernstlich entzweit oder sie hat Dir doch mit ihrer scharfen Zunge nicht weh gethan?«

Der Meier schaute bei diesen liebevollen Worten glücklich lächelnd auf, umfaßte sein Kind ebenfalls und nun gingen Beide nebeneinander mehrmals durch das große Zimmer auf und ab. »Nein, Gertrud,« sagte der Vater dann, »persönlich hat sie mir nicht weh gethan, die alte seltsame Frau;

ich kenne ja ihre Art und Weise zu genau, um mir ihre Worte zu Gemüth zu ziehen. Aber Ernstes haben wir allerdings besprochen und es wird künftig vielleicht noch Ernsteres im Gefolge haben. Doch davon wollte ich jetzt nicht mit Dir reden.«

Bei diesen Worten blieb er stehen, sah Gertrud mit seinen blauen Augen fest an, was diese mit treuherzig lächelnder Miene warm erwiderte und fuhr dann fort: »Ich wollte Dir vielmehr etwas Anderes sagen, was mich heiterer gestimmt hat, als der Besuch der Tante Birkenfeld. Während Du in der Spinnstube warst, habe ich einen Besuch gehabt, den ich lange vergeblich erwartet. Weißt Du schon, wer hier war?«

»Nein, Väterchen, ich habe nichts gesehen und gehört.«

»Nun, es war der Legationsrath von Sellhausen, der Sohn meines alten Freundes, der endlich seinen nächsten Nachbar in mir aufsuchte. Du kennst ja das Verhältniß. Der junge Mann hat einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht und ich glaube, wir werden dereinst recht gute Freunde werden. Auch habe ich mit ihm von Deinem Wunsche gesprochen und er sieht es gern, wenn Du auf einige Zeit nach Sellhausen gehst.«

»Ah, zu Tante Treuhold!« rief Gertrud.

»Ja, zu ihr. Hast Du nun noch Lust, Dich in einer so schönen Wirthschaft umzusehen, wo so viele Dinge, wie wir sie nicht haben, zu finden sind, dann sollst Du hin – wo nicht, so bin ich es auch zufrieden und Du bleibst bei mir.«

»O nein, Väterchen, laß mich immerhin zu Tante Treuhold gehen. Sie wohnt ja so nahe, daß ich Dich jeden Tag besuchen kann. Ich habe eine recht große Sehnsucht nach dem schönen Park von Sellhausen und dem Weserthal, was man ja vom Hause aus dort ganz und gar übersieht. Auch

denke ich noch Manches zu lernen, was ich später gebrauchen kann, um Dir selbst das Leben hier angenehmer zu machen.«

»Gut,« sagte der Meier, »so soll es geschehen. Morgen kann ich nicht, aber übermorgen vielleicht will ich hinüberfahren und mit der Treuhold das Nöthige besprechen. Ich bin so lange nicht in dem lieben Hause gewesen, daß ich selbst eine ordentliche Sehnsucht danach habe, und da sein Herr mich besucht hat, hält mich nichts mehr davon zurück. Bevor Du aber selbst hingehst, habe ich Dir noch Manches zu erzählen – doch heute nicht, mein Kind; mein Kopf schwirrt mir von Allem, was ich gesehen und gehört, und so will ich ein wenig die Abendluft aufsuchen, um mich zu erfrischen.«

»Soll ich Dich nicht begleiten, Väterchen?«

»Nein, laß mich allein gehen, ich habe mir Vielerlei zu überlegen.«

Nach diesen Worten nahm er seinen Hut und einen tüchtigen Stock, piff einem schlanken Hühnerhund, der irgend wo in der Tenne lag, und trat hinaus in den schönen Maibend, der bald mit seiner Frische die heiße Schläfe des Mannes kühlte. Denn die beiden Besuche, so rasch auf einander folgend und von so verschiedenen Empfindungen und Gedanken begleitet, hatten das Blut des starken Mannes in Wallung gebracht und seine Seele ergriffen, die weder am Groll, noch am Haß der Menschen Freude fand. Daher fühlte er das Bedürfniß, allein zu sein und den Tropfen Gift, den die alte Frau ihm eingeträufelt, obwohl er sehr gut wußte, daß sie es nicht so böse meinte, wieder auszustoßen, was in der freien Natur, wo Niemand uns sieht und stört, so leicht

und schnell zu bewerkstelligen ist. So schritt er rüstig eine Stunde auf der stillen Landstraße fort, und als er dann in sein von vielen Lichtern glänzendes Haus zurückkehrte, hatte er seine Absicht erreicht, er war wieder der ruhige Mann geworden, der getrost und mit hellem Blick der Zukunft entgegensah, die für ihn weder Sorge noch Schrecken im Schooße barg, weil er vertrauensvoll den Glauben hegte, daß Alles kommen werde, wie es kommen müsse, und daß ein großer Geist da droben die Schicksale der kleinen Menschen nach seiner Weisheit und unermesslichen Vatergüte lenke.

#### SIEBENTES KAPITEL. EIN MÄNNLICHER UND EIN WEIBLICHER DIPLOMAT.

Obleich Bodo von Sellhausen schon am zweiten Tage nach seiner Abreise von Hause ein paar Zeilen von der Hand der guten Treuhold erhalten hatte, worin diese ihm mittheilte, daß die Baronin von Grotenburg nebst Tochter das Gut wieder verlassen habe, so blieb er doch noch einige Tage länger aus, als er beabsichtigt, und dazu wurde er durch zufällige Umstände veranlaßt, die der Leser sehr bald erfahren wird.

Es ging am dritten Junitage gegen Abend, als Bodo seinen alten Braunen wieder durch das Hofthor von Sellhausen lenkte, jedoch nicht von der Seite der Chaussee her, wo der Hof des Meier's zu Allerdissen lag, sondern fast von der entgegengesetzten Seite. Sein letzter Ritt war nicht von günstigem Wetter begleitet gewesen, es hatte stark geregnet, und da der Reisende mit keinem Mantel versehen war, kam er durchnäßt auf dem im Augenblick menschenleeren Hofe an. Er ritt sogleich vor den Stall, gab dem alten Kutscher sein

Pferd und ging dann schnell in das Haus hinaus, wo er sein Zimmer erreichte, ohne von Jemanden bemerkt zu werden.

Erst nachdem er sich umgekleidet, schellte er, und da war denn die schnell herbeieilende Stubenmagd Rieke überaus erstaunt, ihren Herrn in seinem Zimmer anzutreffen.

Er fragte zuerst nach Fräulein Treuhold und erhielt die Nachricht, daß dieselbe in der Küche sei, um über das Abendbrod ihre Bestimmungen zu treffen.

Kaum hatte die Magd das Zimmer verlassen und Bodo wollte eben hinuntergehen, um die oberste Hausverweserin aufzusuchen, als diese athemlos die Treppe heraufgekeucht kam und ihrer Verwunderung alle Zügel schießen ließ, daß ihr junger Herr ohne ihr Wissen im Hause sei.

»Mein Gott, Herr Legationsrath,« rief sie, die ihr dargebotene Hand herzlich ergreifend, »Sie sind also da? Und wir wissen das nicht? Aber warum sind Sie denn so still hereingekommen? Ihnen ist doch nichts Unheilvolles begegnet?«

Bodo lächelte heiter und sagte: »Beruhigen Sie sich, Liebe, ich pflege ja auch sonst, denke ich, nicht viel Lärm mit meiner Person zu machen. Auch ist mir fast nur Gutes begegnet und ich kam unbemerkt herein, weil ich das Pferd selbst in den Stall brachte und weil Sie alle bei der Arbeit waren und mich nicht bemerkten, was ich sogar loben muß, bestes Fräulein.«

»Ich nicht, o, ich durchaus nicht! Ich hatte mich so darauf gefreut, Sie kommen zu sehen. Aber Gott sei Dank, nun sind Sie da, und nun erzählen Sie mir, was Sie erlebt haben. Ich brenne vor Ungeduld, es ganz umständlich zu erfahren.«

»Das thut mir leid, dann werden Sie wohl noch eine Weile Ihre Ungeduld bezwingen müssen. Erst möchte ich wissen,

was hier im Hause geschehen, nachdem ich es verlassen hatte. Und nun, liebe Freundin, setzen Sie sich und erzählen Sie mir Alles recht genau – auch ich bin etwas neugierig auf Ihren Bericht.«

Die Alte setzte sich sogleich auf einen Stuhl am Fenster, Bodo nahm ihr gegenüber Platz, und nachdem sie sich wiederholt geräuspert, mit den Händen verlegen an ihrer Schürze gezupft und ihre gutmüthigen Augen bald auf ihren Herrn, bald auf irgend Etwas da draußen in der leeren Luft gerichtet hatte, begann sie ihre Erzählung.

»Ach ja,« sagte sie, »ich will es wohl erzählen, aber viel ist es nicht, das sage ich Ihnen im Voraus. Bald nachdem Sie abgeritten waren, kam die Frau Baronin zu mir herunter – sie schien noch über irgend Etwas sehr aufgebracht zu sein – und bat mich, einen Boten an ihren Mann zu senden, um ihn von dem Unglücksfalle zu benachrichtigen. Das geschah. Abends ganz spät kam der Herr Baron geritten – und so hatt' ich denn drei seltene Gäste im Hause.«

»Vortrefflich!« bemerkte Bodo dazwischen, »da werden Sie sich gefreut haben, endlich einmal Augen und Hände in der Küche rühren zu können. Aber was sagte der Herr Baron?«

»Anfangs, ja, als er kam, that er sehr erschrocken; aber nachdem er in das Krankenzimmer gegangen und seine Tochter gesehen, wurde er wieder heiter und zuletzt sogar sehr vergnügt, als ich ihm eine gute Flasche Wein aus dem Keller des seligen Herrn auf den Tisch gestellt.«

»Ah, das ist ein gutes Zeichen. Die Herrschaften speisten also?«

»Gewiß, neben dem Zimmer, wo Fräulein Clotilde lag. Aber kein Mensch von uns ist dabei gewesen, denn der Herr

Baron hatte seinen Bedienten mitgebracht, dem bald eine Art Jungfer folgte, und diese Beiden warteten den Herrschaften auf.«

»Weiter!« rief Bodo in seltener guter Laune, als die Alte eine etwas lange Pause machte.

»Ja, weiter, gewiß. Das war nun der erste Abend. In der Nacht ging Alles ganz ruhig her – ich hatte natürlich oben mehrere Zimmer öffnen lassen und auch der Zofe und dem Bedienten Quartier angewiesen. Am andern Morgen in aller Frühe kam Doctor Rüter und hielt, nachdem er die Kranke besucht, eine sehr lange Besprechung mit dem Herrn Baron. Mir selbst wollte er jedoch kein Wort darüber sagen, nur als er zu Pferde stieg, lachte er auf seine Art und rief mir zu: »Na, Fräulein Treuhold, nehmen Sie sich in Acht – keinen zweiten solchen Fall – das ist langweilig!« Ich fand das nun weniger als der Herr Doctor und ging in die Küche, um die fremde Jungfer zu fragen, was die Patientin essen dürfe.

Das alberne Mädchen aber machte mir ein schnippisches Gesicht und sagte: »Das Beste und Kräftigste, was Sie haben. Meine Baroneß bedarf dessen, da sie seit gestern Morgen nichts Ordentliches genossen.« Ich wollte sie eben befragen, ob sie denn wieder Appetit habe, da kam Herr Hinz in die Küche, was gar nicht seine Gewohnheit ist, und gab mir einen Wink mit den Augen. Die Jungfer ging fort und ich fragte den Verwalter, was es gebe. »Kommen Sie nur,« sagte er, »es ist ein Wunder geschehen. Der Doctor kann hexen!« Und er zog mich fast mit Gewalt in den Garten und deutete in die Ferne. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, Herr Legationsrath, als ich sah, was er meinte. Denn denken Sie sich: nicht allein der Herr Baron und seine Gemahlin, sondern auch Fräulein Clotilde ging ganz

gemüthlich spazieren, und hinter ihnen trug ihr Bedienter einen Stuhl, damit sich das arme Kind jeden Augenblick setzen könne, wenn es ihr beliebte.«

»Ah,« sagte der aufmerksam zuhörende und noch mehr die seltsamen Geberden der Erzählenden beachtende Legationsrath. »Das ist artig. Ja, der Doctor kann hexen. Aber welches Glück! Also der schwere Fall hat keine üblen Folgen gehabt?«

»Gott bewahre, im Gegentheil, möchte ich fast sagen. Als die junge Dame gegen Mittag zurückkam, war sie ganz munter und lustig, trillerte ein Liedchen, als sie die Treppe hinaufstieg und aß Mittags mit großem Appetit. Als sie aber abgesepeist, kamen alle Drei wieder herunter, durchliefen den ganzen Hof, besahen alle Scheunen und Ställe, dann wurde Park und Garten noch einmal in Augenschein genommen, dann kam das Haus, vom Keller bis zum Boden an die Reihe, wo ich selbst den Führer machen mußte, weil ich nicht gern die Schlüssel aus der Hand gebe. Auf diesem ganzen Wege war Fräulein Clotilde sehr heiter, hatte für Alles eine Bemerkung, lobte Dies und tadelte Jenes und die Frau Baronin und der Herr Baron machten ein ganz erstauntes Gesicht, was kein Mißfallen verrieth, vielleicht weil sie Alles in bester Ordnung fanden. – Da trat die Frau Baronin plötzlich an mich heran, sah mich sehr vornehm an, reckte den Kopf straff in die Höhe und sagte: »Wann wird Herr von Sellhausen wiederkommen, wissen Sie das nicht?« – Ich ärgerte mich – Sie entschuldigen das wohl – über ihr Gesicht dabei und antwortete etwas hastig: Herr von Sellhausen wollte der so schwer verletzten Dame – dabei wies ich auf das hin und her tänzelnde Fräulein – die *absoluteste* Ruhe gönnen und so hat er mich beauftragt, ihm zu schreiben,

wenn Sie abgereist sind, damit er auf keine Weise störend in die Verordnungen des Arztes eingreife. – Aber als ich diese Worte gesprochen, da hätten Sie den Blick sehen sollen, den die Frau Baronin auf ihren Mann warf und wie dieser ihn nickend erwiderte. Na, es war zum Lachen, aber ich lachte natürlich nicht, denn ich ärgerte mich furchtbar. »Nun, meine Liebe;« sagte der Baron plötzlich mit einer honigsüßen Miene, die etwas Galle im Hintergrunde zeigte, »dann schreiben Sie Herrn von Sellhausen noch heute, daß wir sein Haus verlassen haben und für seine Gastfreundschaft unsern Dank versparen. Er wird uns hoffentlich bald selbst die Ehre und Gelegenheit geben, ihm unsre Gefühle ausdrücken zu können.« – Ich werde es schreiben und Alles bestellen, sagte ich, wie Sie es aufgetragen. Und hiermit habe ich das wirklich gethan, Herr Legationsrath!« setzte die Alte mit flammenden Wangen hinzu und strich sich die in der Aufregung zwanzigfach zusammengelegte Schürze wieder glatt.

»Nun, und was weiter?« fragte Bodo, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

»Was weiter? Nun, sie setzten sich alle Drei gegen Abend in ihren Wagen, den der Herr Baron selber fuhr, und kutschirten ab, nachdem der Bediente schon mit dem Pferde vorangeritten und die Jungfer zu Fuße abmarschirt war, obwohl sie recht gut noch auf der Kalesche oder wie das Ding heißt, Platz gehabt hätte. Und so war das Haus wieder leer und ich schrieb Ihnen am andern Tage.«

Bodo schwieg und trommelte sinnend mit den Fingern gegen die Fensterscheibe. Plötzlich drehte er den Kopf herum und sagte sehr ernst: »Der Doctor Rüter ist wirklich ein geschickter Mann; wir können froh sein, einen so tüchtigen Arzt in der Nähe zu haben. Also die Patientin war genesen?«

»Vollständig, Herr Legationsrath. Oder vielmehr – doch das geht mich nichts an.«

»Was wollen Sie sagen?« fragte Bodo gleichgültig. »Etwa wie Ihnen das Fräulein gefallen hat?«

Fräulein Treuhold sah ihren Herrn groß an, als wolle sie erspähen, ob er das im Ernst sage, was aus seinen Mienen nicht im Geringsten zu erkennen war. Er verstand ihren Zweifel auf der Stelle und sagte: »Nun, sprechen Sie doch – wie hat sie Ihnen gefallen?«

Fräulein Treuhold zupfte ihre Schürze nach allen Richtungen, seufzte tief auf und versetzte dann: »O, sie ist ein ganz hübsches Mädchen, sehr wohl erzogen, wie es scheint, und außerordentlich gesprächig. Mit ihrer Mutter sprach sie nur Französisch und das verstand ich nicht. Doch ob sie Ihnen gefallen wird, weiß ich nicht, da ich ja Ihren Geschmack nicht kenne.«

»Das werden wir bald erfahren, liebe Freundin, denn morgen fange ich meine Besuche bei den Baronen an und am Sonntag, dem dritten Tage, gehe ich nach der Grotenburg. Dann werde ich das Glück haben, Fräulein Clotilde von Angesicht zu Angesicht zu sehen. – Doch nun, liebe Treuhold,« sagte er mit völlig verändertem Gesicht, »lassen wir die Grotenburgs – Grotenburgs sein und reden wir von etwas Anderem.«

»Ja!« fuhr die alte Dame mit einem wahren Freuden-  
sprunge auf und ihr Gesicht leuchtete sogleich von der alten Herzlichkeit wieder, die während ihrer vorigen Erzählung aus ihrem Wesen ganz verschwunden war. »Ja, nun erzählen Sie mir, wo Sie gewesen sind und was Sie erlebt haben. Darauf bin ich noch neugieriger, als Sie auf Fräulein Clotilde waren.«

Der Legationsrath lächelte und erwiderte: »Meine Neugier ließ sich halten, liebe Treuhold, aber da Sie mir so gute Nachricht über den traurigen Vorfall gegeben, so bin ich zufrieden und erzähle Ihnen noch einmal so gern, was mir begegnet ist. Zuerst also bin ich zum Meier zu Allerdissen, Ihrem Vetter, geritten.«

»Na!« rief die Alte, »nun bin ich erst recht neugierig, wie hat Ihnen *der* gefallen?«

»Ganz vortrefflich,« erwiderte er rasch und mit einem Ausdruck so warmer Empfindung in Miene und Stimme, daß der alten Dame kein Zweifel bleiben konnte, sie komme aus seinem Herzen hervor. »Ja, er ist ein Mann,« fuhr er lebhaft fort, »wie man sie gegenwärtig nur selten findet; bei dem Verstand und Gemüth, Geist und Herz in vollkommenem Einklang stehen, ein Mann, der eben so viel thatkräftigen Willen, Energie im Handeln, wie Wohlwollen und Maaß im Urtheil über Andere besitzt. Mit einem Wort, ein Mann, liebe Treuhold, auf den Sie als Verwandten stolz sein können, zu dem ich mich hingezogen fühle und mit dem ich hoffentlich recht häufig zusammenkommen werde.«

Das Gesicht des alten Fräuleins glühte vor innerer Befriedigung. So fest sie auch von dem wirklichen Werth des Meier's überzeugt war, so hatte sie doch kaum erwartet, daß der einfache schlichte Mann einen so günstigen Eindruck auf ihren jungen Herrn machen würde, den sie bis jetzt noch bei Weitem mehr nach seiner früheren Stellung im Leben, als nach seinen menschlichen Empfindungen zu beurtheilen gewohnt war. »O, wie sehr freut mich das,« rief sie wiederholt, »nun kommt die alte Freundschaft wieder in Gang, die ich durch den Tod Ihres seligen Herrn Vaters schon abgebrochen glaubte.«

»An mir soll es nicht liegen,« erwiderte Bodo, »wenn die neue Freundschaft der alten an Wärme und Dauer nicht gleich kommt.«

»Nun, an dem wackern Meier gewiß auch nicht.« O Gott, jetzt kann ich ihn loben, da Sie ihn selbst gelobt haben. Das war ein Stein, der auf meiner Seele lag, und Sie haben ihn nun für immer fortgenommen.«

Bodo lächelte heiter. Nach einigem Schweigen jedoch ging dieser Ausdruck in den eines tiefen Ernstes über und er sagte in seiner alten ruhigen Weise: »Vom Meier ritt ich nach B. . . .«

»Ah,« unterbrach ihn die Alte, deren Neugierde fast einen heftigen Charakter annahm, »trafen Sie den Herrn Justizrath zu Hause?«

»Ja, ich traf ihn zu Hause.«

»Aber, mein Gott, Sie sprechen das so ernst und bedeutungsvoll – hat er Sie etwa nicht freundlich aufgenommen?«

»Gewiß, liebe Treuhold, gewiß. Er war von Höflichkeit und Artigkeit, wie man es nur wünschen kann, und ich mußte am nächsten Tage bei ihm zu Mittag speisen, mochte ich wollen oder nicht. Aber –«

»Aber – nun, was kommt denn jetzt noch! Ich ängstige mich. Haben Sie etwa über das Testament mit ihm gesprochen?«

Bodo schwieg eine Weile, wiederum leise mit den Fingern gegen die Scheiben trommelnd, dann aber sagte er entschlossen: »Ja, ich habe mit ihm darüber gesprochen.«

»Es hat aber Ihrer Erwartung nicht entsprochen, was er gesagt, nicht wahr?«

»Sie haben es errathen. Ei, wie Sie schlau sind! Ja, in allem Uebrigen so redselig, so freundlich, so entgegenkommend, war er in diesem Punkt zugeknöpft bis an die Augen, und selbst seine Blicke thaten mir nicht kund, was ich von ihm zu erfahren wünschte. Genug, er vertröstete mich auf den ersten August, auf meine Erklärung über die Annahme oder Ablehnung der väterlichen Bedingung und berief sich in Bezug auf sein Schweigen auf das Wort, welches er dem Erblasser darüber gegeben.«

»Und weiter sagte er Ihnen nichts?«

Bodo antwortete nicht gleich, und doch war für das ihn so gespannt und scharf beobachtende Auge des Fräuleins aus seinen Mienen zu lesen, daß der Justizrath allerdings noch etwas Anderes gesagt.

»Nein,« versetzte er endlich, »ich glaube nicht, daß er mir noch etwas Anderes sagte.«

»Das wundert mich!« lautete die gedehnte Antwort von den Lippen der alten Dame.«

Der Legationsrath schien diesen Ausruf nicht zu hören und verschwieg hartnäckig dem Fräulein, was ihm der Sachwalter seines Vaters weiter mitgetheilt. Für uns indessen braucht dies kein Geheimniß zu sein und so theilen wir denn mit, daß Herr Möller seinem jungen Clienten die bei ihm vorräthig liegenden Gelder angeboten, da keine Clausel, kein Befehl, kein Wunsch des Verstorbenen vorhanden, der seinem Sohn den vollen Nießbrauch seines Vermögens bis zum ersten August vorenthielt. Bodo aber hatte die Nutzung der ihm überwiesenen Summen bestimmt abgelehnt,

indem kein Bedürfniß dazu bei ihm vorliege, und den Sachwalter gebeten, sie in den Büchern als Ueberschuß weiterzuführen und das nach Abzug der nöthigen Zinsen Uebrigbleibende zum baaren Capital zu schlagen. Als er dann aber nach den Gläubigern seines Vaters gefragt, hatte der Justizrath erklärt: darüber zur Zeit zu sprechen, besitze er durchaus keine Vollmacht. Am ersten August werde sich Alles erklären, wenn Bodo der einzige Erbe sei, und er, der Justizrath, wünsche dann in der Lage zu sein, dem Herrn Legationsrath ein recht günstiges Resultat seiner Verwaltung vorlegen zu können.

Daß Fräulein Treuhold dergleichen Mittheilungen ahnte, ist sehr wahrscheinlich, aber in ihrer bescheidenen Zurückhaltung, die sie in Betreff der Verhältnisse Anderer stets an den Tag legte, deutete sie nicht im Entferntesten darauf hin; vielmehr begnügte sie sich mit dem in Erfahrung Gebrachten und sagte nur:

»Aber wo sind Sie denn in den übrigen drei Tagen gewesen?«

Bodo fuhr wie aus einem Traum auf, der nicht gerade überaus angenehm gewesen, das Erwachen daraus aber schien ihm um so erfreulicher zu sein und er sagte sogleich mit erheiterter Miene: »Ja, das will ich Ihnen nun erzählen. Bei Tische in des Justizraths Hause traf ich unerwartet einen Bekannten des alten Pfarrers, der mich erzogen, einzigen Sohn, mit dem ich gespielt und gelernt und der nun selbst da drüben im Gebirge jetzt Seelsorger einer stattlichen Gemeinde ist. Da ward denn eine große Freude laut, wie Sie sich wohl denken können, und ich konnte nicht umhin, ihn in seine schöne Heimat zu begleiten und einige Tage bei ihm zu bleiben.«

»Das war recht,« sagte die Treuhold, »und ich kann mir denken, wie glücklich Sie waren, einen so alten Jugendbekannten wiederzufinden.«

»Gewiß. Und da tauchten alle alten Erinnerungen wieder in uns auf, wir riefen uns seinen braven Vater in's Gedächtniß, dem ich so viel verdanke, da er ja meinen Vater zu meist veranlaßt hat, mich wissenschaftliche Studien treiben zu lassen, und so war es natürlich,« – hier stockte der Erzähler einen Augenblick – »daß ich plötzlich Sehnsucht empfand, die alte Stätte wiederzusehen, wo ich mehrere Jahre meiner Jugend verlebt habe, und so ritt ich von meinem Freunde endlich fort und nahm den Weg über – über Breitingen.«

»Ueber Breitingen?« rief Fräulein Treuhold ganz erstaunt. »Und Sie haben den jetzigen Pfarrer daselbst kennen gelernt?«

»Ja, ich habe ihn besucht und einen sehr verständigen Mann in ihm gefunden, der uns nächstens auch seine Gegenwart schenken wird.«

Fräulein Treuhold schwieg und senkte die Stirn nieder, da sie wohl selbst fühlte, daß ihr das Blut lebhafter in die Wangen stieg.

»Was macht Sie darüber so nachdenklich?« fragte Bodo ruhig lächelnd.

»Nachdenklich? O, nicht gerade das, aber – aber – haben Sie auch die junge Frau des Pfarrers gesehen?«

»Gewiß, und es ist das eine sehr hübsche und gebildete junge Frau, die sich in jeder Gesellschaft mit Vortheil zeigen kann – sie wird auch ihren Mann, begleiten, liebe Treuhold, wenn er uns besucht.«

»Warum lächeln Sie denn dabei?«

»Wenn ich es thue, so geschieht es unwillkürlich über – Ihr erwartungsvolles Gesicht. Sie scheinen noch etwas mehr hören zu wollen?«

Dies war in der That der Fall. Da der Legationsrath aber durchaus nicht mehr zu sagen für gut befand und Fräulein Treuhold zu vorsichtig bezüglich einer weiteren Frage war, so sagte sie blos: »Daß ich nicht wüßte, gnädiger Herr, und ich danke Ihnen sogar für Ihre Freundlichkeit, mich *so genau* von Ihren Erlebnissen unterrichtet zu haben. Auch freue ich mich, daß Sie auf Ihrer kleinen Reise Vergnügen und Freude gehabt – ich aber habe auch eine gehabt und die verdanke ich sogar Ihnen.«

»Was meinen Sie damit?« fragte Bodo, der wirklich nicht errieth, worauf die alte Dame zielte. Diese rückte etwas näher an ihn heran, legte ihre Hand leise auf seinen Arm, wobei sie ihn liebevoll ansah, und sagte: »Sie haben sich meiner einsamen Lage erinnert und mir eine Gesellschafterin gegeben, wie ich mir keine bessere wünschen konnte. Vor drei Tagen kam der Meier zu Allerdissen herübergefahren und theilte mir mit, was er mit Ihnen über seine Tochter verabredet. Das war eine ganz unerwartete Freude für mich, und wir besprachen sogleich, was zu besprechen war. Tags darauf brachte er mir Gertrud her, mit ihren Büchern und Stickereien, und da war die Freude erst vollkommen. So haben wir denn eine neue Hausgenossin, gnädiger Herr, die uns hoffentlich keinen Kummer verursachen wird. Ich dachte nun, es würde Ihnen recht sein, wenn ich ihr eins meiner Zimmer abträte, und nun habe ich sie ganz in meiner Nähe, bei Tag und Nacht, als ob sie meine Tochter wäre. Ach du lieber Gott, ja, Kinder, wenn sie wie diese sind, können einem Menschenherzen doch große Wonne bereiten.«

Bodo hörte diese lebhaft gesprochenen Worte aufmerksam an, aber er verzog keine Miene dabei. Nur sein Auge leuchtete heller auf, als er die Freude der Alten sah, und ihre Dankbarkeit, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, that ihm sichtbar wohl. Endlich, als das Fräulein schwieg, nickte er mit dem Kopfe und sagte einfach:

»Es ist mir lieb, daß Ihnen dieses Uebereinkommen mit Ihrem Vetter recht ist. Hätte ich eine Ahnung von den Verhältnissen gehabt, so wäre Ihr Wunsch schon früher zu erfüllen gewesen und Sie hätten den langen Winter nicht so still zu verleben brauchen. Jetzt erst sehe ich ein, wie einsam Sie gewesen sind. Doch das Angenehme kommt immer zur rechten Zeit.«

»Ja wohl, ja wohl, und noch heute Abend werde ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß meine Nichte vorstellen, die sich schon fleißig in der Wirthschaft bewegt und gleich am ersten Tage Alles in Allem in Augenschein genommen hat. Nun, von mir wird sie freilich nur wenig lernen können, denn in vielen Dingen weiß sie besser Bescheid als ich. Nur in der Küche und der Anrichtung soll sie von mir eine Kleinigkeit annehmen, und da, gnädiger Herr, werden Sie bald ihre Einwirkung bei Tische verspüren.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Bodo, da die alte Dame ein zweifelhaftes Lächeln blicken ließ.

»Nun, ich will dem guten Mädchen doch nützlich sein, wo ich kann, und werde von jetzt an mit Ihrer Erlaubniß etwas mehr Sorgfalt auf Ihre Tafel verwenden. Sie haben vielleicht die Güte, die Gerichte verspeisen zu helfen, an denen unsre kleine Hausfrau sich versuchen muß?«

»Immer zu!« sagte Bodo und stand auf, um ein paar Schritte im Zimmer hin und her zu thun. »Ich esse wie jedes Menschenkind gern, was gut schmeckt, und etwas Anderes werden Sie Ihrem Zögling nicht beizubringen versuchen. Nun – Sie machen ja mit einem Mal ein bedenkliches Gesicht. Was giebt es denn noch?«

»Ach, gnädiger Herr, allerdings möchte ich noch mit Ihnen über einen Punkt reden. Es betrifft eben unsern Tisch. Bisher gestatteten Sie mir und Herrn Hinz, daran Theil zu nehmen. Da wir jetzt aber noch einen dritten Theilnehmer gefunden, möchte Ihnen die Gesellschaft zu groß werden und Sie ziehen es vielleicht vor, allein zu speisen, während wir Drei zusammen bleiben.«

»Fräulein Treuhold!« sagte der Legationsrath mit sehr ernster Miene: »Was sprechen Sie da! Was würde der Meier, unser Aller Freund, und auch seine Tochter von dieser Trennung denken? Sie würden sich mit Recht darüber wundern. Nein, nein, halten Sie mich nicht für so – wie soll ich sagen, denn stolz ist nicht das rechte Wort – für so albern und eingebildet auf gewisse Rangverhältnisse des Lebens, daß ich Ihrer Nichte, einer überdieß gebildeten Person, die Theilnahme an meinem Tisch versagen sollte.«

»O nein doch, das weiß ich sehr wohl, daß Sie das nicht sind – aber das liebe Kind hat – wie soll ich sagen – einen kleinen Starrsinn in gewisser Beziehung mitgebracht.«

»Einen kleinen Starrsinn? Welcher wäre denn das?«

»Sie will nicht in ihren städtischen Kleidern in Sellhausen erscheinen, damit man sie nicht für Etwas halte, was sie am wenigsten sein mag. Im Gegentheil, sie ist in ihren Hauskleidern hierhergekommen und will dieselben beibehalten, so sehr ich sie auch schon deshalb zur Rede gestellt.«

Bodo dachte einen Augenblick still nach. »Daran haben Sie sehr Unrecht gethan, meine Liebe,« sagte er dann, »denn die Hauskleider stehen der Meierstochter sehr gut und sind überdieß von einer Art und einem Stoff, daß –«

»Wie denn?« rief die gute Treuhold verwundert. »Woher wissen Sie denn das? Haben Sie sie denn schon gesehen?«

Der Legationsrath lachte leise vor sich hin. Er hatte wider Willen sein kleines Geheimniß verrathen. »Ja,« sagte er, »ich habe sie gesehen.«

»Aber wo denn? Davon hat sie mir ja nichts gesagt.«

»Sie weiß es auch nicht. Sie unterrichtete Kinder in der Spinnstube und ihr Vater führte mich an ein Fenster, durch welches ich sie – *oberflächlich* betrachten konnte.«

Es entstand eine Pause. Bodo ging im Zimmer hin und her und blätterte in seinen Büchern. Fräulein Treuhold aber schwieg in stiller Verwunderung, daß ihr lieber Herr doch auch in gewissen Fällen ein diplomatisches Schweigen zu bewahren verstehe und ihr nicht *Alles* erzählt habe, was ihm auf seinem Ausfluge begegnet. Endlich aber sagte sie:

»So, so! Nun dann habe ich Ihnen mit Ihrer Erlaubniß noch eine Frage vorzulegen, deren Erledigung ich vorher vergebens von Ihnen erwartete. Hat denn die Pfarrerin in Breitingen nicht von der Gertrud gesprochen, als Sie bei ihr waren? Denn Sie müssen wissen, Beide sind Freundinnen und haben sich sehr lieb.«

Bodo lächelte wieder. »Sie kommen hinter alle meine Schliche, Liebe!« sagte er dann. »Wenn man auch anfangs schweigt, Sie verstehen am Ende doch zu erfahren, was Sie wissen wollen. Ach ja, es ist ja wahr, ich habe schon früher

die Bemerkung gemacht, daß die Frauen geborene Diplomaten sind. Nun ja, ich kann Ihre Frage genügend beantworten. Die Pfarrerin hat sehr viel von ihrer Freundin gesprochen und mir sogar die herzlichsten Grüße an sie aufgetragen.«

»Dachte ich es mir doch!« rief die alte Dame vergnügt. »O, was die Männer geheimnißvoll sind! Nun, dann werden wir heute Abend bei Tische eine fröhliche Unterhaltung haben. Hoffentlich haben Sie Appetit mitgebracht?«

»Ja, liebe Treuhold, einen besseren, als ich ihn hatte, da ich fortging. Doch ich denke, es wird bald Zeit sein, in das Speisezimmer zu gehen?«

»Gewiß, gnädiger Herr, und ich gehe voraus, um Alles in Ordnung zu bringen. Sie sollen gerufen werden, wenn Alles im Stande ist.



Die gute Haushälterin sollte im Speisezimmer nicht viel mehr in Ordnung zu bringen haben, dafür hatte nach ihrer einmaligen Anweisung für diesmal und von jetzt an jeden Tag eine andere Hand Sorge getragen. Wenigstens war der Legationsrath, als er bald darauf in das kleine Gemach trat, wo man gewöhnlich speiste, einigermaßen überrascht, eine Anordnung des Tisches zu finden, wies sie früher nicht stattgefunden. Nicht als ob Fräulein Treuhold, als sie noch allein im Hause waltete, nicht genügende Sorgfalt daraus verwendet, nein, das hieße der guten Dame einen unverdienten Vorwurf machen, aber in manchen in die Augen fallenden

Kleinigkeiten war dennoch ein frischerer Sinn und ein feinerer Geschmack wahrzunehmen. Nicht allein war die glänzende Damastdecke mit Blumen zierlich geschmückt, auch die Anordnung des Ganzen, die haarscharf genaue Aufstellung des Geräths, der schönen blaugrünen Römer, die von dem seligen Herrn von Sellhausen herstammten, war eine andere, für das Auge gefälligere geworden, so daß sich eine besondere Absicht oder Vorliebe für dergleichen darin verieth.

Als Bodo noch im Stillen seinen Gedanken hierüber nachhing, ging die Thür auf und Fräuleins Treuhold führte ihre Nichte herein, um sie dem Hausherrn mit einigen Worten vorzustellen.

»Mein lieber gnädiger Herr,« sagte die alte Dame, mit einer gewissen freudigen Aufregung Gertrud an der Hand vorführend, »hier haben Sie meine Nichte, des Herrn Meier's zu Allerdisen Tochter Gertrud – und hier, Gertrud, siehst Du meinen freundlichen Herrn, den Herrn Legationsrath von Sellhausen.«

Als Bodo die herrliche Gestalt der Vorgestellten zum ersten Mal so dicht an sich herantreten und diese sanften, klugen Augen vertrauensvoll und mit natürlichster Ungezwungenheit auf sich gerichtet sah, als er die zierlich bescheidene Verbeugung wahrnahm, mit welcher sie ihm so anspruchslos entgegentrat, da ging eine seltsame Täuschung in ihm vor. Es schien ihm nicht die Tochter des Meier's, ein junges Mädchen vom Lande zu sein, welches ihn hier begrüßte, nein, es war – eine Dame aus der großen Welt, die nur zum Scherz sich in diese gefällige ländliche Tracht gekleidet hatte und nun seinen Scharfsinn auf die Probe stellte, ob er sie in ihrer Verkleidung erkennen und richtig behandeln würde.

Demgemäß glich seine Verbeugung auf ein Haar der, wie er sie vor einer vornehmen Dame gemacht haben würde, und er sprach auch, ohne sein Wissen, mit ausdrucksvoller und beinahe ergebungsvoll klingender Stimme:

»Seien Sie mir willkommen! Ich wünsche aufrichtig, daß Ihr und Ihres Vaters Wunsch in diesem Hause in Erfüllung gehe und daß es Ihnen an dem stillen Orte gefallen möge!«

»Ich danke Ihnen, Herr von Sellhausen,« lautete die mit milder Schüchternheit gesprochene Antwort, »für die Erlaubniß, einige Zeit bei meiner Tante wohnen zu dürfen, und werde mich bemühen, Ihnen so wenig Unruhe wie möglich zu verursachen. Mein Vater läßt Sie freundlichst grüßen und auch er dankt für das Wohlwollen, was Sie *ihm* durch jene Erlaubniß erwiesen haben.«

Rieke, die so eben die Suppe hereintrug, unterbrach die Fortsetzung des ersten ceremoniellen Gespräches; gleich darauf nahm man Platz und fing ohne Weiteres an zu speisen, da der Verwalter noch durch Geschäfte von der Theilnahme abgehalten war.

Bei der großen Gewandtheit, die der Legationsrath besaß, eine gesellige Unterhaltung geschickt einzuleiten und fließend fortzusetzen, ging der erste Zwang der drei Personen, als sie sich nun gegenüber saßen, sehr rasch vorüber und in wenigen Minuten rollte das Gespräch ruhig fort, als ob man sich schon lange gekannt. »Es freut mich,« sagte er unter Anderm, »daß ich Sie schon heute Abend hier treffe, nun kann ich die Grüße ganz frisch überbringen, die mir die gute Frau Pfarrerin in Breitingen heute Morgen an Sie aufgetragen hat.«

Das war nun allerdings ein Stoff, für den das Gemüth des jungen Mädchens empfänglich war. Ihre Wange belebte sich,

ihr sanftes Auge wurde feuriger und sie ergoß ihr Gefühl in einer aus dem Herzen strömenden Fülle anerkennender und dankbarer Worte über das Pfarrhaus in Breitingen, wo sie so viele glückliche Stunden verlebt.

»Ja diesem Punkte haben wir ein gleiches Schicksal gehabt,« erwiderte Bodo. »Ich habe mehrere Jahre meiner frühesten Jugend darin zugebracht, und wenn es Ihnen Vergnügen gewährt, wollen wir bei Gelegenheit die kleinen Abenteuer austauschen, die Sie gewiß eben so gut wie ich daselbst verlebt.«

So war denn das Eis gebrochen und schon nach der ersten halben Stunde floß die Unterhaltung so zwanglos hin, als ob die Verhältnisse ganz anderer Art wären, als sie sich Fräulein Treuhold in ihrer altjüngferlichen Aengstlichkeit vorgestellt. Das harmlose Geplauder über den benachbarten Pfarrhof wurde aber bald durch den Verwalter unterbrochen, der von seiner Arbeit herein kam und seinen gewöhnlichen Platz am Tische neben dem Hausherrn einnahm.

Nachdem Herr Hinz rasch das ihm Dargebotene genossen und über verschiedene Geschäftsgegenstände seine Bemerkung gemacht, entstand eine kurze Pause, die Bodo mit der Frage unterbrach.

»Was werden wir morgen für Wetter haben, Herr Hinz?«

»Ich hoffe auf gutes, Herr von Sellhausen. Es ist etwas kühler geworden und ein leichter Nebel flattert in den Höhen, der sich gewiß bis morgen senken und dann klare Luft machen wird.«

»Das ist mir lieb,« erwiderte Bodo. »Ich habe beschlossen, morgen meinen ersten Besuch auf Kranenberg abzustatten und ich möchte nicht gern durchnäßt vor der Frau Baronin erscheinen.«

»O, dafür hab ich schon gesorgt, Herr von Sellhausen. Ich habe Ihres Herrn Vaters Chaise restauriren lassen, das neue Sattelzeug ist auch in bester Ordnung und Sie fahren also ganz behaglich bis auf den Hof des Herrn Barons.«

Der Legationsrath sah den Verwalter verwundert an. »Nichts von der Chaise, nichts überhaupt von Fahren, Herr Hinz,« sagte er ernst. »Lassen Sie meinen alten Braunen ordentlich in Stand setzen, denn ich werde reiten wie bisher.«

Jetzt erhob der Verwalter das Gesicht und starrte seinen Herrn einigermaßen betroffen an. »Sie wollen den alten Braunen reiten?« fragte er, als ob er nicht recht gehört zu haben glaubte.

»Gewiß, warum nicht? Ich reite ja so gern.«

»Das weiß ich wohl, Herr von Sellhausen, aber – Sie entschuldigen meine Bemerkung,« fügte er mit einem Blick auf Gertrud hinzu, die ihre Augen auf den Teller niedergeschlagen hielt, als fühle sie sich als überflüssige Person bei diesem Gespräch – »der Braune mag in seiner Art ein recht braves Thier sein, aber zu Ihrem Reitpferd bei dem ersten Besuch auf Kranenberg scheint er mir denn doch nicht ganz geeignet.«

»Warum nicht?«

Gertrud wollte sich erheben und gab ihrer Tante schon einen leisen Wink. Bodo aber, der seine Augen überall hatte, fing ihn auf und sagte freundlich zu ihr: »O, bitte – bleiben Sie doch! Sie werden noch oft genug Geschäftsgespräche zwischen uns zu hören haben.«

»Warum nicht?« wiederholte der Verwalter mit bescheidenem Nachdruck. »Ei – ich möchte – Sie sollten –«

»Nun was möchten Sie und was sollte ich? Heraus mit der Sprache, lieber Freundin.«

»Was werden die Herren Barone, die nur Vollblutpferde reiten und fahren, zu Ihrem Braunen sagen, meine ich.«

»Was sie wollen, mein Lieber. Wenn sie weiter nichts an mir zu tadeln finden, als mein Pferd, so kann ich zufrieden sein. Ueberdieß scheint es mir gerade für meine *besonderen* Verhältnisse« – er betonte das Wort – »die ich durchaus nicht zu verheimlichen gedenke, geeignet, in höchst bescheidener Weise vor meine Verwandten zu treten, und ich gelange so besser zu meinem Zweck, als käme ich mit erborgtem Prunk und Pomp auf ihren Hof gerollt.«

»O,« nahm nun Fräulein Treuhold das Wort, »Prunk und Pomp ist das ja doch nicht, wenn Sie die Chaise und das neue Sattelzeug nehmen – so herrlich und in die Augen fallend ist der alte Wagen keineswegs – aber Sie könnten naß werden.«

»Das ist mir schon oft begegnet, Liebe, und ich fürchte den Regen nicht. – Mit einem Wort also, Herr Hinz, lassen Sie meinen Braunen satteln, die Stunde werde ich Ihnen noch morgen anbieten.«

Es entstand eine Pause, die nach längerer Zeit Fräulein Treuhold unterbrach, indem sie fragte: »Sie werden doch morgen Mittag noch zu Hause speisen, gnädiger Herr?«

Bodo lächelte erst, dann wurde er sehr ernst, sah die also Sprechende mit einem seltsamen Blick an, den sie sich gar nicht zu deuten wußte, und sagte ruhig: »Nein, meine Liebe; ich möchte wenigstens den Abend morgen in Ruhe zu Hause verleben, wie den heutigen, und so werde ich um zwölf Uhr fortreiten und in Kranenberg essen. Man wird ja wohl für eine Person mehr eingerichtet sein.«

Das Gespräch stockte wieder und nach einigem Harren erhob sich Gertrud mit ihrer Tante, verbeugte sich höflich

gegen den Legationsrath und verließ das Zimmer, während ihr bald darauf der Verwalter folgte.

Bodo ging langsam und mit ernstem Gesicht im Zimmer auf und ab. Offenbar hatte er etwas im Sinne, was ihm kein Behagen erweckte.

Fräulein Treuhold aber, brennend vor Begier, zu erfahren, was er von ihrer Nichte denke, kam vertraulich zu ihm heran und sagte: »Nun, Herr von Sellhausen, wie gefällt Ihnen die Gertrud?«

»Die Gertrud?« fragte er, aus seinen Gedanken aufschauend. »Das will ich Ihnen ein andermal sagen – heute aber habe ich etwas – etwas zu tadeln.«

»Zu tadeln?« fragte die alte Dame fast bestürzt, denn eine solche Rede war noch nie von den Lippen ihres jungen Herrn gefallen.

»Ja,« sagte er mild, da er das Erschrecken des Fräuleins bemerkte, »etwas zu tadeln, was ich jedoch in das Gewand einer Bitte kleiden will. Sie haben mich heute wiederholt und noch zuletzt in Gegenwart des jungen Mädchens mit dem Wort »gnädiger Herr« angeredet und mir dadurch, gelinde gesprochen, Ohrenzwang verursacht. Lassen Sie und alle übrigen Bewohner des Hofes – ich bestehe darauf – den »gnädigen« Herrn ein für alle Mal bei Seite. Mein Name ist Sellhausen. Nennen und lassen Sie mich ferner so nennen. Und wenn *Sie* den *Herrn* durchaus geltend machen wollen, sagen Sie einfach: »Herr!« Das ist mir immer noch lieber als jener zwitterhafte Ausdruck, der eben so viel knechtischen Sinn von Seite des Redenden, wie menschliche Ueberhebung von Seiten des ruhig ihn Anhörenden bekundet. Und nun – da haben Sie meine Hand und – schlafen Sie wohl!«

Er reichte ihr die Hand. Die alte Dame blieb aber, als er gleich darauf nach der Thür ging, verduzt hinter ihm zurück und sah ihm mit seltsamen Herzensbewegung nach. Er mochte eine Ahnung davon haben, denn schon halb aus der Thür, blieb er plötzlich stehen, drehte sich halb herum, zeigte ein überaus freundliches Gesicht und sagte: »Liebe Treuhold!«

»Was befehlen Sie, gnä – ich wollte sagen, Herr von Sellhausen?«

»Gute Nacht, und damit Sie recht sanft schlafen, will ich Ihnen sagen, daß es mir heute Abend *bei Ihnen* besser denn je geschmeckt hat.«

#### ACHTES KAPITEL. DIE FREIHERRLICHE FAMILIE VON KRANENBERG.

Trotz der günstigen Vorhersage des Verwalters, der sich wie alle »wetterkundigen« Landleute bisweilen über die bevorstehende Witterung zu irren verstand, war das Wetter nicht gut und freundlich geworden, vielmehr trat der Legationsrath seinen Ritt nach dem anderthalb Meilen entfernten Gute Kranenberg am nächsten Vormittag unter sehr trübem Himmel an. Nichtsdestoweniger hatte er sich nicht abhalten lassen, den Weg zu Pferde zurückzulegen und nur den nochmaligen Bitten des alten Fräuleins insofern nachgegeben, daß er einen leichten Mantel mitnahm, um sich gegen den befürchteten Regen zu schützen. Allein der Regen war nicht der böse Feind, der den Legationsrath auf diesem Wege begleitete, vielmehr waren es seine eigenen trüben Gedanken, denn er wußte aus alter Erfahrung nur zu gut, daß der Besuch, den er an diesem wie an den beiden folgenden

Tagen abstatten wollte, ihm nicht diejenige Befriedigung gewähren würde, die sein Vater ihm gewünscht und vorausgesagt hatte.

Hätte er nun aber gewußt, daß er auf dem Gute Kranenberg erwartet werde und daß man seinetwegen schon am Morgen daselbst große Vorbereitungen getroffen habe, er wäre noch mißgestimmter gewesen und hätte vielleicht gar den beschlossenen Besuch um einen oder mehrere Tage hinausgerückt.

Seine Absicht, nach Kranenberg zu reiten, war nämlich durch Zufall daselbst verrathen worden. Als der Verwalter am Abend vorher einen Knecht beauftragte, den Braunen am nächsten Morgen zu einem Ritt nach Kranenberg in guten Stand zu sehen, fügte es sich, daß der Schäfer des Barons bei seinem Bruder, dem alten Kutscher in Sellhausen zum Besuche war und den Befehl mit anhörte. Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als am späten Abend einer der Mägde in Kranenberg den bevorstehenden Besuch zu verrathen und so gelangte die Kunde in das Herrenhaus, wo sie sogleich eine Wirkung übte, die wir nachher noch näher besprechen werden.

Der Baron von Kranenberg war durch seine Frau, eine geborene Baroneß Haasencamp, mit den Grotenburgs verwandt, da Baron Haasencamp eine Schwester des letzteren zur Frau gehabt, aber durch den Tod verloren hatte und Wittwer geblieben war. Auf diese Weise waren die drei genannten Herren verschwägert und in fernerer Reihe auch mit dem verstorbenen Herrn von Sellhausen verbunden, dessen erste Frau ja, wie wir wissen, ebenfalls eine Schwester des Barons Grotenburg gewesen war.

Eine zweite weitläufige Verwandtschaft aber fand zwischen den Baronen und der Wittve Birkenfeld statt. Baron Grotenburg, am nächsten mit ihr verwandt, hatte, wie wir wissen, eine Schwestertochter der Frau Birkenfeld geheiratet, und Baron Kranenberg war wiederum der Neffe des Domainenpächters, der die hochfahrende Schwester der Frau Birkenfeld zur Frau gehabt.

Was nun die persönlichen und sachlichen Verhältnisse auf Kranenberg betrifft, so waren dieselben für einen oberflächlichen Beobachter ganz unverfänglicher Art, ein scharfsichtigerer aber, dessen Auge tiefer drang, würde sehr bald eine heillose Verwirrung daselbst wahrgenommen haben.

Der Herr Baron zunächst gehörte zu jener mit der fortschreitenden Bildung allmählig geringer werdenden Anzahl von Landedelleuten, die Alles zu sein und die höchste Stufe im Leben erklommen zu haben glauben, wenn sie als Barone in die Welt gesetzt sind, die also nichts weiter zu lernen, zu wissen, zu werden brauchen und, was das Allerschlimmste ist, auch nichts lernen, wissen und werden *wollen*. Diese Leute haben einen Begriff von sich, als bildeten sie den eigentlichen Mittelpunkt der Schöpfung, gleichsam ein kleines Weltall für sich, um das sich alle übrigen erschaffenen Dinge wie um eine Achse drehen und mithin in untergeordnetem Verhältniß zu ihnen stehen.

Doch genug hiervon, da die nähere Schilderung dieses Herrn uns genügend mit dem Kern seines kleinen Weltalls bekannt machen wird.

Er war früher ein sehr wohlhabender Mann gewesen und hatte das schöne Gut Kranenberg schuldenfrei von seinem Vater geerbt. Aber schon in wenigen Jahren hatten die Verhältnisse sich ungünstiger gestaltet, eine Hypothek nach der

anderen war aufgenommen worden und gegenwärtig gehörte sein väterliches Erbe mehr seinen Gläubigern als ihm selbst.

Der Grund dieser Einbuße lag einmal in dem trägen, gleichgültigen und unmännlichen Charakter des Barons selbst. Er war nichts weniger als Landwirth, ihm behagten von seinem Gute nur die Einnahmen, während ihm die damit verbundenen Mühen einen wahren Ekel einflößten. Daher bekümmerte er sich auch gar nicht um das Gut, ließ es Früchte tragen, so viel es wollte, besserte weder das Land noch sein Haus und überließ Alles und Jedes seinem Verwalter, einem schlaun und untreuen Menschen, der es verstand, in demselben Maaße reich zu werden, wie sein Herr allmählig ärmer und ärmer ward. Dieser Verwalter verkaufte die Früchte des Feldes und das Holz nach Gutdünken, gab dem Baron davon, was ihm beliebte und dieser begnügte sich mit dem trostvollen Gedanken, daß, wenn er einmal in Geldverlegenheit gerathe, sein Verwalter ganz nahe bei ihm wohne und noch immer geneigt gewesen sei, ihm gegen hohe Zinsen Summen auf Summen vorzustrecken – ein Verfahren, welches leider die gnädige Frau im Kleinen mit der Kammerjungfer nachahmte, die, nebenbei gesagt, die heimliche Verlobte und Spießgesellin des spitzbübischen Verwalters war.

Der Herr Baron ging sehr wenig auf seine ausgenutzten Felder; er saß viel lieber, wenn er nicht auf Besuch in der Nachbarschaft war, bei den Karten oder bewunderte abwechselnd seine Sammlung von hundert Meerschaumköpfen, aus denen er der Reihe nach rauchte und sich freute, wenn er in dem darüber geführten Register ein paar ausgebrannte Köpfe mehr anschreiben konnte. Wenn er keinen

Menschen, nicht einmal den Verwalter hatte, um irgend ein Spiel machen zu können, legte er Patience und das mit solcher Gemüthsruhe am offenen Fenster, daß jeder seiner Untergebenen ihn dies schwere Werk vollbringen sehen konnte.

So ging denn auf dem Gute Alles, wie es wollte. Alles vorhandene Geld ward planlos ausgegeben, ohne daß man sich mit Beantwortung der Frage quälte, woher der nothwendige Ersatz kommen würde. Bisweilen trat daher eine große Geldklemme ein, wenn zum Beispiel der Verwalter mit dem gnädigen Herrn böse war, was dann und wann vorkam; aber man hatte es auch schon in der Praxis so weit gebracht, langsam in der Ebbe weiterzuvegetiren, wenn nur die Hoffnung vorhanden war, daß die Fluth einmal wiederkommen würde. Diese Fluth aber ward jedesmal künstlich heraufbeschworen, wenn irgend ein hervorragender Besuch auf dem Gute eintraf. Daher liebte man am wenigsten einen unerwarteten Ueberfall, eine längere oder kürzere Vorbereitung war unerläßlich, und im letzteren Falle konnte der Gast gewiß sein, nicht allein leidlich bewirtheet, sondern auch mit einem gewissen plunderhaften Luxus umgeben zu werden, woran freilich nur solche Landedelleute Gefallen finden, die den wirklichen Comfort nie kennen gelernt haben.

Daß man einst aus den Ersparnissen der alten Wittve Birkenfeld die leeren Kassen der Familie füllen und eine wahre Springfluth hereinsprudeln sehen würde, galt als eine Art Tradition in sämmtlichen drei Baronenfamilien, die wir hier dem Leser vorzuführen beabsichtigen. Einmal freilich war diese himmlische Erwartung schon getäuscht worden, denn wie wir wissen, war der alte reiche Herr plötzlich gestorben und hatte kein Testament gemacht. Das zweite Mal sich zu

täuschen, hielt man indeß für eine positive Unmöglichkeit. Um sich aber mit um so größerer Beruhigung dem goldenen Traume hinzugeben, ließ man von Zeit zu Zeit eine Art Liebesfeldzug gegen die alte Wittve los. Man schrieb an sie und gratulirte ihr an ihrem Geburts- und Neujahrstage, man sandte ihr Blumen im Sommer, wenn sie auf der Cluus war, man lud sie bisweilen nach Kranenberg und der Grotenburg ein, was sie indessen nie annahm, jedoch auch nie ermangete, darauf sagen zu lassen: sie verkenne die ihr zugedachte Ehre nicht und nehme das so freundlich Dargebotene für genossen an.

Daß man die alte Dame nicht liebte, sondern nur beneidete und ihr ein baldiges seliges Ende wünschte, wußte Niemand besser als sie selbst. Ja, der Hochmuth der drei Barone ging so weit, daß man selbst *ihr* Geld gewissermaßen nur als *gemeines* Geld betrachtete, weil es durch die Arbeit und Plage eines gewöhnlichen Krämers erworben sei und welches daher erst seinen wirklichen Werth erhalten würde, wenn es aus den schmutzigen bürgerlichen Händen heraus in die der adligen Familien gelangte, denen es doch höchst wahrscheinlich allein vom lieben Gott beschieden war.

Aber noch eines anderen Gebrechens, welches in dem unglückseligen Kranenberg'schen Hause eine Rolle spielte, müssen wir gedenken, wenn wir in unserer Schilderung genau und pflichtgemäß verfahren wollen, und zwar war dies eigentlich das größte Unheil, an welchem die ganze Familie litt. Dem Baron war nämlich das traurige Loos beschieden – eins der traurigsten, die wir kennen gelernt – mit einer sogenannten *frommen* Frau begnadigt zu sein. Theodolinde von Kranenberg, eine eifrige Anhängerin der allein selig machenden Kirche – nur die Grotenburgs bekannten sich

von den drei Familien zum evangelischen Glauben – gehörte nämlich zu den Frauen, die ihrer Kirche, ihrem Gotte, oder vielmehr ihrem Beichtvater in Liebe – ein Unterschied, wie er nicht größer gedacht werden kann, obgleich der Eine sich hochtrabend den Diener des Andern nennt und deshalb in nächster Blutsverwandtschaft mit ihm zu stehen glaubt – ihr Haus, ihre Familie und alle ihre Pflichten vernachlässigen, die sie mit den übrigen Menschen zu einem harmonischen Ganzen verbinden.

Durch diese übertriebene und anhaltende Frömmigkeit der Hausfrau wurden natürlich alle Verhältnisse im Hause und auf dem ganzen Hofe auf den Kopf gestellt, denn durch die Religion – die sanfteste Herrscherin, wenn sie die rechte, und die grimmigste, wenn sie die falsche ist – beherrschte die gottselige Frau ihren Mann, ihre Kinder, ihre Diener und alle sonstigen Bewohner des Gutes, während sie selbst, wie das gewöhnlich ist, durch ihren Beichtvater beherrscht wurde, der also fast unumschränkt auf Kranenberg gebot und dessen unsichtbarem Willen sich Alles fügen mußte, da es ja Gott selbst war, der durch seinen erleuchteten Mund sprach.

War der Baron nun schon seinem Verwalter gegenüber eine Null, dem Herrn Caplan Kattengold, der natürlich im Schlosse selbst wohnte, war er es erst recht. Was Herr Kattengold wünschte, erfuhr die gnädige Frau und durch sie ward dieser Wunsch als Befehl dem Baron überbracht, der sich gehorsam unter den allmächtigen Willen beugte und froh genug war, wenn ihm am Sonntag in der Hauskapelle die Absolution für alle »gedachten« Sünden ertheilt wurde, da sie zu sprechen oder gar auszuüben ihm im Hause kaum eine Gelegenheit gelassen wurde.

So standen die Dinge im Allgemeinen in dem Hause, welchem Bodo an diesem Tage entgegenging. Natürlich lagen sie nicht alle offenbar an der Oberfläche, sie waren vielmehr mit dem Firniß der Vornehmheit übertüncht und mit dem Schimmer sogenannter Noblesse vergoldet, aber Bodo kannte den Krebs, der im Herzen der Familie fraß, und so verzeihen wir ihm gern, wenn er den Weg dahin mit Widerwillen antrat.

Je näher er nun dem aus weiter Ferne sichtbaren Schlosse kam, um so mehr hatte er Gelegenheit, die Vernachlässigung und den fast an Verwahrlosung gränzenden Zustand der Ländereien des sonst so herrlich gelegenen Gutes zu erkennen. Der im Allgemeinen fruchtbare Boden trug nirgends, was er tragen sollte, die Frucht stand überall schlecht und dünn. Für Abzugskanäle war bei dem zum Theil hügeligen Boden fast gar nicht gesorgt und die Wege waren so schlecht unterhalten, daß ihre Benutzung bei nassem Wetter fast unmöglich schien. Am meisten jedoch schmerzte Bodo, den Freund einer schönen und baumreichen Natur, die Lichtung der einst so stattlichen Laubwaldungen. Fast keine der alten von früher her ihm bekannten Eichen und Buchen fand er mehr vor, sie waren sämmtlich gefällt und zum größten Theil in den bodenlosen Säckel des spitzbübischen Verwalters verschwunden, nirgends aber war eine neue Anpflanzung sichtbar, die für künftige Zeiten eine frohe Hoffnung hätte erregen können.

Um so mehr war unser Freund erstaunt, schon aus der Ferne das alte, im Innern ehemals so verfallene Schloß, in einem modernen äußeren Gewande zu erblicken. Man hatte das zweistöckige große Gebäude, an das sich nach hinten

hin zwei lange Flügel schlossen, auf der Vorderseite wenigstens mit einer sehr in's Auge fallenden grünen Farbe getüncht und an Stelle der früher halb erblindeten Fenster blitzende Spiegelscheiben eingesetzt, in der Art etwa, wie man dem Balg eines verstorbenen Thieres, der inwendig leer und hohl ist, glänzende künstliche Augen einsetzt und ihm dadurch das Ansehen eines lebenden Wesens verleiht.

Bodo war, wie gesagt, darüber erstaunt, denn er wußte aus alter Zeit her, daß man im Schlosse eigentlich nur zwei oder drei mit halb vermodertem Luxus ausgestattete Zimmer habe, daß alle übrigen aber nichts weniger als wohnlich und behaglich seien, vielmehr ihrem endlichen Verfall mit Riesenschritten entgegengehen.

So war es auch, wie er sich später überzeugte, noch jetzt; nur hatte man mit einer gewaltigen Kraftanstrengung dem alten Gemäuer einen neuen Mantel umgehängt, um dem Lieblingsprincip aller Vornehmthueri zu fröhnen: die unkundige Zuschauermasse zu blenden und sich selbst und Anderen einen Schein vorzulügen, den nur oberflächlich sehende Augen für das wirkliche innere Wesen halten.

Als Bodo in den öden, schlechtgepflasterten Hof eintritt, gewährte er nichts, was seinen spähenden Blicken einen angenehmen Anhaltspunkt geboten hätte. Zunächst bellten ihm ein paar räudige, an verrostete Ketten gelegte Hunde entgegen, die kaum nöthig schienen, die baufälligen und fast ärmlichen Scheunen und Ställe zu bewachen, welche den kahlen Hof in großem Umkreise umschlossen. Menschen, die irgend wie oder wo thätig waren, bemerkte er nirgends. Geräthe aller Art aber, Wagen, Pflüge, Karren und

Eggen standen in wüsten Haufen in allen Ecken und die harten Steine des melancholischen Gehöftes waren mit halbverfaultem Stroh und zufällig verstreutem Mist gepolstert. Die an der einen Seite des Hofes befindliche Dunggrube, weder durch Gebüsch noch Mauer dem Anblick entzogen, verbreitete einen pestilenzialischen Geruch ringsum und in ähnlicher Art war alles Uebrige beschaffen, worauf etwa noch des stillen Beobachters Auge fiel.

Ganz verwundert war er daher, als er sich dem Schlosse näherte, einen Bedienten im verschossenen Tressenrock und verbleichten manchestern Kniehosen aus dem Innern hervorkommen zu sehen, um ihn zu begrüßen und ihm sein Pferd abzunehmen. Diese luxuriöse Erscheinung ließ auf einen bedeutsamen Vorgang im Schlosse schließen, und in der That irrte sich unser Freund nicht, da die Bedienten des Barons nur in ihren altmodigen Livreen einhergingen, wenn man einen bestimmten Besuch erwartete, sonst aber in Holzschuhen und Hemdsärmeln sich irgend wo die langweilige Zeit vertrieben.

Bodo schloß also sehr richtig, daß man entweder schon einen anderen Gast beherberge oder daß man auf irgend eine Weise von seiner Ankunft unterrichtet sei. Den trotz seiner Livree äußerst struppigen Diener mochte er nicht danach fragen und so schritt er, unbekümmert um das ihm bevorstehende Schicksal, die Treppe zu dem Schlosse hinauf, in deren zahllosen Fugen eine Fülle wuchernden Unkrauts seine sommerliche Wohnung aufgeschlagen hatte.

In den Flur eintretend, traf der Gast einen zweiten ähnlich geschmückten Bedienten, der seine Frage, ob der Herr Baron zu Hause sei, mit einer tiefen altfränkischen Verbeugung beantwortete, des fremden Herrn Kleider auf dessen

Wunsch mit einer Bürste, die einer Pferdekardätsche ähnlich sah, etwas reinigte und ihn dann mit einer graziösen Armbewegung in ein Zimmer zur Linken einführte, obwohl Bodo wußte, daß Baron von Kranenberg, dem er sogleich seine Karte schickte, das zur Rechten gelegene bewohnte.

In diesem überaus kühlen und kahlen Zimmer hatte der Gast Muße genug, seinen Gedanken nachzuhängen, falls er irgend eine Neigung dazu spürte, denn man ließ ihn ungebührlich lange allein, aber Bodo war mit sich über das Vorgehende in's Reine gekommen und schritt nur langsam auf und ab, mit namenloser Geduld den Augenblick erwartend, wo ihm die Ehre zu Theil werden würde, irgend ein Glied der freiherrlichen Familie zu begrüßen.

Nur Einiges fiel ihm in dem vornehmen Hause auf. Die weiten Räume desselben hauchten, wie er auch nachher im oberen Stockwerk bemerkte, einen seltsamen dumpfigen Geruch aus, als wären sie lange nicht bewohnt, erwärmt und gelüftet gewesen. Desgleichen herrschte eine monotone unheimliche Stille darin, etwa wie in einem Kranken- oder Siedenhaus, in dem man die Ruhe der Leidenden auf keine Weise unterbrechen will. Nur zuweilen schien es dem Aufhorchenden, als tönten aus einem entfernten Raume im oberen Stockwerk Accorde einer verstimmtten Hausorgel herunter und als erschallte dazwischen ein klagender Gesang von zwei Menschenkehlen, der indessen so unharmonisch vibrirte, daß man wenig dadurch erfreut, noch viel weniger aber erbaut werden konnte.

Was hatte nun die lange Verzögerung des Empfanges, die man dem Legationsrath zu Theil werden ließ, für einen Grund? War noch immer Niemand im Hause von seiner Ankunft unterrichtet oder war man so eifrig mit wichtigerem

Thun beschäftigt, daß man einem so seltenen Gast so nachlässig begegnete?

O nein, das Alles war nicht der Fall. Der Baron wußte ja, daß Herr von Sellhausen an diesem Tage ihm seinen Besuch schenken würde und er hatte deshalb auch schon längst die nöthigen Vorkehrungen in den zu seinem Empfange bestimmten Gemächern treffen lassen. Allein Herr von Sellhausen war unter den Umständen, unter welchen er jetzt auf Kranenberg erschien, kein angenehmer Gast und man mußte ihn überdieß auf irgend eine »vornehme Weise« empfinden lassen, daß er durch die lange Vernachlässigung ihrer einzelnen Mitglieder die ganze Familie beleidigt habe. Ueberdieß war man ihm, wie der Leser schon weiß, im Allgemeinen nicht zu günstig gesinnt; er war ja der Erbe eines für unverschämt reich gehaltenen Mannes, und da man keine directe Möglichkeit vor Augen sah, etwas von seinem Besitze zu erbeuten, so hatte man durchaus keinen Grund, ihn besonders zu lieben. Außerdem war er ein Adliger von zu neuem Datum, um ihm die vollwiegenden Ehren eines wirklichen Familiengliedes zukommen zu lassen; er hatte keine mystischen Ahnen, keine geheimnißvolle Vergangenheit, und was er durch seine persönliche Bildung und amtliche Stellung in der Gegenwart für sich errungen, trug mehr dazu bei, seinen Werth in den Augen seiner Verwandten zu verringern, als zu erhöhen.

Schon seit zehn Uhr Morgens saß der Herr Baron, mit seinem Patiencespiel beschäftigt, welches er heute sehr unaufmerksam betrieb, auf der Lauer am Fenster, den Gast um so sehnlicher erwartend, da man ihm eine kleine Demüthigung zuwenden zu können hoffte. So mußte er ihn zuerst erspähen, sobald er in den Hof einführe. Allein der Herr Baron

sollte etwas lange warten und spielen, und als er den jungen Mann endlich kurz vor Tische ganz unerwartet auf seinem bescheidenen Braunen in den Hof einreiten sah, erschrak er so mächtig, daß ihm die Karten aus der Hand fielen, indem er sich schnell bückte, um nicht von den scharfen Augen des Ankommenden bemerkt zu werden.«

Nach einiger Zeit, während welcher der Gast in das Wartezimmer geführt, trat der zweite Bediente, in der einen Hand die Kardätsche, in der andern eine Karte haltend, bei dem gnädigen Herrn ein und überreichte letztere mit einem fragenden Ausblick, was nun geschehen solle.

»Hebe die Karte auf, Satan!« lautete des Herrn Befehl. »So. Lege sie auf den Tisch da. Gut. Jetzt hole mir ein Glas Wasser, aber tritt leise auf, Elephant!« – Und als das Wasser gebracht, sagte der Baron, der schon wieder ganz ungenirt vor seinem Spieltische saß und die Patience weiter legte: »Jetzt troll' Dich und erst genau nach zehn Minuten gehst Du hinüber und bittest den Herrn Legationsrath, hier bei mir einzutreten. Marsch!«

Nach den genau abgezählten zehn Minuten geschah, was der Herr Baron befohlen. Bodo ward in sein Wohnzimmer eingeführt und ging langsam und mit ruhigem Anstande auf ihn zu. Da er den Baron aber mit ihm zugekehrtem Rücken gemächlich am Tische sitzen und Patience legen sah, hielt er mitten im Gange an und sah sich mit der größten Ruhe in dem seltsamen Zimmer um, ohne auch nur den geringsten Laut hören zu lassen, der seine Anwesenheit oder gar seine Ungeduld verrathen hätte.

Das Zimmer war groß, hoch und die Wände desselben mit einer Tapete überzogen, deren Farbe unmöglich noch zu erkennen war, so sehr hatte der beständige Tabacksrauch, der

ihr auch einen durchdringenden widerlichen Geruch mitgetheilt, dieselbe verändert. Im Zimmer befanden sich nur sehr wenig schäbige Möbel: ein nüchterner kahler Schreibtisch, ein mit Leder überzogenes altes Sopha, sechs Stühle, ein blinder Spiegel, ein kleiner Tisch mit drei Tabackskasten und zwei aufgeschlagene Spieltische, die Tag und Nacht in Thätigkeit zu sein schienen, denn sie waren abgenutzt, fast aller Politur beraubt und wackelten auf altersschwachen Füßen. An den Wänden ringsum aber hingen, anstatt der Bilder, hundert Stück Pfeifen mit Meerschaumköpfen von allerlei Formen und Größen, kurze und lange, in einladende Gruppen geordnet, hier ein Herz, dort eine Lyra und wieder wo anders einen Triangel bildend, was für den Besitzer dieser Schätze höchst interessant sein mußte, namentlich da die meisten Köpfe mit ächtem Silber beschlagen und ungemein blank geputzt waren. Alle diese Pfeifen waren gestopft mit Varinas, Maracaibo und Cubataback, und daran, daß mitten im Herzen ein Nagel frei war, konnte der scharfe Beobachter errathen, daß am heutigen Tage die Reihe des Dienstes das Herz getroffen und schon bis zur Mitte in Anspruch genommen hatte.

Der Herr Baron also saß am Tisch auf einem Stuhl, seinem Gaste den Rücken zukehrend, und dampfte wie verzweifelt aus einem ungeheuren Meerschaumkopfe, der indeß nur eine sehr kleine Bohrung hatte und also dem stürmischen Angriff des Rauchers nicht lange widerstehen konnte. Er beugte sich eben auf eine Karte nieder und dabei mußte ihm das Blut wohl in den Kopf gestiegen sein, denn als er denselben erhob, war er sehr roth, was dem fahlen ausdruckslosen Gesicht mit den blaßblonden Haarbüscheln an beiden

Seiten des sonst haarlosen Schädels ein merkwürdiges Ansehen verlieh.

Bodo stand ruhig, den Hut in der Hand haltend, hinter dem so ämsig beschäftigten Baron, geduldig wartend, bis der Herr so gnädig sein würde, sich umzudrehen, was endlich aus unbezwinglicher Neugierde geschah, da er sich nicht erklären konnte, was der diplomatische Herr so lange hinter seinem Rücken im tiefsten Schweigen anfangen. Als er ihn nun zu Gesicht bekam und das gemüthliche Lächeln des geschulten Diplomaten sah, stand er mit vornehmer Grandezza aus, ging auf ihn zu, verbeugte sich mehr ceremoniös als freundlich und sagte mit einer hahnartig krähenden Stimme: »Ah, sieh da, da sind Sie ja schon, Herr Vetter; Sie haben einen leisen Tritt, das muß ich sagen. Ich glaubte, Sie ließen sich noch abbürsten, da Sie im Frack zu – zu Pferde gekommen sind.«

»Ja,« erwiderte der Legationsrath lächelnd und sich augenblicklich in die seltsame Lage findend, »Sie haben zweimal in einem Athem Recht, Herr Baron: ich bin schon da und bin wirklich nur zu Pferde gekommen, Aber da Sie vergessen, mir einen guten Morgen zu sagen, so erlaube ich mir, Ihnen denselben zu bieten und mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.«

»Ei – ich danke bestens. Bitte, setzen Sie sich. Spielen Sie vielleicht Sechsendsechzig? Dann können wir sogleich eine Parthie beginnen, Zeit haben wir noch. Aber es kann auch Whist à deux sein – der Tisch ist, wie Sie sehen, immer in Ordnung und die Karten auch.«

Bodo von Sellhausen war in seinem Leben oft in seltsamen Lagen gewesen, aber diese Begrüßung nach so langer Abwesenheit und nach seines Vaters Tode war ihm doch

fast zu sonderbar. Im Besitz großer geistiger Gewandtheit aber und vollkommen fähig, auch die unhöflichste Begrüßung, wenn es sein mußte, mit Gleichgültigkeit hinzunehmen, fand er sich auch jetzt augenblicklich in die neue Lage und, ohne noch andere persönliche Fragen seines lieben Vettters zu erwarten, ging er auf dessen Gedankengang ein und sagte mit ernstem Gesicht: »Ich danke, ich spiele nie Karten.«

»Nie? Ei, das ist viel gesagt – auch Abends nicht?«

»Das Wort *nie* begreift bei mir Morgen, Mittag, Abend und Nacht ein, Herr Baron.«

»Ei, ei, ja, ja, ich verstehe! Aber dann rauchen Sie doch? Ha, ich bin gerade bei dem Herzen – darin hängen alle meine Lieblinge! Wählen Sie nach Belieben – obgleich der da an der Reihe ist – aber ich habe keine besonderen Pfeifen für – für Gäste von Stande.«

Dabei war er auf irgend eine an der Spitze schon sehr mitgenommene Pfeife losgegangen, hatte sie vom Nagel abgehoben und reichte sie, mit dem gläsernen Auge ermuthigend blinzeln, seinem Gaste hin.

Dieser stand unbeweglich, noch immer mit dem Hut in der Hand, mitten im Zimmer, wehrte die dargebotene Pfeife leise mit der Hand ab und sagte:

»Auch dafür danke ich. Solche Pfeifen rauche ich *nie!*«

Der Ausdruck, womit diesmal das Wort »nie« gesprochen wurde, mußte irgend einen empfindlichen Nerv des Barons getroffen haben. Er zuckte etwas zusammen, hing die Herzenspfeife rasch an ihren Nagel und wurde vom Augenblick an sichtlich höflicher gegen seinen Gast, der nun aber erst recht seinen vollen Ernst und seine unerschütterliche Ruhe bewahrte.

»Bitte, mein lieber Vetter,« sagte der Baron, »legen Sie doch ab – bei mir thut man das immer von selbst – und setzen Sie sich. Ah, ich freue mich sehr, Sie *endlich* auf Kranenberg zu sehen, obgleich Sie weder spielen noch rauchen, was eigentlich meine Hauptbeschäftigungen sind, da ich nichts Anderes zu thun habe.«

»Sie glücklicher, oder vielmehr Sie unglücklicher Mensch!«

»Wie meinen Sie das? Ah, ich verstehe. Sie belieben zu scherzen – ja, ja, das ist so eine alte Gewohnheit von Ihnen, ich erinnere mich. – Hm, hm! Natürlich bleiben Sie zum Essen hier, um meine liebe – liebe Theodolinde zu sehen und meine Kinderchen – prächtige kleine Kranenberge – ich glaube, in einer halben Stunde wird man zur Tafel läuten.«

Bodo stand schon wieder von dem eben erst eingenommenen Stuhl auf. »Dann entschuldigen Sie,« sagte er; »unter diesen Umständen dürfte es wohl Zeit sein, daß ich der Frau Baronin meine Aufwartung mache. Ich muß sie doch vor Tische gesprochen haben.«

»Ja wohl, ja wohl, mein lieber Vetter, aber – sehen Sie, ich glaube, meine gute Theodolinde hat jetzt ihre Betstunde mit dem Caplan – aber warten Sie, warten Sie – ich werde gleich meinen Johann hinaufsenden und anfragen lassen.«

Nach einem kräftigen Glockenzug trat der »Satan« Johann ein und erhielt zuerst den Auftrag, hübsch leise, nicht wie ein Elephant aufzutreten, und dann Herrn Legationsrath von Sellhausen bei der Frau Baronin anzumelden, falls sie zu sprechen sei.

Bodo betrachtete sich unterdeß die Pfeifen, und der Baron, diese Studie mit Wonne bemerkend, nahm sogleich

die Gelegenheit wahr, ihm einige der hervorragendsten Geschichten dieser Pfeifen zu erzählen, deren jede ihre besondere hatte.

Was hierbei der Baron sprach oder eigentlich faselte, beschäftigte Bodo nicht mehr; er dachte an etwas ganz Anderes, sein Gesicht zeigte jedoch den vollendeten Ausdruck des aufmerksamsten Zuhörers, was den Baron zum Theil mit dem »ungezogenen Diplomaten,« wie er ihn so oft genannt, wieder aussöhnte.«

Bald darauf kam Johann, wie eine Elfe auftretend, wieder und meldete mit näselnder Stimme, daß die Frau Baronin den Herrn Legationsrath zu empfangen bereit sei.

Bodo verabschiedete sich mit leichtem Herzen von dem geistreichen Hausherrn und folgte dem ihn führenden Sattan Johann in das obere Stockwerk. Ein leeres ödes Haus, welches von Menschen bewohnt wird, die selbst innerlich leer und verödet sind, bringt immer einen doppelt traurigen Eindruck auf den Beschauer hervor, und Bodo, der so ziemlich gegen jederlei Ungemach gewappnet war, fühlte dennoch einen kühlen Schauer durch seine Glieder rieseln, als er die ausgetretenen, jeden Fußtritt widerhallenden Treppen hinanstieg und Niemanden begegnete, nichts sah, was das unheimliche Gepräge hätte verwischen können, das hier fast sichtbar auf jedem einzelnen Gegenstande lag.

Oben in dem sogenannten Damenflügel sah es nicht einladender und freundlicher als unten im Herrenflügel aus. Bodo ward in ein kleines Gemach geführt, welches mit einem ausgefaserten Wachstuchteppich belegt war und in Anbetracht seiner dürftigen Ausstattung mit einigen, vorzüglich von Damen benutzten Gegenständen, den stolzen Namen »Boudoir« führte. Der Diener bat den Gast, irgend wo

Platz zu nehmen, die Frau Baronin sei im Zimmer nebenan und werde bald erscheinen. Bodo, keine Lust fühlend, sich einem der zerbrechlichen und wackligen Korbstühle anzuvertrauen, näherte sich dem Fenster und sah auf diese Weise durch die halb offen stehende Thür in das Nebenzimmer, welches wahrscheinlich absichtlich geöffnet oder offen gelassen war, um den »ketzerischen« Fremden mit dem im Hause herrschenden frommen Sinn alsobald bekannt zu machen. Schon von dem Augenblick seines Eintritts an hatte er aus dem Nebenzimmer eine Art feierlichen Gemurmelstönen hören, und bei dem ersten halben Blick in dasselbe hinein, war ihm der fromme Vorgang und die Bedeutung desselben enthüllt. Mitten im Zimmer nämlich, dem eigentlichen Wohngemach der Frau vom Hause, stand ein breiter schwarzpolirter Betstuhl und zwar gerade vor einer Art Altar, der an der Wand zwischen den Fenstern angebracht war, die anstatt des daselbst üblichen Spiegels ein mächtiges Kreuz von Ebenholz zeigte, an welchem ein matt vergoldder Christus hing. – Auf diesem Betstuhl knieten dicht nebeneinander Frau Baronin von Kranenberg und ihr Beichtvater, der Hauscaplan Kattengold, und Beide sagten ihre Gebete mit einer weinerlichen und ächzenden Stimme her, daß es wie das Gewinsel eines im Todeskampf Liegenden klang und vollständig dazu angethan war, das Erbarmen Jedermanns, wie viel mehr nicht das des erbarmungsvollen Gottes wachzurufen.

Bodo von Sellhausen hatte früher schon öfter die Ehre gehabt, Frau von Kranenberg zu sehen, niemals aber war er so glücklich gewesen, sie in dieser feierlichen Lage zu erblicken, wo ihre ganze Seele, in Andacht ausgegossen, fast sichtbar auf ihren Zügen und in ihrem ganzen Aeußern lag.

Es war eine lange, schmale, fast ascetisch abgemagerte Gestalt, die er hier in einem weißen Gewande von nonnenartigem Schnitt vor sich sah. Dem weiten und in zahlreichen Falten um die Hüften sich ringelnden Kleide, welches bis hoch an den Hals mit lilafarbigem Schleifen zugenestelt war, entsprach der eigenthümliche Kopfputz, der aus einem von hinten her kapuzenartig über die Stirn geschlagenen weißen, sehr stark gesteiften Tuche von Mull bestand, eine Tracht, die der Inhaberin den Anstrich klösterlicher Ehrbarkeit und Zucht verliehen hätte, wenn dahinter nicht zugleich eine stark in die Augen fallende Koketterie verborgen gewesen wäre.

Allein, warum war wohl die Frau Baronin von Kranenberg noch immer etwas kokett? Das mag sie uns selber beantworten, wie alle Frauen, die bis in ihr vorgerücktes Alter eine gewisse Neigung zu dieser allgemeinsten weiblichen Untugend bewahren, ohne durch irgend eine äußere Zier dazu veranlaßt zu sein.

Das Gesicht der vor uns knieenden Dame war gelblich bleich, an den äußeren Augenwinkeln schon merklich gerunzelt und zwischen schmalen blassen Lippen von unendlicher Ausdehnung beim Lächeln und Sprechen eine Reihe zweifelhaft gefärbter Zähne zeigend, die dem Zaghaften unter Umständen eine gewisse Besorgniß hätten einflößen können. Ueber die schmale Stirn, die unter dem herabhängenden Zipfel der nonnenartigen Kopfbekleidung fast verschwand, war ein düsterer Glorienschein religiöser Schwärmerie ausgegossen, was aber nicht verhinderte, daß in den braunen, fast wie Kohlen glimmenden Augen etwas sinnlich Suchendes oder Begehrendes lag, was um so widerlicher erschien, wenn man bedenkt, daß die Frau Baronin in einem

Alter stand, welches nur noch gedacht, aber nicht mehr ausgesprochen werden kann, so wie daß sie Mutter von fünf Kindern war, von denen das älteste Mädchen dreizehn Jahre zählte.

Der Caplan neben ihr, den trotz des warmen Tages frieren mochte, da er so nahe wie möglich an die heißblütige Dame herangekrochen war – wahrscheinlich um ihre Andacht um so inniger mit der seinigen zu verschmelzen – erschien fast noch ein Jüngling dem Alter nach, aber schon halb ein Heiliger, wenn man seine andachtsvolle, verhimmelnde Miene betrachtete und fast Mitleid empfand, daß seine Augenmuskeln diese krampfhaften Drehungen des Augapfels erzwingen mußten. Das Antlitz dieses jungen, gänzlich bartlosen und hellblonden Mannes, dessen Tonsur so klein war, daß man sie kaum ohne Vergrößerungsglas erkennen konnte, wäre ganz hübsch gewesen, wenn es nicht übermäßig abgemagert, von inneren unerfüllbaren Wünschen verzehrt und durch die frömmelnde Miene nicht zu gewaltsam kasteien erschienen wäre. Indessen lag in den hin- und herrollenden Augen ein unerträglicher priesterlicher Stolz, um so unerträglicher, weil er schon in einem so jungen Herzen wurzelte, und um die etwas stark aufgeworfenen sinnlichen Lippen spielte ein Zug, der jeden Laien für einen Priester des Teufels zu halten schien, wie der junge Mann selber der Priester des dreieinigen Gottes war. Gekleidet war er in die gewöhnliche schwarze Soutane der katholischen Weltgeistlichen, die bis auf die schnallenbesetzten Schuhe den ganzen Körper verbarg und deren endlos lange Schöße im Gehen majestätisch im Winde wehten und selbst den irdischen Staub zu seinen Füßen andächtig aufwirbeln machten.

Das herzbrechende Gebet, an welchem im Stillen Theil zu nehmen dem Legationsrath so gütig die Gelegenheit geboten wurde, dauerte etwas lange, und dieser konnte ungestört seine Beobachtungen über das seltsame Paar anstellen, zumal er das plärrende Gemurmel der halb gesungenen, halb gesprochenen Worte nicht verstand. Endlich aber erhob sich zuerst der Geistliche von den Knieen, verrichtete stehend mit tiefgebeugtem Kopfe und vor der Brust gefalteten Händen sein Privatgebet und gab dann der Baronin einen sanften Wink mit den Augen, der zu besagen schien, daß sie für heute genügend fromm gewesen sei. Alsbald stand auch die Dame von ihrem Kniekissen auf und Beide verbeugten sich ehrerbietig vor einander. Als diese Ceremonie beendet, ergriff der Caplan die langfingerige Hand der gnädigen Frau und küßte sie inbrünstig. Sie drückte darauf die seine wiederholt, und mit einem langen gegenseitigen Seelenblick in die von Frömmigkeit strahlenden Augen trennten sie sich. Der Caplan verließ durch eine jenseitige Tapetenthür das Zimmer, und die Baronin, aus tiefstem Herzensgrunde aufseufzend, drehte sich langsam nach dem Boudoir herum, in dem sie ohne Zweifel schon lange den dahin beschiedenen Besuch wahrgenommen hatte.

Indessen gab sie sich das Ansehen, als ob sie durch seine Gegenwart, die sie plötzlich zu bemerken schien, wie aus einem verzückten Traume erwache. Sie trat erschrocken zurück und nahm die Verbeugung Bodo's fast ohne die geringste Bewegung entgegen.

»Verzeihen Sie, Frau Baronin,« sagte er, »daß man mich hier wie eine Schildwache auf diesen Posten gestellt hat – ich durfte meinen einmal eingenommenen Platz nicht verlassen, wenn ich Sie nicht stören wollte.«

»Bitte,« erwiderte die Baronin, sich leicht verneigend und ein großes weißes, hinten herabgesunkenes Tuch über die keuschen Schultern ziehend, um selbst die äußeren Umrisse ihres Körpers vor den profanen Blicken des Weltkinds zu verhüllen, »bitte, Herr von Sellhausen, Sie haben mich nicht gestört, im Gegentheil, ich habe mich in Ihrer eigenen Seele an dem Ihnen zu Theil gewordenen Anblick erlabt, denn es ist immer und überall ein wohlthätiges Gefühl, Menschen mit ganzem Herzen vor ihrem Schöpfer ihre Andacht verrichten zu sehen. Doch bitte, treten Sie näher – setzen Sie sich – und erlauben Sie mir, daß ich eine bequeme Stellung einnehme, da ich etwas leidend bin und mich vor der Tafel noch stärken muß.«

Bodo folgte langsam in das Betzimmer nach, ein großes, düsteres und nur mit schwarzen Möbeln und dunklen Vorhängen verziertes Gemach, und setzte sich auf einen Stuhl zu Ende des Sophas nieder, auf dem die Baronin rasch und gewandt in liegender Stellung ihren Platz eingenommen hatte. In dieser Stellung legte sie auch die Falten ihres Kleides zurecht, nahm dann einen kleinen Handspiegel aus irgend einer Tasche hervor und rückte an ihrem Kopfputz, und als sie damit fertig und wahrscheinlich mit der Ordnung ihrer Toilette zufrieden war, überflog sie mit unruhig hastigem Blick das ausdrucksvolle Gesicht des schönen Mannes, der, mit unbeweglicher Miene allen ihren Bewegungen folgend, zuletzt mit fast gleichgültiger Resignation ihren allmählig brennender werdenden Blicken begegnete.

»Also Sie sind jetzt zu Hause, Herr von Sellhausen?« begann sie mit leiser Stimme zu reden. »Ach ja, ich erinnere mich, daß das Gerücht davon schon *etwas lange* verbreitet ist. Doch davon rede ich nicht; ich bin nachsichtig und weiß

die Fehler meiner Nächsten zu entschuldigen, da ich ja selbst bisweilen welche begehe. Doch ach, da fällt mir ein – und das ist ja die Hauptsache – daß Sie vor einigen Tagen eine furchtbare Scene auf Sellhausen erlebt haben. Davon lassen Sie uns sprechen – es interessirt mich sehr.«

»Welche Scene meinen Sie, Frau Baronin?« fragte Bodo mit natürlich erstaunter Miene. »Eine furchtbare? Davon weiß ich durchaus nichts.«

»Ei, mein Gott, Herr von Sellhausen, ich meine das Unglück, welches meine theure Freundin, die Baronin Grotenburg und ihre Tochter, die reizende Clotilde betroffen hat. Ach Gott, wenn ich davon nur eine Ahnung gehabt, ich wäre sogleich gekommen und hätte das arme Kind gepflegt, da ich mir denken kann, daß der Schmerz der Mutter ihrer Hülfleistung gewiß Abbruch gethan hat. Aber ach, ich habe so viele Geschäfte hier im Hause zu verrichten, alle Tage; ich komme so selten hinaus, und so mußte ich mich darauf beschränken, für das liebe Kind zu beten. Das habe ich denn auch mit inbrünstigem Herzen Tag und Nacht gethan.«

»Die Frucht davon ist auch nicht ausgeblieben,« erwiderte Bodo mit ernster Miene, ohne dabei den geringsten Spott zu verrathen, »denn dem Uebel ist bald abgeholfen und die Kranke überaus rasch genesen.«

»Aber mein Gott,« versetzte die Baronin lebhaft, die Hände ringend und den Legationsrath mit ihren brennenden Augen fast durchbohrend, »Sie nehmen den Unfall doch nicht zu leicht? Ihnen geht er ja doch näher, wie jedem Andern –«

»Warum sollte er mir näher als jedem Andern gehen?« fragte Bodo mit eisiger Ruhe, obgleich sein Herz allmählig heftig zu hämmern begann.

»Aber ich begreife nicht – Sie fragen? Bedenken Sie doch Ihr Verhältniß mit – mit –«

»Welches Verhältniß meinen Sie denn, Frau Baronin? Ich weiß ja von gar keinem und ich gestehe Ihnen offen, es erregt mein Staunen, Sie so sprechen zu hören.«

Die Baronin senkte die Augen vor sich nieder, faltete die Hände und that, als ob sie betete; in Wirklichkeit aber machte sie sich Vorwürfe, zu vorschnell gewesen zu sein und das Geheimniß, welches man ihr im engsten Familienrathe unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit anvertraut hatte, gerade am unpassendsten Orte verrathen zu haben.

»Lassen Sie uns davon abbrechen,« sagte sie, rasch entschlossen, aber das Auge des sie vorwurfsvoll Anschauenden schlau vermeidend, »man versteht sich oft im ersten Augenblick nicht so gut, wie später. Sagen Sie mir lieber, wie hat es Ihnen in der Grotenburg gefallen?«

»Ich bin noch gar nicht dagewesen,« erwiderte Bodo mit ruhigem Gleichmuth.

»Wie? Sie sind noch nicht auf der Grotenburg gewesen?«

»Wie ich Ihnen sage, nein! Uebermorgen erst werde ich meinen ersten Besuch daselbst machen, wie heute bei Ihnen.«

»Erst übermorgen?« rief die Baronin, mit verwunderungsvoll zum Himmel aufgeschlagenen Augen. »Warum denn nicht morgen, da man Sie doch gewiß – jeden Tag mit Sehnsucht erwarten wird?«

»Weil ich stets und in allen meinen Handlungen nach einem bestimmten Plane verfare, Frau Baronin. Auf morgen habe ich dem Baron Haasencamp auf dem Kolkhof meinen Besuch zgedacht.«

Die Baronin, durch die Offenbarung dieser planmäßigen Handlungsweise bis in's Mark ihres feinen Nervensystems erschüttert, klagte dem Himmel ihr Leid und machte dabei die Augen zu, als wolle sie von der schlechten Welt nichts mehr sehen.

In diesem Augenblick erscholl ein furchtbares Geläut im Innern des Hauses, so laut, daß Thüren und Fenster in Beben und Klirren geriethen. Bodo erschrak fast darüber, sprang von seinem Platze auf und eilte an's Fenster, weil er zuerst dachte, es sei auf dem Hofe Feuer ausgebrochen. Da aber Alles ruhig blieb, kehrte er zu seinem Stuhl zurück, wobei er ein eisiges Lächeln über die starren Züge der Baronin gleiten zu sehen glaubte.

»Beruhigen Sie sich,« sagte sie mit matter Stimme, als hätte sie die Unterhaltung mit ihm gänzlich erschöpft, »es ist die Eßglocke, die Sie hören und – je angenehmer der Besuch, um so lauter wird sie in Kranenberg in Bewegung gesetzt. Schließen Sie daraus, was Sie uns werth sind. Es ist dies ein alter Gebrauch, der sich von den Ur – urgroßvätern unsrer – Familie herschreibt. Bitte, verlassen Sie mich jetzt, ich werde Ihnen alsbald folgen.«

»Darf ich nicht die Ehre haben, Sie in das Speisezimmer zu führen?« fragte Bodo mit einer Gelassenheit, als ob ihm an dieser Ehre nicht über die Maaßen viel gelegen wäre.

Die Baronin schüttelte den Kopf, wie ihn nur eine mit der Jungfrau Maria verwandte Heilige geschüttelt haben könnte, und lächelte auf eine ganz besondere, fast verklärte Art, als verzeihe sie großmüthig dem mit ihrem frommen Wandel Unbekannten diese Frage. »Nein, Herr von Sellhausen,« sagte sie mit halbflüsternder Stimme, »verzeihen Sie, ich habe meinen Begleiter, heute wie alle Tage. An seinen Arm bin

ich gewöhnt und er besitzt die rechte Stärke, um meinen schwachen Fuß nicht straucheln zu lassen.«

Bodo, also abschläglich beschieden, verbeugte sich achtungsvoll und verließ das Zimmer. Auf dem Corridor erwartete ihn schon Johann und führte ihn nach dem in demselben Stockwerk gelegenen Speisesaal.

Dieser war ein nicht allzu großes, mehr langes als breites Gemach, das außer einem Speisetische und einem alterthümlichen Büffet völlig leer stand. Beide aber waren mit silbernen Schalen und Körben, Aufsätzen, Vasen mit Blumen, Tellern, Schüsseln, Gläsern und einigen Dutzend silberner Messer, Gabeln und Löffel überladen, so daß man hätte denken können, es sollten fünfzig Personen mit wenigstens zwanzig verschiedenen Gängen bedient werden. Alle diese Gegenstände jedoch bildeten bei Weitem noch nicht das ganze vorhandene Schaugepränge.

Rings an den Wänden des grautapezirten Speisesaales nämlich waren Wandschränke angebracht, deren Thüren sämtlich offen standen, so daß der Einblick in ihr Inneres unmöglich zu umgehen war. In einigen von ihnen sah man altes bemaltes Porzellan, tausendfach gekittet, in den anderen vergilbte Pokale, Kelche aller Art, geschliffen, vergoldet und von allen möglichen Farben und Gestalten. Aber auch sie beherbergten manchen Lahmen und Kranken, und die halbtodten lagen, unheilbar zwar, aber immer noch mit Ehren ihre Stelle behauptend, an irgend einen lebenskräftigeren Nachbar oder die stützende Wand gelehnt.

Nachdem Bodo diese zur Schau gestellten unschätzbaren Reichthümer der Reihe nach bewundert, wozu man ihm absichtlich reichlich Zeit gelassen, trat der Baron und gleich

nach ihm eine Bonne mit drei blassen hohläugigen Mädchen, und ein langaufgeschossener schwindsüchtiger Hofmeister mit zwei stillen Knaben ein, die sämtlich, ihrem verhungerten Aussehen nach zu schließen, einen sehr großen Appetit mitzubringen schienen. Bodo wollte den Baron anreden und die Kinder begrüßen, als er von Ersterem einen bedeutsamen Wink erhielt, der so viel sagen wollte, als: »Um Gottes willen, schweigen Sie! Vor dem Gebet darf hier kein Laut hörbar werden, und so weit sind wir noch lange nicht.«

Darauf stellte er sich hinter einen Stuhl und wies seinem Gast einen andern in seiner Nachbarschaft an, worauf sich auch die Bonne, der Hofmeister und die fünf Kinder mit gefalteten Händen und schon im Stillen kauenden Zähnen hinter ihren Stühlen um den Tisch gruppirten.

Bodo und dem Baron gegenüber waren zwei Stühle leer geblieben und auf die Eigenthümer derselben schien man zu warten, ohne daß auch nur ein Geflüster laut geworden wäre, da die Augen der beiden Erzieher die jeden Moment losbrechen wollenden Kinder in den geziemenden Schranken hielten.

Nach langer erwartungsvoller Pause ging endlich die Thür auf. Das heißt, der »Satan« Johann und einer seiner Leidensgefährten rissen mit sanfter Gewalt, auf einen einzigen Ruck die beiden Flügel derselben auf und in dem offenen Raume wurde die in ihrem klösterlichen Gewande erscheinende Baronin sichtbar, von ihrem treuen und mit der »rechten Stärke« begabten Führer geleitet, der ihren schwachen Fuß nicht straucheln ließ.

Die Augen niedergeschlagen haltend, das gelbliche Gesicht in die mildesten Falten gelegt, trat die Dame vom Hause hinter ihren Stuhl, neben sie der Caplan, der nur einen Blick nach hinten warf, ob auch die Thür wieder geschlossen und die Diener Zeugen der sogleich beginnenden frommen Handlung wären.

Als er sich davon überzeugt, trat er an den Tisch, beugte sein Knie, was die ganze Familie mit einziger Ausnahme Bodo's ihm nachthat, und nun sprach oder murmelte er ein kurzes Gebet mit so weinerlichem und zerknirschem Tone, daß der Gast fast kein Wort davon verstand.

Kaum aber waren die letzten Töne dieses Gebetes in den Höhen des Speisezimmers verhallt, so rückte ein Jeder, mit Ausnahme der Baronin und ihres Beichtvaters, denen die Diener ihre Stühle erst zurück und dann vorschoben, seinen Stuhl, und der Baron rief, im Gegensatz zu dem vorherigen Flüsterton des Betenden, mit einer wahren Donnerstimme:

»Nehmen Sie Platz! Gesegnete Mahlzeit! Trinken Sie Weißen oder Rothen?«

Es entstand eine Pause, die Bodo beinahe mit lautem Gelächter ausgefüllt hätte, so spaßhaft kam ihm der ganze Vor- und schnelle Uebergang vor. Aber die vorwurfsvolle Miene der Baronin, womit sie ihren Mann ansah, zügelte ihn, worauf sie sogleich in einem Tone sagte, der einem Schulknaben gegenüber sehr passend gewesen wäre: »Willst Du nicht Deine Pflicht als Wirth erfüllen und die beiden Herren einander vorstellen?«

»Ah,« rief der Baron halb in Verzweiflung, »verzeihen Sie, meine Herren. Herr Legationsrath von Sellhausen, unser theurer Vetter, und Herr Kattengold, unser Caplan! Bitte,

aber nehmen Sie Platz! Johann, zum Teufel, wo bleibt die Suppe?«

Dieser unglückselige Ausruf rief zwei neue Auftritte hervor. Die Kinder brachen in ein jauchzendes Gelächter aus, welches Bonne und Hofmeister vergebens zu stillen versuchten, und der Caplan und die Baronin warfen dem Hausherrn einen Blick zu, der so viel besagte, als: »Na! Du bist ein verlorener Mann! Du kannst nächsten Sonntag nicht absolvirt werden! In solcher Gesellschaft, an solchem Tage, in solcher feierlichen Minute vom Teufel zu sprechen – o!«

Der Baron schien auch selbst zu fühlen, was er verbrochen. Er sank zerknirscht auf seinen Stuhl und stopfte sich den Mund so voll mit Brod, daß sein hageres Gesicht wie geschwollen aussah. Unterdessen aber war die Suppe hergebracht und wurde herumgereicht. Zuerst erhielt die Baronin, dann der Caplan, dann erst der Gast seinen Antheil. Bodo, sonst so ernst und gefaßt, konnte diesmal auf keine Weise ein stilles Lächeln unterdrücken, was zufällig der Caplan bemerkte und sich herausnahm, es mit sehr verständlichem Naserümpfen zu tadeln.

In solchen Dingen aber verstand der Legationsrath keinen Spaß und er wollte dem jungen Priester sofort eine Lehre geben, daß er mit Männern von wirklicher Bildung sich ein solches präceptorartiges Mienenspiel nicht erlauben dürfe. Er legte daher seinen Löffel nieder, hielt den noch immer warnend auf ihn gerichteten Blick des Caplans fest und sah ihn dann so durchdringend und mit einem so fühlbaren Nachdruck an, daß der fromme Herr rasch die Augen niederschlug und sie auch so bald nicht wieder erhob.

Das tiefste Schweigen herrschte nun wieder bei Tische, während die Suppe genossen wurde und auch eine lange

Zeit nachher noch. Derselbe Bann, unter welchem die ganze Gesellschaft mit ergebungsvoller Duldung lag, beherrschte auch Bodo, jedoch nur mit seinem eigenen Willen, denn er sah nicht ein, warum er hier allein sprechen sollte, wenn kein Anderer sich der Mühe der Unterhaltung unterzog. Um so aufmerksamer aber beobachtete er die Vorgänge bei Tische und ihn dauerten die Kinder am meisten, denen man fast kein Wort vergönnte. Sobald ein Knabe irgend etwas sagen wollte, flüsterte der blasse Hofmeister sein peremptorisches »Pst!« und sobald ein Mädchen nur die Miene machte, den Mund aufzuthun, hauchte die schon gesättigt erscheinende Bonne – denn sie aß fast gar nichts – ihr leises »Still!« welches wie ein matter Seufzer durch das, gleich einer leeren Kirche stille Gemach zitterte.

Am seltsamsten aber erschien ihm das stumme Geberdenspiel des Caplans mit sämtlichen Familiengliedern, namentlich mit den Kindern. Er dressirte sie förmlich auf verhimmelnde, süße und fromme Blicke, schlug dann und wann rasch ein Kreuz gegen irgend Jemand hin, was ihm derselbe dann sogleich wie zum Gegengruße nachmachte, und so hielt er Alle Aufmerksamkeit und Aufregung, nur den Baron nicht, der, um seinen mahnenden Blicken zu entgehen, das Gesicht meist vor sich niedergebeugt hielt, immerzu Brodschnitte aß und dann und wann hastig das Gesicht seines Gastes prüfte, wenn letzteres geschehen konnte, ohne daß es von dem ihn beobachtenden frommen Paare bemerkt wurde.

Die lange Gesprächspause, die Bodo auf keine Weise unterbrechen wollte, da er die Worte nicht finden konnte, die für diesen Kreis die allein passenden waren, fing an etwas drückend zu werden, als die Baronin dieselbe Bemerkung

zu machen schien und plötzlich mit einer krampfhaften Anstrengung zu ihrem Mann sagte:

»Mein lieber Ambrosius, Herr von Sellhausen wird morgen nach dem Kolkhof und übermorgen nach der Grotenburg fahren.«

»Mit Ihrer Erlaubniß werde ich *reiten*, wie heute,« versetzte Bodo, da er zu bemerken glaubte, daß die Dame auf das Wort fahren einen besonderen Nachdruck gelegt hatte.

»Sie waren wohl gestern auch schon auf der Grotenburg?« ließ sich nun der Baron vernehmen, um doch irgend Etwas zu sagen.

»Nein. Uebermorgen werde ich zum ersten Mal das Glück haben, den Herrn Baron zu begrüßen,« erwiderte Bodo.

Der Baron starrte seinen Gast an, als ob er in einer unverständlichen Sprache zu ihm gesprochen habe.

»Ja, ja,« rief die Baronin in einer Art convulsivischer Nervenauflregung, »denke Dir doch, Ambrosius, Herr von Sellhausen ist noch *gar* nicht auf der Grotenburg gewesen.«

Diesem Ausruf, als hätte ihm eine electriche Wirkung innewohnt, folgte eine wunderbare Scene. Alle, die am Tische versammelt waren, mit einziger Ausnahme der Kinder, blickten sich geheimnißvoll, fast ängstlich an, und sogar die blasse Bonne und der hektische Hofmeister gaben die unzweideutigsten Zeichen der höchsten Verwunderung zu erkennen, ein Beweis, daß das zwischen Bodo von Sellhausen und der Familie Grotenburg obwaltende Verhältniß auf eine unverantwortliche und höchst indiscrete Weise aller Welt preisgegeben sei.

Bodo, der gerade etwas aß, ließ sich nicht im Geringsten stören und nachdem er nur eine Weile das offenbare Kreuzfeuer der verschiedenen Blicke beobachtet, sah er still vor

sich hin, da ihm die Fortsetzung des begonnenen Gesprächs sicherlich nicht angenehm sein konnte.

Es entstand daher abermals eine Pause, die endlich der geistreiche Caplan dadurch unterbrach, daß er irgend etwas Unbedeutendes von einer seiner Reisen erwähnte.

Bodo war eben mit Essen fertig und legte die Gabel nieder, wobei sein Blick auf die Baronin fiel, die ihr Ohr voller Spannung und ihr Auge voll Interesse auf den so eben Redenden gerichtet hielt. »Herr Kattengold ist sehr weit gereist!« sagte sie dann mit Bedeutung zu ihrem Gaste.

»Ich glaube es wohl,« lautete die Antwort, »wo ist der Herr denn schon gewesen?«

»In Dresden, München und namentlich in den Rheinprovinzen,« erwiderte die Baronin, die sich freuen mochte, ihre glorreiche Stütze auf irgend eine Weise glänzen zu lassen.

»Nun, dann ist unser Herr Vetter doch noch etwas weiter gewesen!« konnte sich der Baron nicht enthalten, laut über den Tisch zu rufen.

Kaum aber war das Wort seinen Lippen entflohen, so fühlte er auch schon, daß er zu weit gegangen, und senkte den Kopf demüthig nieder, denn die Baronin hatte einen flammenden Blick auf ihn geworfen und verwunderungsvoll das Madonnenhaupt geschüttelt.

Die nun abermals entstehende Pause versuchte Bodo mit Verzehrung der ihm eben dargereichten Speise zu füllen, indem er fand, daß Alles, was man auf den Tisch brachte, leidlich zubereitet war; nur der Weiße, von dem er nur genippt, war so sauer, daß er mit Vergnügen das Glas unangerührt vor sich stehen ließ, was ihm um so leichter wurde, da Niemand weder zum Essen noch zum Trinken nöthigte. Das auf

den Tischen und in den Wandschränken ausgestellte Porzellan aber, die bunten Gläser, das Silberzeug, wurde nicht angerührt und außer den drei Gerichten, die auf die Tafel kamen, war alles Uebrige nur zur Schau, zur Bewunderung der invaliden Schätze und des Reichthums eines »so kostbaren Familieninventars« in das Licht des Tages gerückt.

Plötzlich räusperte sich die Baronin, gerade als man zum Dessert gekommen war, welches aus selbstgebackenem Honigkuchen und überjährigen Nüssen bestand.

»Mein lieber Herr von Sellhausen,« sagte sie mit einer viel sanfteren Stimme als vorher, »verzeihen Sie mir noch eine Frage, die mir schon seit dem Augenblick auf dem Herzen liegt, wo ich Sie in mein Zimmer treten sah. Ich höre, Sie sind weit in der Welt herumgekommen und mit Heiden und Christen aller Länder in Verkehr getreten. Ach – Sie glauben nicht,« fügte sie mit einem schmelzenden Ausblick zur Decke des Zimmers hinzu, – »wie nahe die nun kommende Frage mich persönlich berührt: haben Sie auch über den reichlichen weltlichen Mammon, den Sie überall in sich aufgenommen, nicht ganz das Heil Ihrer unsterblichen Seele vergessen?

Der Caplan nickte auf diese wie aus den Wolken gefallene Frage etwas ungestüm Beifall und warf dann einen herausfordernden Blick auf den Legationsrath, da dieser einen Minute schwieg, bevor er seine Antwort vernehmen ließ.

Kaum aber hatte der Caplan diesen Blick abgeschleudert, so hatte ihn auch schon das Falkenauge Bodo's erfaßt und, sich höflich vor der Baronin neigend, als wolle er noch einen Augenblick um Entschuldigung bitten, sagte er zum Caplan mit einer so ruhigen, aber auch so ehern festen Stimme, daß seine Worte gerade dadurch den schneidendsten Eindruck

hervorbrachten: »Haben Sie Herr Caplan, der Frage der Frau Baronin noch ein erläuterndes Beiwort hinzuzufügen, da Sie mich so bedeutungsvoll ansehen?«

Der Caplan, tief getroffen von dem Stachel dieses unverbesserlichen Weltkinds, senkte demüthig den Kopf und sagte salbungsvoll: »Ich erwarte nur Ihre Antwort auf die Frage der gnädigen Frau Baronin.«

»Frau Baronin,« sagte nun Bodo lächelnd zu dieser, indem er sich abermals verbeugte: »ich werde Ihnen diese Frage beantworten, wenn wir einmal allein und ungestört sein sollten, denn schon mein erster Religionslehrer, der wackere Pfarrer in Breitingen, hat mir in der frühesten Jugend die Lehre gegeben, niemals in größerer und mir fremder Gesellschaft über Religionsachen, am wenigsten über solche zuspochen, die das Gewissen des Einen oder Andern der Anwesenden berühren könnten. Sie also, Herr Caplan, werden etwas lange auf diese Antwort warten müssen.«

Die Baronin erröthete, so sehr ihr gelbliches, blutloses Gesicht es vermochte, und um dem unerquicklichen Gespräche sogleich ein Ende zu machen, rückte sie ihren Stuhl, den der schon lange darauf harrende Johann ergriff und fortzog, und stand auf. Alle Anwesenden, gewiß herzensfroh, sich einmal willkürlich bewegen zu können, folgten dem Beispiel der Wirthin auf der Stelle und nun beugten der Caplan und seine Glaubensgenossen wieder das Knie und das Dankgebet ward wie vorher unverständlich gemurmelt, worauf sämtliche Hausmitglieder ein kräftiges »Amen!« hören ließen.

»Wo trinken wir heute den Kaffee?« fragte der Baron mit triumphirender Stimme, sobald das Amen die frommen Lippen verlassen hatte. Aber Niemand antwortete ihm, was ihn durchaus nicht zu verletzen schien. Der Hofmeister und die

Bonne verbeugten sich vor den Anwesenden und führten dann ihre kleine bleiche Heerde in ihre Zimmer zurück, die Baronin gab dem Caplan den Arm und Bodo schloß sich dem Baron an, der geduldig und zufrieden dem vorangehenden Paare folgte.

Dasselbe schlug den Weg nach dem trüben Betzimmer der Baronin ein, wo man den Kaffee in einer großen silbernen Maschine schon aufgetragen fand. Hier nahm man irgend wo Platz, die Baronin servirte selbst mit stillen Höflichkeitsgeberden den Kaffee, im Ganzen aber blieb es jetzt eben so still, wie es vorher beim Essen gewesen war. Vergebens bemühte sich der Baron, irgend ein allgemeines Gespräch in Gang zu bringen, allein da Alle mehr oder weniger über Dies oder Jenes verstimmt waren, blieb seine Bemühung umsonst.

»Wie wäre es,« fragte er da plötzlich, als wolle er sich mit einem Gewaltstreich aus der unangenehmen Lage befreien, »wenn wir gleich Alle, wie wir hier sind, nach der Grotenburg führen? Was meinen Sie dazu, lieber Vetter, der Tag ist noch lang und wir dürften eine eben so große Freude dasselbst bereiten, wie wir selbst eine recht hübsche Zerstreuung haben werden?«

»Ich für meine Person muß für diese Zerstreuung danken,« erwiderte Bodo, »so sehr sie auch Ihrem Geschmacke entsprechen mag. Indessen habe ich schon fast zu lange gezögert, meine Rückkehr anzutreten, denn mich rufen Geschäfte nach Hause, die ich nicht umgehen kann.«

Bei diesen Worten heiterte sich zum ersten Mal das Gesicht des Caplans auf. Er gab der Baronin einen Wink, den diese wie immer verstand, und so sagte sie, dem Legationsrath die zweite Tasse Kaffee darreichend: »Das kann ich nur

loben, Herr von Sellhausen. Geschäfte gehen immer dem Vergnügen vor. Auch bei uns geht die Arbeit – vor Allem das Gebet – über jedes Vergnügen, selbst über das, welches Sie uns heute bereitet haben: einen lieben Verwandten bei uns zu sehen!«

Der Baron war brummend an ein Fenster getreten und Bodo trank ruhig seinen Kaffee aus. Wenige Minuten später aber verabschiedete er sich auf eine so ungezwungene Art, als wären nur die süßesten Worte und die unschuldigsten Blicke zwischen der Gesellschaft gewechselt worden. Der Baron begleitete ihn bis auf den Hof, wo Johann schon auf den früher ihm bekannt gemachten Wunsch des Gastes den Braunen gesattelt bereit hielt, und fünf Minuten später sah man von den oberen Fenstern aus mit einer Befriedigung ohne Gleichen diesen Mann abreiten, den man Monate lang mit dem brennendsten Verlangen entgegengesehen hatte, nicht etwa, weil er den von ihm gehegten Erwartungen nicht entsprochen, sondern weil man instinctmäßig, Einer wie Alle, fühlte, daß man keineswegs einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht und daß er der Mann nicht sei, dem es in einem Hause gefallen könne, wo Bigotterie, geschminkte Armuth, todter Prunk und kalte Herzen ihren Thron aufgeschlagen hatten und der böseste Teufel der Welt regierte trotzdem man den Namen Gottes jeden Augenblick im Munde führte.

ERSTES KAPITEL. BARON HAAS VON HAASENCAMP AUF DEM  
KOLLHOF.

Wenn man die Geschäfte, die der Legationsrath auf Sellhausen nicht umgehen konnte, nach der Art und Weise beurtheilen wollte, in welcher er von dem Hofe zu Kranenberg abritt, so mußten sie in der That sehr dringend sein, denn der alte Braune war ganz erschrocken, als ihm die Sporen so ganz unerwartet in die Seite gesetzt wurden und er nun eine Strecke so flüchtig durchlaufen mußte, daß ihm fast der Athem ausging. Bodo schien es indessen in der That nur darum zu thun zu sein, den öden Hof und Alles, was ihn an die letzten Stunden erinnern konnte, so bald wie möglich aus den Augen zu verlieren, und als er etwa eine halbe Meile im schärfsten Trabe geritten war und sich schon längst wieder auf neutralem Gebiete befand, zog er die Zügel an, ließ den braven Gaul verschnaufen und blieb geraume Zeit, nichts um sich her sehend, nichts hörend, in ein trübes Sinnen verloren, was sonst gar nicht in dem Wesen des immer gleich heiteren und thatkräftigen Mannes lag. Die Stimmung aber, in der er sich jetzt befand, harmonirte vollkommen mit dem fahlen Grau des Himmels, der schon den ganzen Tag mit Regen gedroht und ihn doch nicht herniedergesandt hatte, dafür aber ein griesgrämiges Gesicht zeigte, als wolle er der ganzen Welt seine Unzufriedenheit mit ihrem schnöden Thun und Treiben bezeugen.

Je weiter aber Bodo seinen Ritt heimwärts fortsetzte, um so mehr arbeitete er sich aus den bitteren Gefühlen empor, die von verschiedenen Seiten her sein Herz bestürmten, und als nun allmählig bei frischer werdendem Winde der Himmel

sich lichtete, plötzlich die Nachmittagssonne aus dem düsteren Gewölk brach, das um ihn wogende Grün der Felder vergoldete und warme Strahlen herniedergoß, da war es, als ob ein belebender Hoffnungsstrahl in sein Inneres selbst gedrungen sei, und mit heiterem Angesicht blickte er wieder um sich her und begrüßte mit wahren Wonneschauer die mit einem Mal so freundlich gewordene Welt. O wie glücklich war er jetzt, noch eine friedliche Heimat zu besitzen, die ihm nicht den Anlaß zu Groll und Widerwillen bot, wie er ihn eben erst überstanden, und wie rasch ließ er nun wieder den Braunen laufen, um sie so bald wie möglich zu erreichen und den bevorstehenden schönen Abend noch in aller Ruhe und in vollem Behagen zu verbringen.

Es war noch nicht ganz sechs Uhr, als er sein stattliches Haus mit dem schmucken grünen Vorgarten vor sich liegen sah. Viele Dienstleute des Hofes waren ämsig auf den Feldern beschäftigt, und die Thiere, die in seiner Nähe weideten oder ihn selbst belebten, namentlich die Tauben mit dem schneeigen Gefieder, tummelten sich fröhlich umher, auf der Erde und in den Lüften, als wollten sie den so spät gebotenen Sonnenschein noch nach besten Kräften genießen.

Der alte Kutscher sah seinen Herrn schon von Weitem durch das Hofthor reiten und eilte flugs auf die Rampe, um ihm das dampfende Pferd abzunehmen; dabei erfreute er sich wie gewöhnlich eines leutseligen Grußes Seitens des jungen Herrn, den alle Bewohner des Gutes stets lieber kommen als gehen sahen.

»Ist Alles in Ordnung, Justus?« fragte der Herr den alten Diener.

»Alles in Ordnung, Herr von Sellhausen!« erwiderte der Gefragte, und das Auge mit schlauem Blinzeln auf das

schnaubende Pferd richtend, setzte er gutmüthig hinzu: »Aber den alten Braunen haben Sie tüchtig warm geritten. Nächstens werden Sie sich doch einen anderen Gaul anschaffen müssen.«

»Warum, Justus?«

»Ei, weil ein junger Herr auch ein junges Pferd haben muß!« lachte der Alte, indem er den Braunen in seine Decke hüllte und nach dem Stalle führte.

Bodo sprang lächelnd die Stufen hinauf und da ihm Rieke oben entgegenkam, fragte er sogleich nach Fräulein Treuhold.

»Ich werde sie sogleich rufen, gnä – Herr von Sellhausen! Wohin befehlen Sie sie?«

»Thu das – ich werde sie in ihrem Zimmer erwarten.«

Wenige Augenblicke später kam die alte Dame mit keuchendem Athem aus den unteren Haushaltsräumen herbeigelaufen, und als sie ihren lieben Herrn mit fröhlichem Gesicht ihr entgengetreten sah, rief sie munter:

»Mein Gott,« Herr Legationsrath, sind Sie schon wieder da? So früh? Das habe ich nicht erwartet. Und Sie sehen noch dazu so heiter aus? Ah, Sie haben gewiß Vergnügen gefunden, wo Sie nur eine Last vermutheten, nicht wahr? Sehen Sie wohl, wie sich Alles besser gestaltet, als man denkt? Man muß nur erst einmal ernstlich den Anfang machen!«

»O nein, meine Liebe, Sie irren sich. Ich habe wahrhaftig kein Vergnügen genossen und die Last sogar noch größer gefunden, als ich sie mir vorgestellt. Ich bin nur so heiter und glücklich, weil ich wieder zu Hause, bei Ihnen bin und den schönen Abend nun noch in aller Muße genießen kann. Erkennen Sie nun, wie gut es war, daß ich so früh fortritt? – Aber noch Eins, liebe Treuhold. Wenn wir heute Abend

essen, lassen Sie uns ein gutes Glas Wein trinken, ich bin vollständig abgemattet von Allem, was mir durch's Herz gegangen ist und was ich bis jetzt keinem Menschen habe ver-rathen dürfen.«

»Durch das Herz ist Ihnen etwas gegangen?« fragte Fräulein Treuhold, auf's Höchste verwundert und nachdem ihre Neugier aus dem leichten Schlummer geweckt war. »O, bitte, erzählen Sie, wenn ich es wissen darf – was ist Ihnen auf Kranenberg begegnet? Haben Sie Alle zu Hause getroffen?«

»Leider Gottes, ja, liebe Treuhold, sie waren Alle da, mir zum Jammer! Aber das sage ich Ihnen gleich heute: auf Kranenberg bin ich zum ersten und letzten Mal gewesen und es giebt keine Macht auf der Welt, die mich zu einer Wiederholung dieses Besuches zwingen könnte. Solche Gesellschaft kann mir nicht nützen, mich nicht erfreuen, nicht einmal unterhalten; mit ihr ist ein fremder Tropfen in mein Blut gekommen und er muß wieder ausgestoßen werden, sonst gehe ich innerlich zu Grunde. Ah!«

Hierauf setzte er sich in seine Lieblingsecke und erzählte dem aufmerksam lauschenden Fräulein, was ihm begegnet, wie er empfangen und wie seltsame Neigungen und Vorgänge er in der ihm verwandten Familie getroffen habe. Was man ihm jedoch in Bezug auf die Grotenburgs gesagt – jene erbärmlichen Anspielungen auf den Wunsch oder gar Willen seines Vaters, dessen Erfüllung man nicht im Geringsten zu bezweifeln schien – verhehlte er, denn er wollte die frische Wunde, die man seinem Ehrgefühl versetzt, nicht wieder aufreißen; auch war die geistige Nahrung, die er der treuen Haushälterin mit der übrigen Erzählung bot, reichlich genug und sie war über Alles und Jedes so erstaunt,

daß sie erst gar nicht die passenden Worte finden konnte, nachdem Bodo seine Erzählung beendet.

»Ach du lieber Gott,« sagte sie endlich, die Hände in ihrem Schooße faltend und den Kopf bedenklich von einer Seite zur andern neigend, »also so war es? Nun weiß ich es doch und beinahe habe ich mir nichts Anderes gedacht, denn so war es ja auch schon früher, und Ihr seliger Herr Vater hat mir selbst oft genug sein Herzeleid darüber geklagt. – Aber nun, lieber Herr, machen Sie es sich bequem, Sie sehen ganz erhitzt aus und Ihr schöner Frack ist voll Staub, als hätten Sie auf dem Felde damit gearbeitet. Darf ich Ihnen irgend eine Erquickung auf Ihr Zimmer schicken?«

»Ich danke für Alles und bin schon jetzt hinreichend erfrischt. Nur habe ich etwas Appetit mitgebracht, denn über die viele himmlische Speise bei der Baronin habe ich wenig an die irdische gedacht. Lassen Sie uns also, wenn es geht, bald nach Sieben etwas genießen, dann können wir noch den schönen Abend im Garten ungestört verbringen. Adieu, meine Liebe!«

»Das soll geschehen, – gewiß, lieber Herr – und Adieu bis um Sieben!«

Mit diesen Worten trippelte die gute Alte rasch nach der Küche hinunter, um ihre Befehle zu geben, während Bodo den Weg nach seinem Zimmer einschlug, um es sich bequem zu machen, wie ihm gerathen war.

In Gedanken noch mit der eben beendigten Unterhaltung beschäftigt, trat er in sein Zimmer, ohne sogleich nach einzelnen Gegenständen darin sich umzublicken. Nur das freundliche Ganze, das ihn hier umgab und ihm gleichsam mit heimatlichem Gruße entgegenkam, erfüllte ihn mit jenem unsagbaren wohligen Gefühl, welches uns beschleicht

wenn wir uns glücklich und heimisch bei uns selber fühlen, was leider nicht allen Menschen und dem damit begabten selbst nicht zu jeder Zeit beschieden ist. Fast augenblicklich aber zog ihn der weite Fernblick über das unabsehbare Thal an und er trat an das geöffnete Fenster und schaute mit einem Antlitz in die frisch aufgelebte Natur hinaus, das seine angenehmen Empfindungen lebhaft widerstrahlte.

Ueppig und reich, gleichsam schwer mit seiner goldenen Wucht, lag der abendliche Sonnenschein auf dem Strome, den Bergen und Wäldern und den weithin gestreckten grünen Auen. Nur hie und da schon wurden die Schatten der Wipfel auf den Felsen länger und brachten in dem blauen Wasserspiegel jene wunderbar farbenreiche Lichtmischung hervor, die kein Pinsel malen und kein Wort des Dichters beschreiben kann. Still und friedlich ruhten die rothen Felsen da drüben auf ihrer unerschütterlichen Grundmauer, das Wasser rauschte majestätisch mit leisem Geflüster seine ewige Bahn und nur einzelne Vögel flatterten zwitschernd von Zweig zu Zweig, bevor sie sich in ihren friedlichen Nestern zur Ruhe begaben. Bodo sog Augen und Brust voll von diesem erfreulichen Anblick, bis auch sein Herz davon gefüllt war und die vorher aufgeregten Empfindungen desselben wieder in ihrem alten Geleise ruhig dahinschwammen. Da erst schloß er das Fenster, drehte sich um und begann, ohne den Blick zu erheben, sich umzukleiden, um es sich auch so ein wenig behaglicher zu machen.

In diesem Augenblick glaubte er einen eigenthümlichen süßen Duft im Zimmer wahrzunehmen. Er schaute auf und da sah er in der Mitte seines Büchertisches ein herrliches

Bouquet stehen, worin die schönen Frühlingsblüthen kunstvoll vereinigt waren, die auch draußen den Garten mit lieblicher Würze erfüllten. Auf seinem Schreibtische aber, dem Tintenfaß gegenüber, stand ein kleiner Glaskorb mit frischgepflückten Veilchen, die zumeist den lieblichen Duft durch das Zimmer verbreiteten.

»Was ist das?« sagte er. »Veilchen, noch in so vorgerückter Jahreszeit? Welche Hand und wo hat sie sie gepflückt? Ah, sieh da – jetzt sehe ich es erst – man ist auf meinem Zimmer gewesen und hat einige Ordnung darin hervorgezaubert. Das ist hübsch, das ist artig, das ist gütig.«

Er blickte sich jetzt genauer in seinem kleinen Heiligthum um und fand, daß allerdings ein sehr aufmerksamer Sinn und eine geschickte Hand hier thätig gewesen sein müsse. Die schönen Blattpflanzen auf dem Blumentisch waren mit einem feuchten Schwamme zierlich gereinigt; die Bücher, ohne daß man ihre Lage und Stellung im Geringsten geändert, waren von allem Staube befreit, den ein einzelner Mann nur zu leicht und ohne ihn zu bemerken, darauf gerathen läßt; seine kleinen Statuen und Bilder, kurz Alles in Allem war sauber und blank, als wäre es eben erst aus der Hand seines ersten Schöpfers hervorgegangen.

Bodo stand eine Weile und schaute auf das in der Stille verrichtete Werk mit angenehmer Ueberraschung hin. Nachdem er sich aber wiederholt von Einem zum Andern gewandt, sagte er endlich zu sich: »Ei, man hat es gut mit mir gemeint, so viel ist gewiß – nehmen wir es dankbar an. Ich will nicht fragen, welche Hand hier oben thätig gewesen, es ist so unterhaltend, von unsichtbaren Geistern bedient zu sein, und will ich es erfahren, so kommt man in geheimnißvollen Dingen durch Schweigen oft am besten zum Ziele.

Also still vor der Hand, der unsichtbare Geist mag weiterwalten und die Zeit wird uns auch dies Räthsel lösen.

---

Punkt sieben Uhr fand sich der Legationsrath im Speisezimmer ein und gleich nach ihm kamen Fräulein Treuhold und Gertrud, während Herr Hinz fast bis gegen das Ende der Mahlzeit abwesend blieb. Ersterer begrüßte die Tochter des Meier's freundlich und erkundigte sich, wie sie den Tag zugebracht, und erst während sie ihm mit ihrer sanften Stimme Antwort auf diese Fragen gab, fielen seine Augen auf den wie am gestrigen Tage zierlich geschmückten Tisch. Eben setzte man sich, da trat Rieke ein und trug eine Schüssel mit herrlichen Forellen, silberweiß und blau, mit purpurnen Flecken gesprenkelt und mit zartem Grün und duftigen Citronenscheiben appetitlich aufgeputzt, auf den Händen.

»Was ist das?« fragte Bodo überrascht. »Meine Lieblingspeise zum ersten Mal hier auf dem Tisch? Forellen? Ei, Fräulein Treuhold, Sie sind ein weiblicher Zauberer – wo haben Sie die gefangen?«

Fräulein Treuhold lächelte mit einer gewissen inneren Genugthuung vor sich nieder, warf dann das Auge auf Gertrud und deutete mit der Hand auf sie hin. »Sie thun mir zu viel Ehre an, Herr Legationsrath,« sagte sie scherzend, »ich verstehe nichts von Zauberei. Wenn es aber eine solche Person unter uns giebt, so ist es die Trude, bei der mögen Sie sich für die Forellen bedanken.«

»O nicht doch!« erwiderte diese leicht und natürlich eröthend. »Nicht ich, Herr von Sellhausen, kann diesen Dank

annehmen. Mein Vater vielmehr hat sich erlaubt, sie mit einigen Blumen zu senden. Er hat sie aus unserm Bache fischen lassen, der reich genug daran ist.«

»So, so ist die Sache!« rief Bodo munter. »Nun, dann soll auch der gute Meier bei unserm ersten Glase zuerst genannt und gerühmt werden, Ihres Vaters Wohl – mein Fräulein! und wohl bekomm' es uns Allen!«

Man aß und trank in der heitersten Stimmung und der von seinem Ritt vorher so Ermüdete war der Munterste von Allen. Niemals hatte ihn Fräulein Treuhold so lebhaft und anhaltend erzählen hören. Er sprach von seinen Reisen, berichtete kleine im Morgenlande erlebte Abenteuer, wo er mit seinem Gesandten irgend einen Fürsten in Kleinasien besucht, und war endlich so tief in dergleichen Mittheilungen gerathen, daß er gar nicht zu merken schien, was für aufmerksame Zuhörerinnen er an seiner Seite hatte. Gertrud vor Allen war völlig Ohr. In dieser Weise hatte sie noch nie einen Mann sprechen hören und solche Erlebnisse hatte ihr noch Niemand von sich selber berichten können. Nur sehr selten warf sie einige Fragen dazwischen, wenn ihre Wißbegierde sie dazu drängte, und Bodo war ein so gefälliger Erzähler, wußte stets eine so erschöpfende Antwort zu geben, daß die Belehrung und in Folge dessen die Befriedigung nicht ausbleiben konnte.

Endlich entstand eine längere Pause. Bodo schaute, wie sich auf etwas besinnend, auf seinen Teller und Gertrud machte schon Miene, sich zu erheben, als Fräulein Treuhold plötzlich sagte:

»O, reiten Sie doch alle Tage aus, dann kommen Sie immer hübsch gesprächig Abends nach Hause. Das ist noch einmal so interessant als früher. Auf morgen, meine liebe

Gertrud, können wir uns im Voraus freuen. – Sie bleiben doch dabei, morgen nach dem Kolkhof zu geben, Herr Legationsrath?«

Bodo fuhr aus seinen Gedanken auf. »O, o,« sagte er ernst, »woran erinnern Sie mich da! Also ich soll und muß das so ungerne Begonnene fortsetzen? Nun ja, leider werde ich morgen nach dem Kolkhof gehen. Der Kelch, den ich einmal an die Lippen gesetzt, muß geleert werden, und morgen – morgen, meine Liebe, komme ich noch lange nicht auf seinen Grund!«

Und er seufzte dabei auf, was der guten Alten einen wahren Stich durch das Herz gab, denn daß ihr junger Herr sich so glücklich zu Hause fühle, hatte sie nur noch mit größerer Zärtlichkeit für ihn erfüllt.

Bald darauf, gerade als Herr Hinz in's Zimmer trat, um sein Gericht Forellen zu verzehren, erhoben sich die drei Andern. Bodo zündete eine Cigarre an und fragte das Fräulein, ob die Damen mit in den Garten kämen? Man beantwortete die Frage dadurch, daß man ihm sogleich folgte und nun dauerte es nicht lange, so war das vorher bei Tische abgebrochene Gespräch wieder im besten Gange, der Legationsrath wurde heiter wie zuvor und erzählte den beiden Frauen so viel als sie hören wollten. Als es aber dunkler im Garten wurde, verlor sich Gertrud fast wie ein abendlicher Hauch in die Ferne und Bodo nebst seiner Haushälterin spazierten allein noch lange in den ebensten Gängen auf und nieder.

»Nun,« sagte die alte Dame lächelnd, als sie zu bemerken glaubte, daß ihr Herr allmählig sehr still geworden war, »nun, mein lieber guter Herr, wie steht es mit dem fremden Tropfen Blut, den man Ihnen heute eingeflößt? Wühlt er noch immer in Ihren Adern?«

Bodo blieb stehen, sah die alte gutmüthige Frau, deren Umrise er nur noch undeutlich erkennen konnte, fragend an und erwiderte: »Ei, das ist ja ganz was Neues! Fangen auch Sie an, ein wenig ironisch zu werden?«

Fräulein Treuhold faßte vertraulich seinen Arm. »O, nicht doch,« rief sie fast kläglich, »ironisch wollte ich gewiß nicht sein. Aber jener Ausdruck – Sie haben ihn ja selbst gebraucht – summte den ganzen Abend in meinen Ohren und nun kam er mir auf die Lippen. Ich bitte um Verzeihung deshalb.«

»Ah, so war es gemeint! Nun, dann will ich Ihnen ernstlich sagen, daß das Gift glücklicher Weise noch nicht tief gedrungen war. Auch giebt es Gegengifte, wie Sie wissen und – und –«

»Nun,« fragte die Alte verwundert, als er plötzlich, wie mit sich selbst uneins, schwieg, »wo hätten wir denn hier das Gegengift?«

Der Legationsrath lachte fast laut. »Sie denken am Ende gar,« versetzte er, »ich meine Sie damit, Treuhold! Ach nein, diesmal zielte ich nicht auf Sie, auf keinen Menschen überhaupt –«

»Auf was denn? O so sagen Sie es doch!«

»Sie errathen das nicht? O, wie vergeßlich Sie sind! Auf was denn anders, als auf – die Forellen, die der gute Meier uns heute geschickt hat. Ah, ja, nun staunen Sie!«

»Nein, ich staune nicht, aber ich werde ihn öfter um ein solches Gericht bitten, da es bei Ihnen eine so gute Wirkung hervorbringt.«

»Thun Sie das und ich bedanke mich im Voraus dafür. Aber nun gute Nacht – »da ist Ihre Thür und hier meine Treppe. Schlafen Sie wohl, liebe Treuhold!«

»Gute Nacht – heute sehr – gnädiger Herr!«

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr stand der alte Braune wieder auf der Rampe vor der Thür, um seinen Herrn zu erwarten und zu seinem zweiten Besuche nach dem Kolkhof zu tragen. Fräulein Treuhold lag im offenen Fenster, um ihn abreiten zu sehen, aber sie mußte ihre Geduld etwas auf die Probe stellen, bis er kam. Endlich trat er in ihr Zimmer, sagte ihr Lebewohl und ging dann hinaus, um aufzusteigen. Als er schon bei dem Pferde stand und eben die Zügel ergriffen hatte, zögerte er noch, sah sich noch einmal nach dem Hause um und blickte flüchtig nach den Fenstern empor.

»Wünschen Sie noch etwas, Herr Legationsrath?« fragte die alte Dame, die ihm vor die Thür nachgetrippelt war.

»Daß ich nicht wüßte – aber da ich Ihrer Nichte keinen guten Morgen bieten konnte, sind Sie wohl so gut, ihr denselben in meinem Namen zu überbringen.« Dabei stieg er in den Bügel und schwang sich leicht in den Sattel.

»Das will ich thun,« erwiderte Fräulein Treuhold, die Treppe herunterkommend und dicht neben das Pferd tretend, das noch immer nicht in Gang gesetzt wurde. »Vielleicht gehen wir heute zum Meier und machen uns auch einen vergnügten Tag,« fügte sie scherzend hinzu.

»Ah, ja, da thun Sie recht. Grüßen Sie den Meier von mir und er soll mich bald besuchen. Vergessen Sie das nicht.«

»Nein, nein,« rief sie hastig, da der Braune endlich langsam fortging, »soll ich ihm auch etwas über die bewußten Forellen bestellen?«

Bodo nickte herzlich. »Natürlich,« rief er zurück, »meinen besten Dank, doch den werde ich nächstens persönlich überbringen.«

Damit trabte der Braune fort und bald war er mit seinem Reiter hinter dem Hofthor verschwunden.

Des Reiters Weg wandte sich diesmal gegen Norden, dem Laufe der Weser folgend, die er erst wieder verließ, als er nur noch eine Viertelmeile vom Kollhof entfernt war, der in einer Niederung im Westen von Sellhausen lag und ehemals von einer schönen Buchenwaldung umgeben war, die der Sturmwind menschlicher Leidenschaft auch schon vom Erdboden vertilgt hatte.

Bis zu dem Beginn der ehemaligen Waldung, wo jetzt leidlicher Roggen stand, legte Bodo den Weg in einer Stunde zurück, von jetzt an fing er an langsam zu reiten, zumal er nicht, wie am vorigen Tage, den Regen zu befürchten hatte, da der Himmel zwar leicht bewölkt, aber nicht trübe war.

Während er nun in ziemlich ruhiger Gemüthsstimmung seinem Ziele zureitet, wollen wir uns mit diesem Ziele selbst beschäftigen und dem Leser einen kurzen Ueberblick über die Personen und Verhältnisse daselbst zu geben versuchen.

Der Kolkhof war, wie schon sein Name andeutet, nicht immer der Sitz eines Edelmanns, vielmehr früher nichts als ein großer Bauernhof gewesen, der erst von dem Großvater des jetzt darauf wohnenden Barons zu einem Rittergut vergrößert und mit allen seinen Umgebungen in vortrefflichen Stand gesetzt worden war. Allein die Blüthe des neuen Herrnsitzes sollte nicht lange dauern, denn schon der Sohn Jenes fing die alten Waldungen an auszuroden und zu Gelde zu machen, in der Meinung, das baare Capital könne ihm mehr Vortheil und Vergnügen bringen, als das grüne Holz, das ja schon Jahre genug gestanden und sich die Welt angesehen habe.

Eine ähnliche Ansicht von dem noch immer ansehnlichen Hochwalde hegte auch der jetzige Baron Haas von Haasencamp. Obgleich er recht gern bisweilen auf ein edles Wild jagte, so sah er nicht ein, warum er nur auf *seinem* Territorium jagen solle und nicht eben so gut Freunde und Nachbarn mit seiner Gesellschaft beglücken könne, und so schlug er den herrlichen Wald ganz nieder und verkaufte ihn, was ihm zur Zeit eine hübsche Summe Geld eingebracht haben mag. Allein ein rechter Segen entsprang ihm aus diesem Thun nicht. Das Geld saß in seiner Hand nicht so fest, wie die Bäume so lange im Boden gesessen, und bald waren nicht nur der Wald, sondern auch die Mittel verschwunden, die er seinem Besitzer eingetragen hatte.

Baron Haas war, wie wir wissen, der Bruder der Baronin Kranenberg und hatte eine Schwester des Barons Grotenburg zur Frau gehabt. Er war seit einer Reihe von Jahren Wittwer und man sagte, daß er erst nach dem Tode seiner Gemahlin lustig zu leben begonnen und sich die einsamen Tage zu nutze gemacht habe, die ihm Gott, der Herr, in diesem Jammerthale zugedacht.

Im Gegensatz zu seiner frommen Schwester, der er auch äußerlich in keinem Zuge glich, da er eben so kupferroth im Gesicht, wie sie gelb, eben so rund und kugelig in der Gestalt, wie sie mager, war er ein Lebemann im vollen Sinne des Worts, der den lieben Gott, wie das alte Sprichwort sagt, nach Belieben schalten und walten ließ und zu seiner Devise das ebenfalls gebräuchliche Wort: »Leben und leben lassen« gewählt hatte. Außerdem war er eine Art lustiger Person, mit der sich unter Umständen ganz wohl verkehren ließ, stets gut gelaunt, immer zufrieden, als Wirth gegen Gäste

so freigebig, wie vergnügt und genußsüchtig, wenn er bei Andern zu Gaste war.

Drei besondere Eigenschaften aber besaß noch der Baron, und wenn wir diese dem Leser entwickelt haben, glauben wir vollständig unserer Schuldigkeit gegen ihn nachgekommen zu sein.

Zuerst war Haas von Haasencamp der Sohn und Nachkomme eines alten Geschlechts, das sich bis in das graue Mittelalter hinein verlor und der Ueberlieferung nach stets große Thaten in Bezug auf den »Humpen« verrichtet haben soll, weshalb es auch einen solchen neben einem kleinen Hasen in seinem Wappen führte, für welches letztere Symbol wir keine besondere Erklärung liefern können, was auch nicht nöthig ist, da es sich vielleicht von selbst erklärt. Nichtsdestoweniger war aber der jüngste und kleinste Haas auf seine Abstammung von den alten Haasen sehr stolz, indem er oft siegreich die Ansicht verfocht, daß es nicht selten ein Beweis größerer Lebensklugheit sei, zu Zeiten recht schnell zu laufen, als Zeit und Raum verlierend, immer auf demselben Punkte stehen zu bleiben, womit wir bei Leibe nicht gesagt haben wollen, daß Haas von Haaseucamp zu den Männern irgend einer Fortschrittspartei gehöre.

Der zweite besondere Punkt in seinem Wesen war die Art und Weise, wie er das Leben selbst ansah und wie es nach seiner Meinung genossen werden müsse, wenn man am Ende seiner Tage das Recht haben wolle, zu bekennen, daß man es wirklich wie ein ächter Nachkomme der alten Ritter genossen habe. Mit einem Wort: ihm ging Nichts über ein herrliches Diner und einen Keller mit Wein gefüllt, vorausgesetzt, daß derselbe nicht zu klein war.

Für diese beiden Hauptlebensgenüsse war ihm eigentlich, wie schon zum Theil seinem Vater, sein ganzes Vermögen unter den Händen weggeschlüpft. Was gab es Schöneres und Edleres für ihn auf Erden, als mit ein paar guten Freunden an einer reich besetzten Tafel zu sitzen und wenigstens sechs Sorten des köstlichsten Weines – nicht zu probiren, denn das lohnte die Mühe nicht – sondern davon so viel wie möglich zu vertilgen, da ja doch der liebe Gott »das Getränk« nur zu diesem Zwecke geschaffen habe!

So war denn für seine Küche und seinen Keller von jeher auf das Umständlichste und Vortrefflichste gesorgt. Er besaß eine Köchin, von weither verschrieben, die ihres Gleichen – seiner Ansicht nach – in der ganzen übrigen Welt, selbst bei Fürsten und Prälaten, vergebens suchte, und da diese als eine viel erfahrene und sehr schlaue Person auch wußte, was sie in den Augen ihres Herrn werth war, so verstand sie es trefflich, sich alljährlich einen höheren Lohn zu bedingen, da schon die bloße Drohung, sie wolle den Kolkhof verlassen, einen Orkan von Furcht und Besorgniß in dem Herzen des edlen Haas herbeiführte. Beiläufig gesagt, eine Drohung, die auszuführen sie am wenigsten die Neigung besaß, weil sie selbst am besten berechnen konnte, wie gut es ihr in des Kollhofs Küche ging, wo sie als absolute Souverainin gebot und höchstens *einen* Nebenbuhler besaß, dessen Freundschaft zu erwerben und zu bewahren sie listig genug gewesen war.

Dieser Nebenbuhler in der Gunst des Barons war Niemand anders, als der Kellermeister, ein ehemaliger gewiegter Küper aus einem großen Weingeschäft in jener herrlichen kleinen Rheinstadt, die »des söffigen Weines« und der »rothnasigen Küper« mehr wie Sand am Meere beherbergt.

Dieser Kellermeister verstand es meisterhaft, den gnädigen Herrn Tag für Tag auf die Gefahr aufmerksam zu machen, daß einmal zehn Jahre aufeinander folgen könnten, in denen kein trinkbares Glas Wein producirt würde, und so erhielt er die Vollmacht, bei Zeiten dafür zu sorgen, daß niemals eine sichtbare Lücke in irgend einem gesegneten Jahrgange entstände.

Alles was sich im Bereiche des Kolkhofes befand, hatte Ursache, mit dieser wohlthätigen Fürsorge zufrieden zu sein, am meisten der Küper, die Köchin und etwa in dritter Reihe der gnädige Herr selber, der höchstens die Unkosten zu tragen hatte, wo jene »das Kosten« zu ihrem Hauptaugenmerk gemacht hatten.

Die dritte hervorragende Eigenschaft des jüngsten Haas endlich war seine sogenannte classische Bildung, auf die er kaum weniger stolz war, als auf sein Wappen, seine Küche, seinen Keller und Diejenigen, welche den beiden letzteren vorstanden.

Baron Haas von Haasencamp war nämlich einer der wenigen unter seinen Freunden und Nachbarn, der sich rühmen konnte, eine gelehrte Schule besucht zu haben; er war sogar bis zu der hohen Stufe eines Tertianers emporgestiegen, als sein Vater wegen des bereits vorgerückten Alters »des Studenten« erklärte, daß es nun genug der Gelehrsamkeit sei, daß die Welt noch andere Ansprüche an den Sprößling eines edlen Hauses mache und daß er es für gerathen halte, der mit Latein vollgestopfte Tertianer gehe mit einem Hofmeister auf Reisen, um nach einigen Jahren als vollendeter Weltmann und Philosoph vom reinsten Wasser in sein väterliches Haus zurückzukehren.

Haas von Haasencamp kehrte auch wirklich wenigstens als Philosoph von seinen Reisen zurück; er hatte große Studien in der menschlichen Vollkommenheit gemacht, und Dank der edlen Tertia und seinen Reisen gehörte er zu den Edelleuten seiner Nachbarschaft, die sich wegen ihres Wissens und Könnens in gewissen Punkten menschlicher Leistungen »sehen lassen« konnten.

Haas war also ein ungemein classisch gebildeter, sogar gelehrter Herr geworden – nach seiner eigenen Meinung wenigstens – er hatte eine Menge lateinischer Vocabeln im Gedächtniß bewahrt, die er selbst in nun vorgerücktem Alter bei jeder Gelegenheit an den Mann zu bringen suchte, wobei freilich zu bemerken ist, daß die grammatikalische Richtigkeit niemals in die Wagschale fiel, was bei Menschen seiner Gattung auch durchaus nicht nöthig ist, da es für sie schon genügt, ein lateinisches Wort, ob richtig, ob falsch zu sprechen, um für ein großes Licht gehalten zu werden.

Desgleichen hatte sich Haas von seinen Reisen eine hübsche Auswahl fremder Wörter mitgebracht, die er gelegentlich aufzutischen liebte, die er aber, wie sein classisches Latein, nicht immer richtig sprach, was wiederum ganz überflüssig war, da ein gebildeter Mann ja doch aus dem bloßen Klange des Fremdwortes erkennen muß, was es bedeuten soll.

Auf diese Weise war der Baron Haas von Haasencamp – wir können eben nicht sagen: auf *billige* Weise – in den Ruf eines höchst gebildeten Mannes in seiner Gegend gelangt, und wenn es unter seinen Verwandten und nächsten Bekannten galt, eine Autorität zu citiren, die über irgend einen Streitpunkt genügende Auskunft geben konnte, so war es immer Haas und wieder Haas, und dieser allgemeine Ruf

trug nicht wenig dazu bei, sein persönliches Glückseligkeitsgefühl auf die höchstmögliche Staffel zu erheben.

Wie nun bei den geschilderten persönlichen Verhältnissen des Barons Haas seine Wirthschaft betrieben, sein Hauswesen bestellt und seine Interessen von seinen Untergebenen wahrgenommen wurden, bedarf hier nur einer sehr kurzen Andeutung, da es sich fast von selbst versteht.

Der Verwalter des Gutes war zwar ein ehrlicher Mann, der mit den Vortheilen zufrieden war, die ihm seine Stellung in aller Form Rechens abwarf; auch war er ziemlich fleißig und umsichtig, obgleich er nicht die nachdrückliche Kraft besaß, einen so aus den Fugen gegangenen Haushalt in Ordnung zu bringen. Leider aber blieb auch seine persönliche Einsicht und Arbeit ohne allen Erfolg, den Säckel seines allzu nachsichtigen Herrn zu füllen, der noch bodenloser als das Faß der Danaiden war. Er, der Verwalter, war wie die meisten Diener des Barons schon lange im Dienst, denn diese klugen Leute, ohne etwa ihrem Herrn besonders anhänglich zu sein, wußten die gute Nahrung, die sie auf dem Kolkhof fanden, zu schätzen, und da Niemand sie zwang, sich todt zu arbeiten, jeder vielmehr nach seinen Kräften, das heißt nach eigenem Ermessen, die Hände regen oder stillhalten durfte, so blieb ihnen weiter kein Wunsch übrig, als daß der Haas, wie er eben lief, noch recht lange laufen möge, ein Wunsch, den der Baron herzlich gern unterschrieben hätte, wenn er ihm schriftlich vorgelegt worden wäre.

Der Kolkhof selbst bestand aus einem, wenig geräumigen und seit einem halben Jahrhundert auf keine Weise verschönerten oder restaurirten Hause, welches mitten auf einem ungepflasterten Hofe lag, der von verwitterten Scheunen und Ställen eben nicht malerisch umgeben war, überdieß

Mancherlei im Naturzustande offenbarte, was ein minder offener Landwirth den Augen Fremder künstlich zu verdecken liebt.

Wie gesagt, Verbesserungen, Erneuerungen des Baufälligen und Unschönen, gab es auf dem Kolkhofe nicht, wozu auch sollte man sich die Mühe geben und die Kosten machen, da der Besitzer keinen leiblichen Erben hatte, dem er seinen Besitz im sonntäglichen Zustand hinterlassen konnte? »Wem es bei mir nicht gefällt,« pflegte er zu sagen, »der bleibe weg; ich Sorge nur für mich selbst, und wenn ich einmal die Augen zugemacht habe, mag daraus werden, was will, ich leide ja darunter nicht. So lange aber meine Zunge noch schmecken und mein Magen noch verdauen kann, wird ja wohl noch Alles zusammenhalten, und weiter als meine Sinne reichen, sehe, höre, schmecke und fühle ich nicht – also warum bauen, putzen und streichen, was nur gleichbedeutend mit vielem Geldausgeben ist?«

Aber ach, das Geld wurde ihm bisweilen doch etwas knapp, und es wäre für ihn eine herrliche Sache gewesen, wenn die alte Birkenfeld hätte sterben und ihm, dem lieben Verwandten, 100,000 Thaler vermachen wollen. »Dann lasse ich mir einen Koch aus Paris oder sonst woher kommen,« sagte er oft zu seinen Schwägern, »meine jetzige Köchin ist dann nur noch gut genug, Gemüse zu putzen. Mein Kellermeister aber mag sich freuen, er soll uns Weine kaufen, daß Fürsten mit mir Brüderschaft trinken möchten, nur um sie zu kosten.«

Außerdem aber wäre obige Erbschaft noch anderweitig sehr wünschenswerth gewesen, denn den guten lustigen Baron fingen schon seit einiger Zeit gewisse Gläubiger mit stilleren und lauterer Wünschen zu verfolgen an. Bis jetzt hatte

er sie sich freilich immer noch »vom Halse« gehalten, »aber die verdammten Kerle,« sagte er, »haben so wenig Bildung und eine so große Einbildung, daß sie auf ihren phantastischen Visionen bestehen und nicht einmal einsehen, daß ein Baron, wie ich, nicht dazu da ist, in einem Jahre Schulden zu bezahlen, die er in zehn Jahren gemacht hat. Diese dummen Teufel, sie sollen mir nur kommen; ich mache sie »selig,« und dann bin ich wieder auf ein Jahr fertig mit ihnen. Unterdessen macht der grüne Pelz auf der Cluus die Augen zu und ich kriege ein Stück ab von ihrem goldenen Vließ. Haha! Also lustig, lustig, Kinder, ich bin nicht der Mann, der sich so leicht in's Bockshorn jagen läßt.«

Aus diesen wenigen angeführten Redensarten geht schon hervor, was für ein stämmiger und philosophisch gebildeter Mann Baron Haas war. In der That liebte er es, etwas geradezu zu sein und den Leuten lieber seine Meinung in's Gesicht zu sagen, als sie hinter ihnen her zu trompeten. Ob er dabei ihr Gefühl verletzte oder sie sonst beleidigte, galt ihm freilich nur wenig, da er selbst keine so zarten Nerven besaß und überdieß in seiner Art ein eben so großer Egoist war, wie seine Schwäger, die stets weniger an die ganze Welt, als an sich selber dachten.

Sein Aeußeres kennen wir schon oberflächlich aus einzelnen Andeutungen. Er war ungemein klein, fett und hatte bei fast kugelrundem Bauche ein so intensiv kupferrothes Gesicht, daß man fast erschrak, wenn man ihn zum ersten Mal sah, zumal wenn seine kleinen Karfunkelaugen aus den geschwollenen Falten wie Glühwürmer hervorblitzten, ein Schreck, der um so gerechtfertigter war, als auf diesem dicken Bacchuskopfe ein schneeweißer und borstenartiger Haarthurm emporstarrte, der nicht den geringsten Eindruck

der Ehrwürdigkeit verursachte. Dabei war er ungemein beweglich, redselig, fast schwatzhaft, wenn er getrunken; jedoch trank er nie so viel, daß er nicht am andern Morgen gewußt hätte, was er am Abend vorher gesprochen, womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß er *nur* sechs Flaschen zu vertragen im Stande gewesen sei.

In der Kleidung ließ er sich, wie fast alle Bacchussöhne, eine große Vernachlässigung zu Schulden kommen. »Ein Gott und ein Rock,« pflegte er zu sagen, »und ein alter Filz auf den Kopf gestülpt – fertig sind wir!« Oder »wer wird bei einem Manne von Stande, dessen Herz und Magen gesund sind, wie die meinen, nach dem Rocke und der Weste sehen – he?«

Mit seinen Schwägern stand er im besten Einvernehmen: er ergänzte die Trägheit und Langsamkeit des Einen durch seine Beweglichkeit, und neutralisirte das vornehme Gebahren des Andern durch ein offenes gerades Wesen, das, sagen wir es dreist, trotz der classischen Bildung bisweilen etwas Bäurisches annehmen konnte, was jedoch einen Landedelmann nie verunziert, da es sich nur auf sein äußerstes Aeußere erstreckt, kaum die zarte Haut und noch weniger das noble Herz berührt.

Seine Schwester aus Kranenberg sah er nicht gern bei sich, da sie stets den Augen verdrehenden Caplan an ihrer Schleppe hatte, den er nicht ausstehen konnte, »weil der Kerl,« sagte er, »nicht nur verhungert und verdurstet, sondern förmlich verbeichtert aussieht.« Er nannte sie, die zarte Theodolinde, »übergeschnappt und gottestoll« – ein Ausdruck, der uns sonst noch nicht vorgekommen, der aber charakteristisch ist und verständlicher wird, wenn man für

das Wort »Gottes« hier das Wort »Priester« substituirt, was diese Herren sich ja so gern gefallen lassen.

Für die Damen auf der Grotenburg dagegen schwärmte er wie ein heißblütiger Jüngling, und der Frau Baronin, der künftigen Millionairin, machte er überaus gern die Cour, obgleich eigentlich nicht mehr als allen übrigen Frauen, wenn ihm die Gelegenheit eine solche in den Weg führte, denn galant zu sein wie ein ächter Cavalier, war von jeher für Haas von Haasencamp ein Ruhm und eine Ehre gewesen, denen nur das Glück gleich kam, bei einem Dutzend Flaschen Sect so lange zu sitzen, bis alle Mittrinker unter dem Tische lagen und nur er allein als Sieger über ihnen thronte.

---

Als Bodo von Sellhausen sich dem Kolkhof näherte, war er erstaunt, die ihm begegnenden oder hier und da stehenden Leute fast geschäftslos zu finden. Jeder that, was ihm beliebte, und nirgends war eine ordnende Hand zu erblicken oder ein leitender Geist zu erkennen, der das Getriebe des großen Ganzen in Ordnung hielt. Noch ein anderer Umstand aber fiel dem Gaste fast noch mehr auf. Er glaubte, hier nicht allein in das Land der rothen Erde, sondern auch das der rothen Nasen gekommen zu sein, denn alle Diener und Zugehörige des Hauses, die ihm in der ersten Stunde seines Aufenthalts daselbst vor Augen kamen, zeigten diese auffallende Färbung in der Mitte des Gesichts, Nasen, die freilich nur kleine Trabanten im Vergleich zu dem großen Fixstern waren, der auf dem Angesicht des Barons Haas selber glänzte; alle auch trugen irgend wo, in der Hand oder in einer Tasche, offen oder heimlich, eine Flasche bei sich, als ob

sie nach der Apotheke gingen, um sich stärkende Arznei für schwache Stunden zu holen.

»Wie der Herr, so die Diener!« dachte Bodo, als ein solcher rothnasiger Bedienter in einer plumpen dunkelbraunen Livree mit einer breiten goldenen Tresse am Kragen, ihm aus dem Hause entgegensprang, das Pferd abnahm und mit höflichen Verbeugungen erklärte: der Herr Baron sei zu Hause und der gnädige Herr möge nur gefälligst näher treten, auf dem Flur werde ihn ein Diener empfangen, der mit der Einführung der Herren Gäste betraut sei.

Bodo war also im Kolkhof angekommen und schritt, nachdem er einen raschen Blick über die Verwüstung um sich her geworfen, mit langsamer Gentessenheit und natürlicher Würde die ausgetretenen Stufen hinauf, die zu der Residenz dieses modernen Bacchusritters führten.

In dem ersten Zimmer zur rechten Hand, wenn man das Herrenhaus des Kolkhofes betrat, saßen drei Herren, in fast undurchdringliche Dampfwolken gehüllt. Es war ein verräuchertes, mit verbrauchten Möbeln nicht übermäßig gefülltes Gemach, unfreundlich und trüb, wie fast alle Räume in der Junggesellenwirthschaft des alten Barons. Diese drei Herren, die mitten im Zimmer an einem mit Flaschen und Gläsern reichlich beschwerten Tische saßen und vom »süßen Weine nippten,« der, wie Baron Haas selber von ihm sagte, »die Zungen löst und die Herzen erfreut,« waren der Wirth des Hauses im bequemen Sommerrock, Baron Kranenberg, unser alter Bekannter, und ein uns noch fremder Freund Beider, der Rittmeister a. D. Pilatus von Bökenbrink der Zweiundzwanzigste.

Dieser Herr war ein beinahe vierzigjähriger Mann mit dunklem, von silbernen Fäden schon merklich durchgezogenem Haar, einem sehr spitz gedrehten und lang ausgezogenen schwarzen Schnurrbart und einer Miene, die seiner steifen Haltung vollkommen entsprach, denn sie war unsäglich kalt, absichtlich gleichgültig und fast gezwungen steif, als wäre der Mann nicht mit Fleisch und Blut begabt, sondern aus reinen Knochen zusammengesetzt.

Er trug einen kurzen blauen, bis unter das Kinn zugeknöpften, sehr sauber gebürsteten Rock, ungeheuer steife Vaternörder in hoher Halsbinde, die ihm die freie Bewegung des Kopfes noch mehr behinderten, und an den lackirten Stiefelchen entsetzlich große Sporen, die er, wie einige Leute in der Nachbarschaft erzählten, so sehr liebte, daß er ein ähnliches Paar sogar an seinen Morgenschuhen trüge, zum sichtbaren Zeichen, daß er eben so wenig gesonnen sei, das untrügliche Attribut des Ritterthums jemals von seinen Füßen wie den Ausdruck bornirter Vornehmheit aus seinem Gesicht zu streifen.

Pilatus von Bökenbrink XXII. war ehemals Rittmeister bei den fürstlichen *Chasseurs à cheval* in seiner Heimat gewesen und hatte vor wenigen Jahren den Abschied genommen, weil ihm, wie er sagte, der Dienst zu viele Beschwerden und Mühen verursacht, denn als Escadronschef täglich zwanzig Mal seinen Namen schreiben zu müssen, sei höchstens eine Aufgabe für einen Federfuchser, und da er zu einem solchen nicht geboren sei, habe er den Abschied gefordert, der ihm auch unter den schmeichelhaftesten Beweisen fürstlicher Zufriedenheit gewährt worden. Noch ein anderer Grund aber, warum er so früh den Dienst quittirt und nicht wenigstens das Avancement zum Major abgewartet

habe, sei der, daß seine Regimentskameraden, wie jetzt leider in fast aller Welt, zu freisinnig geworden wären, Zeitungen läsen, bei Tische ihre politische Meinung aussprächen und dann und wann sogar die Partei der gemeinen Canaille nähmen, was in den Familientraditionen Pilatus des Zweihundzwanzigsten ganz unerhört sei.

Ueberdieß hatte selbiger nicht nöthig gehabt, für das kleine Einkommen eines Rittmeisters so große Strapazen zu erdulden. Er war der einzige Neffe und Erbe eines leidlich wohlhabenden Onkels und dieser, der in der Nähe ein hübsches Gütchen besaß, »pfiß auf dem letzten Loch,« sagte Baron Haas, es konnte also nicht lange mehr dauern, bis Pilatus der Jüngere Nachfolger Pilatus' XXI. wurde, dessen Geld in die Tasche steckte und als angesehen Herr unter seinen Nachbarn auftrat, die allen Respect vor seiner alten Familie, aber eigentlich sehr wenig vor ihm selber hatten, da er, die Wahrheit zu sagen, nirgends mitzählte, auf Grund seines hartnäckigen Schweigens, seines steifen kalten Benehmens und seines Grolles gegen alle Diejenigen, die auf irgend eine Weise dem Fortschritt der Zeit huldigten. Eigentlich gehörte Pilatus zu den ächten Ja- oder Neinherren, die das Sprechen selbst für eine zu große Mühe oder eine zu ordinaire Sitte halten, denn das Nicken mit seinem gravitatischen Haupte, das zarte Drehen seines spitzen Schnurrbartes mit Zeigefinger und Daumen, auf dem ein großer Siegelring mit dem Familienwappen saß, und ein langsam, geziert und affectirt geschnarrtes »Ja« oder »Nein« waren fast alle Aeüßerungen seiner Theilnahme, ja seiner Existenz, wenn er sich in irgend einer Gesellschaft befand.

Der pensionirte Rittmeister war heute nicht ohne besonderen Grund nach dem Kolkhof gekommen oder vielmehr

von dem an seinem Hause vorbeifahrenden Baron Kranenberg mitgenommen worden, und, wir sagen es gleich im Voraus, wer sich freut, die persönliche Bekanntschaft dieses ehrenwerthen Herrn zu machen, dürfte ihn heute gerade nicht in der besten Laune zu höflicher Begrüßung finden.

Als einer der intimsten Freunde des Barons Grotenburg, war er mit allen Kümernissen wie Hoffnungen der Familie vertraut und hatte also auch in Erfahrung gebracht, was derselben durch die Ankunft Bodo von Sellhausen's und dessen demnächstigen Besuch bevorstand. Gegen dieses von allen Seiten mit Spannung erwartete Wunderthier, wie man Bodo im Stillen unter sich nannte, hatte er einen unsagbaren Groll gefaßt und zwar aus einem sehr leicht mittheilbaren Grunde.

Fräulein Clotilde von Grotenburg war nämlich so glücklich gewesen, das Augenlicht und Herzblatt dieses edlen Junggesellen ohne Furcht und Tadel zu werden; ihr Bild in seiner unnachahmlichen Schönheit und Grazie und mit allen seinen übrigen liebenswürdigen Eigenschaften schwebte ihm als höchstes Ideal menschlicher Vollkommenheit vor, in ihr erblickte er mit einem Wort die engelgleiche Verklärung des ganzen weiblichen Geschlechts. Daher war es kein Wunder, daß sie ihm Tag und Nacht im Geiste und Gemüthe lag, daß sie selbst nicht aus seinen Träumen wich, die sonst nur von Pferden, Hunden, Sporen und Deichseln gehandelt, und daß diese Träume seit fünf Monaten sogar eine überaus melancholische Färbung angenommen hatten. Daß diese zarte duftvolle Blume nun von der Hand eines »Halbbürtigen« – so nannten die altadligen Herren Bodo, weil sein Vater erst vor Kurzem geadelt und seine Mutter eine völlig unbekante Größe gewesen – geknickt werden sollte, das war ein

Gedanke, der so fürchterlich schwer auf dem sonst so knochenharten Herzen Pilatus des Zweiundzwanzigsten lastete, daß er sich selbst wunderte, wie er dabei noch bisher essen und heute sogar recht wacker von dem vorgesetzten Weine trinken konnte.

Nun war er also gekommen, dieses gefürchtete Wundertier mit eigenen Augen zu sehen und ihm mit *einem* Blick den ganzen Groll und den unversöhnlichen Haß seines ritterlichen Herzens zu zeigen, denn anzukämpfen gegen ihn, vielleicht gar die Hand selbst nach der duftenden Blume der Grotenburg auszustrecken, das durfte er nicht wagen, daran konnte er gar nicht einmal denken, da ihm die zwischen den beiden Familien obwaltenden Verhältnisse nur zu gut bekannt waren. –

Die drei Herren saßen also mitten im Zimmer am Tische, rauchten sehr mittelmäßige Cigarren und tranken ganz vortrefflichen Wein, alten Dry-Madeira, wie ihn jetzt nur noch wenige Kellermeister in den deutschen Landen aufzuweisen haben.

»Na,« sagte Baron Haas, der heute außerordentlich gut aufgelegt, muthig und sogar herausfordernd war, »es ist jetzt zwölf Uhr vorbei, Brüderchen, und der vornehme Herr ist noch nicht da. Am Ende bleibt er ganz aus und wir haben uns umsonst die Galle erregt.«

»Er kommt, gieb Acht!« erwiderte Baron Kranenberg. »Er hat es gesagt und, mag der Mann sein wie er will, sein Wort hält er, wenn er es gegeben.«

Pilatus XXII. warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Sprechenden, sagte aber kein Wort, rückte seinen kleinen Körper nur noch steifer in die Höhe und bohrte den rechten

Sporn in den unschuldigen Fuß seines Stuhles, als wäre er ein widerspenstiges Roß.

»Woher willst Du das wissen, Bruder Herz?« fragte Baron Haas, die zweite Flasche anbrechend und die Gläser füllend.

»Na, so – so – er sieht mir so aus, lieber Bruder. Eben so halte ich ihn für einen Mann, der nicht leicht mit sich spaßen läßt, wie Du denkst.«

Baron Haas lachte übermäßig laut und sah die beiden Freunde mit seinen glimmenden Augen triumphierend an. »Beim Zeus!« rief er, »und das war ein hoher Schwur im classischen Alterthum, müßt Ihr wissen: ob er mit sich spaßen läßt, oder nicht, das ist mir gleich. Unter den Tisch *muß* er heute; ich werde ihm schon einschenken und Bescheid soll er mir geben, so wahr ich Haas heiße und jetzt kein Zipperlein habe. Und wenn er lallt – haha! – und nur noch stammeln kann, dann sollt Ihr den Spaß *in – in figuram* sehen. Dann schlitze ich ihm mit meiner spitzen Zunge das Herz auf und alle seine diplomatischen Geheimnisse fallen von selbst heraus. Haha! Es ist ein prächtiger Tag heute und er wird noch prächtiger, sage ich Euch, so wahr ich Haas heiße!«

Pilatus XXII. nickte freudig mit dem Kopfe Beifall, so viel es seine steife Halsbinde erlaubte; Baron Kranenberg aber sagte, langsam an seinem Glase nippend: »Na, vor Dem nimm Dich doch ein Bißchen in Acht, Haas! Haare hat er auf den Zähnen; dem armen Kattengold ist noch ganz übel und weh von seinen paar Worten und bissigen Blicken, und Du weißt, der Kattengold ist nicht so leicht in die Enge zu treiben.«

»Haha! Das zu hören, ist mir lieb, Brüderchen. Deinen Kattengold oder Katzengold – ächtes ist es gewiß nicht –

wünsche ich zum Teufel, nimm es mir nicht übel. Aber Du wirst doch nicht so thöricht sein, den jungen Caplan mit mir in seine Kate – Katedra – ja, *Katedrale* zu stellen? Beim Zeus! An mir hat er einen andern Mann gefunden, ich bin nicht umsonst in der Tertia gewesen und die Welt habe ich gesehen – haha! Und drauf los gehe ich, wenn ich voll Feuer bin na, ich will nicht re – *renommagiren* – aber Du wirst es ja erleben!«

Pilatus XXII. verzog seinen fest geschlossenen Mund zu einem kühnen Lächeln. Er ließ seine weiße Faust etwas unsanft auf den Tisch fallen und scheute sogar die Mühe nicht, zu sagen: »Sie haben Recht, Haas – drauf los – ich bin auch ein Mann der Attaque!«

»Gewiß, o, Sie sollen mich kennen lernen, Bökenbrink, wenn ich nur erst angebissen habe. Und daß er einen Mann vor sich hat, der ihm gewachsen ist, das soll er gleich im ersten Moment erfahren.«

»Wie willst Du denn das anfangen, lieber Bruder?« fragte Baron von Kranenberg etwas ungläubig.

»Wie ich das anfangen will? Ei, wie Du fragst, Bruder Herz! Ich habe mir schon einpaar schlagende Worte aus dem Ci – Cice – *Cicerus* auswendig gelernt, die sich auf sein langes Ausbleiben beziehen, und wenn ich ihm die in's Gesicht schleudere, sobald er hier eintritt, dann merkt er gleich, daß hier Leute von classischer Bildung sitzen. – Aber meine Herren, es ist doch ein wenig langweilig, sich so lange erwarten zu lassen. Beim Zeus! Er scheint wirklich den vornehmen Herrn spielen zu wollen. Bei uns! Na, das soll ihm angestrichen werden. Es ist schon halb Eins und um ein Uhr habe ich meiner Köchin das Essen fertig zu halten befohlen. Ich habe

mir nicht im Geringsten gedacht, daß er uns länger warten lassen könnte.«

»Warten?« rief Pilatus XXII. ergrimmt. »Ich hoffe, Sie denken nicht daran. Ist er um ein Uhr nicht hier, so essen wir allein.«

Baron Haas kratzte sich mit zugekniffenen Augen hinter den Ohren. »Das wäre dumm,« sagte er, »ich habe gewisse Anstalten getroffen, die man nicht alle Tage trifft.«

»Da kommt er!« rief Baron Kranenberg, der unruhig an's Fenster getreten war. »Bei Gott, ja, er ist es!«

Eine Secunde später standen die drei Männer voll höchster Spannung am Fenster und es herrschte eine Minute lang ein erwartungsvolles Schweigen, so daß man ihr Athmen hören konnte, was bei Pilatus XXII. wie das Röcheln eines muthigen Stieres klang. Alle Drei starrten nach dem Ende des Hofes hin, wo die Eingangspforte lag, und durch diese ritt so eben, ganz gemüthlich sich umschauend, Bodo von Sellhausen, der seinen Braunen im gemächlichsten Schritt in das freiherrliche Schloß einziehen ließ.

»Was?« schlüpfte es spöttisch über Pilatus' schweigsame Lippen – »das ist er? Solch' ein Pferd reitet –«

»Alle Hagel!« rief Haas, »ja, das ist nicht übel! Und der sollte uns *Moris* lehren? Das ist ja ein ganz gemeiner Ackergaul! Na, sag ich's doch! Mit dem will ich schon fertig werden – einen arabischen Hengst hat er sich nicht aus der Wüste Sa – *Saharem* mitgebracht. Haha! Doch tretet zurück, damit er nicht denkt, daß wir neugierig sind – er sieht scharf her – Donnerwetter, der Kerl hat ein hübsches Gesicht!«

Alle Drei traten sogleich in den Hintergrund des Zimmers zurück und ließen sich dann wie auf Verabredung am Trinkische nieder. Baron Haas nahm einen herzhaften Schluck;

Pilatus XXII. schlug seine Sporen zusammen, daß sie laut klirrten, und Baron Kranenberg steckte sich rasch eine neue Cigarre an, um doch etwas im Munde zu haben, wenn es ihm passiren sollte, nicht gleich das treffende Wort zu finden. Alle Drei aber blickten mit seltsamer Spannung und Neugier, die für den Augenblick sogar Pilatus XXII. Groll und Haß überwog, nach der Thür, sobald der rothnasige Bediente den so lebhaft erwarteten Gast gemeldet hatte.

Die Thür ging auf und Bodo's edle Gestalt schritt mit imponirender Haltung langsam herein, wobei sein Auge wie im Fluge das ganze Zimmer und die darin versammelten Personen auffaßte.

Da sprang Haas wie eine emporgeschnellte Kugel von seinem Platze auf, und das gefüllte Glas dem Ankommenden entgegenhaltend, rief er mit einer Miene vornehmer Wichtigthuerei, die seinem Gebahren einen noch komischeren Anstrich verlieh: »*Quousque tandem abutere, Catilina, patientiam nostram?*«

Hätte er das ernste Gesicht seines Gastes eine Minute länger betrachtet, so würde er den Muth zu diesem seltsamen classischen Angriff verloren und ihn lieber ganz unterlassen haben, aber der schon lange aufgesetzte Pfeil flog schneller ab, als der Bogen zurückzuspannen war, und er traf sein Ziel, ohne jedoch, wie sich erwarten ließ, dasselbe im Geringssten zu verwunden.

Während die beiden Andern unwillkürlich von ihren Plätzen aufgestanden, aber bei ihren Stühlen stehen geblieben waren, um den Erfolg des verheißenen siegreichen Angriffs abzuwarten, flog Bodo's schnelles Auge noch einmal über die drei Herren hin; dabei spielte ein blitzschnell vorüberleuchtendes Lächeln um seinen Mund, und indem er sich vor

dem Wirth, der mit Gewißheit eine sichtbare Wirkung seines classischen Fechterstreichs erwartete, höflich verbeugte, sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, aber verbindlichem Tone:

»Herr Baron! Wenn ich auch in aller Unschuld hier gleich zu einem bösen Namen komme, so bedaure ich doch sehr, daß ich Ihre Geduld, wie Sie ohne Zweifel haben sagen wollen so lange mißbraucht habe, indessen wird diese christliche Tugend nicht länger von mir auf die Probe gestellt werden. Ueberdieß tragen gewisse Umstände mehr die Schuld an meiner Zögerung, als mir selber lieb ist, und so mögen Sie mir gütigst verzeihen. Doch – lassen sich die Herren nicht stören. Ich sehe, Sie sind bei guter Arbeit. – Wen aber habe ich die Ehre, Herr Baron, in diesem mir unbekanntem Herrn vor mir zu sehen?« setzte er hinzu, auf den ingrimmig blickenden und wie eine granitene Säule vor ihm stehenden Pilatus deutend, dessen innerstes Wesen er in einem Augenblick durchdrungen hatte, da ihm dergleichen Persönlichkeiten wahrscheinlich schon öfter vorgekommen waren.

»O, bei Gott!« rief Baron Haas, sein Glas hinsetzend und sich ärgerlich vor die Stirn schlagend, »das zu vergessen, ist ein arges Vergehen für einen *gebildeten* Wirth! Verzeihen Sie! Herr Pilatus von Bökenbrink XXII. – Herr Legationsrath von Sellhausen! – So. Aber nun setzen Sie sich, mein lieber Herr Vetter, und Sie, meine Herren – und hier ist ein Glas für Sie. Nach dem weiten Morgenritt wird der köstliche Madeira munden.«

»Bitte,« erwiderte Bodo, nachdem er mit dem Vorgestellten eine kurze und kalte Verbeugung ausgetauscht, lächelnd

und das Glas freundlich ablehnend, als hätte er die verhängnißvolle Rede vorher gehört und wolle ihren Folgen unbedingt aus dem Wege gehen – »bitte, ich trinke täglich nur einmal Wein und zwar Abends.«

Haas von Haasencamp sperrte bei diesen völlig unvorhergesehenen Worten Mund und Nase auf und sah dann sein Brüderchen und Pilatus XXII. mit einem so komisch zerknirschten Gesichte an, daß Beide beinahe laut gelacht hätten und ohne alle Mühe darauf lasen: »Was! Höre ich recht? O, wo bleibt nun mein Sieg?« Indessen, er faßte sich schnell, goß dennoch das Glas rasch und in der Eile so voll, daß der Wein über den Rand lief, was er im Eifer gar nicht bemerkte und sagte:

»Aber Sie werden doch nicht, lieber Vetter? Mir werden Sie doch die Ehre anthun? – O, ich habe einen vollen Keller – und *eine* Ausnahme hat noch nie eine Regel über den Haufen geworfen!«

»Das freilich nicht,« erwiderte Bodo ruhig und fest; »dennoch bedaure ich, Ihnen diese Ehre, wenn es eine für Sie ist, versagen zu müssen. Selbst bei *Ihnen* mache ich keine Ausnahme von meiner Regel. Der Tag gehört bei mir der Arbeit, dem Nachdenken, dem Gespräch oder was Sie sonst wollen – der Wein aber belebt und erfrischt mich nur Abends – sonst verstimmt er mich.«

Während dieses Wortwechsels hatte er Platz zwischen den beiden Schwägern genommen und nach demselben trat eine beklommene Pause in der Unterhaltung ein. Baron Haas, vorher so überschwänglich wortkräftig, hatte allen Muth zu weiteren Reden verloren, sein Schwager freute sich im Stillen, daß er den Besucher so richtig geschildert, und Pilatus XXII. ärgerte sich über die Maaßen, als er bei

genauerer Prüfung fand, daß der Legationsrath wirklich ein ausnehmend schöner Mann sei, dem es auch in anderer Weise nicht so leicht sein konnte, ein Paroli zu bieten.

Nachdem Baron Kranenberg daher nur einige unbedeutende Fragen an Bodo gerichtet, wie er gestern nach Hause gekommen sei und dergleichen, waren die drei Herren überaus erfreut, durch den Klang der im Innern des Hauses tönenden Eßglocke aus dem Strudel ihrer verschiedenen Gefühle gezogen zu werden; auch hatte die Glocke noch nicht ausgeläutet, so erschien der rothnasige Diener wieder und rief, an der Thür stehen bleibend mit einem tiefen Bückling:

»Gnädigster Herr, die Tafel ist servirt!«

»Wenn es gefällig ist, meine Herren,« sagte Baron Haas, frisch aufseufzend und sich gegen seine drei Gäste leicht verbeugend, »so bitte ich zu folgen. Mein lieber Herr Vetter, darf ich mir die Ehre ausbitten?«

Er schritt voran, Bodo am Arme hinausführend, dann kam Pilatus XXII. und das Brüderchen schloß den Zug, nachdem er hinter dem Rücken Bodo dem vor ihm stolzirenden Rittmeister einen verständlichen Puff gegeben und einen Blick hinzugefügt hatte, als wollte er sagen: »Sehen Sie wohl – habe ich es nicht gleich gesagt? Der schlägt alle Paraden durch!«

Man trat in ein kleines Eßzimmer ein, das nur mit dem Speisetisch und den nöthigen Stühlen versehen war, da das Büffet in einem daranstoßenden Raume stand. Da Baron Haas nur drei Gäste und, – mit Einschluß des Kutschers, des Reitknechts und des Kellermeisters selber, über vier Bediente zu verfügen hatte, so waren letztere vollständig in ihren abgemagerten Livreen versammelt und standen hinter den Stühlen der Herrschaften bereit, wobei aber Bodo sogleich

die Bemerkung machte, daß der ihm zugefallene Lakai so stark nach Pferden roch, daß ihm fast der Appetit zum Essen verging, wie er auch keinen für den Wein zu besitzen vorgegeben hatte. Auch war durch seine Erklärung, bei Tage kein Freund von den Wohlthaten Bacchus zu sein, eine gewaltige Störung in den vorbedachten Anordnungen des Barons Haas eingetreten. Alles war verändert, über den Haufen geworfen, Plan und Absicht; also wahrscheinlich auch Erfolg und Ruhm, nachdem ihm gleich bei der ersten Attaque der Sieg vollständig aus den Händen gerungen, und leider war auch keine Aussicht vorhanden, irgend einen anderen zu erringen. Indessen war der gute Haas nicht der Mann, sich bei einer wohlbesetzten und in der That vortrefflichen Tafel die Laune so leicht ganz und gar verderben zu lassen. Dies bewies er auch durchaus. Er aß und trank auf eigene Hand, wie er sich selber sagte, nach Kräften und so kam das Gespräch in der ersten Viertelstunde bald wieder in Gang, wobei indessen nur der Wirth und Bodo die Kosten bestritten, da Baron Kranenberg nur aufmerksamer und vorsichtiger Zuhörer, Pilatus dagegen von der immer mehr anwachsenden Fülle seines Grolles so mitgenommen war, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Plötzlich aber und nachdem Baron Haas nach reichlich vertilgtem Burgunder ein paar große Römer duftigen Johannisbergers geleert, als wollte er seinem durstlosen Gaste durch die That beweisen, was er durch strenge Befolgung seiner Regel verlöre, glaubte er wieder eine neue Aussicht auf einen möglichen Sieg gewonnen zu haben, obgleich derselbe auf einem ganz anderen Felde lag. Ein wenig Neugierde, einiger Uebermuth,

ohne Zweifel durch den reichlichen Weingenuß zum Ueberlaufen gekommen, sowie der Wunsch, seinem geheimnißvollen Gaste doch jedenfalls etwas auf den Zahn zu fühlen und dabei auf seine Kosten die älteren Freunde zu unterhalten, waren bei diesem Beginnen gewiß ziemlich gleichmäßig vertreten, und so sprang er lustig mit beiden Füßen in ein neues Element, von dem er sicher fern geblieben wäre, wenn er eine Ahnung gehabt, wie sehr dasselbe Bodo von Sellhausen widerstand.

»Mein lieber Vetter,« begann er mit süßlicher Miene, »Ihr schönes Chateau ist neulich der Ort eines interessanten Abenteuers gewesen, und Sie sind gewiß froh, daß dasselbe so glücklich verlaufen ist?«

»Was für ein Abenteuer meinen Sie?« fragte Bodo mit aufblitzendem Auge, aber ruhigem Tone, da er sogleich merkte, was für eine Anspielung heute in der zweiten Auflage auf dem Kolkhofe beliebt wurde.

»Natürlich das eine, welches, seitdem es geschehen, die ganze Umgegend in Bewegung gesetzt und alle dabei Betheiligten so interessant gemacht hat – haha! – den Unfall meine ich, den meine theure Schwägerin und ihre reizende Tochter betroffen –«

»Ach so! Ja, Sie bezeichnen diesen Unfall gleich mit dem richtigsten Namen, lieber Baron, wenn Sie ihn ein Abenteuer nennen, denn das war er in der That.«

»Gewiß, und es ist nur gut, daß es ein so glückliches Ende genommen. Es konnte schlimm werden, mein lieber Vetter, nicht wahr?«

»Das ist richtig; wie aber gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, wurde es gleich von Anfang an schlimmer *gemacht*, als es war.«

»Ah, Sie meinen durch den Schmerz meiner lieben Schwägerin, der Baronin. Nun freilich, aber die müssen Sie erst etwas besser kennen lernen, die ist immer gleich aus dem Häuschen – *ex domulo* – sagt der Lateiner, nicht so? Nun ja doch, aber wenn sich auch die Kleine den Kopf dabei ein wenig verschoben hätte, Sie würden ihn ihr gewiß bald wieder zurecht gesetzt haben, nicht wahr?«

»Meinen Sie mich?« fragte Bodo wie aus tiefem Sinnen auffahrend und mit einer Miene, über die der dunkle Schatten einer gewitterschwangeren Wolke zog, als Baron Haas ihn bei den letzten Worten mit einem vertraulichen Blinzeln seiner Glühaugen beglückte.

»Nun ja, Sie!« erwiderte der Gefragte etwas weniger laut, indem er im Stillen schon wieder einen Schritt rückwärts that.

»Nun, dann muß ich Ihnen sagen, Herr Baron,« versetzte Bodo mit eisiger Kälte, die jenem die Haut schauern machte, daß ich Sie gar nicht verstehe. Denken und sprechen Sie von dem erwähnten Falle, wie und was Sie wollen, sobald Sie aber mich im Geringsten damit in Verbindung zu bringen belieben, muß ich Sie bitten, von etwas Anderm zu reden.«

»O gern, gern,« rief Baron Haas, rasch ein Glas Wein zur Stärkung hinunterstürzend und während der Zeit, die dazu gehörte, sich selbst ermutigend, das verlorene Ziel auf einem kleinen Umwege weiter zu verfolgen. »Wann sind Sie zuletzt auf der Grotenburg gewesen?« fragte er dann, seinem Schwager einen triumphirenden Blick zuwerfend, der aber die Augen niedergeschlagen hatte, weil er jeden Augenblick von irgend einer Seite her einen Donnerschlag befürchtete.

»Herr Baron,« sagte Bodo wieder sehr ruhig, da er merkte, daß es darauf abgesehen war, ihm Verlegenheiten zu bereiten, »Sie scheinen, wenn nicht Alles, – doch sehr Viel zu wissen, und so wundere ich mich, daß Sie nicht einmal davon in Kenntniß gesetzt sind, daß ich die Grotenburg noch gar nicht betreten habe.«

»Wie,« rief der kleine Baron, auf sehr künstliche Weise die Miene eines wirklich Erstaunten nachahmend, »Sie haben sie noch gar nicht betreten? Warum denn nicht?«

Jetzt lächelte Bodo auf seine gemüthliche Art und sagte dann: »Weil ich es vorzog, erst zu Ihnen zu kommen, um mir ganz merkwürdige Dinge sagen zu lassen, die ich vielleicht bei Ihrem Herrn Schwager sehr gut gebrauchen kann.«

Baron Haas riß seine kleinen Augen auf, so weit er konnte. »Nun verstehe ich Sie nicht,« rief er in sichtlicher Verlegenheit, »an Ehre, das ist komisch.«

»Komisch ist es nicht,« erwiderte Bodo wie vorher, »ebenso wenig wie tragisch, aber wahr; wir verstehen uns *Beide* nicht und das ist *mir* sehr erklärlich. Hm.«

Es entstand eine Pause, die von Pilatus XXII. dazu benutzt wurde, seinen Nachbar, den Baron Kranenberg lebhaft mit dem Fuße anzustoßen. Dieser, schon lange in eine Angst versetzt, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang, zog seinen Fuß zurück und räusperte sich laut, ohne zu wagen, seine Augen gegen irgend Wen aufzuschlagen, wobei er, ohne es selbst zu wissen, ein Glas nach dem andern hinunterstürzte.

Durch das letzte Gespräch schien die ganze Gesellschaft mehr oder minder verstimmt zu sein und ein Jeder suchte

sich eine Weile mit sich selbst zu beschäftigen, was bei Pilatus XXII. auf ein kräftiges Streichen seines Schnurrbartes hinauslief.

Der elastische Haas aber schien sich zuerst wieder gefaßt zu haben. Er befahl seinem Kellermeister, Champagner in Eis zu bringen, wandte sich dann mit einer sauersüßen Miene an den Legationsrath und sagte zu ihm, als hätten sie bisher noch nicht ein einziges Wort gewechselt: »Nun, mein lieber Vetter, wie schmeckt es Ihnen bei mir?«

Bodo lächelte wieder vor sich hin, ließ seine großen dunklen Augen langsam über die drei Herren schweifen und sie dann zuletzt auf dem Fragenden ruhen. »Sie meinen ohne Zweifel die Speisen, die Sie mir vorgesetzt?«

»Natürlich, natürlich, mein lieber Herr Vetter!«

»Nun, ich denke, es schmeckt Alles recht gut.«

»Sie denken das bloß?«

»Ja, mein lieber Baron, ich interessire mich für das Essen überhaupt nicht so sehr, daß ich mir über jedes Gericht ein besonderes Urtheil abgeben sollte. Mir kommt es bei einer Tafel zumeist auf die Gäste und ihre *angenehme* und *geistreiche* Unterhaltung an. Dabei esse ich, was mir schmeckt, aber weitere Gedanken verbinde ich nicht damit.«

Baron Haas war an seiner empfindlichsten Stelle verletzt: seine Küche und sein Keller wurden als Etwas bezeichnet, mit dem sich kein weiterer Gedanke verbinden lasse. Er sah ein, daß durch diesen Gast kein culinarischer Ruhm erworben werden könne, und so wandte er sich, gleichsam von stiller Verachtung gegen ihn erfüllt, zu seinem Schwager und ging mit ihm jedes einzelne Gericht durch, welches sie heute verzehrt. Dabei geriethen sie in solchen Eifer, daß sie fast ganz die beiden andern Gäste vergaßen und zuletzt mit

dem Munde »kochten«, indem sie alle möglichen Gerichte und ihre Zubereitung besprachen, die jemals einen angenehmen Reiz auf ihre Zungennerven hervorgebracht

Am Ende dieses mit vielen classischen Brocken gewürzten Gespräches aber glaubte Baron Haas sich wieder seinem lieben Vetter zuwenden zu müssen, zumal dieser ihm mit einer ungetheilten Aufmerksamkeit zugehört hatte. »Mein lieber Vetter,« sagte er, »Sie sind in der Welt weit herum gewesen und eigentlich sollten Sie uns große Belehrungen über die edle Kochkunst zukommen lassen. Die Herren Diplomaten verstehen sich doch sonst vortrefflich darauf. Aber sagen Sie mir, wo haben Sie, Ihrer Meinung nach, am besten gespeist?«

»Das weiß ich wirklich nicht, mein lieber Baron,« lautete die höflich gegebene Antwort. »Ich habe an vielen Orten gut und an vielen schlecht gegessen, Näheres aber weiß ich Ihnen darüber nicht anzugeben.«

»Der Tausend!« rief Baron Haas, »das sollte mir nicht so leicht passiren. Ich weiß noch heute, wo ich vor dreißig Jahren das feinste Ragout, die delicateste Pastete gegessen und was ich dazu getrunken habe.«

»Dann mache ich Ihnen mein Compliment über Ihr herrliches Gedächtniß.«

Das war das erste Compliment, welches dem Wirthe von seinem ersten Gaste dargebracht wurde, und er freute sich auch männiglich darüber, was er durch lautes Schnalzen mit der Zunge, durch freundliche Blicke und fleißiges Zusprechen des Champagners zu erkennen gab.

»Halt!« rief er plötzlich, setzte das Glas ab und wandte sich zu Baron Kranenberg. »Da fällt mir etwas Neues ein,

Brüderchen. Hast Du schon gehört, daß der grüne Pelz vor einigen Tagen angekommen ist?«

Baron Kranenberg legte Messer und Gabel hin, schob das Glas weit von sich und machte ein so bedeutungsvolles Gesicht, daß man sah, wie sehr ihn diese unerwartete Mittheilung interessirte. »Der grüne Pelz?« fragte er verwundert. »Ei, nein, ich weiß es nicht. Woher hast Du die Witterung davon?«

»Mein Verwalter ist ihr auf dem Wege nach der Cluus begegnet und sie sah ganz munter und seelenvergnügt aus. Die alte Katze! Zum Teufel, was hat die für ein zähes Leben! Aber nun regt Euch ein wenig, Brüderchen, es wird Zeit, und thut Eure Schuldigkeit. Wenn ich verheirathet wäre wie Ihr, hätte ich sie schon zweimal eingeladen. Zu mir kommt sie nicht, darum werde ich ihr nächstens meine Aufwartung machen. Haha, hoffentlich endlich mit Erfolg! – Haben Sie schon den grünen Pelz gesehen?« fragte er dann Bodo, der bei diesem Gespräch ein innerlich aufmerksamerer Zuhörer geworden war, als er vorher gewesen.

»Ich weiß nicht, Wen oder Was Sie mit diesem Namen bezeichnen,« sagte er gelassen, »belieben Sie sich näher zu erklären.«

Baron Haas lachte überlaut, sein Schwager meckerte wie ein lustiger Ziegenbock und sogar Pilatus XXII. verzog seine steife Miene zu einem majestätischen Grinsen.

»Wie,« rief Baron Haas, »Sie kennen diesen Namen nicht? O, das ist allerliebste! Nun sehen Sie, wir bezeichnen damit eine Person, die uns drei Schwägern eigentlich sehr nahe stehen sollte, durch ihre Verschrobenheit aber – nun was denn, Brüderchen, wir sind ja unter uns – und ihren Geiz uns viel Stoff zum Lachen bietet. Haha! Ein vertrackteres,

langweiligeres und dabei bissigeres altes Weib ist mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Mit einem Wort, es ist Grotenburgs liebe Tante, die alte Grete Birkenfeld, die Millionen wie fruchtbare Gewitterwolken in der Luft schweben und hoffentlich dermaleinst da niederfallen läßt, wo die größte Dürre herrscht. Potz Mohrenelement – aber da fällt mir ein, Sie müssen sie ja auch kennen. Ihr Vater hat einst auch ein Liedchen von ihr zu singen gehabt und öfter als wir empfunden, daß sich Kirschen nicht gut mit ihr essen lassen. Hat er Ihnen denn gar nichts von ihr erzählt?«

Bodo hatte den letzten Worten seines Wirthes gespannt zugehört, seine Augen leuchteten dabei hell auf und seine Wangen nahmen allmählig eine erhöhere Färbung an. »O ja, ich erinnere mich ihres Namens sehr wohl,« erwiderte er. »Aber inwiefern mein Vater von ihr zu leiden gehabt, weiß ich nicht. Ist Ihnen vielleicht bekannt, daß Beide einen Zwist mit einander gehabt haben?«

»Einen Zwist? Daß ich nicht wüßte, obgleich das ganze Leben dieser alten Hexe ein Zwist mit ihren Verwandten ist. Freilich, ein Verwandter war Ihr Vater nicht von ihr, aber er war doch der Freund ihres verstorbenen Mannes, den sie unter dem Pantoffel hielt, wie die Katze die Maus unter der Pfote. Schade, daß der alte Knabe die zähe Xantippe nicht überlebt hat! Mit dem wäre mehr anzufangen gewesen – er war Wachs, wo sie Eisen und Stahl ist. Doch still davon! *De morbis null nisi bene!* Bei Grotenburgs wollen wir mehr darüber sprechen, *sie* müssen es vor allen Dingen wissen, daß der grüne Pelz wieder im Lande ist. Apropos, Grotenburgs! Wer trinkt ein Glas Cliquot auf ihr Wohl mit mir?«

Bei dieser lauerhaft gesprochenen Frage streckten sich Pilatus von Bökenbrink's und Baron Kranenberg's Hände wie

galvanisirt nach den eben gefüllten und noch schäumenden Gläsern aus. Selbst Bodo, um nicht unhöflich zu sein, ergriff sein bisher unberührtes Glas, nippte davon und stellte es wieder auf den Tisch, während die Anderen die ihrigen bis auf den Grund leerten.

Alsdann stand man auf; die Tafel war beendet und die Beglückwünschungen, daß »das bescheidene Mahl« gut bekommen möge, begannen.

»Wissen Sie was, meine Herren,« rief gleich darauf Baron Haas mit etwas lallender Zunge, »nun wollen wir ein wenig im Garten *pro – promenadiren*, denke ich, und dabei *en basant* den Mokka schlürfen. Heda, Fritz, in der großen Laube den Kaffee – wo sind die Cigarren? Ah – da! Hier, meine Herren, bedienen Sie sich, wenn's gefällig!«

Man ging in den sogenannten Garten, einen verwilderten, kahlen und von Unkraut überwucherten Grasplatz, den einige Obstbäume und ein Dutzend Stachelbeersträucher zierten und dessen besten Mittelraum eine Kegelbahn einnahm, in deren Nähe Bodo zu seiner Verwunderung schon wieder gewisse Vorkehrungen treffen sah, die auf neue Libationen zu Ehren des Bacchus schließen ließen.

Er sollte sich auch nicht geirrt haben, denn, nachdem man eine halbe Stunde durch den Garten *promenadirt* war und dabei Kaffee und auf Begeh auch feine Liqueure in der bezeichneten Laube getrunken hatte, führte Baron Haas seine Gäste zur Kegelbahn, wo der Kellermeister wieder eine Bowle in Eis zurecht gestellt und schon den Löffel in der Hand hielt, um die schönen Krystallpocale zu füllen, die daneben auf einem kleinen Tische standen.

»Wer trinkt mit mir ein Glas auf meine Gesundheit?« rief der unersättliche Baron, dem Kellermeister mit zitternder Hand einen Wink zum Einschenken gebend.

Bodo fühlte sich von dieser maaßlosen Völlerei beinahe angeekelt und gab sich keine Mühe mehr, seine Meinung darüber zu verbergen. Glücklicher Weise aber wartete der Wirth keine Antwort von seiner Gästen ab, sondern griff schnell nach einem gefüllten Pocal, kostete, und da er ihn probat fand, rief er freudestrahlend: »Köstlich, prächtig, meine Herren! Vorwärts! – Man lebt nur einmal auf der Welt!«

Während sein Schwager und Pilatus XXII. nach kurzem Besinnen seinem Beispiele folgten, näherte sich ein Diener des Barons dem Legationsrath und flüsterte ihm ein paar Worte zu, die Baron Haas mit seinem scharfen Ohre auffing.

»Wie,« rief er, sein Glas fast erschrocken auf den Tisch stellend, »habe ich recht gehört? Ihr Pferd ist gesattelt? Wollen Sie denn fort – nicht bis zum Abend bleiben, um uns zu zeigen, was Sie leisten können?«

»Nein,« erwiderte Bodo kurz, »ich bleibe nie so lange an einem Ort, am wenigsten das erste Mal. Dazu gebricht es mir an der »classischen« Ruhe, die Sie auszeichnet, mein lieber Baron. Leben Sie also wohl und lassen Sie sich durch meine Entfernung in Ihrem Vergnügen nicht stören – doch nein, ich fürchte das nicht.«

Baron Haas war ganz verdutzt vor ihm stehen geblieben und reichte ihm seine nicht allzu saubere Rechte. »Wie Sie wollen, lallte er, »na, des Menschen Himmel ist sein Willenreich – wollte ich sagen – doch leben Sie wohl – auf baldiges Wiedersehen!«

Bodo verbeugte sich kalt vor Herrn von Bökenbrink, gab Baron Kranenberg die Hand, dessen Benehmen ihm heute viel besser gefallen, als am vergangenen Tage, und ging gemächlich nach der Gartenpforte, wohin man so eben seinen Braunen gebracht hatte. Mit raschem Schwung saß er im Sattel und nun noch einmal die Herren grüßend, die ihn bis dahin begleitet hatten, trabte er ab, ohne auch nur einen Blick auf seine nächste Umgebung zu werfen.

Die drei Herren hinter ihm aber standen noch lange still und blickten sich verwundert und erstaunt mit offenem Munde an. Baron Kranenberg war der Erste, der seine Lebensgeister sich regen fühlte und die Frage ausstieß:

»Nun, lieber Bruder, was sagst Du nun? Habe ich Recht gehabt oder nicht?«

»Beim Zeus!« polterte Baron Haas hervor, mit einem seiner kurzen Beine ärgerlich den Boden stampfend, »das ist ein so seltsames Wunderthier, wie ich so bald keins gesehen!«

Pilatus XXII. nickte ihm mit olympischer Miene Beifall zu. »Ja,« bemühte er sich zu sagen – »und wo bleibt Ihr Sieg?«

»Ha, Sie haben gut fragen, bester Freund, und Du brauchst gar nicht zu lachen, Ambrosius; aber soll ich denn allein den Hund aus dem Ofen locken? Bei Dem, so viel hab ich auf's erste Mal weg, ist mein Latein zu Wasser geworden. Zum Kuckuck aber auch, warum habt Ihr mir nicht geholfen?«

»Lieber Bruder,« erwiderte Baron Kranenberg bescheiden, »wir bauten zu viel auf Deine gerühmte Stärke und wollten Dir den Triumph allein überlassen. Ich habe mir schon gestern die Finger verbrannt und für's Erste genug daran.«

»Teufel, ja! Das war ein verdammt verfehlter Tag und meine *Mine* hat sich vergebliche Mühe gegeben, diesen Menschen zu ködern. Ha, mit dem Kerl muß man es ganz anders anfangen, aber wart – des Abends trinkt er – *bonus!* Na, ich werde ihn nächstens Abends zu mir einladen und dann Gnade Gott seiner Seele!«

»Renommiren Sie nicht wieder!« sagte Pilatus XXII. erhaben und würdevoll, worauf er, zur Seite gewandt, verächtlich die Nase rümpfte.

»Renommiren? Ich? Ach was – da, Kinder, laßt ihn laufen oder reiten auf seinem Ackergaul – er ist nicht werth, daß wir uns die Hälse nach ihm verdrehen. Stoßt an! Die Bowle muß vor Sonnenuntergang geleert werden, heute Abend trinken wir Eispunsch – es ist warm – bah! Ah da ist der Kegeljunge! Ambrosius, Du hast den ersten Wurf – alle Neun ist die Loosung und diesen – diesen diplomatischen Narren schiebe auch noch um. Vorwärts, Pilatus, Mann, regen Sie sich einmal. Hollah, es lebe der Wein und die Zunge – gieb einen Stuhl her, Fritz – bah! – und die Zunge, die ihn schmecken kann!«



Während die drei vornehmen Herren also hinter dem eben geschiedenen Gaste her schalten und mit ihren Tugenden prahlten, ritt dieser, still vor sich hinlächelnd, daß er schon wieder einen der drei schlimmen Tage hinter sich habe, eilig nach Hause. Ueber ihm strahlte die Sonne am blauen Nachmittagshimmel und wob Alles um ihn her in ihren

goldenen Schleier ein. Süß und lieblich duftete die sommerliche Natur ringsum, aber die süßesten und lieblichsten Düfte schienen ihm von seiner friedlichen Heimat her entgegen zu wehen, und um diese so bald wie möglich zu erreichen und frei von den bitteren Einwirkungen der äußeren Welt zu sein, spornte er sein Pferd fleißig an und das alte Thier gab sich alle Mühe, seinen guten Herrn so rasch wie möglich nach Hause zu tragen.

## ZWEITES KAPITEL. DIE GROTENBURG UND IHRE HERRSCHAFT.

Mit wie freudigen Empfindungen Bodo von seinem zweiten Besuche nach Hause zurückkehrte, er wurde nicht viel weniger freudig und herzlich daselbst empfangen. Fräulein Treuhold hatte aus seiner zeitigen Rückkehr am vorigen Tage sehr richtig geschlossen, daß er auch diesmal den schönen Abend still und friedlich au Hause verleben wolle und so erwartete sie ihn um die sechste Stunde am Fenster ihres Stübchens, wo sie ihn denn auch pünktlich eintreffen sah.

»Guten Abend, liebe Treuhold!« rief er ihr fröhlich entgegen, als er bei ihr zuerst eintrat. »Nun, da bin ich wieder und der zweite Tag des lästigen Frohndienstes ist auch glücklich vorüber. Man muß nur Geduld haben, dann besiegt man sogar die Zeit, die oft unser bitterster Feind ist.«

»Gewiß, Herr Legationsrath, sehr oft aber auch unser liebster Freund.«

»Da haben Sie Recht. O, Sie sind eine kluge Frau und wissen stets etwas Angenehmes zu sagen.«

»Das wollte ich nicht von Ihnen hören – aber freilich, Sie müssen sich ja jetzt etwas üben und ich will Ihnen gern die Gelegenheit dazu bieten. Jetzt erzählen Sie mir aber, was

Sie heute für Vergnügen genossen. Wie verlief dieser zweite große Besuchstag?«

»Mit einem Wort – schrecklich, meine Liebe, fast eben so schrecklich, wie der gestrige, nur in ganz anderer Art.«

»Darf ich es denn nicht genauer erfahren?«

»Ja, ja, Alles in Allem, aber Sie werden keine Freude daran haben.« Hierauf erzählte er ihr, was wir selbst wissen, fügte jedoch am Ende die Worte hinzu: »Was mich aber am tiefsten verletzt hat, das ist – was mir schon gestern begegnet und was ich Ihnen bisher noch verschwiegen – daß man sich wiederholt Anspielungen auf Baron Grotenburg's Familie und mich erlaubt, die mir beweisen, daß der Wunsch meines Vaters, mich mit Fräulein Clotilde verbunden zu sehen, kein Geheimniß mehr für uns allein ist. Die ganze Welt weiß es, denn nicht nur die Mitglieder der beiden Familien waren damit vertraut, auch ihre Diener, und man tritt überall mit seinen Wünschen und Sticheleien in einer so unverschämten Weise auf, daß ich fast große Lust habe, die Grotenburgs ganz und gar zu umgehen und meines Vaters Testament am ersten August schalten und walten zu lassen, wie es will, ohne mich um die Folgen zu bekümmern.«

»Das können Sie nicht!« warf die gute Haushälterin ernst und gemessen ein.

»Warum nicht?« fragte Bodo lächelnd.

»Weil der Wunsch Ihres Herrn Vaters, mit den Leuten, die Sie so verletzt, auf gutem Fuße zu bleiben, Ihnen höher stehen muß, als Ihr eigener, es nicht zu thun. Nein, nein, Herr Legationsrath, das ist auch Ihr Ernst nicht, ich kenne Sie besser.«

Bodo lächelte noch freundlicher und bewies dadurch, daß die Alte ihn wirklich richtig beurtheilte und besser kannte,

als er dachte. »Nun ja,« sagte er, »Sie haben Recht, aber angenehm ist es nicht, diesen Tröpfen zum Stichblatt zu dienen. Doch – lassen Sie uns davon abbrechen, mir wird übel, wenn ich mir alles an diesen beiden Tagen Erlebte in's Gedächtniß zurückrufe. Ich habe Ihnen nun Alles erzählt, was ich weiß, erzählen auch Sie mir, wie Sie den Tag zugebracht. Sind Sie bei dem Meier gewesen?«

»Nein, Herr, wir sind zu Hause geblieben. Wir fanden so Mancherlei zu ordnen und zu putzen, daß die Zeit uns unter den Fingern verlaufen ist.«

»Was haben Sie denn schon *wieder* zu ordnen und zu putzen gehabt?«

»Wieder? Wie meinen Sie das?« fragte die Alte, etwas betroffen die Augen senkend; aber gleich darauf erhob sie sie wieder und fuhr heiter fort: »Wir sind einmal durch die Zimmer da oben gegangen und haben sie etwas aufgeräumt. Man muß doch bei Zeiten daran denken, daß Sie nun bald Gegenbesuche erhalten werden und die können Sie doch nicht in Ihrer Studirstube empfangen?«

»Um Gottes willen, woran erinnern Sie mich!« rief er lebhaft aus. »Diese Menschen hier im Hause? Das wäre schrecklicher als Alles, was ich bei ihnen erlebt, denn hier kann ich ihnen ja keinen Schritt ausweichen. Doch Sie haben Recht – denken muß man daran und Sie denken an Alles und sorgen für Alles.«

Die Alte lächelte verstohlen vor sich hin. »Nein,« sagte sie ehrlich, »ich hätte am Ende sehr wenig daran gedacht, aber die Gertrud brachte mich auf den Gedanken, die hat die Augen und den Verstand überall. Wir haben also heute tüchtig gearbeitet, Herr, morgen jedoch wollen wir uns dafür einen

frohen Tag machen und meinen Vetter zu Allerdissen besuchen.«

Bodo seufzte: »Ach,« sagte er, »wenn ich doch auch mit könnte! Aber während Sie bei einem vernünftigen Menschen sitzen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, und gemüthlich plaudern, bin ich –«

»Nun, wo sind Sie alsdann?« fragte die Treuhold fast schelmisch. »Wer weiß es! Am Ende gar schon bei Ihrer Braut!«

»Halt!« rief Bodo mit leicht gerunzelter Stirn, »so weit sind wir noch nicht! Das war kein gutes Wort von Ihnen, Fräulein Treuhold, vielmehr wieder ein Tropfen Gift – nun, was sehen Sie mich so bedeutungsvoll an?«

»Nehmen Sie ihn getrost hin, lieber Herr, ich habe ja jetzt ein Gegengift dafür.«

Bodo lächelte wieder und reichte ihr die Hand.

»Lassen Sie es gut sein,« sagte er, »aber man darf ein Gegengift, wenn es auch noch so heilsam ist, nicht zu oft anwenden, sonst hilft es am Ende nicht mehr. Doch« – er sah sich dabei gleichsam suchend im Zimmer um – »Sie sind ja so allein hier?«

»Sie wollen fragen, wo ist Gertrud – nicht wahr, lieber Herr?«

»Ja, Sie verstehen mich trefflich. Das wollte ich in der That fragen und frage ich jetzt wirklich.«

»Sie besorgt auf ihren ausdrücklichen Wunsch das Abendbrod allein, da wir Sie so früh wie gestern erwarteten.«

»Das ist hübsch von Ihnen. Morgen aber reite ich später, erst nach Tische fort; ich will nicht wieder einem solchen Mahle beiwohnen, wie die beiden letzten waren, und wer

weiß, ob es auf der Grotenburg nicht noch ungenießbarer wäre.«

»Aber man wird Sie doch gewiß zu Tisch erwarten, da Sie voraussetzen können, daß man Ihre Absicht, dahin zu gehen, sogleich berichtet hat –«

»So mögen sie mich erwarten, immerhin; ich habe bei einem freiwilligen Besuche keine Verpflichtung, zu einer bestimmten Zeit zu erscheinen.«

Die Alte schwieg einen Augenblick, dann sagte sie freundlich: »Es ist hier unter den Familien Ihrer Bekanntschaft so Sitte, bei ähnlichen Besuchen vor Tische zu kommen, um dann an der Tafel gleich Theil zu nehmen.«

»Mag sein, ich kenne die hiesigen Sitten noch nicht, bestes Fräulein, und ich denke mich nie in ihre engherzigen Regeln einschnüren zu lassen. So viel aber hoffe ich gewiß, daß *gute* Sitten überall Sitte sein werden, und *meine* Sitte, Jemanden nicht gleich von Anfang an zu lange lästig zu fallen, ist gut. Meinen Sie nicht auch?«

»Wenn Sie das so in scherzhaftem Tone und mit lächelndem Munde sagen, weiß ich, wie ich es zu nehmen habe und stimme Ihnen bei.«

»So sind wir also einig. Jetzt will ich nach meinem Zimmer gehen und es mir ein wenig bequem machen, Altchen. Lassen Sie uns aber heute lieber etwas später essen, als gestern, wenn es geht, ich habe gut zu Mittag gespeist.«

»Sie trinken ja wohl auch des Abends Wein?« fragte die Treuhold, den Scherz noch weiter verfolgend.

»Gewiß, und recht guten am liebsten. Adieu!«

Bodo schritt, er verhehlte es sich selbst nicht, mit einiger Spannung nach seinem Zimmer hinauf und blickte sich, als er es erreicht, mit leuchtendem Auge darin um. Er fand Alles

in schönster Ordnung, wie am vorigen Tage; die noch immer lieblich duftenden Blumen erfreuten sich frischen Quellwassers und die Bücher lagen in derselben Reihe neben einander, wie er sie selbst niedergelegt und sich ihre Lage gemerkt hatte. Doch nein, dem war bei genauerer Betrachtung nicht ganz so. In dem einen malerischen Album hatte ohne Zweifel eine fremde Hand geblättert, denn es lag auf der Kehrseite, während der Besitzer selbst es absichtlich auf die vordere niedergelegt, und in jene große Mappe mit Kupferstichen hatte auch ein theilnehmendes Auge geblickt, denn alle Bänder waren jetzt überaus regelmäßig von kunstfertiger Hand zugebunden und am Morgen, ehe Bodo das Zimmer verließ, war eine Schleife offen gewesen.

Nachdem er eine Weile seine Augen sinnend auf diesen beiden Punkten hatte ruhen lassen, flog ein Schimmer freudiger Regung über sein ernstes Gesicht. »Das ist hübsch,« sagte er im Stillen, »das gefällt mir wohl. O, wenn der heimliche Besucher Dergleichen liebt, kann ich ihm noch mit Besserem dienen.«

Und rasch trat er an den verschlossenen Schreibtisch, nahm aus der großen Schublade eine lange nicht betrachtete Kupferstichsammlung, welche die schönsten Gegenden und die berühmtesten Bauwerke Griechenlands und Roms enthielt, und sodann ein prachtvoll gebundenes Album hervor, in dem sich die wohlgelungenen Photographieen seiner Freunde und der ausgezeichneten Männer befanden, mit denen er an verschiedenen Orten zusammengetroffen und denen er in irgend einer Weise auf seiner diplomatischen Laufbahn näher getreten war.

Diese beiden Gegenstände legte er mitten auf den Büchertisch, blätterte sie oberflächlich durch, um sich noch einmal

zu überzeugen, ob sie auch der Beachtung eines sinnigen Wesens werth wären, und dann erst kleidete er sich um, indem er einen leichten Sommerrock, den er im Hause gewöhnlich trug, rasch überwarf.

Bald daran verließ er das Zimmer wieder und ging nach dem Garten hinab, wo er dem einsamen Lindensaal einen Besuch abstattete und dann in verschiedenen Gängen langsam auf und ab spazierte, bald das weite Weserthal hinunterschauend, bald im Garten selbst nach Diesem und Jenem spähend.

Da traf er plötzlich auf den alten Gärtner, der ämsig an einem neuen Blumenbeet arbeitete, welches er auf einem großen einfachen Rasenstück an einer geeigneten Stelle anzulegen bemüht war.

»Guten Abend, Borgmann,« sagte er zu dem alten Manne, der an dem warmen Tage tüchtig bei seiner Arbeit schwitzte, »was macht Ihr denn noch so spät da – was soll es werden, he?«

»Ein Blumenbeet, wie es jetzt Mode und auch wirklich recht hübsch ist. Sehen Sie, gnädiger Herr, erst kommt ein dicker Kranz von großblättrigem Epheu ringsum, dann Rosen mit schönen Fuchsien untermischt, und in die Mitte stelle ich eine schlanke Edeltanne oder Cypresse – das muß sich hübsch machen, nicht wahr?«

»Gewiß, und ich muß Euren Geschmack darin bewundern.«

»O, *mein* Geschmack,« sagte der bescheidene Alte lachend, indem er die kurze Pfeife in der einen, und die Mütze in der andern Hand hielt, »ist das gerade nicht – man darf sich nicht zu viel rühmen lassen.«

»Wessen denn, Borgmann? – Aber setzt Eure Mütze auf und raucht ruhig weiter.«

»Nu, wessen denn anders, als des Fräuleins da oben – die hat in allen Dingen Geschmack und Geschick mitgebracht, das muß man sagen.«

»Fräulein Treuhold? Denn die meint Ihr doch?«

»Ach, die Alte! Gott bewahre! Ich meine das junge Fräulein, ihre Nichte, des reichen Meier's zu Allerdissen Tochter.«

»Aha!« schlüpfte es über Bodo's Lippen, und den Alten freundlich grüßend, ging er schnell weiter, wahrscheinlich weil er sich selbst grollte, daß er das nicht errathen. Aber nach sehr kurzer Zeit kam er wieder zurück und sagte: »Borgmann, thut Alles, was das junge Fräulein wünscht und räth, hört Ihr? Sie hat viel Schönes gesehen und weiß es an der rechten Stelle anzubringen.«

»Wenn Sie meinen, gnädiger Herr, das kann ich schon thun und thue ich gern. Sie sagt es auch stets mit einem so freundlichen Gesicht, daß Alles um Einen herum zu lachen scheint und man die Sonne selbst im Schatten glänzen zu sehen glaubt.«

»Ja, ja, Ihr habt Recht, Alter, so ist es. Ich wünsche Euch einen guten Abend!«

»Guten Abend, gnädiger Herr, und morgen sollen Sie das Beet fertig finden.« –

Die Sonne begann schon hinter die Berge im Westen zu sinken; im Garten breitete sich allmählig tiefer Schatten aus und die unter dem linden Abendhauche zitternde Mittelfläche der Weser schimmerte von wunderbar glühenden, violetten und purpurnen Lichtreflexen, während ihre Ränder die natürlichen Farbentöne der Felsen, Bäume und Büsche,

nur in dunklerer Schattirung wiedergaben. Bodo stand träumerisch an einem Fenster des Lindensaales und erquickte sich an dem lieblichen Anblick, der immer Dasselbe und doch stets etwas Neues bot, so oft man das Auge darauf ruhen ließ. Da kam der alte Gärtner durch den Garten gegangen, Spaten, Hacke und einen kleinen Ranzen auf der Schulter tragend.

»Wo wollt Ihr hin, Borgmann?« fragte ihn leutselig der Herr, ihm langsam aus dem Lindensaal entgegentretend.

»Nach Hause, gnädiger Herr. Es ist schon eine gute halbe Stunde über Feierabend.«

»Wie – schon halb Acht?«

»O, lange darüber; und nun will ich mir vor meinem Hause auch ein kleines Blumenbeet anlegen, ähnlich, wie jenes da.«

»Das ist recht. Wenn es fertig ist, will ich mir es einmal ansehen und Euch meine Meinung sagen. Die Blumen dazu könnt Ihr aber aus diesem Garten nehmen, hört Ihr?«

Der Alte lachte froh in seinen grauen Bart, dankte höflich mit abgezogener Mütze und ging dann eilfertig weiter. Bodo aber schlug nicht minder eilig den Weg nach dem Hause ein und fand im Speisezimmer die Haushälterin und Gertrud, die augenscheinlich schon eine Weile auf ihn gewartet hatten.

»Ich muß um Entschuldigung bitten,« sagte er zu Letzterer, nachdem er Beide begrüßt, »daß ich Sie warten ließ, aber Sie haben mich draußen im Garten länger aufgehalten, als es meine Absicht gewesen.«

»Ich, Herr von Sellhausen?« fragte Gertrud mit leisem Eröthen, wobei sie ihre Tante still forschend ansah.

»Ja, ja,« erwiderte Bodo, den verwunderungsvollen Blicken Beider mit Ruhe belegend, »es ist, wie ich sage. Ich war bei dem alten Gärtner und er hat mir das Beet gezeigt, welches er nach Ihren Rathschlägen angelegt.«

Es folgte nun alsbald wie am vorigen Abend ein munteres Gespräch über Mancherlei, wobei diesmal die Gartenkunst den meisten Stoff darbot und in welcher sich das junge Mädchen überaus bewandert zeigte. Von Bodo's Seite ward dasselbe indeß nicht so lebhaft geführt, wie am Tage vorher, das merkte die alte Treuhold sehr wohl und sie half oft die mitunter entstehenden Pausen ausfüllen, wenn ihr lieber Herr sinnend vor sich nieder sah und das Gespräch stocken ließ.

Nach Tische begaben sie sich alle Drei wieder in den Garten, schritten plaudernd auf und nieder und besuchten das angefangene Beet, worauf sie sich später wie am Abend vorher trennten, als die nahende Nacht ihre schweigenden Schatten niedersenkte.

Am anderen Morgen aber war der Legationsrath ungewöhnlich früh munter, wiewohl nicht im Freien beschäftigt, wie sonst, und Niemand von der ganzen Hausbewohnerschaft, außer Rieke, die ihm das Frühstück brachte, bekam ihn zu sehen. Er saß still in seinem Zimmer, hatte den letzten Brief des verstorbenen Vaters vor sich und las denselben aufmerksam und wiederholt von Anfang bis zu Ende, als suche er irgend etwas darin zu finden, was ihm bisher entgangen wäre. Allein, so sehr er auch suchen mochte, er fand nichts Neues und sehnlich Gewünschtes darin, und so stand er endlich seufzend von seinem Platze auf und stellte sich an's Fenster, die Sonne vergeblich suchend, die auch an diesem Morgen hinter trüben Schleiern verborgen blieb.

Endlich aber hielt er es in dem drückend schwülen Zimmer nicht mehr aus. Schnell stieg er die Treppe hinab, ging in den Garten, schweifte von da nach den Feldern hinüber, bald dahin, bald dorthin, sichtbar ruhe- und ziellos, und unentschlossen und fast selbst nicht wissend, wohin er ging, was sonst gar nicht in seiner Art lag. Endlich kam er wieder nach Hause, kleidete sich um und erschien dann am Mittagstische in dem feinen Anzuge, den er bei Besuchen zu tragen pflegte und der ihm vorzüglich gut stand, obgleich er zu den Männern gehörte, die sich in jeder Kleidung stattlich und vornehm darstellen.

Bei Tische war er noch stiller als am Abend zuvor und nur wenige Worte richtete er an Gertrud, dann aber mit einem so milden, fast weichen Tone, wie ihn Fräulein Treuhold noch nie aus seinem Munde hatte kommen hören.

Endlich war man mit dem Essen fertig, worüber er froh zu sein schien, und nun bat er den Verwalter, ihm bald sein Pferd vorführen zu lassen, da es jetzt wohl Zeit sei, daß er seinen Ritt antrete.

Den Anwesenden eine gesegnete Mahlzeit wünschend, entfernte er sich, um Hut und Paletot zu holen, trat aber bald darauf in der Haushälterin Zimmer, die er wieder allein fand.

»Liebe Treuhold,« sagte er mit eigenthümlich bewegter Stimme, »ich gehe. Gern thue ich es nicht, aber es muß sein! Sie glauben nicht, wie bedrückt mein Herz ist, und fast ist mir zu Muthe, als ob ich wieder ein Knabe geworden wäre, der einen dummen Streich gemacht hat und nun zu seinem Präceptor geht, um sich die Strafe dafür zu holen. Das ist ein unangenehmes Gefühl in meinen Jahren, Sie mögen es mir glauben.«

»Ich glaube es wohl, lieber Herr,« sagte die Alte und nickte ihm treuherzig und vertraulich zu. »Aber gehen Sie nur getrost zu dem Präceptor, vielleicht dictirt er Ihnen keine so schwere Strafe, als Sie fürchten.«

»O, ich fürchte mich nicht, das denken Sie ja nicht. Aber ich fühle im Voraus, daß ich unbefriedigt heimkehren werde.«

»Das wollen wir erst abwarten. Es hat mancher Mensch mit schwerem Herzen solchen Besuch angetreten und ist mit *leichtem* zurückgekehrt.«

»Ha, mit *leichtem*! Ich nehme das Wort als gute Vorbedeutung an. Gott gebe, daß ich es nicht voll zurückbringe. Und nun leben Sie wohl – da ist mein Pferd!«

Er reichte ihr die Hand, schüttelte sie kräftig, sah ihr noch einmal freundlich in die Augen und ging dann rasch hinaus, wo er ohne Aufenthalt das Pferd bestieg.

Die alte Treuhöld war ihm unablässig mit den Augen gefolgt. Er sah sich nicht mehr nach ihr um, und doch, als der Braune schon im Fortschreiten begriffen, hielt er ihn noch einmal an, drehte sich um und blickte nach ihrem Fenster zurück.

Allein er gelangte nicht mit den Augen bis zu ihr hin. Ein anderer Gegenstand am Nebenfenster fesselte sie und er zog ehrerbietig den Hut und rief ein: »Adieu!« zu dem holden Mädchenantlitz hinauf, das ihm zum ersten Male nachsah, da er das Haus verließ.

»Glückliche Reise, Herr Legationsrath!« rief sie ihm zu und war dann aus seinem Gesichtskreise verschwunden. Ob er dabei recht gesehen, ob er sich getäuscht, er wußte es nicht, aber es schien ihm, als ob das dunkelblaue Auge, das ihn so eben begrüßt, mit einem gewissen Mitleid auf ihn

herabgeblickt und dann der liebliche Mund ihm mit trübem Lächeln die glückliche Reise geboten.

»Glückliche Reise!« wiederholte er für sich, »o ja, es wäre gut, wenn es so wäre, so sein könnte, aber nein, nein, nein, die innere Stimme lügt nicht und mir sagt sie, daß diese Reise in dem Sinne, wie sie es gemeint, nicht glücklich ablaufen wird.«

Mit diesem Gedanken ritt er vom Hofe fort, aber er schien diesmal keine so große Eile zu haben, als an den Tagen vorher, denn er ließ sein Pferd den etwa eine Meile betragenden Weg im ruhigsten Schritt gehen, als wäre er überzeugt, er werde noch immer früh genug den Ort seiner Bestimmung erreichen. Jedoch nicht diese Ueberzeugung allein hielt ihn von dem schnelleren Erstreben des so nahen Zieles ab, vielmehr waren es ernste und sogar bittere Gedanken, die sich seiner Seele bemächtigt hatten und ihn auf eine Weise peinigten, wie noch nie zuvor.

Er war sich vollkommen des ersten Schrittes bewußt, den er gegenwärtig that, und mit seiner ganzen Schwere lastete der letzte väterliche Wunsch auf ihm, von dem er bisher noch nie etwas zu leiden gehabt. Es war das erste Mal, daß ein fremder, fast gewalthätiger Wille wie mit eiserner Hand in die goldenen Saiten seines Lebens griff und die bisherige Harmonie seiner Empfindungen und Gefühle verstimmte, einen Mißton in dieselbe mischend, der in den tiefsten Fugen seines Wesens dröhnend widerhallte.

Immer wieder von Neuem regte sich mit wachsendem Ungestüm die Frage und deren Beantwortung in ihm: »Wie kannst Du es dulden, daß man Deinen persönlichen Neigungen und Wünschen einen solchen moralischen Zwang

auferlegen will? Wirf alles Fremde, gewaltthätig Zwingende entschieden von Dir ab und fahre fort, ein freier Mensch zu sein, wie bisher. Aber immer wieder kehrte er auf die Bahn des tief in ihm wurzelnden Gehorsams, der kindlichen Unterwerfung unter den Willen eines Mannes zurück, der in seiner Stellung als Vater doch wohl bedacht haben mußte, wie schwer die seinem Sohne aufgebürdete Last unter Umständen zu tragen sein könne, und der sie ihm dennoch aufgebürdet, wahrscheinlich selbst einer inneren Nothwendigkeit, einer moralischen Verpflichtung, also einem Zwange folgend, der sich jetzt in gesteigerter Potenz bei jenem fühlbar machte.

Endlich aber schüttelte er mit Gewalt die ihn bedrängenden Empfindungen, Zweifel und Bedenken ab, er kämpfte sich muthig durch alle dränenden Hindernisse, und der schon früher unklar vor ihm schwebende Entschluß kam zum klaren Durchbruch: wenigstens zu versuchen, ob er dem Wunsche eines Anderen, dem Willen seines Vaters folgen und sich selbst zum Opfer eines Verhältnissis darbringen könne, das ihm bisher eben so unbequem wie unergründlich erschienen war.

Als dieser männliche Entschluß in ihm licht und klar geworden, fühlte er sich ruhiger werden, und die letzte Hälfte des Weges setzte er sogar mit einer Gelassenheit fort, die ihm seit dem vergangenen Abend leider nicht mehr zu Gebote gestanden hatte.

»Ich werde sehen, wie hoch der Berg ist, den ich übersteigen soll,« sagte er schließlich zu sich. »Tragen mich irgend meine Füße hinauf, wohlan, so soll er bestiegen werden. Flügel aber borge und mache ich mir nicht, denn ich bin eben so wenig ein Ritter des Pegasus, der sich auf seinen

Phantasien zu einer unbekanntem nebelhaften Höhe empor-schwingt, wie ein tollköpfiger Icarus, der mit schmelzendem Wachsfittig sich in Regionen erhebt, die seiner Natur nicht zusagen und seinen Fähigkeiten entrückt sind. Vorwärts also, heute Abend werden wir klüger sein als jetzt und die Zeit wird nicht still stehen, um uns durch ihr Zögern länger in Zweifel zu lassen, als für eine arme Menschenseele zuträglich ist!

---

Während er nun der alten Grotenburg zureitet und über die Art und Weise mit sich zu Rathe geht, wie er sich den ihm fremden Menschen gegenüber verhalten sollte, um ihnen nicht Hoffnungen zu erregen, die er schließlich nicht zu erfüllen im Stande wäre, wollen wir noch einen Blick auf diese Menschen selbst werfen und damit die Schilderung der Personenreihe schließen, die wir im Rahmen unseres Charakterbildes dem Leser vorzuführen haben.

Die Grotenburg zunächst war in der That, was ihr Name besagte, eine Burg, die nur nicht den Beinamen der »großen« verdiente, da sie, wie die meisten ehemals festen Schlösser im flachen Lande, sogar winzig genannt werden konnte. Was dagegen ihr Alter anbelangt, so mochte ihr Ursprung sich bis in's graue Mittelalter verlieren und die Spuren davon trug sie bis auf diesen Tag noch in manchen einzelnen Zügen an sich. Inmitten eines zwanzig Fuß breiten, ein großes Quadrat ebenen Landes umschließenden Grabens gelegen, den mehr Schlamm als Wasser füllte und über welchen eine nur schmale Zugbrücke führte, erhob sie sich

als ein baufälliges verwittertes Gemäuer von höchst unregelmäßiger Gestalt, mit Thürmchen, Zinnen und Giebeln verziert, die unsern jetzigen Zerstörungswerkzeugen keine Stunde würden widerstehen können, in ihrer Blüthezeit aber ganz tüchtig und dauerhaft gegen räuberische Ueberfälle gewesen sein mögen. Diese Thürmchen, Zinnen und Giebel waren mit Schiefer gedeckt, die Fenster klein und namentlich nach Außen hin sparsam angebracht, und nur nach dem Hof und Garten hinaus, welcher letztere ebenfalls innerhalb des Grabens lag, war das Hauptgebäude mit größeren und der modernen Bauart entsprechenderen Fenstern geziert.

Schon aus weiter Ferne sichtbar, machte diese alte von Nußbäumen und Pappeln umgebene Burg einen mehr düsteren als angenehmen Eindruck auf den fremden Besucher. Die dicken moos- und epheubedeckten Mauern, hie und da halb zertrümmert, die vielen vorspringenden Ecken mit den theilweise noch vorhandenen eisenvergitterten Guklöchern, die kleinen vielgestaltigen Thürme mit ihren in den rostigen Angeln kreisenden Windfahnen, besaßen nichts Anlockendes, selbst für ein das Mittelalter und seine Schöpfungen liebendes Auge, und wer, an ein modernes wohnliches Haus gewöhnt, aus dessen äußerer Form und Gewandung schon die Sorgfalt und Sauberkeit des Besitzers hervorleuchtet, zum ersten Mal dies traurige Bauwerk erblickte, fühlte sich beklemmt und eingeengt, als wäre er in eine Region gekommen, welche Menschen beherbergte, die noch Etwas sein und vorstellen wollten, was anderwärts längst zu Grabe getragen war.

Baron Grotenburg zwar erzählte oft, er beabsichtige schon lange, dem zerbröckelnden Gemäuer einen neuen Abputz zu geben und vorhandene Mängel zu beseitigen, allein er fürchte dadurch dem alterthümlichen Gepräge seines Besitzthums den wahren und noblen Charakter zu nehmen, eine gewiß aus der Luft gegriffene Furcht, da nur der Mangel an Baarem ihn veranlassen konnte, noch länger in dem halb verfallenen Erbtheil zu hausen, so groß auch sein Verlangen war, ein lichtvolles und modernes Schloß zu bewohnen, etwa in der Art, wie sich das Herrenhaus zu Sellhausen seinem begehrenden Auge darstellte.

Jenen ersten düsteren, immer nachhaltigen Eindruck, den ihr altes Besitzthum auf den fremden Beschauer hervorbrachte, vermochten auch die Bewohner desselben nicht zu verwischen, wenn man ihnen im Innern des Hauses begegnete, und aller Schmuck, alle Verzierung, die so verschwenderisch daran gewandt, aus der alten Burg ein reizendes anziehendes Schloß zu zaubern, reichte nicht hin, dem Gaste ein wohlthätiges Gefühl zu erwecken, falls er mit dem Wirthe nicht gerade in besonders intimer und angenehmer Beziehung stand.

Baron Grotenburg glich, schon in der äußeren Erscheinung, nicht im Entferntesten seinen beiden uns bereits bekannten Schwägern, denn er gehörte ganz im Gegensatz von ihnen zu den Menschen, die allein die Form und den Schein des Lebens zu ihrer Gottheit gemacht haben; demgemäß stellte er sich als ein abgeschliffener, polirter und mit allen Finessen des Umgangs vertrauter Edelmann dar, der seinen Stand und sein Herkommen schon durch Haltung, Geberde und Miene, vor allen Dingen aber durch eine ausgesuchte Kleidung zur Anschauung zu bringen verstand.

Von Gestalt leidlich groß, trug er dieselbe mit einer gewissen leichten Würde, und in seinen Bewegungen, in seiner Art gewählt und in einem hohen Tone zu sprechen, gab sich jene prahlerische Großthuerei kund, welche nur zu oft mit einem innerlich hohlen Wesen verbunden ist.

Alles in Allem genommen gab es wohl selten einen unbedeutenderen Menschen als den Baron Grotenburg, obgleich er sich die größte Mühe gab, so bedeutend und erhaben wie möglich zu erscheinen. Sein ganzes Ringen und Trachten war nur an die schillernde Oberfläche, den äußeren Schimmer alles Bestehenden gerichtet, Nichts hatte für ihn einen Kern, einen Gehalt; wie er sich und die Seinigen den Augen der Welt darstellte, darauf kam es ihm allein an, und wenn es ihm glückte, den Sinn eines ihn Beurtheilenden zu blenden, so war er eben so sehr über sich selbst wie über alle Welt entzückt.

Wie dieser Mann dachte und fühlte, so handelte er auch. Er hatte sich in seinem ganzen Leben mit nichts Ernstlichem beschäftigt; die Arbeit, mochte sie sein, welche sie wollte, kannte er nur von Hörensagen, da er kein Auge von der Natur erhalten zu haben schien, um den im Schweiß seines Angesichts thätigen Arbeiter auch nur aus vornehmster Ferne zu betrachten.

Um nun auch durch Nichts an die Arbeit erinnert zu werden und um sich nicht selbst, wie er sagte, in dem alltäglichen Einerlei gemeinen Lebens aufzureiben, hatte er seine ergiebigen Ländereien an einen wohlhabenden Nachbar für ein schönes Stück Geld verpachtet, und demzufolge bekümmerte er sich wenig darum, wie derselbe mit seinem Eigenthum schaltete und waltete. Wenn er nur zur rechten Zeit sein Pachtgeld erhielt, um die drohendsten Gläubiger

mit kleinen Brocken befriedigen zu können, war er schon glücklich, denn seine Schulden im Ganzen zu bezahlen, dazu war, wie die Sachen einmal lagen, nicht die geringste Möglichkeit vorhanden. Aber ach, dieses Pachtgeld lief immer spärlicher ein, der gute Pächter hatte es schon seit Jahren leihweise vorausbezahlt, und die Ausgaben, anstatt einmal in ihrem athemlosen Laufe still zu stehen, wuchsen alle Tage von Neuem zu unerschwinglichen Summen an, für deren Addirung die Damen seines Hauses weder Sinn noch Lust zu haben schienen. Dagegen verstanden es diese Damen, von denen wir die Bekanntschaft der Mutter schon auf Sellhausen gemacht haben, meisterhaft, des Barons Säckel zu leeren, selbst wenn er bis an den Rand gefüllt gewesen wäre, und Baron Grotenburg war ein so schwacher Mann, daß er ihren Bitten niemals widerstehen konnte, wenn sie ihn zu neuen und unvermutheten Ausgaben veranlaßten.

Seiner gebieterischen Gemahlin gegenüber *durfte* er nie einen Widerspruch erheben, und die verzärtelte Clotilde mochte er nicht mit Versagung kränken, wenn ein Wunsch über ihre Lippen drang, und ach! weder die Forderungen der Einen, noch die Wünsche der Andern hielten jemals das Maaß rücksichtsvoller Bescheidenheit ein.

So hatten sie es unter Anderm durchzusetzen gewußt, das Innere ihrer alten Burg nicht allein mit allerlei luxuriösem Gerümpel beinahe auszustopfen, sondern es auch in eine Art moderner Galanteriewaaren-Niederlage zu verwandeln. Kein Bequemlichkeitsmöbel gab es auf der Welt, von welchem nicht wenigstens ein Exemplar auf der Grotenburg vorhanden gewesen. Alle Zimmer waren damit überfüllt, und daran reihten sich eine Menge wunderbarer Dinge, für

die man eben so wenig einen Namen besitzt wie eine Anwendung zu finden im Stande ist. Gemälde, Kupferstiche, Statuen von Porzellan, Elfenbein, Wachs, Thon, Nippes tausendfältiger Art und der ganze plunderhafte Krimskrams, den die erfinderischen Fabriken des In- und Auslandes erzeugen, füllten alle Räume vom Boden bis zur Decke, so daß man sich kaum in irgend einem Zimmer, mit Ausnahme des großen Salons, frei bewegen konnte, ohne befürchten zu müssen, eine ganze Welt voll namenloser Knustgegenstände zu zertrümmern.

Aber nicht hierin allein suchten die beiden Damen die Befriedigung ihres Stolzes und ihrer Laune, es mußten auch noch kostbarere Dinge in ihrem Besitz sein, um sich der sie umgebenden Welt gegenüber als mustergültig zu fühlen.

Kein adliges Haus in der ganzen Umgegend hatte eine so große Anzahl Diener für allerlei Verrichtungen aufzuweisen als die Grotenburg. Der Baron, die Baronin, Fräulein Clotilde, jedes hatte seinen eigenen, reich und dabei geschmacklos gekleideten Bedienten, der Herr außerdem einen Jäger, die Damen eine Kammerjungfer und verschiedene Nähmädchen, wobei die Kutscher noch nicht mit in Anschlag gebracht sind, die zu abwechselndem Dienste jederzeit und für Jedermann bereit stehen mußten.

Natürlich gehörten Winter- und Sommer-Equipagen nebst kostbaren Pferden zu einem solchen Haushalte, und auch davon war eine reichliche Auswahl in den Remisen und Ställen des Schlosses aufzufinden.

Daß man die Küche und den Keller dabei nicht vernachlässigte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden, obgleich weit man entfernt war, dafür so große Summen zu verwenden, wie Baron Haas es für nöthig hielt.

Diese kostbare Einrichtung des freiherrlichen Hauses kostete aber Geld, viel Geld, und damit sah es, wie wir schon wissen, allezeit am kläglichsten aus. Der Baron hatte allerdings früher ein ansehnliches Vermögen besessen, allein dasselbe war ihm allmählig und unversehens durch die Finger geschlüpft und es begann schon seit Jahren eine fühlbare Ebbe einzutreten, die bisweilen sogar eine grauenerregende Dürre herbeiführte, von der man natürlich nach Außen hin so wenig wie möglich etwas verlauten ließ.

So lange der alte Herr von Sellhausen gelebt, den man mit Aufmerksamkeiten und Liebesbeweisen allerlei Art zu blenden und zu ködern verstanden, so lange freilich hatte man eine nicht unwesentliche Stütze, wenigstens in den Zeiten der dringendsten Noth gehabt. Die Gutmüthigkeit dieses Mannes war eben so groß gewesen wie seine bescheidene Unterordnung unter den hochmüthigen Geist der altadligen verwandten Familie, er hatte gegeben, was in seinen Kräften stand, und auch für die Folge Unterstützungen verheißen, ein Verfahren, das ihn zuletzt, wie wir wissen, sogar zu dem seltsamen Verlangen führte, welches zum Theil den Gegenstand dieser Erzählung bildet. Als er nun aber gestorben, war eine große Zuflußquelle für den Baron verstopft, es trat eine bedeutungsvollere Ebbe ein denn je, und Letzterer gewahrte mit Schrecken, daß er seinem Ruin entgegengehe, wenn nicht bald eine namhafte Hülfe käme, und diese nahte glücklicher Weise von Tage zu Tage näher heran, noch dazu von zwei Seiten, und auf diese war sein Auge natürlich mit brennendem Verlangen gerichtet.

Die eine dieser Hülfen, für ihn die angenehmste und ergiebigste, war allerdings noch anscheinend am weitesten entfernt; sie entsprang wie ein üppig sprudelnder und fast

unerschöpflicher Quell aus der bevorstehenden Erbschaft der guten Tante Birkenfeld, die ihren nächsten Verwandten ja auf keinen Fall entgehen konnte, so bitterböse sich auch die alte Dame bisher der Familie des Barons erwiesen hatte. War sie aber auch so böse, wie sie sein mochte, alte Damen haben ja so oft unerträgliche und unbegreifliche Launen – was verschlug das? Sie war alt, sehr alt und man konnte jeden gesegneten Tag ihres nicht weniger gesegneten Endes gewärtig sein. Noch dazu war sie kränklich und hilflos, das Leben bot ihr keinen Reiz, keine Freude mehr, sie mußte sich zuletzt selbst zur Last sein – war es daher nicht natürlich, daß man in der Grotenburg, wo so zarte und menschliche Gefühle herrschten, alle Tage und Nächte Gott bat, daß er die arme Dulderin doch endlich von ihren irdischen Fesseln befreien möge?

Die zweite Hülfe dagegen war, wenn auch weniger ergiebig, doch glücklicher Weise jetzt ganz nahe gerückt. Der Legationsrath von Sellhausen war von seiner amtlichen Stellung im Auslande entbunden und endlich in das Vaterhaus heimgekehrt, um sein Erbe in Besitz zu nehmen – unter der für den Baron so günstigen Bedingung, daß er die Tochter des Schwagers seines Vaters als Ehegemahl in dasselbe einführe. Daß Bodo keinen Augenblick anstehen werde, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, darüber hegte man auf der Grotenburg anfangs keinen Zweifel, dafür hatte der schlaue Baron und die noch schlaudere Baronin hinreichend zu sorgen gewußt, dafür hatten sie Jahre lang »gearbeitet« und sich in Liebe und Aufopferung gegen den alten trägen Herrn von Sellhausen erschöpft, den sie in ihrer Einbildung für dreimal so reich hielten, als er wirklich war.

Als nun aber Bodo fünf Monate lang als Einsiedler in seinem stillen Hause lebte, Niemanden bei sich sah, zu Niemanden ging, da wurden die hoffnungsvollen Gesichter in der Grotenburg immer länger und länger und in ihren Herzen stieg eine dunkle Ahnung auf, daß der junge Herr von Sellhausen doch am Ende andere Gesinnungen als sein Vater gegen sie hegen könne. Jedoch, »junge glatte Leute sind leichter zu regieren als alte« verrostete Seelen,« sagte die Baronin, »warten wir es ruhig ab und fassen wir den Strick am richtigen Ende an, sobald er uns in die Hand gegeben wird.«

Allein dieser »Strick« – man verzeihe, daß wir uns des Ausdrucks der edlen Baronin bedienen – wurde nicht in ihre Hand gegeben und so konnte sie weder das falsche noch das richtige Ende desselben ergreifen.

Als nun aber jene fünf Monate vergangen waren, keine Nachricht über den seltsam diplomatisch verfahrenen jungen Mann einlief, Niemand etwas Bestimmtes von ihm wußte; da stieg die Besorgniß in der Grotenburg zur Angst und diese erreichte zuletzt eine so schwindelnde Höhe, daß die Frau Baronin in ihrer Noth einen kühnen Versuch zu wagen beschloß, dessen tragikomischen Ausgang wir in den vorhergehenden Blättern geschildert haben.

So viel von der Noth und den Hoffnungen der Familie des Barons, deren letztes Glied – das wichtigste und kostbarste von allen wir in Fräulein Clotilde nun noch dem Leser zu schildern haben.

Diese zwanzigjährige Tochter, das einzige Liebespfand, womit den Baron seine ausgezeichnete Gemahlin beschenkt – wie konnte sie als Kind solcher Eltern anders sein, als sie

wirklich war? Von Beiden verzärtelt und verzogen von Jugend auf, ein Spielball in der Hand einer eben so unverständigen wie intriganten Mutter, von den großartig erscheinenden Verhältnissen ihres Vaters berauscht und in den Wahn versetzt, eine noch großartigere Rolle in den künftigen Traditionen ihrer Familie zu spielen, war sie von der Natur ganz und gar dazu ausersehen, diese Rolle *auf ihre Weise* so früh wie möglich in Scene zu setzen.

Wenn man sie zum ersten Mal sah und ihre Gestalt und ihre Züge im Einzelnen betrachtete, konnte man nicht umhin, sie für hübsch, für fein zu halten, und doch war sie im Ganzen durchaus keine wohlthuende Erscheinung. Alle Vorzüge und Zierden, die sie besaß, waren, seltsam genug, theils durch ein unleidliches Uebermaaß entstellt, theils durch eine gewagte äußere Zuthat, überladenen und geschmacklosen Putz und schließlich durch das Schlimmste von Allem, durch eine gekünstelte Effecthascherei in das Gegentheil verkehrt.

Was ihre körperlichen Verhältnisse betrifft, so war sie ziemlich groß und schlank, überdieß mit Hülfe einer unsichtbaren Maschinerie maaßlos eingezwängt, was ganz unnöthig erschien, da sie auffallend fleischlos und für den Mann, der das Weib mit weiblichen Formen liebt, nicht gerade verführerisch ausgestattet war. Nur die Arme und Hände waren damit etwas reichlicher bedacht, sogar schön und gut geformt, nur wurden leider die Hände durch entsetzlich lange und haarscharf zugespitzte Nägel entstellt, eine Mode, die man, wenn sie uns ein Reisender von einem heidnischen Volke erzählte, vielleicht für gerechtfertigt, wenn aber von einem civilisirten, für fabelhaft halten würde, könnte man

sie nicht jeden Tag auch bei uns an solchen Leuten wahrnehmen, die jede Arbeit für eine Schande und die Trägheit für eine der vornehmsten Tugenden halten.

Bei sehr blaßblonden und im natürlichen Zustande sehr glanzlosen Haaren, wie sie auch der Baron und die Baroin besaßen, hatte sie einen sehr zarten Teint, aber dabei jenen faden, nichtssagenden Ausdruck der Miene, der vielen hochblonden Damen eigen ist, wenn sie geistlos sind, und welcher um so auffallender hervortritt, wenn sie, wie Fräulein Clotilde, fast farblose Augenwimpern und gänzlich unsichtbare Augenbrauen haben.

Das Auge war meistens matt, glanz- und ausdruckslos und in der Farbe etwas zu hellblau gerathen, aber es nahm einen unnatürlich stechenden und herausfordernden Blick an, wenn seine Besitzerin bei irgend einem Vorkommniß sich ein bedeutendes Ansehen zu geben bemüht war, ein Beginnen, das ihr aus langer Gewohnheit zur zweiten Natur geworden war und ihr viel mehr schadete, als wenn sie weniger hübsch gewesen wäre. Ihr Mund war etwas groß und dabei die Lippen so schmal und umrißlos, daß man sie kaum bemerken konnte. Geziert war er allerdings mit weißen, wiewohl etwas großen Zähnen, aber sie zeigte sie bei den schmalen blassen Lippen so oft, daß man zuletzt nicht mehr darauf achtete und gewünscht hätte, sie möchten lieber von rötherem und vollerm Fleische bedeckt sein.

Bei der schon bezeichneten Magerkeit wäre es sehr rathsam gewesen, wenn sie Nacken, Hals und Schultern etwas weniger entblößt getragen hätte, allein in diesem Punkt befolgte sie leider den ihr von der Mutter eingprägten

Grundsatz, daß ein junges Mädchen nie eine ihr zugefallene Schönheit verbergen müsse, die sie aller Welt mit *einigen* Ehren zeigen könne.

Um noch einmal auf ihre Augen und deren Blick zurückzukommen, so müssen wir bemerken, daß sie, ebenfalls von der Mutter dazu angeleitet, die leidige Gewohnheit angenommen hatte, die an und für sich schon etwas kleinen Augen bei jeder Gelegenheit noch mehr zusammenzukneifen, damit zu blinzeln und auf eine Person, die scheinbar keiner großen Beachtung werth sei, gleichsam wie durch einen Schleier von oben herab zu blicken, etwa wie eine Königin des Morgenlandes, die die ihr Nahenden nur zu ihren Füßen liegen sieht. Ueberdieß sei es sehr kleidsam und verleihe einen vornehmen Anstrich, wenn sie sich so oft wie möglich ihrer goldenen Lorgnette bediene, die Menschen dadurch sogar aus nächster Nähe scharf betrachte und sich damit das Ansehen einer Dame gebe, die, um genau urtheilen zu können, auch genau beobachten müsse.

Ihre Sprache, denn von der müssen wir bei einer Dame, die wir so gründlich schildern, auch reden, da sie mit das Lieblichste ist, was ein schönes Mädchen besitzen *kann*, ihre Sprache war weniger wohlklingend, als sie hätte sein können, wenn sie minder geziert und affectirt vor das Ohr des Hörers getreten wäre und wenn die Sprecherin dabei nicht – eine Angewohnheit vieler kleinstädtischen und ländlichen Damen – stets eine Seite der Oberlippe emporgezogen hätte, wodurch ein sehr großer Zahn sichtbar wurde, der leider schon einen bläulichen Schimmer anzunehmen begann. Wenn sie lachte – ebenfalls eine schöne Eigenschaft für eine junge Dame, angenehm zu lachen – so klang es scharf, spitz und ein wenig zu laut, was den ganzen leidlichen Eindruck

wieder zu vernichten im Stande war, welchen ihre übrigen guten Eigenschaften so eben hervorgerufen.

Wenn man oft im Leben junge Damen sieht, die vor immerwährender Thätigkeit, unablässigem Hin- und Hergehen kaum zu Athem zu kommen scheinen, so konnte man Fräulein Clotilde mit diesem kleinen Tadel nicht belegen, denn noch niemals hatte sie irgend Jemand mit irgend Etwas beschäftigt gefunden. Sie verstand weder eine Handarbeit, auch nicht die feinste und niedlichste, anzufertigen, noch hatte sie überhaupt Lust und Neigung dazu, sich auf diese oder ähnliche Weise zu unterhalten. Desgleichen liebte sie das Lesen nicht sonderlich; nur dann und wann nahm sie eine kurze Novelle zur Hand – aber sie mußte ganz kurz und von einem adligen Schriftsteller verfaßt sein, stets mit Handlung beginnen und niemals irgend eine Beschreibung bringen – oder ein Journal, über dessen geistlosen Inhalt sie verächtlich die Achseln zuckte, ohne es einmal angeblickt zu haben, da es ja langweilig war, die Gedanken anderer Menschen zu lesen, das Lesen aber überhaupt ungemein die Augen angriff.

Nichtsdestoweniger war sie – vielleicht durch göttliche Inspiration – von Allem unterrichtet, kannte Alles, wußte Alles, und namentlich beurtheilte sie Alles, was in ihrer Gegenwart von Andern verhandelt und besprochen wurde. Bei solchen Gelegenheiten pflegte sie einen caustischen wegwerfenden Ton anzunehmen, der bitterer verletzte, als das Urtheil selbst, und mit der Miene eines orthodoxen Professors der Adelsrechte verdamnte sie Alles ohne Erbarmen, was ihr nicht fein und nobel genug erschien, so daß, wer sie so unnachsichtig den Stab brechen sah, sie gewiß nicht zum

Richter zu haben wünschte, falls er einmal in Ungnade bei ihr fallen sollte.

Da sie nur eine höchst oberflächliche Erziehung genossen, von Literatur, Geschichte, überhaupt von Allem, was in der Welt sich bewegt, was sie groß und herrlich macht und was der menschliche Geist darin Wunderbares zu Wege bringt, kaum die allgemeinste Kenntniß hatte, so kann man sich denken, daß ihre Unterhaltung nur eine höchst oberflächliche sein und sich nie über den beschränkten Kreis ausdehnen konnte, den ihre leiblichen Augen beherrschten. Was aber in diesem Kreise geschah, war wichtig von Anfang bis zu Ende, nichts überbot das Interesse, welches sie an den kleinlichsten und erbärmlichsten Vorfällen innerhalb der Familien ihrer Bekannten und Freunde nahm, und nur was ihre eigene Person, die Mama, den Papa betraf, gelangte zu der Ehre, noch den Vorzug vor Letzterem zu gewinnen.

Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, wenn man dies Wort für das, was wir sagen wollen, gebrauchen darf, war es, auf einem höchst bequemen und weichen Sessel in halb liegender Stellung am Fenster zu sitzen, dessen Aussicht den Weg bestrich, der nach der Grotenburg führte, und in's Blaue zu starren, die Hände gefaltet im Schooße zu halten oder an den Nägeln zu putzen, wobei sie, oft vor Langeweile seufzend, unbewußt die Lerche bewunderte, die sich ihres Lebens freute, jubelnd im lichten Aether schwirrte und dabei mit ihrer Stimme Himmel und Erde begrüßte. Dann und wann kam ihr auch dabei wohl einmal die Lust, selbst ein Liedchen zu trillern, wenn gerade die Mama zur Hand und bereit war, dasselbe am Flügel zu begleiten – denn was sollte man den ganzen lieben Tag beginnen, fragte sie oft, da ja

nicht immer besuchende Herren anwesend waren, mit denen sie ein paar scherzhafte Worte tauschen konnte, die ihr Schmeicheleien »in großen Düten« mitbrachten und denen sie »geistreich« antwortete, indem sie sich über sie lustig machte oder über irgend einen Abwesenden das Richtbeil ihrer scharfen Zunge fallen ließ.

Einen großen Theil des Tages aber nahm ihr die Toilette fort. Vier Stunden brauchte sie in der Regel, um standesgemäß erscheinen zu können, bei gewissen Ausnahmefällen aber gingen auch sechs darauf hin, eine Zeit, die nur dadurch eine pikante Würze erhielt, daß sie mit ihrer Jungfer schalt, wenn das neue kostbare Kleid nicht gleich sitzen wollte, wenn die Blumen nicht bunt genug, die Haare zu widerspenstig waren, Klagen und Vorwürfe, welche die arme Zofe oft zu Thränen brachten, da sie das gnädige Fräulein alle Tage schwerer zu befriedigen fand.

Der Sommer war für Fräulein Clotilde durchschnittlich die langweiligste Zeit. Das ewige Gehen und Sitzen im Garten bekam man doch überaus rasch satt; die Besuche, so oft sie auch erschienen, brachten immer Dasselbe, niemals war eine kleine Aufregung in ihrem Gefolge, die das Gemüth Tage lang zu beschäftigen vermag; Unterhaltungen über allerlei Fremdes aber, Spiele, wobei Papa immer so viel Geld verlor, Dinners und Soupers – konnte eine junge Dame ihrer Art an dergleichen Dingen wohl irgend etwas Interessantes finden? Da war der Winter doch eine ganz andere Zeit und in ihm ging ihr stets erst der wahre Frühling auf. Da konnte man wöchentlich zwei oder drei Mal in die Nachbarschaft und bisweilen sogar in die Stadt zu Balle fahren, ein Kleid anziehen, dessen Farbe, Ausschnitt und Besatz alle Damen vor Neid eine Woche krank machte und ihnen ein Vierteljahr

Stoff zur Unterhaltung bot, oder man konnte auserwählte Leute im Ballstaat bei sich selbst sehen, um an einem Abend mehr Geld zu vergeuden, als eine arme Tagelöhnerfamilie in der Nachbarschaft für das ganze Jahr gebrauchte. O, das war so lustig, so herrlich, so amüsan, daß es noch bei Weitem das Vergnügen im Sommer übertraf, ein paar feurige Pferde vor dem neumodischen Cabriolet zu fahren oder ein neues Vollblut des Papas zu reiten, was sie noch viel lieber gethan hätte, wenn ihr nicht blos Bauern begegnet wären, die wahrhaftig von einer modernen Amazone noch weniger verstanden, als sie von dem Leben der Bauern.

So haben wir denn Fräulein Clotilde ganz wie sie lebte und lebte geschildert und wir denken durch Vorführung ihrer Person, so unliebenswürdig dieselbe erscheinen mag, dem Leser Stoff genug zum Nachdenken geboten zu haben, da wir überzeugt sind, daß ähnliche Erscheinungen auch in seiner Nähe ihr Wesen treiben und ihn schon oft mit Bewunderung erfüllten, aber einer Bewunderung, die einen so kläglichen Beigeschmack hat, daß man sich auf keine Weise von der Natur für benachtheiligt halten würde, wenn Einem dieselbe für ewige Zeiten erspart bliebe.

### DRITTES KAPITEL. WIE MAN EINEN MANN OHNE POLITUR UND BILDUNG EMPFÄNGT.

Die für den Baron Grotenburg so bedeutungsvolle Nachricht, daß der Legationsrath von Sellhausen endlich seine Besuche begonnen habe und, seiner eigenen Aussage nach, am heutigen Tage nach der Grotenburg kommen werde, war schon an demselben Abend, nachdem Bodo das Gut Kranenberg verlassen, von da aus dem Schwager vermittelt worden und auch am darauf folgenden Tage war vom Baron Haas

die Meldung eingegangen, daß das orientalische Wundertier sich auf dem Kolkhofe eingestellt habe. Begreiflicher Weise hatten diese Nachrichten eine allgemeine Bewegung in der Grotenburg hervorgerufen, nur gab sich dieselbe in sehr verschiedener Weise kund. Der Baron selbst war erfreut, daß die sehnlich erwartete Stunde des Glücks nun endlich schlagen würde; die Baronin ließ ihre lange aufgesparte stille Wuth in einzelnen Seufzern und Ausrufen verpuffen, da sie jetzt ja keinen Grund mehr zur Anstachelung ihres Ingrimms hatte, und Fräulein Clotilde – nun, was konnte sie anders thun – saß mit der Mama und ihrer Jungfer in permanenter Berathung über die Wahl ihrer Toilette, was, als die Ursache davon bekannt wurde, zuletzt einen stürmischen Jubel unter den betheiligten dienstbaren Geistern hervorrief, als wäre schon die Hochzeit des gnädigen Fräuleins vor der Thür und als könne man nicht laut genug über das Glück der schönen Baroneß schreien.

Schon von zehn Uhr Morgens an standen zwei Bediente in ihren besten Livreen in der Nähe der Zugbrücke, die schon längst keine Zugbrücke mehr war, auf der Lauer, um den erwarteten Gast mit aller Aufmerksamkeit zu empfangen und in den großen zu diesem Behufe festlich geschmückten Salon zu führen, der nur bei höchst feierlichen Gelegenheiten und sehr vornehmen Besuchen geöffnet wurde.

Es war dies ein hübscher geräumiger Saal, dessen vier Fenster nach dem freilich etwas düsteren Hofe gingen, denen gegenüber man aber ein kleineres durch die dicke Mauer nach dem Graben hin gebrochen hatte, um von hier aus zu jeder Zeit unbemerkt den Weg beobachten zu können, der vom Felde aus auf die Zugbrücke zuführte. Dieser Saal war das einzige Gemach im ganzen Schlosse, in den sich der

letzte Rest des sonst überall verbannten guten Geschmacks gerettet hatte, das heißt, er war nicht zu sehr mit Möbeln überfüllt, um beschränkt, und nicht zu leer, um öde und ungemüthlich zu sein.

Die Mitte desselben war frei geblieben und über diese schwebte von der mit Stuccatur bekleideten Decke ein großer Lüstre herab, der bereits seit vierundzwanzig Stunden von seinem gewöhnlichen blaukattunen Ueberzuge befreit war und sich jetzt in seiner ganzen goldenen Pracht offenbarte. Den mit einer blendendweißen Tapete bedeckten Wänden gegenüber nahmen sich die Vorhänge von blauem Seidendamast sehr vortheilhaft aus und mit gleichem Stoffe waren auch die verschieden gestalteten Sophas, Divans und Sessel überzogen, die in den vier Ecken des Salons um zierliche Tische von Bronze und Marmor ihre Plätze einnahmen und so gleichsam vier verschiedene Räumlichkeiten bildeten, in denen sich kleinere und größere Gesellschaften von den übrigen abgesondert unterhalten und vergnügen konnten.

Um elf Uhr Morgens erhielt dieser Salon, der überdieß mit großen Spiegeln in Goldrahmen, marmornen Consolen und kostbaren Kupferstichen versehen und dessen parquetirter Boden so glatt gebohnt war, daß man kaum ohne Gefahr darauf treten konnte – seinen ersten Gast, den Baron selber.

Er war ein nicht übermäßig großer, aber etwas corpulenter Mann hoch in den Fünfzigen, der sich in seinem blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen und in seiner weißen Weste und Halsbinde mit der brillantenen Tuchnadel im Vorhemd ganz stattlich ausnahm. Dabei zeigte er für sein Alter ein sehr gut conservirtes und leidlich volles Gesicht, nur sein

Schädel war etwas kahl und die wenigen übrig gebliebenen Haare darauf in kleinen Löckchen nach der Mitte des Scheitels zu frisirt.

Auf den glatten Zügen des Barons lag an diesem Morgen wie immer sein stereotyp gewordenes vornehmes Lächeln, indessen wer ihn genauer beobachtete, fand bald heraus, daß der gewöhnlich zur Schau getragene Gleichmuth des gnädigen Herrn heute dennoch etwas erschüttert und er nicht im Stande war, einen gewissen moralischen Druck aus seinem Herzen zu verbannen, der sich sogar in den erschlafte Linien um den listigen Mund und in dem unsicheren Blicke seines lauernenden Auges wiederspiegelte.

So kam er denn, von innerer Unruhe gepeinigt, um elf Uhr schon in den Salon, sah, was seine Frau nie that, in alle Ecken, ob seinen Befehlen bezüglich der Anordnung und Säuberung auch Folge geleistet sei, und begann dann mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen einen Spaziergang durch den langen Raum, wobei sich seine befangene Miene allmählig aufklärte und er sich zuletzt freier als zuerst und mit einer gewissen Befriedigung wiederholt in einem der glänzenden Spiegel betrachtete.

Als er nun aber, von Niemand gestört, seinen Spaziergang wieder fortsetzte, sagte er halblaut zu sich:

»Endlich, endlich also ist der Tag da, nach dem ich mich so lange gesehnt! Gott sei Dank! Die Minuten sind mir fast zu Jahren geworden. – Er kommt, ah, er kommt und ich werde ihn bei mir haben, ich werde seine Hand berühren, in sein Auge sehen und gleich darin lesen, ob ich zu hoffen habe, was ich wünsche – wünsche? nein, zum Teufel, was ich haben *muß* – unter jeder Bedingung oder – die alte Grotenburg sieht zum ersten Mal einen zu Grunde gerichteten

Herrn. Allmächtiger Gott, daß es so weit kommen konnte! Man könnte so glücklich und zufrieden sein, wenn der ver-  
teufelte Putz und Tand –«

Er schwieg, denn sein immer auf der Lauer stehendes Ohr hatte ein bedeutsames Rauschen vernommen, das ihm schon aus der Ferne verkündete, wen er im Salon, dem-  
nächst zu erwarten habe. Gleich darauf riß auch ein betreß-  
ter Diener die Flügelthür weit auf und die Frau Baronin trat  
im vollen Schmuck bei ihrem Gemahl ein.

Die stolze Dame zeigte sich heute einmal wieder in  
dem ihr eigenthümlichen Glanze abgeschmacktester Ueber-  
ladung, sowohl in Bezug auf die Menge der an ihrem Kör-  
per angebrachten Schmucksachen, wie auch in der Wahl der  
bunt zusammengesetzten und sich widersprechenden Far-  
ben – eine Ueberladung, fügen wir bei, die ein geübtes Au-  
ge sehr oft an Damen vom Lande wahrnimmt, die nur selten  
Gelegenheit haben, die Putzläden großer Städte zu besu-  
chen und die feinsten Moden aus dem Grunde zu studiren,  
dann bei rascher Wahl aber gewöhnlich das in die Augen  
Fallendste nehmen, um sich ihren ländlichen Nachbarinnen  
in einem nie gesehenen Staate zu präsentiren.

Die Frau Baronin, in einem fabelhaft bunten Seidenstoff  
prangend, in dem ein schreiendes Roth und Grün die vor-  
herrschenden Farben bildete, große Maraboutfedern nebst  
ungeheuren Schleifen im Haar und dann noch von einer  
kostbaren rosa gefütterten Tunika von feinsten orientalischer  
Wolle umhüllt, trat also mit majestätischem Schritt ein, warf  
zuerst einen Blick in den Spiegel, dann auf ihren Mann und  
dann wieder in einen anderen Spiegel, wobei sie mit ihrer  
scharfen und kalten Stimme herausfordernd sagte:

»Nun, Grotenburg, da bin ich – wie gefalle ich Dir?«

»O, meine Liebe,« flüsterte der gute Baron zärtlich, indem er zu ihr ging, neben ihr stehend ihr Spiegelbild betrachtete und seine Hand einen Augenblick an ihrer halbnackten mageren Schulter ruhen ließ, »Du weißt ja, Du gefällst mir immer.«

»Schmeichler Du!« rief die sich für so schön haltende Frau, und tippte mit ihrer Lorgnette auf des Gemahls Hand, die sich schnell zurückzog, als sie die spitzen Knochen fühlte, »aber Du sagst es sehr selten. Ach Gott, was ist es heute warm und ich habe schon so viel Eislimonade getrunken, um meine innere Hitze abzukühlen!«

Der Baron schien nicht auf diese Klage zu hören, setzte sich in einen Sessel, trommelte mit den Fingern seiner rechten Hand auf die marmorne Platte eines kleinen Tisches und sagte dann seufzend: »Wo ist Clotilde?«

»Bei der Toilette – wie Du fragen kannst, Grotenburg, wo soll sie denn anders sein?«

»Gut, gut, ich bin schon still. Ach, Amalie, ja, Du hast Recht, es ist heiß heute und es wird noch heißer werden, wenn – wenn er erst kommt.«

»Warum denn das?« fragte die Dame mit zurückgeworfenem Kopfe und sah ihren kleinmüthigen Mann halb grimmig, halb verächtlich an.

Der Baron duckte sich wie ein Mäuschen, das die scharfe Kralle der Katze fürchtet, und sagte: »O, ich meine es nur. Ich bin im Grunde recht froh, daß wir so weit sind!«

Die Frau Baronin, hierdurch gereizt, ging mit großen Schritten, den Kopf mit dem gewaltig schwankenden Federbüschel bei jedem Tritt hintenüber beugend, im Salon auf und ab, wehte sich mit einem kostbaren Fächer Kühlung zu und versetzte:

»So weit, bah! Das ist wohl *recht* weit, mein Lieber? Hätten wir es nicht mit diesem – diesem Sonderling zu thun, wir könnten – bei Gott! – etwas weiter sein!«

»Nenne ihn, der Dein Schwiegersohn werden soll, nicht so, zumal Du ihn noch nicht einmal genügend kennst –«

»Ich kenne ihn nicht?« fuhr die Baronin jäh auf. »Wer sagt das? Hab ich ihn nicht gesehen, nicht gesprochen, nicht erfahren, wie sonderbar – das ist ein mildes Wort, mein Lieber – wie sonderbar sich dieser Herr gegen uns beträgt?«

Der Baron schwieg einen Augenblick, offenbar eingeschüchtert und in einige Angst versetzt, daß ein sehr leicht erregbarer ehelicher Sturm möglicher Weise im Anzuge sein könne, dann sagte er kleinlaut: »Nun, meine Liebe, Du hast ihn doch selbst einen schönen und klugen Mann genannt?«

Die Baronin setzte ihren Gang etwas langsamer fort, fächelte sich nur etwas stärker Luft zu und erwiderte mit spitzem Tone: »Was hilft mir alle Schönheit, alle Klugheit, ja, Alles, was *der* Mensch besitzen soll, seine diplomatische Erfahrung mit eingerechnet, wenn ich sehe, daß er sich nicht zu benehmen weiß wie ein gebildeter, ein verständiger, will sagen – ein nobler Mann!«

»Aber, meine Liebe,« wagte der Baron versuchsweise zu sagen, »Du gehst in Deinem Vorurtheil zu weit.« Weiter kam er aber nicht, denn seine Gemahlin fuhr ihm mit giftigen Blick in die Parade und rief:

»Vorurtheil? Ich gehe zu weit? Wie Du so sprechen kannst – hm! – Du dauerst mich fast! Freilich, Du hast ihn nicht gesehen, wie ich ihn gesehen habe – wie er da vor mir stand – wie ein Fürst aus dem Morgenlande mit seinen dunklen herrischen Augen und wie er mit seiner tiefen Stimme zu mir sprach –«

»Nun, was sprach er denn so Schreckliches?«

»Schreckliches gerade nicht, aber doch nicht das, was ich in jenem schrecklichen Augenblick erwarten konnte.«

»Ach Gott, Kind, jetzt übertreibst Du wirklich. Der Augenblick war ja so schrecklich gar nicht – Du warst überreizt, erschrocken, und da sahst Du Berge, wo nur Hügel waren, glaubtest einen Sturm zu fühlen, wo nur ein leichter Wind wehte –«

»Nun, nun, mein Lieber, menagire Dich ein wenig. Du nimmst immer die Partei dieses Herrn, ich weiß es schon, und was er auch gegen uns verbochen haben mag, er ist immer ein Engel in Deinen Augen.«

»Ein Engel, meine Liebe? Du allein bist mein Engel – aber darin übertreibst Du wieder. Ich sehe, unter uns gesagt, in ihm weiter nichts als einen Mann, den man klug behandeln muß, da wir ihn nutzen wollen, da er oder das Erbe seines Vaters uns nöthig ist – ja, ja, Amalie, verschweigen wir es uns ja nicht, wir haben ihn sehr nöthig, und Du weißt das eben so gut wie ich.«

Die Baronin, von den ernst gesprochenen Worten ihres Mannes getroffen, schwieg einen Augenblick, aber sie seufzte, nicht über das angedeutete Unglück, ach nein, nur daß sie selbst so unglücklich sei, einen Mann zu haben, dessen Hülfquellen nicht weiter reichten als sie bisher – Dank ihrer Verschwendungssucht – gereicht hatten.

»Grotenburg,« sagte sie endlich, »weißt Du was? Ich habe es mir überlegt; ich wollte erst auf diesen Herrn mit meiner ganzen Macht einwirken und ihn an mich zu fesseln suchen, aber ich habe mich anders besonnen. Ich will lieber ganz aus dem Spiel bleiben, ich will nicht auf ihn wirken, denn mir

– offen gesagt – behagt er zu wenig, oder – noch deutlicher gesprochen – ganz und gar nicht.«

Der Baron machte eine Geberde, als ob ihm das ganz gleichgültig wäre, und sagte erst nach einer Weile: »Na, das ist vor der Hand auch mein Wunsch, meine Liebe. Ueberlasse ihn mir ganz und Du wirst sehen, ich komme mit ihm zum Ziel – oder – ich gebe ihn völlig auf und dann – haha,« er lachte fast zu laut – »ist ja sein Erbe noch sicherer in unsern Händen, als *mit ihm!* Jedoch, wir haben unser Wort, das wir dem Alten gegeben, zu halten und zu lösen, und so wollen wir zuerst den glatteren und freundschaftlicheren Weg betreten. Wenn er uns also heute besucht und sich nicht näher erklärt, was auch kaum zu erwarten ist, da er Clotildchen noch gar nicht kennt, so besuche ich ihn morgen oder übermorgen wieder –«

»O, übereile Dich ja nicht damit; er darf nicht denken, daß uns an ihm etwas gelegen ist –«

»Nein, nein doch – und der Erfolg wird lehren, mein Kind, wie diplomatisch ich mit einem Diplomaten umzugehen verstehe.«

Dabei rieb er sich vergnügt die Hände und warf seiner Gemahlin eine Kußhand aus der Ferne zu.

In diesem Augenblick öffnete ein Lakai zwei Thürflügel zugleich und der Baron, der schon glaubte, der erwartete Besuch erscheine wie ein Gespenst durch die Luft herangeflogen, sprang heftig auf und trat auf die Thür zu. Sogleich aber erkannte er seinen Irrthum, denn es war seine Tochter, die mit gewaltigem Rauschen und in wo möglich noch glänzenderem Pompe als die Mama hereinschwebte.

Fräulein Clotilde trug an diesem für sie und ihre Familie so verhängnißvollen Tage ein Kleid von blaßblauer Seide,

am Halse und den Schultern wie gewöhnlich so weit ausgeschnitten, als irgend zulässig, mit einer Schleppe versehen, daß nur der Page dazu fehlte, der sie hätte tragen können, und von einem Umfange, daß sie damit fast den vierten Theil des ganzen Salons füllte. Ihr blonder, von zahllosen kleinen Löckchen umgebener Kopf war mit einer Fülle von Blumen und Blättern geziert, daß man ihn hätte für einen kleinen Garten halten können, und um den völlig entblößten Hals und die Arme, am Busen, an den langnäglichen Fingern trug sie so viel goldene Ketten, Armbänder, Brochen und Ringe mit blitzenden Steinen, als nur immer anzubringen gewesen. Dabei verbreitete sie bei ihrem ersten Schritt in den Salon einen so durchdringenden Wohlgeruch von allen möglichen Essenzen um sich her, daß ihr Vater nicht ganz Unrecht hatte, wenn er glaubte, sie sei im Besitz eines halben Parfümerieladens, dessen herrlichste Düfte sie jetzt gratis zum Besten gebe.

In diesem überladenen Putze sah die Baroneß aus, nicht als wolle sie im ländlichen Hause ihres Vaters einen Fremden empfangen, sondern als ob sie im Begriff stehe, in irgend eine Residenz zur Cour bei einem großen Fürsten zu fahren, eine um so größere Thorheit, da der Baron Herrn von Sellhausen weder zu einem Besuche eingeladen, noch dieser einen solchen angemeldet hatte.

Als die Baronin ihre herzallerliebste Tochter in dieser Fülle von Schönheit und Reichthum an werthvollen Kleidungsstücken und Schmucksachen in den Salon treten sah, ließ sie einen Ausruf der Bewunderung und des Beifalls hören, ohne das fast erschrockene und vorwurfsvolle Gesicht zu bemerken, welches ihr Gemahl eine Secunde lang anzunehmen wagte.

»Mein Gott,« rief sie und stand von ihrem Sitze auf, ergriff die Tochter bei der Hand und führte sie vor den größten Spiegel, »Clotilde, was bist Du heute schön – ach! und ich gestehe mit Stolz, daß es *fast* keinen Menschen auf der Erde giebt, dem ich diesen herrlichen Anblick gönne.«

»Du bist sehr gütig, Mama,« erwiderte Clotilde mit kühlem Lächeln, drehte sich vor dem Spiegel nach allen Seiten, wobei sie sich offenbar über sich selber freute, und fuhr dann fort: »die Robe sitzt wirklich sehr gut, ist weit genug und die Mamsell hat ein kleines Meisterstück hervorgebracht. Aber könnte sie nicht noch ein wenig tiefer ausgeschnitten sein?«

Der Vater verzog die Stirn in krause Falten, wandte sich aber seitwärts, um sein Mißfallen nicht blicken zu lassen; die Baronin dagegen prüfte mit kundigem Mutterblick den fraglichen Gegenstand und gab endlich mit gedehntem Behagen den entscheidenden Ausspruch: »Nun, meine Liebe, es geht noch. Aber wenn Du meinst, so laß noch einen Finger breit wegnehmen. Ich habe neulich bei den Hofdamen in ... noch tiefere Ausschnitte gesehen und sogar Seine Durchlaucht der Fürst von †††, der daselbst zum Besuche war, hat sein Entzücken darüber geäußert.«

»O, o,« murrte der Baron leise und nahm aus einer goldenen Dose eine Prise, deren Spuren er dann sorgsam von Weste und Hemd zu entfernen sich bemühte.

Während dieser Zeit hatte die Baronin wieder ihren Platz eingenommen, Fräulein Clotilde ließ sich ebenfalls auf einem Divan, den sie mit den Falten ihrer Kleider bis über beide Seitenlehnen hinweg ausfüllte, dicht an dem kleinen Beobachtungsfenster nieder und so saßen die drei Personen, jede in einer besonderen Ecke, in einem großen Dreieck sich

gegenüber, eine Weile erwartungsvoll einander betrachtend und Jedes des Anderen Miene prüfend, wovon man jetzt wohl zu reden beginnen werde.

»Papa, ich habe eine Bitte!« sagte da plötzlich die Tochter vom Hause.

»Sprich, liebes Kind; Du weißt, ich erfülle Dir gern Alles, was ich mit Ehren erfüllen kann.«

»O, so wird Dir auch Dies nicht schwer werden. Du bist in der Regel zu freundlich gegen die Leute, die uns besuchen, und wirst es am Ende gegen diesen Herrn Legationsrath auch sein wollen. Aber das wünsche ich nicht. Ich bitte also dringend, sei es gegen ihn nicht; laß ihn vielmehr fühlen, wie unhöflich er sich benommen, daß er nicht zuerst zu uns gekommen ist und sich nach meinem Befinden erkundigt hat, was er doch eben so gut konnte als zuerst nach Kranenberg und dem Kolkhof zu gehen.«

»Ja,« rief die Baronin mit entschiedenem Beifall, »Clotilde hat Recht, Grotenburg, und sie entwickelt wieder einen bewundernswerthen Tact. Obgleich dieser Mann, dessen Vater unsrer Vermittlung und Fürsprache seinen Adel und seine Stellung in der ganzen Umgegend verdankte, weit in der Welt herumgekommen ist, so scheint er doch noch nicht so viel Bildung und Politur sich angeeignet zu haben, als in unserm Familienkreise der Anstand und das Herkommen verlangt. Du hast unbedingt Recht, mein Kind, und ich habe schon vorher mit dem Vater über diesen Punkt gesprochen.«

»O, Bildung und Politur, Mama,« fuhr Fräulein Clotilde, verächtlich mit den bloßen Achseln zuckend fort, »was fragen diese jungen Herren in der großen Welt jetzt danach?!«

»O, o!« machte der Vater wieder und nahm vor Berlegenheit eine zweite Prise. »Still, still doch, Kinder, Ihr urtheilt

über einen solchen Mann immer zu herbe. Du kennst ihn ja noch gar nicht, Clotilde, und die Mutter hat mir selbst gesagt, daß er das Ansehen eines galanten und chevaleresken Mannes habe.«

»Das Ansehen, lieber Grotenburg,« nahm die Baronin würdevoll das Wort auf, »ja, aber auch nicht mehr! Ich wenigstens habe von seiner Galanterie noch keine andere Probe gesehen, als daß er sogleich fortritt, als wir – leider! – bei einem Nothbesuche sein Haus betraten, und daß er nicht eher wiederkam, als bis wir dasselbe in Angst und Sorge verlassen hatten. Du warst ja selbst darüber empört, mein Freund, und hast das in Deiner Gutmüthigkeit nur wieder vergessen. Wir Frauen aber, wir vergessen dergleichen nicht – nie und nimmer!«

»Nein, nein, Papa, diesmal muß ich der Mama entschieden Recht geben,« sagte Fräulein Clotilde mit Nachdruck, dem sprechenwollenden Vater rasch das Wort abschneidend; »und wenn ich aufrichtig sein und reden soll, wie ich fühle, so muß ich sagen, daß es mir in Sellhausen, obgleich das Schloß sehr hübsch liegt, gut eingerichtet, modern ist, doch weniger behagt hat, als ich mir vorgestellt habe. Ueberhaupt machte sich ein gewisses ordinaires Element in der Aufwartung und Bedienung darin bemerklich. Nicht einmal silberne Messer und Gabeln gab es bei Tisch, und dann, welche Haufen Fleisch brachte man uns an die Tafel! Als ob wir Bauern wären und nicht wüßten, daß es Rehbraten sei, was wir bekamen, wenn wir nicht den ganzen Rücken vor uns sähen. – Pfui! Und so war fast alles Uebrige bestellt und ich war eigentlich froh, als ich wieder nach Hause kam.«

Der Baron seufzte ganz laut. »Ach Gott, mein Kind,« sagte er mit fast wehmüthiger Weichheit, »ich sehe, daß auch Du

vorgefaßte Meinungen hast, die sich zum Glück noch in der Zukunft werden ausrotten lassen. So viel ich weiß, hat der alte Herr von Sellhausen sehr vieles und schönes Silberzeug hinterlassen, und man hat es nur noch nicht in Gebrauch gezogen, weil man so lange keine Gesellschaft mehr gehabt und etwas aus der Gewohnheit des guten Tones gekommen ist. Weiter nichts. Und dann, mein Kind, wie konnte man in Sellhausen wissen, daß Du niemals Fleisch issest, um Dir nicht den Teint zu verderben, daß Du nur von Gemüse und Mehlspeisen lebst? Ueberdieß warst Du krank –«

»Ach, da kommt Herr von Bökenbrink mit seinen göttlichen Füchsen!« rief Clotilde, die den Vater kaum angehört und unausgesetzt aus dem kleinen Schaufenster geblickt hatte.

Sowohl der Baron wie die Baronin sprangen von ihren Sitzen auf und eilten an das Fenster.

»Wahrhaftig,« rief der Baron fast erschrocken, »e ist Pilatus. Na, der hätte, heute auch fortbleiben können, er wäre mir ein andermal lieber gewesen!«

»Warum denn, Papa, er ist ja immer so aufmerksam und galant – ach und sieh, wie prächtig die Füchse gehen – o, und was er für einen reizenden Brakewagen hat!«

Die Baronin ließ sich wieder auf ihren Divan nieder und machte eine Miene, als wollte sie sagen: »Nun, ich würde mich auch nicht geärgert haben, wenn er heute nicht gekommen wäre; da er aber einmal da ist, muß man ihn ertragen. – Herr von Bökenbrink ist uns angenehm!« rief sie dem meldenden Bedienten entgegen, noch ehe er ein Wort gesprochen, und winkte ihm wie eine Königin mit dem seingestickten Taschentuche zu.

Wenige Minuten später trat Pilatus XXII. ein und fand die Herrschaften ruhig in dem vorher beschriebenen Dreieck sitzen. »Meine Damen,« sagte er, sich steif vor ihnen verbeugend und zuerst der Baronin und dann Fräulein Clotilden die Hand küssend – »guten Morgen – lege mich Ihnen zu Füßen.«

»Das lassen Sie hübsch bleiben,« rief der Baron, seine Hand dem Freunde entgegenstreckend, der ruhig nach einander die Hypothenuse und die beiden Katheten des Dreiecks beschrift, »das wäre für Ihr Alter und Ihr invalides Kreuz eine halbschmerzliche Arbeit – das kann heute ein Anderer thun – hm! – und Sie wissen ohne Zweifel, *wen* wir erwarten.«

Pilatus XXII. warf einen gierigen Blick auf Fräulein Clotilde, nickte gravitatisch und sagte, ohne Zweifel mit großer Selbstaufopferung, da er nur ungern und stets so kurz wie möglich sprach:

»Herrliche Toilette heute – Sie auch, meine Gnädigste aber weiß es auch so schon – habe es gestern aus seinem eigenen Munde gehört.«

»Wie,« rief die Baronin, brennend vor Neugierde, »waren Sie gestern etwa auf dem Kolkhof?«

»Halte die Ehre, Gnädigste – sogar bis heute Morgen um zwei Uhr – das heißt Haas und Ihr unterthänigster Diener.«

»O, o, bitte, erzählen Sie, wie war es, wie stellte Herr von Sellhausen sich dar, was machte er für einen Eindruck auf Sie?«

Pilatus von Bökenbrink reckte sich so hoch und steif in die Höhe, wie es ging, besann sich einen Augenblick und schnarrte dann wegwerfend: »Scheußlich, meine Gnädigste!

Alles in Allem. Kam auf einem Ackergaul angeritten – wahre Schindmähre – auf Ehre!«

»Und wie gefiel Ihnen sein Exterieur?« fragte Fräulein Clotilde mit einem ermuthigenden Blick.

Pilatus wandte sich nach der schönen jungen Dame herum, verbeugte sich ehrerbietig und versetzte etwas langsamer als vorher: »Exterieur nicht übel – große Augen mit Drohblick – aber verwundete mich nicht – sehr wortkarg – sehr wenig hungrig – trinkt gar keinen Wein – aber doch sehr bissig und immer bereit, Beleidigung zu sagen – was ihm noch theuer zu stehen kommen wird.«

»O, o!« rief der Baron und nahm stürmisch eine doppelte Prise.

»Und wie war sein Benehmen sonst, seine Tournüre, lieber Herr von Bökenbrink?«

»Benehmen? Tournüre? Sehr gewöhnlich, meine Gnädigste, oder sehr fein – wie Sie es nehmen wollen, vielleicht in der Art, wie es in Griechenland unter Halbwilden Mode ist. Haha!« Und er lachte über seinen eigenen Witz, wenigstens hielt er es dafür, was er mit aller Mühe aus seinem trocknen Schädel herausgepreßt.

Einige Minuten lang herrschte nach diesem für alle Beteiligten so interessanten Gespräch allgemeines Stillschweigen, denn jeder dachte über das eben Vernommene nach, nur Pilatus XXII. nicht, der dicht vor Fräulein Clotilde stand und ihre Toilette und was sonst an ihr mit menschlichen Augen wahrzunehmen, mit einer wahren und deshalb stillen Andacht, nicht nur bewunderte, sondern fast verschlang.

Da schlug eine Uhr in einem der anstoßenden Zimmer einmal an und die Baronin durchfuhr es wie ein magnetischer Schlag. Sie sprang hastig auf, zog ihre eigene Uhr hervor und sagte herb: »Wahrhaftig, halb Zwei! Und er ist noch nicht da! Da hast Du wieder einen Beweis von der Bildung dieses Mannes, Grotenburg. Wer in aller Welt, wer, sage ich, hat uns jemals auf das Essen warten lassen, wie?«

»Aber mein Gott,« fuhr der Baron mit nicht länger zurückzuhaltender Erregung aus, »wie kannst Du hier von »warten lassen« reden, Amalie? Der, den wir erwarten, hat sich eben so wenig zum Essen angemeldet, wie wir ihn dazu eingeladen haben.«

Pilatus XXII. machte ein höchst erstauntes Gesicht, als er dies hörte, und ließ seine kleinen Augen von einem Galakleide der Damen zum andern schweifen. Ohne Zweifel wunderte auch er sich, daß unter diesen ihm zufällig enthüllten Umständen so viel Aufmerksamkeit auf die Toilette verwendet war. Indessen sprach er kein Wort und zwirbelte nur die Spitzen seines Schnurrbartes krampfhaft zwischen den Fingern herum.

»Nun,« rief dagegen die Baronin, »wenn Du die Sache so nimmst, mein Lieber, dann sehe ich auch keinen Grund ein, noch eine Minute länger mit der Tafel zu warten. Der Herr könnte am Ende so vornehm sein, erst um sechs Uhr wie in London speisen zu wollen. Aber wir sind keine dummen Engländer – nicht wahr, Herr von Bökenbrink?«

Pilatus XXII. verbeugte sich steif und erwiderte: »Ich wenigstens bin es nicht, das weiß ich bestimmt.«

»Und Sie meinen auch, daß wir speisen, nicht wahr?«

»Ich meine, was Gnädigste und Fräulein Clotilde meinen!«

»Danke Ihnen, mein lieber Freund!« Und sie nahm hastig eine kleine silberne Schelle von einer Console unter dem Spiegel auf und klingelte laut, worauf sogleich ein Bedienter die Thür öffnete und seinen albernen Kopf durch die Spalte steckte.

»Was befehlen die Frau Baronin?«

»Anrichten, Jonas, auf der Stelle!« –

Fünf Minuten später meldete Jonas, daß servirt sei und nun führte Pilatus die Gnädigste und der Baron seine Tochter mit ceremoniösen Geberden in das elegant eingerichtete Speisezimmer.

---

Der Eile nach zu schließen, mit welcher das delicate Mahl verzehrt wurde, welches man zu Ehren oder vielmehr zur Köderung des »orientalischen Wunderthiers« auf selten splendide Weise hergestellt, mußte entweder der Appetit der vier Speisenden nicht sehr groß gewesen sein, oder der bei allen Vieren in verschiedenen Richtungen vorherrschende Aerger hatte sie dasselbe nicht in behaglicher Ruhe genießen lassen, – genug, in derselben Reihenfolge, wie sie den Salon verlassen, und mit derselben Grandezza kehrten sie nach kaum einer Stunde dahin zurück und nahmen wie vorher ihre Plätze in gesonderter Weise ein, nur mit dem Unterschiede, daß da, wo vorher Fräulein Clotilde allein gesessen, jetzt Zwei saßen, denn Pilatus XXII. konnte es sich unmöglich versagen, so lange in unmittelbarer Nähe der Dame seines Herzens zu weilen, als ihm das neidische Schicksal dieselbe nochvergönnen würde.

Fräulein Clotilde putzte an ihren Nägeln, warf dann und wann einen lächelnden Blick auf ihren stillen Anbeter, der seinerseits entweder zu tief in Anschauung »der zarten Blume« versunken oder in einer schweren Verdauung begriffen war, denn er sprach so wenig ein Wort, wie der Löwe brüllt, wenn er gesättigt ist, nur hielt er, wie vorher das gnädige Fräulein, jetzt seinen eigenen majestätischen Kopf wie ein Wegweiser nach der Straße gewandt, die vom Felde aus auf das Schloß zuführte. Der Baron dagegen hatte sich nachlässig in seinen Sessel zurückgelehnt, eine Zeitung genommen und blickte zuweilen darauf, ohne jedoch im Stande zu sein, auch nur eine Zeile zu lesen, denn seine Aufregung und seine Besorgniß waren so groß, daß er sie kaum bewältigen und der Baronin verhehlen konnte, die indeß diesmal keine Augen für den Gemahl hatte, vielmehr in stiller Wuth an ihrem Taschentuche zupfte und über die geringe Politur und Bildung der jetzigen jungen Männerwelt sich selbst eine ergreifende Vorlesung hielt.

Da sollte sich die anscheinend so ruhige Scene mit einem Mal auf eine sehr merkliche Weise ändern. Pilatus XXII. hatte schon seit einiger Zeit mit gespanntem Gesichtsausdruck in die Ferne gespäht, als er plötzlich so laut rief, daß Fräulein Clotilde fast wie vor einem unerwarteten Donnerschlag zusammenfuhr:

»Da kommt er! Auf Ehre, er reitet wieder den Ackergaul! Das ist großartig!«

Natürlich versammelte dieser Ausruf alle hier anwesenden Personen auf der Stelle an dem kleinen Fenster, und als man sich überzeugt, daß der langsam nähende Reiter wirklich der Legationsrath sei, erhob sich Fräulein Clotilde mit dunkelrothem Gesicht, und ohne ein Wort zu sagen, verließ

sie, wie eine brausende Wolke dahin schwebend, den Salon, um nicht gegenwärtig zu sein, wenn die ersten Begrüßungen zwischen ihren Eltern und Herrn von Sellhausen ausgetauscht würden.

Während nun aber die Baronin sich auf ihrem Divan in die geeignete Positur setzte, den ungalanten und ungebildeten Mann seiner würdig zu empfangen, Pilatus XXII. dagegen, etwas blaß, sich in der entferntesten Ecke ein Plätzchen der Beobachtung suchte, sprang der Baron, alle Ermahnungen von Frau und Tochter vergessend, wie electricirt nach der Thür und stand einen Augenblick später auf der Zugbrücke, um in höchst eigener Person und in schmeichelhaftester Weise den Ankommenden zu empfangen.

Welche Worte Bodo und der Baron draußen wechselten, wissen wir nicht anzugeben, als sie aber Beide, der Erste ruhig wie immer, der Letztere höchst aufgeregte und mit triumphirender Miene, in den Salon traten, erhob sich die Baronin einen Augenblick aus ihrer bequemen Stellung, verbeugte sich und sagte spitz und mit bedeutungsvollem Lächeln:

»Endlich also, Herr Legationsrath, hat man das Vergnügen und die Ehre!«

»Frau Baronin,« erwiderte Bodo, indem er sich höflich verbeugte, »Sie haben Ihrerseits vielleicht Recht, »endlich« zu sagen. Ich will meine scheinbare Nachlässigkeit auch nicht entschuldigen. Jedoch hoffe ich, Sie werden es selbst thun, wenn Sie bedenken, daß ich einen Vater betrauerte und daß man in solcher Zeit keine Antrittsbesuche macht. Ich wenigstens nicht. So zürnen Sie denn, wenn Sie meinen Grund nicht für genügend erkennen.«

Die Baronin wollte eben den Mund aushun und sagen, daß sie in Berücksichtigung dieses Grundes, den sie bisher noch nicht in Betracht gezogen, ihren »kleinen« Zorn schwinden lasse, allein sie kam nicht dazu. Der Baron, gänzlich umgewandelt, schnitt ihr das Wort von den Lippen ab und rief entzückt: »Gott bewahre, Herr Vetter, was denken Sie denn? Wie kann man da zürnen! Sie haben Recht, o wie sehr haben Sie Recht! Doch – sehen Sie da – die Herren kennen sich wohl schon?« setzte er hinzu, auf Herrn von Bökenbrink zeigend, der noch immer mit steinerner Miene und steif wie ein Grenadier vor seinem Sessel stand.

Bodo warf einen raschen Blick auf den kleinen seltsamen Herrn, verbeugte sich kurz und sagte mit seiner tiefen klangreichen Stimme, die demselben wie ein Messer durch die Seele schnitt: »Ich habe schon gestern die Ehre gehabt, Herrn von Bökenbrink vorgestellt zu werden.«

Pilatus XXII., über diese kalte Begrüßung empört, wollte einige Worte stammeln, aber sie verschwanden ihm im Munde, ehe sie »über den Zaun seiner Zähne« gelangt waren, und da er nichts Anderes zu thun wußte, strich er wüthend seinen Schnurrbart und ließ sich dann etwas unsanft in den hinter ihm stehenden Sessel fallen, der trotz der leichten Last des Herrn heftig krachte und so auffallend zitterte, daß der Rittmeister a. D. es für gerathen hielt, diesen Sitz zu verlassen und einen anderen zu wählen, da er sich leicht auch invalide erklären und außer Dienst setzen konnte.

Fast in demselben Augenblick ging die Thür auf und Fräulein Clotilde rauschte in ihrer ganzen Majestät herein, eine Miene zeigend, als wollte sie sagen: »Hier bin ich. Sieh mich an, erkenne mich als Deine Königin und stürze mir zu Füßen!«

Aber nichts von Dem geschah. Bodo stand ruhig da, betrachtete die heranrauschende Gestalt aufmerksam mit seinem großen leuchtenden Auge, wobei eine Secunde lang ein blitzartiges Leuchten über seine Züge schwebte, und wollte, sich in seiner ruhigen Weise langsam verbeugend, eben einige Worte sprechen, als Baron Grotenburg mit zitternder Stimme rief:

»*Eh bien*, mein lieber Vetter, da haben wir unsere Tochter Clotilde!«

»Mein Fräulein!« wandte sich nun der Gast zu der jungen Dame, »da ich sehe, wie ausgezeichnet wohl Sie sich befinden, so frage ich nicht, wie es Ihnen nach dem neulichen Unfalle geht, drücke vielmehr meine Freude aus, daß derselbe ein so gutes Ende genommen.

Mit diesen Worten und ohne eine Antwort abzuwarten, die auch nicht beabsichtigt wurde, trat er zum Baron, der ihm schon einen Sessel hingerollt, während Fräulein Clotilde zu ihrer Mutter ging, mit ihr eine lebhaftige Augensprache begann und einigermaßen überrascht schien, in dem so vielfach geschmähten Herrn in der That einen überaus ansehnlichen Mann mit einem höchst geistreichen Antlitz zu finden.

»Warum sind Sie so spät gekommen?« fragte der Baron, der in seiner Freude alle Vorsicht vergaß. »Wir – wir glaubten – oder vielmehr meine Frau –«

»Wünschst Du Etwas, mein Lieber?« fragte die Baronin in höchster Verlegenheit herüber, die schon fürchtete; ihr Gemahl werde sich hinreißen lassen zu erklären, man habe den Legationsrath zu Tisch erwartet.

»O nein, meine Liebe, ich wünsche eigentlich nichts, aber wenn wir Kaffee haben könnten, würde es uns Allen, denke ich, sehr angenehm sein.«

»Herr Legationsrath,« ließ sich da die Stimme Fräulein Clotildens vernehmen, worauf sich derselbe sogleich zu ihr begab, »Sie kommen so allein, nur zu Pferde und ohne alle Bedienung? O, warum machen Sie es sich so unbequem! Falls Sie keinen leichten Wagen haben, so hätte Ihnen Papa gewiß einen geschickt, wenn Sie die Güte gehabt, ihm Ihren Besuch anzumelden.«

»Mein Fräulein,« erwiderte Bodo lächelnd, »ich habe wohl einen Wagen, der gerade leicht genug für mich ist, aber ich fahre nie, wo ich reiten kann, was mir ein besonderes Vergnügen gewährt. Ohne Bedienung aber bin ich gekommen, weil ich die beste Bedienung von der Welt liebe, und das ist jedenfalls die, die man sich selbst zu Theil werden läßt.«

Clotilde schwieg, da sie hierauf nichts zu antworten wußte; und als wäre sie beleidigt, daß einmal Jemand es gewagt, anderer Ansicht zu sein, zog sie sich mit hoheitsvoller Miene auf ihren Platz am Fenster zurück, um unausgesetzt ihre langen Nägel zu betrachten. Dafür ließ sich die Baroin, die unterdeß den Kaffee befohlen, mit Bodo in ein längeres Gespräch ein, woran der Baron einigen Antheil nahm; nur Pilatus, der seinen Platz standhaft behauptete, strich vor fürchterlichem Aerger unermüdlich seinen Bart, da er wahrzunehmen glaubte, daß Fräulein Clotilde an dem dumm dreisten Gaste einen größeren Gefallen finde, als sie gegen ihre Umgebung merken lassen wolle.

Da stand der Legationsrath plötzlich von seinem Stuhle auf, sah sich rings im Saale um, als suche er seinen Hut und

sagte: »Verzeihen Sie, aber ich glaube an Ihrer Toilette wahrzunehmen, daß Sie in Gesellschaft fahren wollen. Ich darf Sie nicht davon zurückhalten.«

Weiter kam er nicht. Der Baron stürzte wie verzweifelt auf ihn zu, hielt ihn am Arme fest, als könne seine Beute ihm unbemerkt entschlüpfen, und rief: »Um Himmels willen, was denken Sie? Gesellschaft? Wir? Bewahre! Wir erwarteten –«

»Ah, Sie erwarteten Gesellschaft?« fragte Bodo lächelnd, dem die Angst des Barons fast Mitleid einflößte.

»Ja,« nahm die gefaßtere Baronin das Wort, »wir erwarteten unsere Schwäger, aber vor einer Viertelstunde ließen sie und einige andere Familien sämmtlich absagen, und so stehen wir Ihnen vollkommen zu Gebote, Herr Legationsrath.«

Ein Diener brachte Kaffee und die Empfangnahme desselben unterbrach eine Weile die Unterhaltung, wobei ein Jeder von seiner Stellung aus den Legationsrath nach Kräften beobachtete, was dieser im Stillen lebhaft erwiderte, indem er seine scharfen Augen abwechselnd auf jedem Gesichte verweilen ließ und ohne Zweifel sehr bald über die Personen wie alles übrige Vorgehende im Klaren war.

Während man nun den Kaffee trank, hatten sowohl der Baron wie seine Gemahlin Zeit genug, ihre Lebensgeister zu sammeln und sich der Pläne zu erinnern, die sie schon längst geschmiedet, noch bevor der liebe Vetter ihnen seinen Besuch geschenkt, und deren Ausführung sie nun allmählig beginnen wollten, um ihm eine vollkommene Einsicht in ihr glänzendes Hauswesen, in ihre Besitzthümer und ihren Geschmack zu gewähren; ein Verfahren, welches man bei manchen beschränkten Menschen für stereotyp halten muß, da sie es bei jeder Gelegenheit zu wiederholen trachten.

So war es denn Bodo in den nächsten Nachmittagsstunden vergönnt, recht Vieles und dabei viel Schönes zu sehen, nur war es leider gar nicht oder so schlecht geordnet und so bunt durch einander gewürfelt, daß man ein größeres Bedauern als Vergnügen dabei empfand. In ganz kurzer Zeit hatte er somit in Begleitung der ganzen Gesellschaft, die alte Burg von der Brücke bis zu ihrem hintersten Ausgang und alle bewohnbaren Räume ihrer zwei Stockwerke kennen gelernt, und nur die Zimmer Fräulein Clotildens waren ihm als ein unantastbares Heiligthum verschlossen geblieben, obgleich die junge Dame mit dem Schlüssel ihres Boudoirs so lebhaft spielte, daß es schien, als erwarte sie jeden Augenblick die Bitte des lieben Veters zu hören, ihm auch den paradiesischen Aufenthaltsort der Grotenburger Fee zu zeigen.

Allein der Legationsrath hatte gewiß so viele diplomatische Geheimnisse in seiner Verwahrung, daß ihm nach diesem Einen mehr durchaus nicht gelüstete, und so ging man an den geheiligten Gemächern vorüber, um den Garten, den Hof, die Ställe mit den schönen Pferden, die Remisen mit den modernen Equipagen zu bewundern, und auf diesem ganzen langen und für Bodo unendlich langweiligen Wege war man bemüht gewesen, dem einfachen Gaste zugleich einem Begriff von der Menge und Aufmerksamkeit der dienstbaren Geister des Hauses beizubringen, denn überall stieß man auf betreßte Jäger, Lakaien, Kutscher und dergleichen Leute, und selbst die unglückliche Jungfer mußte ihr dumpfes Kämmerchen verlassen und dem gnädigen Fräulein ein Paar neuer Handschuhe, ein vergessenes Flacon und ein durchsichtiges Taschentuch überreichen, um dem Legationsrath klar zu machen, an welche Bedienung die junge Dame

gewöhnt und welche Rücksicht sie daher von Jedermann zu erwarten berechtigt sei.

Auf diesem ganzen, mehr als anderthalb Stunden wegnehmenden Wege zog der Baron seinen Gast, neben dem bald die Baronin, bald Fräulein Clotilde ging, am Arme fort; wie ein lebendiger Schatten oder vielmehr wie ein leb- und sprachloser Automat hinter Letzterer aber bewegte sich Pilatus XXII., schon zufrieden, wenn es ihm nur vergönnt war, dem gnädigen Fräulein ein Tuch oder den Sonnenschirm oder irgend etwas Anderes auf einen Augenblick zu halten, und dagegen wieder höchst unglücklich, wenn er zu bemerken glaubte, daß »der Mann ohne Bildung und Politur« jeden Augenblick höher in der Gunst der ganzen Familie steige.

Als der aber endlich in den Salon zurückgeführt wurde, war er von dem vielen Sehen und Bewundern, von dem lauten Dazwischenreden bald Dieses bald Jenes so ermüdet und abgespannt, daß er nur mit Mühe das Gähnen unterdrücken konnte, und die Baronin, die es zu bemerken schien, wollte seine Lebensgeister dadurch auffrischen, daß sie ihre Tochter bat, ihrem verehrten Gaste ihr »neuestes« Lied vorzutragen.

Nach einigem zur Mode gewordenen Zieren, das nur schlecht den Drang nach Befall verbirgt, trat die junge Dame denn auch an den Flügel. Ihre Mama prälu dirte mit gespreizten Fingern und tactnickendem Kopfe sehr anmuthig und – der Singsang begann, auf eine so seelen- und ausdruckslose Weise ausgeführt, daß wir ihn nicht zu beschreiben brauchen, da dergleichen sehr oft zu hören ist; hier aber hatte er die radicale Wirkung, daß Bodo nun gänzlich von

der verführerischen Unterhaltung in der Grotenburg übersättigt und immer stiller wurde, wobei er oft verstohlen nach der Uhr blickte und die Minuten zu zählen schien, die er noch in dem Hause zu verbringen genöthigt sein würde.

Nichtsdestoweniger gefiel er der eitlen Baronin und selbst ihrer wählerischen Tochter von Augenblick zu Augenblick mehr, und Erstere sprach so oft und so laut ihre Freude aus, ihren lieben Nachbar nun endlich kennen gelernt zu haben, daß wenigstens Herr von Bökenbrink dadurch ganz versteinert wurde und gar nicht begreifen konnte, was denn eigentlich die Damen an dem so schweigsamen Manne bezaubert hätte. Dazwischen legte man demselben den Wunsch so nahe, sein schönes Gut einmal recht bald »in voller Gesundheit und Gemächlichkeit« zu sehen, daß er nicht umhin konnte, zu erklären: Gäste, die gern bei ihm wären, sähe auch er immer gern, und da er kein Freund großer Einladungen oder Festlichkeiten sei und in der That nur ein bescheidenes Junggesellenleben führe, so stände sein Haus jeden Tag Jedermann offen – eine Erklärung, die beinahe – mit Ausnahme Pilatus' XXII. – ein allgemeines Händeklatschen hervorgerufen hätte, so sehr fühlte man sich erfreut, da natürlich ein Jeder sie auf sich selbst bezog.

So war allmählig die Zeit vergangen und der Abend schaute mit dämmerigen Augen in die Fenster der düsteren Burg herein. Bodo erhob sich vom Stuhle und schickte sich augenscheinlich an, Abschied zu nehmen.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Baron stürzte sich mit noch leidenschaftlicherer Heftigkeit als vorher auf ihn, ergriff seinen Arm und rief:

»Wie, Sie wollen uns schon verlassen, mein theurer Vetter? Nein, nein und abermals nein, so verstehen wir das

Gastrecht auf der alten Grotenburg nicht. Haben Sie Mittags nicht bei uns gespeist, müssen Sie wenigstens Abends bei uns speisen, und helfst mir, Kinder, nicht wahr, ich darf ihn noch nicht fortlassen?«

Diesem verzweiflungsvollen Aufrufe leisteten die Baronin und Fräulein Clotilde fast auf der Stelle Folge. Man umringte den Legationsrath und drang so lebhaft mit Bitten in ihn ein, daß er sich gefangen gab und noch zufrieden war, daß man ihn nicht in Fesseln schlug, wie es das Ansehen zu haben schien, wenn er irgend eine Widersetzlichkeit blicken ließe. Als er aber erst zugesagt, auch noch die letzten Abendstunden bei seinen lieben Verwandten zuzubringen, wurde die Baronin ordentlich vertraulich, Fräulein Clotilde erzählte sogar von ihren letzten Wintervergnügungen, dem reizenden Schnitt ihrer Kleider, ihren Courmachern und Tänzern, und schien dabei so ganz und gar den armen Pilatus vergessen zu haben, daß dieser düster wie eine geladene Kanone auf seinem Stuhle saß, die jeden Augenblick abbrennen will und doch nie dazu kommt, ihren Zorn in einem furchtbaren Krach zu verpuffen, da Niemand vorhanden war, der es der Mühe werth gehalten hätte, einen lebendigen Funken an die todte Röhre zu legen.

Endlich aber hatte man auch gespeist und die Nacht sank über die hellerleuchtete Grotenburg unaufhaltsam herein. Bodo, von dem langen geistlosen Geschwätz in ein wahres Fieber versetzt, erhob sich wie ein Mensch, der den Augenblick seiner Befreiung aus endloser Gefangenschaft gekommen sieht, und im Gefühle des Glücks darüber schüttelte er dem Baron kräftiger die Hand, als er sie ihm beim Kommen geschüttelt, was diesen mit einer Freude erfüllte, die allen

Kummer und alle Sorge vergessen ließ, die er in dem letzten halben Jahre alltäglich ausgestanden hatte.

Endlich war auch der Abschied von den Damen genommen, die den Abgehenden mit lachenden Scherzen bis zur Thür begleiteten und um baldigste Wiederholung des lieben Besuches baten, und Bodo bestieg, während der Baron ihm eigenhändig den Bügel hielt, seinen geduldig wartenden Braunen mit einer Empfindung, als sei er von einem Alp befreit, der ihm die Brust fast zerdrückt. So ritt er mit einer Hast von dannen, die den ihm nachblickenden Wirth fast in Schrecken versetzte, und sog mit so lebhafter Begierde die frische Nachtluft ein, als ob er Jahre lang im Kerker geschmachtet hätte.

Kaum aber war der Baron vom Hofe wieder in den Kreis seiner Familie zurückgekehrt, so richteten sich Aller Blicke voller Spannung auf ihn, als erwartete Jedes, noch einen besonderen Gruß durch ihn von dem lieben Vetter zu empfangen, natürlich Herr von Bökenbrink ausgenommen, der gleichsam verduzt und kaum seiner Sinne mächtig wieder seinen alten Platz eingenommen hatte.

Der Baron selbst rieb sich überaus vergnügt die Hände, nickte den Anwesenden der Reihe nach mit verschmitztem und zufriedennem Lächeln zu und sagte: »Na, was sagt Ihr nun? War das nicht hübsch? Und das soll kein gebildeter Mann sein?«

Da fiel sein Auge plötzlich auf Pilatus XXII., und indem er eine ernstere Miene annahm, fuhr er, das Wort an ihn richtend, fort: »Ich begreife wirklich nicht, Bökenbrink, wo Sie Ihre Augen gehabt haben.«

»Wo ich sie immer hatte, Baron, im Kopfe!« lautete die mehr geschnarrte als gesprochene Antwort.

»Na, dann haben Sie sie nicht ordentlich aufgemacht, Freund, denn dieser Mann ist, in meinen Augen wenigstens, eine Perle.«

»Die Du in Gold fassen zu wollen scheinst!« rief ironisch lächelnd die Baronin. »Wenn es ginge, warum nicht? Aber wie gefällt er *Dir*, Clotilde, denn das ist die Hauptsache, denke ich.«

Fräulein Clotilde warf zuerst einen Blick auf Pilatus, der wie ein Verbrecher aussah, dem man unter dem Galgen eben den Strick um den Hals legen will, dann einen auf die Mutter, die ihr ermuthigend zunickte, und sagte dann dreist:

»Besser als ich mir dachte, Papa. Du hast wirklich Recht: man muß doch die Menschen erst aus der Nähe ansehen, ehe man sie »zu den Todten wirft.«

»Habe die Ehre – mich unterthänigst zu empfehlen!« rief Pilatus plötzlich, seinen Hut ergreifend, den er vor innerer Kampfbegier fast zerknitterte, und drehte sich mit seinem steifen Genick nach der Thür, als wolle er sie wie ein Mauerbrecher einrennen.

»Wie, Herr von Bökenbrink,« rief ihm Fräulein Clotilde verwundert nach, »und Sie küssen mir heute nicht einmal die Hand?«

Pilatus drehte sich langsam um, warf einen jammervollen Blick auf die zarte, in seinen Augen schon halb geknickte Blume und rief: »Millionenmal in Gedanken – o!«

»Nur *einmal* in der That, das ist besser, mein Freund!« rief die Baronin lachend. »Kommen Sie her – so – da haben Sie auch meine Hand – und nun gute Nacht!«

Etwa zwei Stunden später war in der Grotenburg fast Alles zur Ruhe gegangen. Die Baronin war schon im Nachtkleide und saß nur noch vor ihrem Spiegel und ordnete, da

die Jungfer noch mit Fräulein Clotilde beschäftigt war, ihr alle Tage spärlicher werdendes Haar, was der Baron mit seinem alle Tage ebenfalls spärlicher werdenden Gelde nicht mehr vermochte. Da klopfte es leise an ihre Thür und der Baron, in einen seidenen Schlafrock gehüllt und ein buntes seidenes Nachttuch um den Hals geknüpft, trat bei seiner Gemahlin ein.

»Verzeih', Amalie,« sagte er freudestrahlend, »daß ich Dich noch einmal störe. Aber ich kann nicht eher schlafen gehen, als bis ich Dir mein Herz ausgeschüttet habe. Hör mal, das ist ein ganz prächtiger Kerl, der Sellhausen, wie?«

Die Baronin zog die Stirn etwas in Falten, dachte einen Augenblick nach und sagte: »Wir wollen es hoffen. Ganz warm ist er bei uns noch nicht geworden.«

»O doch, Du hast es nur übersehen. Sein Auge glänzte vor stiller Freude, wenn er Clotilden ansah. Ach, und das liebe Kind, wie selig in ihrem jugendlichen Entzücken – sie war reizend, nicht wahr?«

»Das ist sie immer, mein Lieber, – denn sie ist *unsere* Tochter.«

»Du hast Recht. Na, es wird gehen, gieb Acht! Besser als wir dachten. Laß mich nur machen!«

»Ja, aber sei vernünftig, lieber Grotenburg. Du hast Dich heute einige Mal abscheulich versprochen und uns beinahe eine Blöße gegeben. Sei doch nicht so leidenschaftlich. Immer ruhig, Mann, wenn man einen Eber fangen will!«

»Einen Eber? Wie Du solch' Wort gebrauchen kannst! Doch – ich verstehe, wie Du es meinst. An einem der nächsten Tage aber werde ich nach Sellhausen fahren und ernstlich mit dem lieben Vetter sprechen. Du wirst sehen, er besinnt sich nicht lange, er sagt *ja*, die Geschichte ist fertig –

und wir können die Verlobungskarten drucken lassen, Gott sei Dank!«

Die Baronin verzog etwas ungläubig ihr Gesicht. »Na, so weit sind wir noch nicht!« sagte sie leise. »Bist Du denn überzeugt, daß Dein Schwiegersohn – wenn er es erst ist – Dir gleich zehntausend Thaler vorstrecken wird, wie es schon einmal sein Vater gethan?«

»Still, Kind, still, erinnere mich nicht an die Vergangenheit. Ich lebe jetzt nur für die Zukunft. Was er thut, ist mir gleich, daß er aber etwas thut, ist die Hauptsache, und Etwas thut er gewiß – wenn ihn seine junge Frau darum bittet.«

»Aha! Nun ja, das glaube ich auch – Etwas thut er gewiß – wenn es nur das Erwünschte ist. Doch jetzt genug, Grotenburg! Es war ein anstrengender Tag und ich bin müde. Da, küß mir die Hand und sei vernünftig.«

»Gute Nacht, mein Herz – o, so glücklich bin ich lange nicht schlafen gegangen!«

#### VIERTES KAPTEL. AM SPARGELBEET.

Es war an demselben Abend, etwa gegen elf Uhr, als Fräulein Treuhold mit ihrer Nichte noch in ihrem Zimmer saß, nachdem sie bisher vergebens die Rückkehr ihres Herrn erwartet hatte. Beide nahmen am Tische ihre gewöhnlichen Plätze ein und waren beim Scheine einer hellbrennenden Lampe jede in ihrer Art, ämsig beschäftigt. Während die Jüngere in einem Geschichtswerke las, strickte die Aeltere an einem weißen Strumpfe, was sie nicht im Geringsten behinderte, ihren innersten Gedanken nachzuhängen und ihres lieben jungen Herrn, um den sich alle ihre Empfindungen zusammen drängten, lebhaft zu gedenken.

Bis vor einer halben Stunde hatten Beide sich ruhig mit einander unterhalten, seit dieser Zeit jedoch war ein anhaltendes Stillschweigen eingetreten, was von Seiten Fräulein Treuhold's dazu benutzt wurde, mit scharfem Ohre nach dem Hofe hin zu horchen, wo sie jeden Augenblick den Huftritt eines Pferdes wahrnehmen zu müssen glaubte.

Als es aber endlich elf Uhr schlug und sich noch nichts auf dem Hofe geregt hatte, ließ sie die Hände mit dem Strickzeug wie ermattet in den Schooß sinken, lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sagte halb zu sich, halb zu Gertrud gewendet:

»Nun ist es elf Uhr und er ist noch nicht da. So spät ist er noch nie nach Hause gekommen, so lange er hier wohnt. Es wird ihm doch kein Unglück begegnet sein?«

Gertrud schaute bei diesen Worten lebhaft auf, legte ein Zeichen in ihr Buch und schlug es zu.

»Das verhüte Gott!« sagte sie leise mit ihrer sanften und wohlklingenden Stimme. »Aber ich fürchte das nicht. Er wird sich ungewöhnlich vergnügt haben und so ist er ungewöhnlich lange ausgeblieben. Das ist die einfachste Erklärung, die es giebt, Tante.«

Fräulein Treuhold antwortete hierauf nichts, als könne sie aus inneren Gründen nicht die Meinung des jungen Mädchens theilen oder als wolle sie ihr nicht gern widersprechen. Sie horchte nur um so aufmerksamer in der darauf folgenden Pause nach Außen hin, was diesmal einen besseren Erfolg als vorher zu haben schien, denn es dauerte nicht lange, so glaubte sie einen Schritt auf dem stillen Corridor zu vernehmen.

Das scharfe Ohr Gertrud's hatte dieselbe Entdeckung gemacht, und schneller in ihren Auffassungen und Mittheilungen als die Tante, rief sie lebhaft aus: »Da kommt er – er ist schon im Hause.«

Fräulein Treuhold schüttelte zweifelhaft den Kopf. »O nein,« entgegnete sie, »Du irrst Dich, liebes Kind; so leise tritt er nicht auf, ich kenne seinen Schritt besser.«

Dennoch erhob sie sich sogleich und wollte eben nach der Thür gehen, als diese sich langsam öffnete und Rieke, die Stubenmagd, ihr dunkelrothes Gesicht sehen ließ. Aber es lag diesmal auf diesem gesunden und gutmüthigen Gesicht ein Ausdruck eigenthümlicher Erregung, als habe sie der Gebieterin des Hauses etwas Neues und Besonderes mitzutheilen, was diese, da sie es sofort bemerkte, zu der Frage veranlaßte:

»Was willst Du, Rieke? Hast Du mir etwas zu sagen?«

»Ja, Fräulein, ach ja! Sie erwarteten vorher den gnädigen Herrn und meinten, er bliebe so lange aus. Sie brauchen sich aber darüber nicht zu ängstigen, er ist schon zu Hause und sitzt ganz ruhig oben auf seinem Zimmer.«

Fräulein Treuhold wurde ganz blaß vor Schreck bei dieser Mittheilung, die sie am allerwenigsten erwartet hatte. Denn, daß Herr von Sellhausen so still und von Niemanden bemerkt nach Hause gekommen, schien ihr noch mehr Angst als sein langes Ausbleiben zu verursachen. »Wie,« rief sie, »er ist zu Hause? Aber wie ist er denn hereingekommen!«

»Justus, der Kutscher, sagt,« fuhr Rieke fort, »er sei vor einer halben Stunde ganz langsam angeritten gekommen und habe ihm das Pferd gegeben, der ihn am Thore schon lange erwartet. Darauf ist der gnädige Herr gleich durch die kleine Pforte in den Garten und von da auf der Hintertreppe in das

Haus auf seine Stube gegangen. Da sitzt er jetzt ganz still vor seinem Schreibtische und liest einen Brief.«

»Was? Er liest einen Brief? Woher weißt Du denn das, Rieke?«

»Ach Gott, liebes Fräulein, daß ich es nur gestehe: ich war so neugierig, als mir Justus das sagte und da bin ich hinaufgeschlichen und habe durch das Schlüsseloch geblickt.«

»Durch das Schlüsseloch? Aber das schickt sich nicht, Rieke, wie kannst Du das thun? Der Herr wünscht eben so wenig wie ich, daß er von seinen Dienstboten so heimlich beobachtet werde.«

Die Magd wurde noch röther, als sie schon von Natur war, und senkte beschämt den Kopf. »Ja, es ist wahr,« sagte sie schüchtern, »und ich habe mir das auch schon gedacht. Aber Böses habe ich nicht thun wollen und ich habe es Ihnen ja auch gleich gesagt.«

»Es ist gut – thu' es nicht wieder und jetzt geh.«

Als Rieke das Zimmer leise verlassen hatte, sahen sich die beiden Frauen wieder an, offenbar eben so verwundert, wie sie vorher besorgt gewesen waren.

»Das ist seltsam,« fing Fräulein Treuhold wieder zu sprechen an. »Was mag das zu bedeuten haben? Das macht mich erst recht stutzig, Gertrud. Offenbar ist etwas Wichtiges in der Grotenburg passirt, denn daß er so heimlich zu Werke geht, liegt gar nicht in seiner Art. Er pflegt mir doch sonst einen guten Abend zu bieten, wenn er nach Hause kommt!«

»Wenn er nicht glaubt, daß Du schon zu Bett bist, kommt er am Ende noch und sagt Dir guten Abend,« erwiderte Gertrud und griff schon nach ihrem Lichte. »Ich will lieber in mein Zimmer gehen – meinst Du nicht auch, Tante?«

»Ei, daß ich noch nicht schlafe, weiß er gewiß, er muß ja das Licht hier im Zimmer bemerkt haben. Nein, nein, das hat etwas Anderes zu bedeuten. Aber ja, mein Kind, geh lieber zu Bett, ich werde ihn noch eine Weile erwarten, denn schlafen kann ich doch noch nicht.«

Gertrud küßte sie, wie sie alle Abende vorm Schlafengehen that, nahm Licht und Buch und ging in ihr Zimmer, welches dicht neben dem Schlafgemach des alten Fräuleins auf dem äußersten Flügel des Hauses lag. Diese aber packte ihr Strickzeug zusammen, setzte sich auf das Sopha und lauschte mit angehaltenem Athem, ob sie nicht bald die Schritte ihres Herrn auf der Treppe vernähme.

Allein sie sollte vergeblich warten, er kam nicht herunter, und als die Uhr die Mitternachtsstunde schlug, ging sie endlich auch zu Bett, so unbefriedigt wie nie und völlig bewußt, daß sie mit ihrem schweren Herzen eine unruhige Nacht haben werde, was auch in der That eintraf.

Trotz dieser unruhigen Nacht aber war sie dennoch schon sehr früh wieder munter und in gewohnter Weise im Hause thätig. Von einer geheimen Neugier geplagt, ging sie um sieben Uhr, nachdem der Legationsrath schon um Sechs von Rieke den Kaffee begehrt, in den Garten und schritt auf der obersten Terrasse dicht unter seinem Fenster hin und her, von Zeit zu Zeit einen Blick nach demselben emporwerfend, ob es sich noch nicht bald öffnen und den guten Herrn sichtbar werden lasse, wie es ja stets seine Gewohnheit war, an einem so schönen Morgen, wie der gegenwärtige, über das im Sonnenschein lächelnde Thal fortzuschauen.

Sie sollte auch nicht allzu lange vergeblich auf ihrem Posten stehen; der Bewohner des beobachteten Zimmers öffnete beide Fensterflügel, lehnte sich hinaus und schaute ruhig

und, wie es schien, auch heiter über die wunderbar herrliche Gegend hin.

Fräulein Treuhold hatte mit lebhafter Befriedigung schon seinen Gesichtsausdruck studirt, noch ehe er ihrer ansichtig wurde, was wahrscheinlich in Folge eines leichten Räusperns geschah, das sich von unten her vernehmbar machte.

»Ah,« rief er hinab, sobald er sie erblickte, »guten Morgen, liebes Fräulein! Schon so früh im Garten? Es ist wohl hübsch unten?«

»Gewiß, Herr Legationsrath, sehr hübsch. Aber von da oben muß es noch hübscher sein und ich möchte Sie beinahe um Ihre Aussicht beneiden.«

»Wollen Sie sie mit mir theilen, so kommen Sie herauf!« entgegnete Bodo lächelnd, der wohl an dem Gesichtsausdruck der alten Dame ihren Wunsch erkannt haben mochte.

Fräulein Treuhold ließ sich nicht noch einmal dazu auffordern. So rasch sie gehen konnte, schlüpfte sie in's Haus und wenige Minuten später stand sie vor ihrem Herrn, der ihr die Hand entgegenstreckte und, die Spannung ihres Innern wahrnehmend, mit herzlichem Tone sagte: »Nun, da sind Sie ja. Setzen Sie sich. Sie wollen gewiß ein wenig mit mir plaudern?«

»Plaudern? Ach Gott, nein, lieber Herr Legationsrath. Aber wenn *Sie* dazu im Stande sind, so bin ich schon eine große Last vom Herzen los, denn man plaudert ja nur, wenn man leichten Gemüthes ist.«

Bodo war an's Fenster getreten und schaute hinaus. Auf diese Weise blieb ihr der Ausdruck seiner Miene verborgen, die sie sich, sie wußte nicht warum, in diesem Augenblick etwas befangen vorstellte. Plötzlich aber, als wolle er sie

nicht lange in Unruhe lassen, drehte er sich herum, schaute sie ruhig forschend an und sagte: »Sind Sie gestern beim Meier zu Allerdissen gewesen?«

»Ja, Herr Legationsrath, wir waren da.«

»So. Haben Sie sich gut amüsirt?«

»Es ging, obwohl gewiß nicht wie sonst. Wir waren Alle etwas ernst gestimmt, denn wir haben uns – erlauben Sie, daß ich Ihnen das sage – mehr mit Ihnen als mit uns selbst beschäftigt.«

»Das ist freundlich von Ihnen!« versetzte er heiter, – und doch nahm sein Auge einen ernsten, nachdenklichen Blick dabei an. »Inwiefern haben Sie sich denn mit mir beschäftigt?«

»O, das ist doch wohl ganz natürlich, Herr Legationsrath. Haben Sie nicht gestern einen wichtigen Besuch gemacht?«

»Ach so! Nun merke ich es schon – Sie sind ein wenig neugierig, wie – wie dieser Besuch ausgefallen ist – nicht?«

»Wäre das ein Wunder? Gewiß nicht. Ich habe Sie gestern Abend bis elf Uhr erwartet und da hörte ich erst, daß Sie ganz still auf Ihr Zimmer gegangen wären. Wahrscheinlich glaubten Sie, ich wäre schon zu Bett?« setzte die alte Dame etwas lauernd hinzu.

Bodo sah ihr ernst in's Gesicht, wobei ein leichter Schatten über seine Stirn und Augen flog. »Nein,« sagte er rasch, »offen gestanden, das glaubte ich nicht. Aber ich konnte Sie gestern Abend nicht mehr sprechen, weil ich – auch das kann ich Ihnen sagen – weil ich innerlich zu viel mit mir selbst zu verarbeiten hatte.«

Er sprach dies mit einer sanfteren Stimme als gewöhnlich, woraus Fräulein Treuhold erkannte, daß sein Inneres immer

noch in einiger Bewegung sei, so sehr er sich auch bemühen mochte, dieselbe zu verdecken.

»Ach lieber Herr,« erwiderte sie, den ihr wiederholt hingerückten Stuhl nun endlich annehmend, »das glaube ich wohl und ich habe mir auch gestern selbst gesagt, daß es so sein müsse. Haben Sie denn nun Alles in sich verarbeitet, was Sie beunruhigte?«

»Ich denke es, meine Liebe, ja, ich denke es.«

»Nun, wie haben Sie es denn auf der Grotenburg gefunden? Oder darf ich nicht danach fragen?«

»Immer zu! Vielleicht wissen Sie auch aus sich selbst, wie ich es gefunden habe. Sie kennen die Leute ja. Die Burg mit allen ihren Insassen pflegt sich nicht zu verstecken und wer Augen und Ohren hat, der sieht und hört, was darinnen vorgeht.«

Die Alte nickte zustimmend; es wurde ihr allmählig leichter um's Herz und ihr faltiges Gesicht nahm eine immer freiere Miene an. »Man hat sich wohl sehr gefreut, als Sie endlich kamen?« fragte sie weiter.

»Anfangs schien es nicht so. Der Baron allerdings empfing mich sehr freudig, fast herzlich, die Baronin dagegen in ihrer bekannten Weise. Sie denkt ja, daß kalt, gleichgültig, beleidigt thun – vornehm, fein und nobel ist – haha!«

»Aber die Baroneß, Herr Legationsrath – darauf bin ich am meisten neugierig. Was sagte die?«

Bodo drehte sich wieder halb zum Fenster, nahm dann eine Cigarre, zündete sie gemächlich an, blies den Rauch langsam vor sich her und sagte lächelnd: »Sie sprach viel ungehöriges Zeug – aber das verarge ich ihr nicht. Sie mochte befangener sein als sonst und saß zwischen zwei Feuern,

zwischen dem freimüthigen Vater und der schlaue zurückhaltenden Mutter. Man muß sie erst näher kennen lernen, ehe man ein *entscheidendes* Urtheil über sie fällt.«

Fräulein Treuhold schwieg. Ihr Herz schlug wieder voller und das Blut desselben wallte ungestüm empor, so daß es lebhaft ihre Wangen röthete.

»Nun, wollen Sie noch mehr hören?« fragte Bodo, der es wohl bemerkte, wieder heiterer blickend.

»O ja, recht viel, wenn Sie mir noch mehr sagen wollen. Also im Ganzen,« fragte sie fast ängstlich und mit bebender Stimme, »gefiel Ihnen Fräulein Clotilde?«

Bodo lächelte vor sich hin, auf eine Weise, daß Fräulein Treuhold nicht klug daraus werden konnte, was seine wirkliche Meinung war. »Darüber wage ich mich noch gar nicht zu äußern,« fuhr er ruhig fort. »Wie gesagt, daß muß man abwarten. Die Zeit drängt ja nicht so überaus und ich werde sie ja wohl jetzt öfter sehen.«

Fräulein Treuhold fing, ohne es zu wissen, an zu zittern. »So,« sagte sie fast stöhnend. »Das würde Ihren Herrn Vater für den ersten Besuch befriedigt haben.«

Ueber Bodo's ausdrucksvolles Gesicht flog eine düstere Wolke, aber schnell wie der Blitz, so daß es kaum zu bemerken war. »In diesem Punkte,« sagte er sehr ernst, »muß man nicht an die Befriedigung eines Dritten, sondern nur an die eigene denken. Da Sie aber gern wissen möchten, wie ich über das Fräulein in Bezug auf meines Vaters Ihnen bekannten Wunsch denke, liebe Treuhold, so sage ich Ihnen, daß mein Vater *anscheinend* mir eine glänzende Partie ausgesucht und auf eine recht *geputzte* Dame verfallen ist. O ja wohl, das kann man dreist sagen. Ob aber der innere Werth

diesem äußeren Glanze entspricht, weiß ich nicht und das eben muß die Folge lehren.«

»Also Sie sind noch nicht entschieden?« wagte die Alte, von ihrer ängstlichen Neugier fortgerissen, auszurufen.

»O wie kann man das!« erwiderte Bodo, der die Miene des guten Fräuleins vollständig richtig entzifferte. »Gut Ding will Weile haben! Fassen Sie sich in Geduld – ich fasse mich auch darein.«

Fräulein Treuhold rang sich im Stillen die Hände beinahe wund, und da sie aus dem verschlossenen Manne nichts weiter herauszubekommen hoffen konnte, stand sie auf. In demselben Moment aber übermannte sie ihr weibliches Gefühl. Sie trat auf ihren Herrn zu, legte ihre Hand vertraulich auf seinen Arm und sagte mit beinahe weinerlicher Stimme: »Nur Eins noch sagen Sie mir, lieber Herr. Erinnern Sie sich, was wir sprachen, kurz bevor Sie nach der Grotenburg ritten? Ja? Nun denn – das Eine sagen Sie mir: sind Sie mit *vollem* Herzen von daher zurückgekehrt?«

Bodo konnte sich nicht länger bemeistern, die Miene der armen Frau sah zu jämmerlich aus, er lachte wider Willen laut auf und erwiderte: »Ach nein, es ist sogar *sehr leicht* geblieben – *bis jetzt!*« setzte er bedeutungsvoll hinzu.

»O mein Gott!« rief die alte Dame freudig erleichtert aus, »Sie können lachen? Dann ist Alles gut!«

»Was soll denn schlimm sein? Haben Sie noch etwas im Hinterhalt? Sprechen Sie dreist.«

»Ach nein, ach nein – aber ich bin so froh, daß ich es Ihnen nicht sagen kann, wie froh!«

»Das denke ich auch zu sein, liebe Freundin, und um es recht bald vollkommen zu werden, will ich jetzt in den Garten gehen, die Nachtigallen schlagen hören und den Blumenduft aus der ersten Hand schlürfen.«

»Da thun Sie Recht – nun halte ich Sie nicht länger auf. Auch muß ich in die Küche. Ach Gott, nun wird mir die Arbeit wieder leicht – Sie glauben gar nicht, wie schwer mir das Herz war!«

Bodo beruhigte sie noch einmal mit ein paar herzlichen Worten und dann ging sie hinunter, um ihre Hauspflichten pünktlich und gern wie immer zu verrichten. Bodo aber folgte ihr bald und es dauerte nicht lange, so war seine hohe Gestalt hinter den Bäumen und Büschen verschwunden und nur der balsamische Duft, der seiner guten Cigarre entströmte, bezeichnete den Weg, den er in den vielverschlungenen Pfaden des Gartens eingeschlagen hatte.

Es war ein wunderbar herrlicher Morgen, frisch und dabei warm, alle lebenden Wesen erquickend und zugleich erfreuend. Die Sonne mußte das schöne Weserthal unendlich lieben, denn sie lächelte mit unaussprechlicher Holdseligkeit hernieder und streute ihren Glanz und ihre Schönheit in ganzer Fülle darüber aus. Ein goldener durchsichtiger Schleier lag auf dem blauen mit diamantenen Punkten besäeten Flusse, durch den man um so begieriger zu schauen liebt, um das räthselvolle Geheimniß zu ergründen, welches man dahinter verborgen wähnt. Die üppigen Saaten mit ihren hochragenden Halmen wogten im frischen Morgenwinde wie ein von sanfter Brise bewegtes Meer, die mit Millionen bunter Blumen geschmückten Wiesen leuchteten im saftigen Grün und die rothen Felsen mit ihren majestätischen Baumwipfeln spiegelten sich in ihrer ganzen Erhabenheit

und Größe in dem blitzenden Wasser wieder, das stolz zu sein schien, so viele Schönheiten in seinem kühlen Schooße aufnehmen zu können. In den Lindenbäumen des Gartens und Parkes von Sellhausen schmetterten zahllose Nachtigallen um die Wette; die rothen und weißen Syringendolden, der hell leuchtende Goldregen, der mit schneeigen Blüten bedeckte Faulbaum und der würzige Jasmin streuten weit umher ihre lieblichen Düfte aus und unsichtbare Schwärme ewig thätiger Insecten summten in den klaren Lüften um die Baumwipfel und zwischen den Blumenbeeten, die sich auf der obersten Terrasse des Gartens in reicher Fülle ausbreiteten. Mit einem Wort, es war ein Morgen, an welchem dem fühlenden Menschen, wenn er mitten in ihn hinaustritt und den blauen Himmel unabsehbar weit und klar geöffnet sieht, auch das Herz sich weit, weit öffnet, nicht allein weil das Auge die wundervollen Reize der Erde entschleiert sieht, sondern weil das ganze Nervensystem durch alle diese äußeren Einwirkungen zugleich erregt wird, weil die Außenwelt auf Geist und Seele wie mit einem electrischen Fluidum wirkt und sie weit und hoch über die alltäglichen Erdensorgen erhebt, wobei das Blut flüssiger zu kreisen und die Schranken des Lebens kein Hinderniß mehr zu bieten, vielmehr vor der aufstrebenden Seele vollkommen geöffnet zu liegen scheinen.

Bodo, so eben noch umfungen von den Nebeln des gestrigen Tages, bedrückt von unbehaglichen und sich widerstrebenden Empfindungen, obgleich er sich die größte Mühe gegeben, sie dem Auge der ihn scharf beobachtenden Treuhuld zu verbergen, frohlockte innerlich, als er in die frische Luft trat und das junge blühende Leben um sich her in üppigster Fülle sah. Allmähig lebte auch sein umdüstertes Herz

auf und er rang sich mehr und mehr los von Allem, was ihn so schmerzlich belastete. Munter und rasch, wie man es so gern in der Freude thut, schritt er in den duftenden Gängen auf und ab und labte sich an allen den kleinen Vorgängen in der reinen Gotteswelt, die nur Derjenige wahrzunehmen oder vielmehr dunkel zu empfinden versteht, der den Sinn dafür von der Natur selbst empfangen hat. So kam er, ange lockt von dem schmelzenden Gesange einer ihm schon be kannten Nachtigall zuletzt an seinem Lieblingsplatze an und hier ließ er sich eine Weile auf einer Bank nieder, um mit einer der Andacht ähnlichen Gefühlsstimmung der wunderbar klagenden und doch wieder frohlockend jauchzenden Stimme des kleinen befiederten Sängers zu lauschen.

Der ganze weite innere Raum des hochgewölbten Linden saals lag im stillsten Frieden und dämmerig beschattet da, nur hier und da stahlen sich einige neugierige Sonnenstrahlen durch das dichte Blättermeer, in der Höhe der Bäume aber schwirrte und summte es von arbeitsamen Bienen, die sich alle, wie er, an dem lieblichen Morgen erquickten und die süße Speise umschwärmten, die in den Blüten für sie aufbewahrt lag.

Bodo saß geraume Zeit auf seiner Bank still und lauschte auf diese seltsamen Naturtöne, die ihm so vertraut waren und die eine verständlichere Sprache für ihn redeten, als die Menschen, denen er am gestrigen Tage zum ersten Mal nahe getreten; dabei versank er in jene wonnige Träumerei, die uns in solchen Momenten zu besuchen liebt, und in der wir fast aus unserm Bewußtsein gerückt sind; um vielleicht an die Pforte jenes höheren Lebens zu treten, das uns einst auf andern Gestirnen erwartet, worüber uns jedoch nichts als

ein dunkles Ahnen und ein unablässiges Hoffen und Wünschen zu Gebote steht.

Endlich schwieg die klagende Nachtigall und auf der Stelle war der Traum Bodo's vorüber gerauscht und er war wieder der ruhig denkende Mensch früherer Tage geworden. Halb bewußtlos aber noch, stand er gleichsam instinctartig von seinem Platze auf und trat an eins der künstlichen kleinen Fenster, die den Lindensaal mit dämmrigem Lichte erhellten, und blickte durch dasselbe hinaus in die ferne Weite hin, bis er, das ganze Bild vor sich überfliegend, wieder in den engeren Rahmen des nächsten Umkreises zurückkehrte und die Blumenbeete betrachtete, die sich unmittelbar vor seinen Augen ausbreiteten.

Da zuckte er plötzlich, wie von einer inneren Regung getroffen, zusammen, und doch war es nur ein äußerer Anlaß, der ihn bewegte. Die schöne Natur, in deren Herz er hier hinein zu blicken glaubte, war nicht nur von Düften, Blättern und seelenlosen Thieren belebt, nein, auch ein menschliches Wesen theilte sie mit ihm und diesen allen, und dieses Wesen schien ihm in keiner Weise der allgemeinen Schönheit zu widersprechen, die er noch so eben bewundert und in deren unergründliche Tiefen er sich mit ganzer Seele versenkt hatte.

Auf der zweiten Terrasse des Gartens hörten die Blumenbeete auf und es begann die Gemüse- und Obstzucht ihre mannigfaltigen Keime und Früchte zu treiben. Wohlgepflegte Spargelbeete zogen sich daselbst vor allen in langen grauen Linien hin, von duftigen Lavendelhecken eingefast, der besonders Morgens und Abends den so bekannten süßen Wohlgeruch aushaucht. An diesen Spargelbieten entlang, die Reihen auf- und niederschreitend, bewegte sich

Gertrud, ein Körbchen am Arme und in der Rechten, die ein grüner Lederhandschuh bedeckte, ein Messer tragend, um den während der Nacht aus seinem trockenen Bette zum Lichte aufgeschossenen Spargel zu stechen.

Bodo, als er diese Gestalt erblickte, blieb lange Zeit unbeweglich an dem verborgenen Orte stehen, der ihn den Blicken von Außen her entzog, und beobachtete mit steigendem Antheil jeden Schritt, jede Bewegung, die das schon so früh thätige Kind des guten Meier's unternahm. Ach, und dieser Anblick mußte sein Inneres wohlthätig berühren, denn der bisher etwas strenge und ernste Ausdruck seines Gesichts schmolz, seine Züge nahmen eine weiche, fast hingebende Milde an, die ihn nur in seltenen Augenblicken überkam, eine Milde, die immer zufriedener, fast freudiger wurde, je weiter er in seiner Beobachtung vorschritt.

Was that er wohl in diesem Augenblick, ohne es vielleicht selbst zu wissen oder sich davon Rechenschaft abzulegen? Er that, was wir so oft thun, wenn wir einen unerwartet schönen Anblick genießen, er verglich denselben mit einem andern, den er erst vor kurzer Zeit gehabt und der ihm, das gestand er sich stillschweigend, viel weniger Befriedigung gewährt hatte.

Gestern hatte er nur die Kunst oder vielmehr die Künstelei, und nicht einmal in ihrer schönsten Form gesehen – heute, hier sah er die Natur in der reinsten und herrlichsten Gestaltung, die sie nur annehmen kann.

Gertrud trug ihren gewöhnlichen schwarzen Anzug, der ihre runden jugendlichen Formen so vortheilhaft hervorhob und keiner ihrer natürlichen Bewegungen irgend einen hemmenden Zwang auflegte. Von dem edlen, sinnig getragenen Kopfe flossen die dunklen seidnen Bänder, in denen

der Morgenwind dann und wann spielte, lang zu der feinen Taille herab, aber das Gesicht selbst war nicht zu sehen, da ein leichter Strohhut mit breiten Rändern es beschattete und zugleich vor den zudringlichen Strahlen der Sonne schützte.

Bodo glaubte, indem er sie mit den Augen verfolgte, nie leichtere und anmuthigere Bewegungen gesehen zu haben, als er sie jetzt wahrnahm. Langsam und bedächtig glitt die hohe geschmeidige Gestalt von Beet zu Beet, bald auf dieser, bald auf jener Seite einhergehend. Die Augen waren aufmerksam zum Boden gerichtet und dann und wann, wenn sie das Gesuchte fand, bückte sie sich elastisch nieder, schaufelte mit dem Messer rasch die umgebende Erde bei Seite und schnitt die erhaschte Beute kunstgerecht ab, worauf sie sie mit hastiger Bewegung in den schon halb vollen Korb warf.

Nachdem der stille Beobachter lange und unbemerkt sein Auge an dem ihm gebotenen Anblick geweidet, konnte er endlich einem inneren Antriebe nicht länger widerstehen und, wie von seinem Willen unabhängig, trugen ihn seine Füße dem jungen Mädchen entgegen, wobei er selbst nicht geglaubt haben würde, wenn es ihm Jemand gesagt, daß die in ihm pulsirende Blutwelle immer rascher kreiste und seinem Auge einen höheren Glanz und seinen Wangen eine lebhaftere Farbe verlieh.

»Guten Morgen!« sagte da plötzlich eine tiefe wohllautende Stimme hinter der so früh Thätigen, und als sie sich flüchtig, wiewohl durchaus nicht erschrocken, umdrehte, sah sie den jungen Freund ihres Vaters vor sich stehen, der ehrerbietig grüßend den Hut abnahm und ihr ein eben so heiteres wie freundliches Gesicht zeigte.

Gertrud erwiderte den Gruß mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit und gleicher Freundlichkeit und schaute dann dem sie fragend Anblickenden ruhig in die dunklen Augen, die er fest auf sie gerichtet hielt.

»Sie sind schon am frühen Morgen so fleißig,« sagte er, »und mit einer Arbeit beschäftigt, für die es doch wohl eigentlich andere Hände im Hause giebt, nicht?«

»Gewiß, Herr Legationsrath, es sind andere Hände genug da, aber ich habe mir einige leichtere Arbeiten vorbehalten, die ich mit besonderer Vorliebe verrichte, weil ich dabei einen Genuß empfinde, der Einem nicht in allen Jahreszeiten zu Theil wird.«

»Einen Genuß? Wie meinen Sie das?«

»Wie ich es sage, Herr von Sellhausen. Es ist von jeher ein Vergnügen für mich gewesen, das Keimen und Treiben der Pflanzen im Frühjahr und Sommer zu beobachten, und darum bin ich immer gern um diese Zeit zu meinem Vater auf's Land gegangen, um mich so ganz meiner Neigung überlassen zu können. Sehen Sie diese Spargelbeete zum Beispiel an. Dürr und anscheinend todt liegt die graue Erdrinde über den unansehnlichen Pflanzen und doch treibt und drängt die gewaltige Naturkraft unter dieser Decke die zarten Stengel unwiderstehlich empor. Abends ist noch nichts zu sehen, unter der Einwirkung der Nacht und ihrer geheimnißvollen Kräfte aber entwickelt sich rasch das saftige Gewächs und, sobald der Glanz des Tages darüber hin leuchtet, sucht das Auge desselben das Licht und freut sich, wie wir Alle es thun, des wärmenden und belebenden Strahles. Ist das nicht schön und wunderbar?«

Als sie das mit warm erröthendem Gesicht und lebhaft glänzenden Augen sprach, glaubte Bodo den wärmenden

Sonnenstrahl selbst aus ihrem Innern darüber hinleuchten zu sehen und der Widerstrahl davon erwärmte auch ihn, und zwar so unerwartet, daß er im ersten Augenblick schweigend und tief aufhorchend dastand, als müsse er sich erst sammeln, um die rechte Antwort zu finden.

»Sie haben Recht,« sagte er endlich, mit dem ernstesten Kopfe beifällig nickend, »Sie haben sehr Recht. Das Treiben und Drängen in der großen Natur selbst im Kleinsten wiederzufinden und es sogar sichtbar wahrzunehmen, ist ein hoher und reiner Genuß, der über viele andere geht, und ich begreife Ihre Neigung dafür – vielleicht um so mehr,« setzte er lächelnd hinzu, »als ich selbst dieses Treiben und Drängen in anderen Dingen oft und gern beobachtet habe, obgleich ich noch nicht dazu gekommen bin, das Wachsen des Spargels wahrzunehmen oder dafür ein Interesse zu gewinnen. Sie haben es aber verstanden, dasselbe zu wecken, und so bitte ich Sie: belehren Sie mich gefälligst, ich lerne gern, was und wo etwas zu lernen ist. Sie sollen einen dankbaren Schüler an mir haben.«

Gertrud's rothe Lippen umspielte ein ebenfalls bedächtiges Lächeln und ihr dunkelblaues Auge blickte klar und frisch zu dem seinen empor. »O, das ist ja sehr einfach und leicht zu lernen,« sagte sie, »man muß nur ein gutes Auge haben und seine Aufmerksamkeit nicht zerstreuen. Bitte, blicken Sie da, wo Sie stehen, vor sich nieder – sehen Sie da nichts?«

Bodo senkte seine Augen rasch und schaute, wie er meinte, die vor ihm liegende Erde aufmerksam an, aber er sah in der That nichts. Nach einer Weile blickte er wieder auf, schüttelte den Kopf und sagte: »Nein, ich sehe mit dem besten Willen nichts.«

»Und doch ist etwas vorhanden, ich sehe es sogar von hier,« erwiderte sie.

Bodo bückte sich tiefer, aber er sah noch immer nichts. Nach einer Weile, während Gertrud ihn still hatte gewähren lassen, kam sie gelenken Fußes auf seine Seite herum, bückte sich nieder, deutete mit der Spitze des Messers nach einer Stelle hin und sagte: »Da haben Sie es!«

»Bei Gott!« rief er heiter aus, »ja, etwas ganz Kleines und Farbloses sehe ich, aber ich glaube, ich würde lange suchen müssen, ehe ich ein Gericht Spargel zusammen hätte, wie Sie es da schon im Korbe tragen. Bitte, nun zeigen Sie mir auch, wie man das kleine Wesen zu Tage fördert.«

»Das ist noch einfacher. Geben Sie Acht. Ich werfe die Erde zurück –«

»Ah, da kommt er zum Vorschein!« rief Bodo, als hätte er der Entwicklung eines bedeutenden Ereignisses mit beige-wohnt.

»Ja wohl – nun steht der Stengel frei, sehen Sie?«

»Ja, gewiß, aber er ist noch sehr kurz –«

»Darum nehme ich das Messer zu Hülfe, um tiefer an seine Wurzel zu dringen – sehen Sie, so – und da haben Sie eine sehr ansehnliche Stange.«

Sie nahm das Gefundene aus, hielt es ihm hin und er griff danach, um es aufmerksam zu betrachten, als wäre dasselbe für ihn ein ganz neuer und unbekannter Gegenstand.

»Das ist allerliebste,« sagte er, »Sie haben Recht. Ich hätte nicht gedacht, daß man bei einer so einfachen Sache so viel Vergnügen haben könnte: Aber nun lassen Sie mich es ganz genießen. Geben Sie mir einmal Ihr Messer her.«

»Sie sollen es haben, sobald Sie einen neuen Spargel gefunden haben. Dort unten werden mehr stehen, da bin ich noch nicht gewesen.«

Bodo schritt unendlich eifrig das Beet entlang, er strengte sein gutes Auge nach Kräften an, und siehe da, es gelang, er entdeckte das kleine rosige Köpfchen und, als er es hatte, nahm er Gertrud das hingehaltene Messer aus der Hand, schaufelte die Erde fort und schnitt es kunstgerecht ab.

»Das ist hübsch,« rief er nochmals. »Erlauben Sie, daß ich noch ferner mit Ihnen gemeinschaftlich Jagd mache, Ihre Arbeit ist lehrreich und nun werde ich den schönen Spargel heute mit viel größerem Genusse – mit einem gewissen Bewußtsein – verzehren, wie ich es früher nicht that. Sie haben mir in kurzer Zeit eine neue kleine Welt aufgeschlossen.«

»Die Welt ist reich an solchen Kleinigkeiten, Herr Legationsrath, wenn man nur immer wüßte, was und wo sie sie birgt.«

»Sie haben Recht. Sie birgt viel, viel mehr, als wir denken, in ihrem geheimnißvollen Schooße.«

»Das hat ja schon Hamlet sehr ernst und tief sinnig gesagt,« bemerkte sie ruhig und in ihrer Arbeit weiter fortschreitend.«

»Ach ja, Hamlet!« sagte Bodo gedankenvoll. »An den dachte ich jetzt nicht einmal. Ich wünschte wohl, ich könnte Ihnen nach Ihrer Art dankbar für die mir gewährte Unterweisung sein und Ihnen auch ein Stück Welt aufschließen, wie Sie es eben mir gethan.«

»Das wird Ihnen nicht schwer werden,« bemerkte Gertrud, indem sie auf einen neuen Spargel deutete, den Bodo sogleich abschnitt. »Männer wie Sie, die einen großen Theil

der Welt gesehen und so viele bedeutende Menschen kennen gelernt, belehren oft mit wenigen Worten, ohne daß sie es selbst wissen, und wenn Sie uns Mittags oder Abends von Ihren Reisen und Erlebnissen erzählen, habe ich stets mit offenen Ohren zugehört und meinem Vater es oftmals im Stillen gedankt, daß er mir erlaubte, meine Tante auf einige Zeit zu besuchen.«

»Ha!« rief Bodo lachend, »Sie kamen ja hierher, um gewisse Studien in der Küche zu machen, und wie ich jetzt höre, machen Sie sie auf einem ganz anderen Felde.«

»Das begegnet dem Menschen oft, Herr Legationsrath. Sie stechen eben Spargel und haben heute Morgen gewiß nicht an diesen Zuwachs Ihrer Erfahrung gedacht.«

»Nein,« sagte Bodo ernst und richtete sich empor. »Aber haben Sie noch nicht genug in dem Korbe?«

»Gewiß, mehr als genug. Ich bitte um das Messer.«

»Lassen Sie nur, ich werde es tragen. Sie sprachen so eben von Ihrem Vater,« fuhr er fort, neben ihr hergehend und die Terrasse ersteigend, was von beiden Seiten ungemein langsam geschah. »Sie waren gestern bei ihm, nicht wahr?«

»Ja, und er hat mir die freundlichsten Grüße an Sie aufgetragen. Er wollte, sobald die laufenden Geschäfte ihn nicht mehr in Anspruch nehmen, in diesen Tagen Nachmittags herüberkommen, um Ihnen seinen Besuch zu machen.«

»Da sagen Sie mir etwas sehr Angenehmes, Fräulein. Ich habe Ihren Vater sehr liebgewonnen und ich freue mich, ihn endlich einmal bei mir zu sehen.«

»Er kommt ebenfalls gern, hat er mir gesagt, und ich glaube es wohl. Die Leute, die er in der Nachbarschaft und zugleich gern hat, sind nicht so zahlreich ausgestreut.«

»Ich habe schon dieselbe Bemerkung gemacht. Darum hoffe ich Ihren Herrn Vater – künftig recht oft hier zu haben. Doch da sind wir am Hause. Ich danke nochmals für die empfangene Belehrung. Aber Sie lächeln? Haben Sie vielleicht noch eine neue der ersten hinzuzufügen?«

»Sie verstehen gut zu rathen, was man denkt oder meint. Ja, ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht auch zu lernen wünschen, wie der Spargel zubereitet, gekocht und aufgetragen wird.«

Bodo lächelte überaus heiter und erwiderte: »Ich danke Ihnen sehr für Ihre Gefälligkeit. In die Küche aber darf ich nicht kommen, das ist nicht mein Departement. Essen aber wollen wir ihn zusammen und dann unsre Morgenunterhaltung fortsetzen, wenn es Ihnen genehm ist.«

Gertrud verneigte sich in natürlichster Weise und verschwand vor Bodo's Augen, wie ein anmuthiger Schatten, den man, obgleich ein Freund des Lichtes, lieber kommen als gehen sieht. In ein tiefes, aber angenehmes Nachdenken versunken, kam er auf seinem Zimmer an, stand lange Zeit am Fenster und starrte in den Garten hinab, wo er so eben ganz unerwartete Studien begonnen. Dann aber nahm er seine Bücher zur Hand, ohne jedoch nur eine Zeile zu lesen, und blätterte rasch darin hin und her, wie Jemand der an etwas ganz Anderes denkt und doch seinen Geist in eine neue Richtung lenken möchte, was nicht immer gelingt, selbst wenn man den besten Willen dazu hat.

Ob der gelehrte Herr diesen Willen im gegenwärtigen Augenblick hatte, wissen wir nicht; vielleicht war er sich seines Thuns und Treibens selbst nicht klar bewußt und eben so wenig des geheimnißvollen Einflusses, der ihn dazu zu bewegen mächtig genug gewesen war.

Als der Legationsrath am Mittag dieses Tages in das Speisezimmer trat, waren beide Frauen überrascht, ihn einen ganzen Arm voll großer Kupferwerke und schön gebundener Bücher tragen zu sehen, die er ohne Weiteres auf einen leeren Stuhl auszubreiten und zu ordnen begann. Als er, damit fertig, sich umwandte, schien er nicht wenig erfreut, das schöne blaue Auge Gertrud's forschend auf sich und sein Thun gerichtet zu finden, während ihre Wangen in einer seltenen Purpurgluth strahlten.

»Sie wundern sich,« sagte er, »mich so reich beladen hier eintreten zu sehen, nicht wahr?«

»Nein, Herr Legationsrath,« erwiderte Gertrud, »ich freue mich vielmehr, daß mein Wunsch so bald in Erfüllung geht, diese seltenen Kunstwerke jetzt mit voller Muße betrachten zu können.«

»Wie, kennen Sie sie denn schon?« fragte er mit still verhaltenem Lächeln.

Gertrud senkte einen Augenblick den Kopf, hob ihn aber sogleich wieder. »Ich sehe nicht ein,« sagte sie mit edlem Freimuth, »warum ich verschweigen soll, was zu verrathen mir keine Unehre bringt. Ja, ich kenne diese Bücher zum Theil schon, wenigstens habe ich sie flüchtig durchblättert, als ich mit Tante Treuhold einige Mal während Ihrer Abwesenheit oben im Zimmer war, wo sie auf dem Tische lagen.«

Ueber Bodo's männliches Antlitz flog ein Strahl wirklicher Freude. »Nun,« sagte er, »damit Sie ganz ungestört darin blättern, ja, auch studiren können – sie enthalten nämlich auch einen kleinen Theil der bewundernswerthen Welt –, so bringe ich sie Ihnen, und außerdem die Beschreibung der darin abgebildeten Kunstdenkmäler Roms, Griechenlands und Kleinasiens, die ich so glücklich war, in den letzten

Jahren mit eigenen Augen zu erblicken. Wo der gedruckte Text für Ihre Wißbegier nicht ausreichen sollte, bitte ich Sie, mir mündlich Ihre Fragen vorzulegen, und was ich sonst an, über diese und andere Gegenstände handelnden Büchern besitze, steht Ihnen jederzeit in meiner An- und Abwesenheit zu Gebote.«

Als Gertrud, ungemein erfreut, ihm für seine Aufmerksamkeit Dank sagen wollte und er es merkte, hob er sanft seine Hand gegen sie auf, und sagte: »Bitte, sprechen Sie nichts darüber. Was ich thue, ist zu natürlich, als daß Sie ein einziges Wort darüber zu verlieren hätten. Außerdem aber,« fügte er lächelnd hinzu, »möchte ich mich gern für die heute Morgen empfangene Belehrung – die in mir ganz andere Gedanken angeregt hat, als Sie denken mögen – dankbar erweisen, und einen wahrhaft gemeinten Dank abermals mit einem Gegendank beantworten, hieße des Guten zu viel thun. So, nun sind wir fertig, und jetzt wollen wir sehen, ob die Spargel so gut schmecken, wie ihr Einsammeln mir Freude und Erheiterung verursacht hat.« –

Als eine Stunde nach Tische aber der Legationsrath das Speisezimmer verlassen hatte und Gertrud sich anschickte, in den neuen Schätzen zu blättern und wiederholt zu bewundern, was ihr das meiste Behagen erweckte, trat Fräulein Treuhold an ihre Nichte heran und, indem sie ihren Arm um deren schlanken Leib legte, sagte sie: »Na, Trude, was sagst Du nun? Ist es nicht ein freundlicher Herr, dem ich meine Dienste geweiht habe?«

Gertrud regte sich kaum, hielt aber die leuchtenden Augen unverwandt auf einen Kupferstich gerichtet, den sie

eben zu betrachten angefangen hatte. »O ja!« sagte sie endlich, wiewohl leiser, als sie gewöhnlich zu ihrer Tante zu sprechen pflegte.

»Und dabei thut er gar nicht,« fuhr Fräulein Treuhold in ihrer Lobpreisung fort, die ihr gewiß aus dem Herzen kam, »als ob er wüßte, daß er Dir eine Freude damit macht. Ach ja, das wäre Alles recht gut und schön, wenn ich nur erst meine Sorge in Bezug auf diese Grotenburgs los wäre.«

»Du mußt damit Geduld haben, liebe Tante,« sagte Gertrud jetzt laut und indem sie ihr sinniges Auge ernst auf das klagende alte Fräulein richtete.

»Ja, Geduld! Freilich, die muß ich haben; aber wenn es damit nur allein abgethan wäre und meine Angst und Sorge dadurch gemindert würde! Ach, Gertrud, wenn er nur nicht in die ihm so klug gelegte Schlinge fällt! Er ist so arglos und ehrlich, und jene Leute sind so arglistig und habsüchtig! Noch dazu handelt es sich bei ihnen um die Mittel zum ferneren Leben – ich weiß es wohl und Du weißt es ja auch und die Noth verstärkt ihre List und ihre Ränke.«

Gertrud blickte wieder auf ihren Kupferstich und, obwohl gewiß ihre Ohren weit geöffnet waren, gab sie kein Zeichen von sich, daß sie die Worte der Tante gehört habe. Daher fuhr diese nur um so lebhafter zu reden fort, ließ aber ihre Nichte los und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster nieder. »Ach, Trude,« sagte sie seufzend, »Du kannst mir glauben, schon der Gedanke, diese Baroneß Clotilde, mit ihrer schlaun und hoffärtigen Mutter im Rückhalt, hier auf dem ehrbaren Sellhausen als Gebieterin schalten und walten zu sehen, bricht mir fast das Herz – wie würde es erst in der That sein, wenn er selbst, mein guter Legationsrath, sie hierherführte, sie mir mit vertrauensvollem Auge vorstellte und

sagte: Treuhold, da haben Sie Ihre neue Herrin – überliefern Sie ihr das ganze Haus, Küche und Keller – wie, was meinst Du dazu, mein Kind?«

Gertrud wandte den schönen Kopf mit fast stolzer Geberde der Tante zu, ihre Augen flammten hell, ihr Busen wogte ein oder zweimal hoch auf, aber, obgleich sie Gedanken in Fülle auf dem Herzen haben mochte, – ihre Lippen verschlossen fest jedes Wort, als sei es nicht nöthig, die ihr vorgelegte Frage mit hörbaren Lauten zu erwidern.

»Nein,« fuhr die sich immer mehr erhitzende Haushälterin fort, »ich ertrüge das nicht, ich bliebe keine Stunde länger im Hause und rettete mich zu Deinem Vater hinüber, der mir ja auch wohl noch eine heimatliche Stätte bieten würde.«

»Darüber brauchst Du nicht in Sorgen zu sein,« erwiderte Gertrud tief aufathmend und liebevoll zu ihr hinblickend, und zugleich lag in dem Ton ihrer leise bebenden Stimme ein gleichsam ermuthigender Klang, als denke sie sich noch gar nicht so Arges, wie die alte Dame es sich in ihrer regen Phantasie vorstellte.

»Das ist freilich noch ein Trost, meine Liebe,« fuhr Fräulein Treuhold fort, »obwohl nur ein ganz kleiner, denn es würde mir das Herz abstoßen, dies Haus, wo ich nun zwanzig Jahre gewirthschaftet und mich um Alt und Jung gesorgt habe, in meinem Alter verlassen zu müssen. Ach, warum muß der alte Herr – ich darf das seinem Sohne nicht einmal sagen – so närrisch in diese Grotenburgs vergafft gewesen sein, daß er ihre Verlockungen nicht durchschaut hat und nun sogar seinen einzigen Sohn darunter leiden läßt!«

»Woher weißt Du, daß er darunter leidet?« fragte Gertrud rasch und etwas schneller athmend – »er kann ja wirklich

zu der Baroneß Neigung fassen und dann mit ihr glücklich sein?«

»Ich weiß es, Kind, ganz gewiß, daß er leidet. Ich sehe und fühle es, an jedem Worte, das er mit mir darüber spricht, obgleich er sich mächtig zusammennimmt und gefaßt scheinen will, wo er es durchaus nicht ist. Aber das ist so seine Art, er hat einen starken Willen und der bezwingt sogar sein Herz. Aber wie, Du sagst, er könnte eine Neigung zu der Dame fassen? Höre, wenn ich mir denke, daß diese Clotilde ihn zu fesseln vermöchte, nein – nein, es wäre fast zu schrecklich. Und doch müssen sie Alle ihrer Sache ziemlich gewiß sein. Du hättest sie nur sehen sollen, als sie, angeblich krank – o, welche abscheuliche Comödie! – hier im Hause war, wie sie Alles und Jedes mit ihren hochmüthigen Augen halb gebieterisch, halb gierig anblickte, als gehöre es schon ihr – ich habe sie genau beobachtet und könnte Dir fast malen, was dabei in ihrem Herzen vorging.«

»Nun,« sagte Gertrud und richtete stolz ihren Kopf in die Höhe, der sich während obiger Worte wieder gesenkt hatte, »das scheint mir doch zu viel gesagt zu sein. Es wird doch wahrlich nicht allein von ihr abhängen, ob Herr von Sellhausen sie heirathen will. Er hat doch auch eine Meinung und ist ein Mann, der mir nicht danach angethan zu sein scheint, blindlings sich in ein Verhältniß zu stürzen, das ihm so viel Unheil verspricht – wenn es sich nämlich so verhält, wie Ihr Alle sagt, da ich es nicht aus eigener Erfahrung kenne. Ueberdieß sagt mein Vater, daß der Legationsrath ein vorsichtiger, kluger und erfahrener Mann sei, der sich so leicht nicht täuschen läßt, und was ich von ihm bisher gesehen und gehört, bestärkt mich in dieser Ansicht.«

»Ach, mein Kind, das sagt Dein Vater, Du glaubst es und es hat auch seine volle Richtigkeit. Allein Dein Vater bringt mit in Anschlag, und Du weißt es nicht, was solch ein kokettes Frauenzimmer, wie diese Clotilde von Grotenburg ist, mit einer hübschen Larve und von Vater, Mutter und Verwandten unterstützt, vermag. Solche Leute machen das Unmögliche möglich und wissen selbst den Klügsten und Vorsichtigsten zu berücken und in ihre Netze zu ziehen.«

Gertrud erwiderte zwar nichts hierauf, aber sie sah etwas ungläubig aus. Plötzlich ging sie auf die Tante zu, umfaßte sie liebevoll, küßte sie auf die Stirn und sagte: »Du magst in manchen Punkten Recht haben, aber Du mußt Dich nicht vor der Zeit ängstigen. Du missest einer koketten Frau große Gewalt bei, ich aber vertraue einem redlich denkenden und weise handelnden Manne mehr. Hierin stimme ich ebenfalls mit meinem Vater überein und Du weißt, er hat mit seinen Voraussagungen am Ende immer Recht behalten.«

»Mag sein, in vielem aber in diesen –? O, wie kann er das wissen! Und wenn ich es bedenke, in noch nicht ganz sechs Wochen von heute an muß es entschieden sein! Gott, welche kurze Frist!«

»Sechs Wochen!« wiederholte Gertrud bedachtsam. »Das ist unter Umständen eine lange Frist, Tante!«

»Mir wird sie zu einer Ewigkeit werden, obgleich sie so kurz ist!« stöhnte Fräulein Treuhold.

»Und dennoch mußt Du sie ertragen und ruhig durchleben. Komm her, laß von Deinen traurigen Gedanken ab und sieh diesen herrlichen Stich an. Das ist die Akropolis von Athen – hast Du schon je ein schöneres Bauwerk gesehen?«

Fräulein Treuhold richtete zwar ihre Augen auf das Blatt, aber sie sah nichts darauf. Vor ihren Ohren brauste es und

vor ihren Augen lag die Zukunft wie hinter einem trüben Schleier verborgen, der ihr auch die Betrachtung der Gegenwart entzog, und so sah sie auch nicht, wie mühsam Gertrud selber mit ihren dunklen Empfindungen kämpfte und wie sie sich Gewalt anthat, ihren Gleichmuth zu bewahren, den die weichere Tante heute unbewußt gewaltig erschüttert hatte.

FÜNFTES KAPITEL. EIN DIPLOMATISCHER SCHWIEGERVATER  
»in spe.«

Es ist schon oft die Bemerkung gemacht und wohl auch schon ausgesprochen worden, daß mit dem Eintritt eines fremden Menschen in irgend ein Hauswesen, daselbst bisweilen eine auffallende Umwandlung nach der guten oder schlechten Seite hin vor sich geht, die von dem Augenblick an datirt, wo derselbe die bisher von ihm unberührte Schwelle überschritten hat. Dies war in gewisser Beziehung auch in Sellhausen der Fall, seitdem des Meier's zu Allerdissen Tochter eine Mitgenossin des einfachen Hauswesens daselbst geworden war, nur daß wir ihre Einwirkung als eine durchaus angenehme und günstige zu bezeichnen haben. Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit hatten darin immer geherrscht, denn Fräulein Treuhold stand ihrem Posten mit voller Hingebung vor und ihre Fähigkeiten waren den an sie gestellten Anforderungen hinreichend gewachsen. Durch Gertrud's Anwesenheit und ihre Mitwirkung auf verschiedene Punkte des Haushalts aber gewann derselbe, zwar nicht ein völlig verändertes, doch gewiß belebteres und gefälligeres Aussehen; ihr war es gegeben, den einfachsten Dingen durch ihre Einmischung und Theilnahme einen besondern Reiz zu verleihen, einen gewissen poetischen Duft und

Hauch über das Ganze zu verbreiten und eben so einzelne Gegenstände, die bisher gleichsam im Schatten geruht, dadurch daß sie ihnen ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmete, gewissermaßen in die Lichtseite ihrer Existenz zu ziehen.

Die schöne und seltene Naturgabe, Jedermann mit Sinn und Neigung entgegenzukommen, dem fremden Sinn und der fremden Neigung wie der eigenen den wahren Werth beizulegen und das unbedeutendste Detail bis in's Kleinste zu zieren und zur vollen Geltung zubringen, war ihr im höchsten Grade verliehen, und wo sie ihre Hand regte und ihren geschmackvollen Sinn walten ließ, sah man die Wirkung auf der Stelle und diese befriedigte und erfreute Jedermann, der sie bemerkte, ohne daß er sich persönlich davon beeinflußt und berührt glauben konnte.

Wenn man dieses in aller Stille vor sich gehende Walten auch oft nicht mit den Augen wahrnehmen konnte, nicht wußte, wie und wo Dies und Das geschah, die Wirkung davon, gleichsam den Ausfluß einer wohlthätigen höheren Macht, fühlte man gewiß, – wie man ja auch den Strahl der Sonne fühlt, selbst wenn man sie nicht vollkommen klar am Himmel stehen sieht. Dies belebende und erquickende Gefühl nun war mehr oder minder allen einzelnen Mitgliedern des Hauses und namentlich Denen, die mit dem jetzigen Herrn desselben in Berührung kamen, wie ein fruchtbarer Regen in's Herz gefallen, wie viel mehr mußte es nicht dieser Herr selbst empfinden, um dessen Person sich gegenwärtig alles und jedes Interesse auf Sellhausen in größerem oder engerem Kreise drehte. Allerdings gestand er sich dies nicht mit klaren Worten ein, er legte sich keine Rechenschaft von

den Ursachen dieser Wirkung ab, aber er begann sich immer behaglicher und wohler in dem stillen Hause zu fühlen.

Der frühere Reiz der Einsamkeit, der ihn bisher so sehr befriedigt, war dadurch nicht beseitigt, vielmehr war die Einsamkeit selbst nur noch mehr in das rechte Licht getreten, und die heitere, geräuschlose Geselligkeit, die sich rings um ihn her verbreitete, ließ ihn sogar auch *die* Stunden herbeiwünschen und länger ausdehnen, die ihm früher nur ziemlich alltäglich erschienen waren. Vor wie nach hielt er seine Arbeitsstunden inne, er wandelte wie bisher oft allein durch Park und Garten, beschrift mit Herrn Hinz unter wirtschaftlichen Gesprächen Felder und Wiesen – wenn er aber zuletzt in sein Haus und Zimmer zurückkehrte und namentlich letzteres immer wieder frisch mit Blumen geschmückt und Alles und Jedes in sauberster Ordnung fand, fühlte er sich wohlthätig angehaucht und seine innere Zufriedenheit und Behaglichkeit wuchs in dieser Richtung eben so sehr, wie sie nach Außen hin immer mehr und mehr in's Stocken gerieth und zuletzt gleichsam in einen trüben Nebel der Besorgniß und des gerechtfertigten Zweifels versank.

So boten ihm jetzt auch die früher so gleichgültigen Speisestunden einen hohen Genuß. Durch anregendes Gespräch, durch verständige Fragen und mit Antheil gegebene Antworten dehnten sich dieselben, namentlich Abends, allmählig länger aus und der Kreis, in dem sich jetzt seine Gedanken tummelten, ward von Tage zu Tage größer und weiter, so daß er zuletzt, ohne daß er es eigentlich ahnte, eine ganze kleine Welt für sich umschloß, in deren Mitte sich zu bewegen und geistig zu regen ihm ganz neue und bisher unbekannte Freuden verursachte.

In dieser kleinen häuslichen Welt nun sich gemüthlich zu ergehen, ward ihm nach den im letzten Kapitel erwähnten Vorfällen ein Zeitraum von anderthalb Tagen gewährt, in welchem ihn nichts Fremdes von Außen her störte, denn selbst der Meier zu Allerdissen, den er am nächsten Tage ziemlich bestimmt erwartet, kam nicht, obgleich er Fräulein Treuhold's Küche abermals mit einer Sendung der beliebten Forellen versorgt hatte.

Am zweiten Morgen nach der Belehrung am Spargelbeet aber sollte diese fast idyllische Ruhe des Hauses und die Behaglichkeit des Hausherrn auf eine nicht sehr angenehme Weise unterbrochen werden und zwar schon zu einer Stunde, in welcher man beim gewöhnlichen Laufe der Dinge noch keinen Besuch bei sich zu sehen pflegt, noch weniger liebt.

Es war kaum acht Uhr an diesem Tage vorüber und Bodo saß am geöffneten Fenster, das die Düfte des Gartens und den warmen Hauch des herrlichen Morgens frisch in sein Zimmer strömen ließ. Er las die am vergangenen Abend spät eingetroffene Zeitung, eine Beschäftigung, die, er wußte sich auch hiervon nicht ganz klar die Ursache anzugeben, seit einiger Zeit ihre gewohnte Anziehungskraft weniger zu üben anfang, als Fräulein Treuhold etwas geräuschvoll und halb außer Athem bei ihm eintrat und sein Lesen mit dem Zuruf unterbrach: »Herr Legationsrath, etwas ganz Neues! So eben ist Baron Grotenburg in den Hof gefahren. Er fuhr selbst und hinter ihm saßen sein Kutscher und ein Jäger in großer Livree!«

»So,« erwiderte Bodo mit vollster natürlicher Ruhe – »nur mit einem Jäger und Kutscher? Das ist noch gut, Liebe, es konnte schlimmer kommen. Sobald er abgestiegen ist und

mich zu sprechen verlangt hat, lassen Sie ihn zu mir heraufkommen, ich will ihn hier oben in meinem Zimmer empfangen.«

»Herr Legationsrath!« rief die gute Treuhold, indem sie ihre Augen in dem mit Büchern und Kunstwerken ziemlich angefüllten Raume prüfend umherschweifen ließ, »*hier* wollen Sie ihn empfangen? Soll ich nicht lieber den Saal rasch aufschließen? Es ist Alles in bester Ordnung darin und Sie brauchen nur ein paar Schritte durch einige Zimmer zu machen.«

Bodo lächelte auf seine feine, zurückhaltende Art. »Warum denn?« fragte er lebhaft. »Ich sehe durchaus keinen Grund dazu. Prunkvollen und von Luxus strotzenden Leuten muß man gerade recht einfach und bescheiden vor Augen treten, wenn man ihnen gegenüber seine Würde behaupten will. Das möchte ich nun gerade heute. Gehen Sie also langsam hinunter – echauffiren Sie sich um Gottes willen nicht – und lassen Sie den Herrn Baron durch Rieke hierher führen. Noch Eins, wenn er länger als eine Stunde bleibt, lassen Sie draußen einen Tisch decken und fix und fertig hereinrollen – ich will sogar hier mein Frühstück mit ihm einnehmen.«

Fräulein Treuhold, die sich, als sie diesen Gleichmuth sah, schnell gefaßt hatte und über »das sichere Benehmen ihres Herrn einen stillen Triumph empfand, entfernte sich, durch Blick und Miene ihre volle Einwilligung mit seinen Wünschen verrathende Bodo aber stand von dem Platze auf, den er bis jetzt behauptet, ließ einen raschen Blick durch das Fenster fallen, wie man thut, wenn man nur ungern von seiner behaglichen Ruhe scheidet und sagte zu sich:

»Schon um acht Uhr Morgens! Ha, der Mann muß es eiglig haben und etwas Wichtiges verkünden wollen, daß er

so früh aufgestanden ist. – O, mein schöner Morgen! Wie schade! Und welch böses Omen! Der Tag, der so beginnt, kündigt sich nicht angenehm an! Doch still – ich höre seinen gewichtigen Schritt schon auf der Treppe – nehmen wir uns zusammen und richten wir uns ein, etwas Bedeutendes, wenn auch nicht zu sehen, doch sicher zu vernehmen.«

Mit diesen Gedanken ging er langsam zur Thür, öffnete sie und sah den Baron vor sich stehen, dem Fräulein Treuhold selbst bis zur Schwelle ihres Herrn das Geleit gegeben hatte.

Baron von Grotenburg erschien an diesem Morgen wie vor einigen Tagen in seinem Hause im feinsten Visitenfrack und mit einer so siegreichen Miene, wie sie nur ein vornehmer Mann haben kann, der sich bewußt ist, überall, wohin er seinen Fuß setzt, willkommen zu sein. Dies bedeutungsvolle Ansehen, welches er sich an diesem Tage gab, ließ sich der Legationsrath gern gefallen, viel weniger aber behagte ihm der Ausdruck überfließendster Zärtlichkeit und intimster Vertraulichkeit, den der Baron in alle seine Bewegungen und Mienen zu legen sich bemühte, ein Gebahren, welches bei einem so ruhigen und sicheren Manne, wie Bodo war, stets das Gegentheil von Dem erregte, was es erregen sollte, hier also Zurückhaltung und ein erwartungsvolles Schweigen hervorrief, womit er gleichsam in schulgerechter Parade alle Fechterkünste seines aalglatten Besuches zu Schanden machte. Er wußte nur zu gut, daß Leute von einem gewissen Kaliber, namentlich sogenannte Leute von Stande, solche einschmeichelnde Vertraulichkeit nur anden Tag legen, wenn sie ihren persönlichen Vortheil im Auge und ein Anliegen auf dem Herzen haben, und von jeher hatte sich

seine gerade Natur gegen solches Beginnen aufgelehnt, zumal ihn eine häufig gemachte Erfahrung belehrt, daß man gegen übergroße Zärtlichkeit, die der Kriecherei sehr nahe verwandt ist, mehr als gegen eine steife Gleichgültigkeit auf der Hut sein müsse.

Als daher der Baron mit offenen Armen auf ihn zuschritt, ihn damit umfassen und sogar küssen zu wollen schien – eine abscheuliche Begrüßungsart zwischen Männern – zog er sich wie aus Bescheidenheit etwas zurück, reichte dem Baron nur die Hand hin, die auf das Lebhafteste und wiederholt geschüttelt wurde, und bot dann seinem Gaste einen Platz auf dem Sopha an, dem gegenüber er sich selbst auf einen Stuhl setzte.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, begann der Baron die Unterhaltung mit folgenden Worten:

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein lieber, guter Vetter, daß ich Sie so früh störe, aber unter Freunden, wie wir es sind und hoffentlich noch mehr werden, liebe ich das steife Ceremoniell nicht, das mich an Zeit und Stunde, an Form und Vorschrift bindet. Mit einem Wort, ich brannte vor Ungeduld, Sie so bald wie möglich wiederzusehen, es schien mir schon eine Ewigkeit, Sie in meinem Hause gehabt zu haben, und so ließ ich alle Zügel schießen, folgte der Neigung meines Herzens und sehen Sie da – hier bin ich. Doch ich hatte auch noch einen anderen Grund, mein lieber Herr von Sellhausen, Sie heute so früh aufzusuchen.«

Bodo, der sogleich merkte, daß der Baron, von der beklemmenden Gegenwart seiner Frau befreit, heute überaus

wortreich war, wurde dadurch nur um so stiller und aufmerksamer; er erwiderte daher nur wenige Worte und folgte dann gleichgültig den Blicken seines Gastes, die im Zimmer ringsum schweiften, bald auf diesem, bald auf jenem Gegenstande haften blieben und endlich mit einer gewissen Verwunderung zu ihm zurückkehrten, worauf er lächelnd und mit etwas scharfer Betonung sagte:

»Aber, lieber Freund, ich wundere mich – ich bin nämlich vollkommen aufrichtig gegen Sie – daß Sie in einem so bescheidenen Stübchen wohnen. Es ist wohl nur Ihr geheimes Studirzimmer, worin wir sind, und in diesem Fall – o, ganz gewiß – weiß ich die Ehre zu schätzen, daß Sie mich gerade hier und nirgends anders empfangen.«

»Es ist nicht nur mein Studirzimmer,« entgegnete Bodo in aller Gemüthsruhe, »sondern mein Alles in Allem, Wohn- und Empfangzimmer – nur meine Nachtruhe halte ich in dem Nebengemach dort ab.«

»Ei, ja, Sie sind überaus bescheiden, da ich doch weiß, daß Sie eine ganze Reihe schöner und großer Gemächer in dieser Etage haben, die nach vorn heraus ganz leer steht.«

»Sie haben Ihrer Ansicht nach vielleicht Recht, Herr Baron; aber ich für meine Person halte gerade dies Zimmer für das schönste im ganzen Hause. Außerdem bewohnte ich es seit meiner Jugend und auch später, so oft ich im Hause meines Vaters war, und so ist meine Anhänglichkeit daran hinlänglich erklärt.«

»Ei warum nicht – ganz gewiß – aber Sie machen ein so ernstes Gesicht dabei – Sie verbergen mir noch *einen* Grund – darf ich den nicht wissen?«

Bodo wollte dem Baron in diesem Augenblick nichts verbergen, am wenigsten den Grund, warum er gerade nur dies

eine Zimmer bewohnte, und so gelang ihm seine Absicht, den neugierigen Herrn durch eine geheimnißvolle Miene zu der eben ausgesprochenen Frage zu veranlassen, vollkommen.

»Sie scheinen große Uebung zu besitzen,« versetzte er mit einer leichten Verbeugung, »in den Mienen der Menschen lesen zu können, und so sage ich Ihnen, um Ihre Aufrichtigkeit mit der meinigen zu erwidern, daß es wirklich noch *einen* Grund giebt, warum ich dies mir von meinem Vater seit meiner Kindheit ausdrücklich überwiesene Zimmer auch jetzt *nur allein* zu meinem Aufenthalt gewählt habe.«

Der Baron lächelte verschmitzt und mit selbstzufriedener Miene. Er fühlte sich durch die Bemerkung Bodo's geschmeichelt, und so sagte er, indem er seinen Oberkörper näher zu dem Legationsrath vorbeugte, mit verbindlichem Flüsterton: »Darf ich diesen Grund vielleicht auch wissen, mein theurer Vetter?«

»Warum nicht?« lautete die fest und mit Ueberlegung gesprochene Antwort. »Und um so eher darf ich Ihnen denselben angeben, als ich aus einer Mittheilung meines verstorbenen Vaters erfahren habe, daß Sie mit *allen* meinen Verhältnissen vertrauter und also auch in meine Geheimnisse eingeweihter sind, als irgend ein anderer Mensch.«

Der Baron warf sich bei diesen räthselhaften Worten mit voller Würde in die Brust, spannte aber zugleich Augen und Ohren so weit auf, als er es vermochte, und horchte gleichsam mit seinem ganzen Wesen, da er wohl einsah, daß den eben gesprochenen Worten noch weitere folgen würden. »Sprechen Sie dreist,« flüsterte er beinahe und vor innerer Aufregung an allen Gliedern bebend, »ich bin ein Mann, dem Sie sich ganz vertrauen können.«

»Gewiß werde ich dreist sprechen, Herr Baron, ich halte nie hinter dem Berge, wo ein gerades Vorgehen am leichtesten zum Ziele führt. Der Grund, warum ich diese kleine Wohnung gegenwärtig nur allein benutze, besteht darin, daß ich mich nach dem letzten Willen meines Vaters *bis jetzt* noch nicht als den vollständigen und alleinigen Erben seiner Hinterlassenschaft, also auch dieses Hauses, zu betrachten habe.«

»Ah!« stammelte der Baron, und seine Augen senkten sich vor dem flammenden Blicke des Legationsraths zu Boden. Aber rasch genug sammelte er sich wieder und versetzte mit dem süßesten Lächeln: »O, o, lieber Vetter, Sie sollten nicht gar zu scrupulös sein. Es ist ja gar kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Hinterlassenschaft Ihres guten Vaters, meines seligen, heißgeliebten *Schwagers*, Ihnen nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zu Theil werden sollte.«

Hatte der Baron gedacht, daß auf diese schlaue, halb wie eine Frage gesprochene Rede eine deutliche Antwort folgen würde, so befand er sich im Irrthum. Bodo schwieg ziemlich lange, sagte aber endlich zur höchsten Verwunderung des Barons: »Lassen Sie uns hiervon abrechnen, Herr Baron; ich habe, glaube ich, für heute genug über diesen Punkt gesprochen. Nennen Sie mir lieber den andern Grund, der mir in so früher Morgenstunde die Ehre Ihres Besuches verschafft hat.«

Der Baron athmete tief auf, er konnte die geschickten Paraden des ihm bei Weitem überlegenen Fechters nicht so leicht durchbrechen.

»Ja,« sagte er nach kurzem Besinnen, »das will und muß ich sogar thun, und je früher, um so eher werde ich die Freude haben, meinem Hause und meiner Familie einen

sehnlichst erwarteten Genuß bereiten zu können. Mit einem Wort: ich komme so früh, um zeitig genug bei Ihnen zu sein, damit Sie selbst Zeit behalten, Ihre etwaigen Geschäfte bis Mittag abzuwickeln, um mir nach – nach der Grotenburg folgen zu können, wo Sie uns gewiß gern die Ehre gönnen, Ihnen eine – Suppe vorsetzen zu dürfen.«

Bodo fuhr wie von einem electricischen Schlage getroffen zurück. Noch ehe der Baron aber seine Ueberraschung bemerken konnte, hatte er seinen Gleichmuth wieder gefunden und erwiderte mit höflicher aber dennoch fast schneidender Ruhe: »Das thut mir leid, Herr Baron. Ich schlage nicht gern direct eine so freundliche Bitte ab, diesmal aber muß ich es. Es ist mein fester Vorsatz, den Nichts erschüttern wird, *in den nächsten Wochen* nicht mehr außer dem Hause zu speisen. Ja – Sie wundern sich darüber – aber es ist einmal so. Ich bin eine Art Einsiedler geworden und fühle mich am wohlsten zu Hause. Ueberdieß bin ich in den letzten Tagen übermäßig in der Weite umhergeschweift und meine Studien, denen ich noch immer unablässig nachhänge, untersagen mir zu häufige Zerstreung.«

»Studien? Zerstreung?« rief der Baron fast erschrocken. »Was hätten *Sie* denn noch zu studiren? Ich dünkte, damit wären Sie lange fertig, ein für alle Mal!«

Bodo schüttelte sanft den Kopf, lächelte still vor sich hin und erwiderte: »Sie irren, Herr Baron. »Ein Mann wie ich, der nicht von äußeren Zerstreungen und sogenannten Vergnügungen lebt, kommt mit seinen Studien nie zu Ende. Jeder Tag gebiert einen neuen Stoff und jeder Stoff erweitert sich bei genauerer Betrachtung zu einem großen Felde, das man mit Umsicht, Eifer und Ausdauer bebauen muß, wenn man zur rechten Zeit die genießbare Frucht ernten will.«

»Aber mein Gott,« rief der Baron, »Sie werden doch mir und meiner Familie den Gefallen, die *Liebe* thun, bei uns ein kleines Diner anzunehmen, wenn wir darum bitten?«

Bodo zuckte in einer Art und Weise die Achseln, daß der Baron, wenn er nur halbe Augen hatte, sehen mußte, daß hier jeder Versuch, den Entschluß »des lieben Vetters« zu erschüttern, vergeblich war. »Ich muß auch dieser Bitte ausweichen,« sagte er fest und bestimmt. »Heute, morgen und übermorgen, überhaupt in diesen Tagen gehe ich Mittags nicht aus, und was die, Zukunft in ihrem Schooße birgt – nun, darüber will ich freilich jetzt noch keine Entscheidung fällen. Doch – lassen wir jetzt dies oder ein anderes Diner außerhalb unsrer Besprechung und nehmen wir für's Erste ein kleines Frühstück ein, zu dem ich so eben da draußen die Anstalten treffen höre.«

Der Baron blieb wie versteinert auf seinem Sopha sitzen und folgte mit gläsernem Auge, völlig eingeschüchtert, seinem Wirthe, der gemächlich aufstand, an die Thür trat und sie gerade zur rechten Zeit öffnete, um von Rieke und einer anderen Magd einen Tisch hereinrollen zu lassen, der mit Speisen allerlei Art und einer seltsam geformten Flasche Wein und zwei Gläsern besetzt war.

Als die beiden Mägde den Tisch an die richtige Stelle gerückt, Stühle vor die Couverts gestellt und sich wieder entfernt hatten, ersuchte Bodo seinen Gast, einen der Plätze einzunehmen, und dieser folgte der Einladung fast mechanisch, wie er anfangs auch nur gleich einem Menschen aß, der nicht weiß, was er genießt, und der nur aus alter Gewohnheit nachthut, was er Andere thun und treiben sieht.

Indessen dauerte dieser Zustand der Befangenheit, der aus dem unerwarteten Fehlschlagen seiner so vorzeitig

zur Schau getragenen Siegeshoffnung entsprang, bei dem leichtblütigen Baron nicht allzu lange. Schon nach wenigen Minuten aß er die trefflich zubereiteten und, wie er selbst sagte, »reizend angerichteten« Speisen mit Appetit; bald darauf stellte sich ein gewisses Behagen an seiner augenblicklichen Lage ein, und als er erst ein Glas von dem feurigen Wein getrunken, welchen dem Legationsrath ein Freund von den griechischen Inseln gesandt und den der Baron nie vorher gekostet hatte, fühlte er seinen alten Muth in ganzer Fülle zurückkehren, er wurde wieder redselig und begann allmählig daran zu denken, daß der Zeitpunkt nun bald gekommen sein werde, mit dem diplomatischen Meisterstück herauszurücken, dessen Resultat er seiner theuren Amalie als ein durchaus unzweifelhaftes und über alle Erwartung günstiges dargestellt hatte.

So war man mit dem eigentlichen Frühstück zu Ende gekommen, aber da der Inhalt der Flasche noch nicht erschöpft war, so blieben die beiden Männer, wie es schien, ganz gemüthlich bei einander sitzen, sich gegenseitig scharf beobachtend und im Stillen Jeder für sich schon an das glückliche Ende dieser Morgensitzung denkend. Während Bodo aber, der keinen Wein trank, dabei immer ruhiger, gehaltener wurde und die Miene eines Gastes aufmerksam studirte, verlor dieser allmählig seine gemessene Haltung, ließ sich mehr und mehr gehen und, von dem reichlich genossenen Weine ungemein belebt, glaubte er endlich den geeigneten Augenblick gekommen, seinem gepreßten Herzen Luft machen und die letzten Zügel schießen lassen zu dürfen, um wie ein siegreicher Triumphator dem sehnlichst erstrebten Ziele zuzujagen.

»Mein lieber Herr Vetter,« fing er mit sehr sanfter Stimme und freundlich nickendem Haupte an, »das ist ein vortrefflicher Wein und, wie mein Schwager Haas zu sagen pflegt: »er öffnet das Herz und löst die Zunge.« Ich spüre diese köstliche Wirkung im höchsten Maaße, und so haben Sie es nur Ihrer Bewirthing zuzuschreiben, wenn ich in unsrer jungen Freundschaft – die ja eigentlich nur die Fortsetzung der alten mit Ihrem Vater ist – einen Schritt weiter thue und Ihnen mein Herz so blank und klar darlege, als säße es nicht verborgen in meiner Brust, sondern als hielte ich es in dieser meiner offenen Hand Ihnen entgegen.«

Bodo verbeugte sich leicht und erwiderte mit ernstem Gesichtsausdruck: »Thun Sie diesen Schritt und zeigen Sie mir, wie Ihr Herz aussieht, wenn Sie es blank und klar in der offenen Hand halten.«

»Ja,« das will ich und das muß ich, denn es darf nicht länger unklar zwischen uns Beiden bleiben; wir müssen uns einander offen durch die Augen bis in die Seele blicken können.«

»Das ist schon lange mein Bestreben bei Ihnen, Herr Baron, und auch meine Augen sind Ihnen so weit wie möglich geöffnet.«

»Ich sehe es, ich sehe es und danke Ihnen im Voraus. Aber, mein theurer Vetter – es ist eine delicate Sache, die ich mit Ihnen zu verhandeln habe, und Sie dürfen mich nicht mißverstehen.«

»Mag sie so delicat sein, wie sie will – ich werde und kann sie nicht mißverstehen, wenn Sie die Güte haben wollen, sich verständlich und namentlich nach Ihrem eigenen Geständniß so klar auszusprechen, wie es in Ihrem Herzen aussieht.«

»Nun wohlan denn, so hören Sie. Sie haben mir eigentlich schon vorher die Brücke zu dieser meiner Vertraulichkeit gebaut, als Sie so gütig waren, der wahrhaft heiligen Freundschaft zu gedenken, die mich mit Ihrem guten Vater verband, und dabei der – der geheimnißvollen Stellung zu erwähnen, die Sie zu meiner Familie einnehmen.«

Der Baron hielt einen Augenblick inne und räusperte sich, als wolle er frischen Muth schöpfen, da jetzt erst der eigentliche Kern der Sache sich entwickelte und das dunkle Auge seines lieben Veters mit schärfster Aufmerksamkeit, aber auch einer Ruhe auf ihn gerichtet blieb, die ihm nicht so ganz behagen wollte. Zur weiteren Stärkung trank er nun noch ein halbes Glas Wein, reckte sich dann zurecht, als wolle er einen kräftigen Anlauf nehmen, lächelte wohlgefällig und fuhr fort:

»Also Sie wissen schon lange, daß zwischen Ihrem Vater und mir wie zwischen Brüdern das innigste Einverständniß herrschte, daß ihm ebensowohl meine Familie wie die seine am Herzen lag und daß er bis zu seinem letzten Athemzug bestrebt war, das Wohl beider auf die bequemste Weise zu fördern, indem er zwei verschiedene Interessen in eine und dieselbe Richtung leitete.«

»Ja, das weiß ich,« erwiderte Bodo ernst, obwohl innerlich lächelnd, indem er den seinen Worten mit Hand- und Fußbewegungen Nachdruck gebenden Baron sich förmlich abeifern sah, »ja, das weiß ich – zwar nicht lange, wie Sie zu bemerken die Güte hatten, aber doch seit dem Tage, wo ich nach dem Tode meines Vaters in dieses Haus zurückkehrte und zu meinem Erstaunen – ich sage es offen – einen Brief desselben mit mir bisher unbekanntem Wünschen vorfand.«

»Nun gut, das ist ein halbes Jahr her, theuerster Vetter, und in dieser Zeit müssen Sie Gelegenheit genug gefunden haben, über Ihres Vaters Wünsche nachzudenken und die nöthigen Entschlüsse zu fassen, um denselben entweder zu entsprechen oder – oder des Weiteren gewärtig zu sein.«

Bodo sah den Baron fast durchbohrend bei diesen mit Mühe vorgebrachten Worten an und sagte mit einer Stimme, die so kalt und hart wie Eisen war: »Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, diese Wünsche meines Vaters etwas genauer zu charakterisiren, damit zwischen uns wenigstens kein Irrthum möglich ist?«

»Ah! Sie wollen es – nun gut! Mit einem Wort: es handelt sich um die zwischen Ihrem Vater und mir wohl bedachte und schließlich verabredete Absicht, sein Haus mit dem meinen noch enger zu verbinden, dadurch, daß ich das Beste gebe, was ich besitze, und er, indem er in gleicher Weise Sie selbst mir darbietet. Doch wozu die lange Umschreibung? Wir sind Männer, verstehen uns und können das Ziel nackt und kahl in's Auge fassen, also: dadurch, daß Sie um die Hand meiner Tochter werben, die ich Ihnen, ich sage es gleich von vornherein, keinen Augenblick versagen werde.«

Bodo senkte bei dieser letzten, eben so nackten und kahlen wie großmüthigen Auseinandersetzung die Augen und lächelte, aber es war eine Art geisterhaften inneren Lächelns, wobei sein Gesicht eine seltsam bleiche Farbe annahm, so daß jeder Unbefangene ihm hätte anmerken können, wie das Blut ihm voll zum Herzen strömte und er sich die größte Gewalt anthat, den in ihm tobenden Sturm nicht nach Außen losbrausen zu lassen.

»Was haben Sie nun daraus zu erwidern?« fragte der Baron mit leise bebender Lippe und den jungen Mann starr

anblickend, da er sich über die Maaßen wunderte, daß derselbe sich immer noch schweigend verhielt.

»Zuerst,« nahm Bodo das Wort, »und bevor ich auf Ihr überaus väterliches Anerbieten eingehe und es einer näheren Betrachtung unterwerfe, erlauben Sie mir zu sagen, daß ich allerdings diesen Wunsch meines Vaters erfahren und mir auch Zeit genug genommen habe, denselben reiflich nach allen Seiten zu überlegen. Das Resultat dieser Ueberlegung ist nun zunächst, daß ich, wenn auch keinen Tadel, doch noch viel weniger ein unbedingtes Lob dem zwischen Ihnen und meinem Vater vereinbarten Plane zollen kann. Doch in Bezug auf Sie darf ich hierüber kein Urtheil abgeben und gebe ich auch nicht ab, in Bezug auf meinen Vater aber muß ich es, Herr Baron. Nach meinem Ermessen nun hat mein Vater nicht wohl daran gethan, den Entschlüssen eines Dritten, wenn derselbe auch sein Sohn ist, in so bestimmter Weise vorzugreifen, noch viel weniger; ihm ein so kategorisches Entweder – Oder in den Weg zu werfen. Wollte er für sich einen solchen Bund mit der Tochter seines Freundes schließen, so konnte er es rücksichtslos thun, mir aber, einem Mann in reifen Jahren ein solches Verhältniß aufzubürden, das, Herr Baron – ich drücke mich hier mit kindlichem Respect aus – war, sage ich, nicht wohlgethan. Erlauben Sie, ich bin noch nicht fertig. Außerdem aber war es noch viel weniger wohlgethan, eine so kurze Frist bis zum ersten August dieses Jahres festzusetzen, bis wohin sich mein Entschluß wohl oder übel ausgesprochen haben mußte.«

»Aber mein Gott, Sie haben ja ganze sechs Monate Zeit dazu gehabt!« unterbrach ihn der Baron mit einem wahren Ungestüm, da er schon das ganze Resultat der Ueberlegung

des jungen Mannes »nackt und kahl« vor seiner Phantasie auftauchen sah.

»Sie irren, Herr Baron. Sie dürfen nur von dem Tage an rechnen, wo ich Ihnen meinen ersten Besuch abstattete, und dann sind es nicht ganze sieben Wochen. Sieben Wochen aber sind eine sehr kurze Frist, eine so ernste und wichtige, das ganze Leben umgestaltende Sache abzumachen. Die vollkommene Neigung eines Menschen, die durchaus dazu nöthig ist, gewinnt man nicht so rasch.«

»Warum kamen Sie denn nicht früher?« warf der Baron athemlos dazwischen.

»Weil ich es nicht für passend hielt, während der Trauerzeit um einen hingegangenen Vater die einleitenden Schritte zu einer möglichen Werbung zu unternehmen.«

»Gut, ja, das gebe ich zu; aber Sie meinen, in sieben Wochen könne die Neigung zweier Menschen nicht entstehen, wachsen und sich völlig festsetzen? Das ist von Ihrer Seite ein Irrthum, lieber Vetter. Wenn Sie mit der zweiten Person meine Tochter im Auge haben, so kann ich Ihnen unter vier Augen und als Ihr aufrichtigster Freund sagen, daß dieselbe zur Feststellung ihrer Neigung nicht so viel Zeit gebraucht hat, denn sie fühlte diese Neigung schon gleich am ersten Tage zu Ihnen, wie auch wir Eltern Sie, gleichsam beim ersten Anblick, in unser Herz geschlossen haben – und Sie müssen das sehr wohl gemerkt haben.«

»Sie sind sehr gütig, Herr Baron, und ich will dafür eben so aufrichtig gegen Sie sein, wie Sie es gegen mich sind. Erlauben Sie mir also, offen zu bemerken, daß es sich hier nicht allein um die Neigung Ihrer Fräulein Tochter, sondern auch um meine eigene handelt. Mein Blut fließt etwas ruhiger in dieser Beziehung. Ich sehe nicht nur, ich prüfe auch, –

nicht die betreffende Dame allein, auch mich. Und daß diese Prüfung in einer so kurzen Zeit vollständig beendet sein werde, muß ich bezweifeln – die Frist bis zum ersten August ist mir in der That viel zu kurz.«

Der Baron fiel beinahe hintenüber vor Schreck. »Was sagen Sie da?« stammelte er. »Diese Zeit wäre Ihnen zu kurz? – Aber erlauben Sie,« fuhr er plötzlich mit wieder neu wachsendem Muthe fort, da ihm wahrscheinlich irgend ein glücklicher Gedanke zu Hülfe kam, »wenn Sie jenen Wunsch Ihres Vaters gelesen, werden Sie auch aus demselben Schreiben ersehen haben, daß ich meinerseits die gestellte Frist auf keine Weise verlängern kann. Der erste August ist von ihm als unumgänglicher Termin festgesetzt. Ein gerichtlicher Act vor dazu bestellten Zeugen soll an diesem Tage stattfinden und Ihre Erklärung muß dabei definitiv ausgesprochen werden, wenn nicht ein für den Fall Ihrer Ablehnung bereit gehaltenes Testament eröffnet und der definitiv letzte Wille des Erblassers bekannt gemacht werden soll. So, mein theurer Vetter, so allein steht die Sache.«

Bodo lächelte fast heiter, als bedrücke ihn diese Mittheilung durchaus nicht, was den Baron in die höchste Verwunderung setzte, da er es bemerkte. »Freilich,« sagte er dann, »steht die Sache so, ich weiß es, denn ich habe es mit eigenen Augen aus jenem seltsamen Schreiben ersehen. Wenn ich daher bis zum ersten August keinen Ihren und meines Vaters Wünschen entsprechenden Entschluß gefaßt haben sollte, so bleibt nichts weiter übrig, als –«

»Nun?« fiel ihm der Baron, dem die Augen fast aus dem Kopfe sprangen, in's Wort, »als was?«

»Als dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, den letzten Willen meines Vaters als rechtskräftig anzuerkennen und sich

den unvermeidlichen Umständen, die daraus folgen, zu fügen. Ist das nicht sehr einfach, Herr Baron? Mir wenigstens hat es keine große Mühe gekostet, zu dieser Einsicht zu gelangen.«

Der Baron schwieg; nur in seiner Brust arbeitete es mächtig. Diese auf so leichte Weise erlangte Einsicht seines Schwiegersohnes »*in spe*« schien auf ihrem tiefsten Grunde einen neuen und fast unerwarteten Glücksfall für ihn selbst zu enthalten, denn er hatte sich nicht gedacht, daß Bodo sich dem Willen seines Vaters so leicht und willig fügen würde, wobei wir freilich hinzusetzen müssen, daß dem Baron der definitiv *letzte* Wille des Verstorbenen ziemlich genau bekannt, dem Sohne desselben aber gänzlich unbekannt war. In dieser Freude, die sich plötzlich wie eine vom Blitzstrahl erleuchtete Gegend vor ihm aufthat, fühlte er sogar eine Art von Mitleid mit dem gefügigen Sohn eines so willfährigen Freundes, er nahm beinahe eine Gönnermiene gegen ihn an und that, als gäbe er sich die erdenklichste Mühe, die Ansicht des jungen Mannes zu klären und seinen starren Sinn wo möglich zu beugen. »Mein lieber Vetter,« sagte er in einer so freundlichen Weise, daß sie sich Bodo, der mit seinen Schlußfolgerungen nicht vertraut war, zuerst nicht erklären konnte, »daß Sie diesen, wie mir scheint, sehr voreiligen Entschluß gefaßt haben, thut mir nicht nur um Ihrer selbst, sondern auch um meiner und unsrer Aller willen leid. Haben Sie denn jedes Bestreben nach einer näheren Bekanntschaft, als Einleitung zu einer *möglichen* Verbindung mit meiner Tochter, definitiv aufgegeben?«

»Davon habe ich ja gar nichts gesagt,« erwiderte Bodo lachend, was den Baron beinahe verblüffte. »Sie haben mich also trotz aller meiner Klarheit nicht verstanden?«

»Ei, mein Gott, was haben Sie denn gesagt?« rief der Baron mit vor Aufregung bebenden Lippen.

»Ich habe nur gesagt oder vielmehr sehr verständlich angedeutet, daß, wenn ich bis zum ersten August nicht den Entschluß gefaßt hätte, in ein näheres Verhältniß zu Ihrer Fräulein Tochter zu treten, dann und erst dann, das Gesetz seinen Lauf nehmen müsse, und ich füge nur noch hinzu, daß Sie sich und mir diesen unangenehmen Auftritt heute hätten ersparen können, – wenn Sie bis zu jenem Termin die durchaus nöthige Geduld bewiesen hätten.«

»Bah!« machte der Baron und griff in seiner verworrenen Geistesstimmung, die jeden Augenblick verworrener, zweifelhafter und unsicherer wurde, von Neuem nach dem Glase.

»Also Sie sind noch nicht mit sich einig darüber?« fragte er, nachdem er einen tieferen Zug gethan, als er selbst wissen mochte.

»Nein, gewiß nicht, ich habe ja noch Zeit genug dazu, es zu werden. Mir gehören noch sechs Wochen, und die kann ich benutzen.«

»O so benutzen Sie sie doch!« rief der Baron. »Kommen Sie alle Tage zu mir, bleiben Sie den ganzen Tag bei mir, lernen Sie die himmlische Clotilde kennen, und wenn Sie sie ganz kennen, so zweifle ich keinen Augenblick, daß Sie sie auch lieben werden.«

Bodo hätte fast laut aufgelacht und bezwang sich nur mit Mühe, ernst zu bleiben. »Das geht nicht, Herr Baron!« erwiderte er mit völlig aufgeheitertem Gesicht. »Sie mögen auf solche ungestüme Weise die Damen belagern, aber meine Art und Weise ist das nicht. Eine wirkliche Neigung muß sich

langsam, allmähig und aus festem Grund und Boden entwickeln. Eine Treibhauspflanze, mit allen Mitteln und Hülfen künstlich in die Höhe getrieben, wie Sie sie mir zu erziehen anrathen, bleibt schlaff, dürr, saft- und kraftlos – so darf aber *meine* Neigung niemals beschaffen sein, ich will nur eine kräftige naturwüchsige Neigung fühlen – oder lieber gar keine.«

»Ah!« rief der Baron, der schon wieder Hoffnung faßte, die Treibhausneigung seiner Tochter werde bald auf eine höchst kräftige Weise erwidert werden. »Das klingt ganz anders, mein lieber theurer Vetter, und giebt mir meinen ganzen Halt wieder. So wollen Sie also Ihre Bewerbung um die Hand meiner Tochter hiermit noch nicht völlig abgebrochen haben?«

»Es handelt sich ja noch um gar keine Werbung,« sondern erst um die Bekanntschaft, Herr Baron. Nur der erste Eindruck hat sich bis jetzt gezeigt und die Folge allein wird lehren, wie der zweite, dritte u. s. w. sich zeigen werden.«

»Ach so! Aber Sie schlagen ja meine Einladung zum Diner aus – für heute, morgen und alle übrigen Tage?«

»Lernt man sich denn nur bei einem Diner kennen, Herr Baron? Ich liebe es, mit einem Wort, nicht, auf irgend eine Weise gebunden zu sein. Ich werde schon wiederkommen und das Weitere wird sich finden.«

»Bravo, bravo, bravissimo!« rief der Baron jauchzend und schlug sich vor Freude in die Hände. »Nun verstehe ich Sie erst! Aber, mein Gott – wo hatte ich denn meine Sinne?«

»Vielleicht auch in der Hand wie das Herz, statt an dem dazu bestimmten Orte, Herr Baron.«

»Ah, Sie können scherzen? Nun lebe ich wieder auf. – Nun aber, da wir so weit sind, sagen Sie mir – wie war der erste Eindruck, den meine reizende Clotilde auf Sie machte?«

Bodo zeigte in diesem kritischen Augenblick eine so ehrliche und offene Miene, wie es ihm wirklich um's Herz war, und erwiderte ruhig: »Mein Herr Baron! Eine junge Dame von der Erziehung und Bildung Ihrer Fräulein Tochter, kann man in einigen Stunden nicht hinlänglich beurtheilen lernen. Ich bestreite Ihnen den ausgezeichneten Werth dieser Tochter nicht, aber Sie sehen jedenfalls ihre Eigenschaften in einem ganz anderen Lichte, wie Sie Ihr Verhältniß zu mir gleichfalls ganz anders beurtheilen als ich. Sie sind der Vater und wollen eine Tochter verheirathen, um vielleicht selbst dadurch einer Sorge überhoben zu sein, denn Kinder, glaube ich, machen Sorge – ich dagegen will, wenn es denn doch einmal geschehen soll, eine Frau, das heißt eine Lebensgefährtin wählen, die nicht allein selbst durch mich glücklich werden, sondern auch mich glücklich machen soll. Wissen Sie denn auch schon bestimmt, daß ich der Mann bin, der die Hand Ihrer Tochter verdient?«

»O!« rief der Baron mit Nachdruck und streckte seine feine Hand über den Tisch hin, die Bodo flüchtig berührte, »was sagen Sie da! Bin ich nicht Menschenkenner? Ja, ja, ja, ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie der trefflichste Mann sind, der ein so schönes und ein so – so – so wohlhabendes Mädchen verdient!«

»Nun denn,« erwiderte Bodo sehr ernst, »Sie urtheilen vielleicht zu rasch über mich, wie ich mich vielleicht zu langsam über ein so wichtiges Verhältniß entscheide – aber wir wollen uns nicht gegenseitig überrumpeln oder die Phantasie mit verlockenden Bildern füllen. Gut Ding will Weile

haben! Noch einmal – warten Sie bis zum ersten August – auf diesen Termin, da er einmal festgesetzt, verweise ich Sie. Bis dahin kann Viel *gegen* oder *für* Ihre Wünsche geschehen. Meine Neigung kann entstehen, wachsen, sich festsetzen – oder –«

»Nein, nein, nichts von Oder – gar nichts – sie kann sich festsetzen – und auf daß sie sich festsetze – trinke ich dieses volle Glas – da – aus ist es! – Der Tausend! Aber mir schwindelt der Kopf – ist das vom Wein?«

»Mag wohl sein – vielleicht aber haben Sie das Herz zu lange in der Hand behalten und –«

»O Sie köstlicher Mann!« rief der Baron, halb trunken, denn er hatte bei großer Aufregung die ganze Flasche feurigen Weines allein geleert. Dabei stand er auf und umarmte stürmisch den Legationsrath, der sich der ihm zugedachten Liebkosungen nicht mehr erwehren konnte. »Ich sagte es ja!« lallte er weiter – »dieser diplomatische Schritt würde die besten Folgen haben! – Also, Sie lieber Vetter – der erste Eindruck war gut – prächtig – nicht wahr? O, Clotilde ist ein herrliches Mädchen.«

»Wenn es der eigene Vater sagt, muß es in gewisser Beziehung wohl wahr sein,« erwiderte Bodo lächelnd.

»Und Sie kommen morgen – übermorgen – oder an irgend einem Tage – um die Neigung wachsen – sich festsetzen zu lassen?«

»An irgend einem Tage komme ich gewiß, das verspreche ich Ihnen.«

»Na, dann schlagen Sie ein – Sie sind mein Mann – Ihres Vaters ächter Sohn! Bravo, bravissimo! – Wir verstehen uns! – Aber nun, nun muß ich Sie verlassen – lei – der! Meine Amalie – prächtiges Weib – auf Ehre! – erwartet mich – mit

namenloser Sehnsucht – und die kleine – die reizende Clotilde – ach, was für ein Kind – nicht minder!«

»So wollen wir gehen, wenn Sie fort müssen!« sagte Bodo ruhig, bot seinen Arm dar und führte den taumelnden Gast vor die Thür an die frische Luft, wo bald der Wagen herbeigeschafft, der Baron auf dem bequemsten Sitz untergebracht ward und nun der vorher außer Dienst gesetzte Kutscher wieder in seine Rechte trat, da sein Herr zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um die Führung der Zügel übernehmen zu können.

Bodo sah den Wagen lächelnd abfahren, obwohl er nicht gerade heiter gestimmt war, dann aber kehrte er in sein Zimmer zurück, um über diesen Morgenbesuch, der ihm Manches zu denken gegeben, ruhig und wie ein Mann nachzusinnen, der seine Pläne reiflich erwägt, ehe er sie entschlossen zur nothwendigen That werden läßt.

## SECHSTES KAPITEL. EINEM TRÜBEN MORGEN FOLGT OFT EIN HEITERER ABEND.

Als Bodo am Mittag dieses Tages zum ersten Mal nach dem Besuch vor die Augen der weiblichen Hausbewohner trat, schien er die innere Verstimmung und Aufregung, die derselbe in seinem Gefolge gehabt, so ziemlich überwunden zu haben; die letzten äußeren Spuren davon aber auch aus seinem Gesicht hinwegzuwischen, war ihm nicht ganz so vollkommen gelungen. Seine Wangen zeigten noch immer eine ungewöhnlich lebhaftere Färbung und sein dunkles Auge glänzte in einer ganz eigenthümlichen Weise – zwei charakteristische Zeichen, die weder Fräulein Treuhold's, noch ihrer Nichte scharfer Beobachtung entgingen und die eben

nicht im Stande waren, den Antheil zu vermindern, den Beide an dem Wohlbefinden des guten Hausherrn zu nehmen sich gedrungen fühlten.

Der Legationsrath ließ durch Nichts merken, daß er die fragenden Blicke der alten Haushälterin wahrnehme, im Gegentheil zeigte er sich während der gemüthlichen Speisestunde unbefangen wie an jedem anderen Tage und war freundlich und aufmerksam wie sonst, wenn er auch keine besondere Lebhaftigkeit im Gespräch entwickelte.

Im Laufe des Mahles aber konnte die gute Treuhold ihre Neugierde nicht länger bemeistern und nach einer zufällig entstandenen etwas längeren Pause, als man gerade eine andere Speise erwartete, sagte sie mit erzwungen scherzhaftem Tone, der den Ernst im Hintergrunde nur zu deutlich hindurchschimmern ließ:

»Der Herr Baron hat sich heute Morgen ja nicht lange aufgehalten, Herr Legationsrath. Ich hatte schon geglaubt, wir würden heute Mittag die Ehre haben, ihn als Gast an unserm Tische zu sehen.«

Bodo fuhr wie aus einem innern Traume auf und es schien ihm im ersten Augenblick einige Mühe zu kosten, den neu angeregten Gedankenzug des guten Fräuleins zu verfolgen. »Meine liebe Treuhold,« erwiderte er mit einem freundlichen, aber doch bedeutungsvollen Blick, »es kann uns Jemand, der sechs Stunden bei uns verweilt, unter Umständen weniger aufhalten, als Einer, der nur sechs Minuten bleibt.«

Fräulein Treuhold dachte einige Augenblicke nach, ehe sie mit der naiven Frage hervortrat: »Das kann wohl sein, denke ich, aber in welche Klasse gehörte denn heute der Baron, da er weit über sechs Minuten und viel weniger als sechs Stunden geblieben ist?«

»Vielleicht in die unter Umständen erträgliche Mittelklasse!« erwiderte der Legationsrath nach kurzem Besinnen und indem er sich ein Stück Brod nahm und dasselbe wider Wissen in hundert kleine Stücke schnitt.

Fräulein Treuhold warf einen raschen Blick auf die still vor sich nieder sehende Gertrud, als wollte sie sagen: »Das war freilich eine Antwort, aber sie hat uns nicht klüger gemacht. Ah, wir müssen also etwas weiter forschen. – Warum mag er aber so früh gekommen sein?« fragte sie laut, »das ist ja ganz etwas Ungewöhnliches hier.«

»Bei ungewöhnlichen Menschen, meine Liebe, darf uns kein Abweichen von der gemeinen Regel überraschen,« erwiderte der Gefragte gleichgültig; »diesmal aber hatte sein frühes Erscheinen einen sehr natürlichen Grund. Der Herr Baron lud mich auf heute zum Diner ein und wollte mich sogar gleich mitnehmen. Damit ich aber Zeit behielte, meine etwaigen Geschäfte zu beenden und die nothwendige Toilette zu ordnen, hatte er die Aufmerksamkeit, so früh zu kommen. – Genügt Ihnen das, meine Liebe?«

»O, es genügt mir schon, Herr Legationsrath, indessen dann wundere ich mich nur, daß Sie seiner Einladung nicht gefolgt sind.«

Bodo lächelte still vor sich hin und spielte mit den geschnittenen Brodstückchen, wie Jemand, der an etwas ganz Anderes denkt, als an diese harmlose Beschäftigung. »Ich esse zu gern zu Hause,« sagte er langsam und bedächtig, »Sie wissen es ja. Auch hatte ich Geschäfte, die sich nicht gleich abrechnen ließen, und so habe ich meinen Besuch auf eine andere Zeit versprochen. – Ich kann ja jeden Tag hinüberreiten, wenn mir die Lust kommt!« setzte er mit gleichgültigerem Tone hinzu.

»Haben Sie einen bestimmten Tag festgesetzt?« fragte Fräulein Treuhold etwas vorsichtig, da sie zu bemerken glaubte, daß der Legationsrath das von ihr eingeleitete Gespräch nur ungern fortsetzte.

»Nein!« erwiderte er ruhig und aß dann von der ihm eben durch Rieke dargereichte Speise

Fräulein Treuhold erblickte im Geiste die Schranke, die ihr durch diese kurze Antwort gezogen wurde, und schwieg. Als man aber mit Essen fertig war und nur – noch einige gleichgültige Worte wechselnd bei Tische saß, konnte sie sich doch nicht enthalten, zu sagen: »Aber, Herr Legationsrath, Sie nehmen es mir gewiß nicht übel, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Sie etwas angegriffen aussehen.«

Bodo lehnte sich in seinen Stuhl zurück, faltete die Serviette zusammen und sagte: »Ja, da mögen Sie Recht haben. Ich fühle mich, wenn auch nicht angegriffen, doch etwas abgespannt und – beinahe müde.«

»Dagegen weiß ich ein treffliches Mittel,« nahm nun Gertrud mit warm erröthendem Gesicht das Wort.

Bodo wandte ihr sogleich den Kopf zu, blickte sie fragend an und sagte: »Dann bitte ich, es mir mitzutheilen, ich werde es jedenfalls versuchen.«

»Sie sollten ein Stündchen schlafen,« fuhr sie fort, »oder sich nur legen und dabei ruhen.«

»Ah, ja, Sie mögen Recht haben. Ruhen will ich, aber am Tage zu schlafen – das verstehe ich nicht.«

»Es lernt sich sehr leicht, Herr von Sellhausen.«

Bodo warf einen eigenthümlich forschenden Blick auf die unbefangenen Redende, und dieser Blick leuchtete so hell, daß

die eben zugestandene Abspannung fast spurlos verschwunden schien. »Vielleicht wie so manches Andere?« fragte er freundlich.

»Gewiß, wie manches Andere. Mein Vater pflegt, wenn er sich durch irgend Etwas ermüdet fühlt, gleich nach Tische sich auf ein Sopha zu legen, wenigstens eine bequeme Lage anzunehmen. Dabei ergreift er ein Buch, liest ein paar Seiten und wenn er, nachdem er die Augen geschlossen, nach einer Weile, selbst nach wenigen Minuten wieder aufblickt, fühlt er sich frisch und kräftig wie zuvor.«

»Das will ich in der That heute eben so machen,« versetzte Bodo, vom Stuhle aufstehend, »und ich danke Ihnen für die neue Belehrung.«

»O, es war nur ein wohlgemeinter Rath, Herr von Sellhausen!«

»Ich erkenne ihn an und bin auch dafür dankbar. Er soll sich sogleich in die That verwandeln. Ich empfehle mich, meine Damen. Adieu, Herr Hinz!«

Kaum hatte der Legationsrath das Zimmer verlassen und der Verwalter war ihm eben gefolgt, so sagte die Tante zur Nichte: »Das war wirklich ein guter Rath, Gertrud. Ich freue mich, daß Du ihn gegeben hast. Er sah ganz elend aus.«

»O nein, Tante, elend nicht, aber müde und matt gewiß.«

»Ohne allen Zweifel. Der Baron hat ihm gewiß arg zuge-setzt, mit nach der Grotenburg zu fahren.«

»Sie können auch andere wichtige Dinge besprochen haben, liebe Tante.«

»Das haben sie gewiß. O, ich kenne den guten Herrn! Eine Kleinigkeit bringt ihn nicht um seine Ruhe. Hast Du wohl bemerkt, wie seine Augen glänzten und seine Backen wie von einem inneren Feuer glühten?«

Gertrud nickte und nahm die Serviette des Rathes und steckte sie in den ihr zugehörigen silbernen Reif.

»Ich bin fabelhaft neugierig, was sie miteinander verhandelt haben,« fuhr Fräulein Treuhold fort, sich ebenfalls an dem Tische zu schaffen machend. »Aber wie soll man dahinter kommen?«

»Mit Geduld!« lautete Gertrud's leise gesprochene Antwort.

»Ei, mein Kind, die magst Du wohl haben, Du bist jung, ich aber bin alt und habe sie nicht. Auch interessire ich mich mehr für meinen guten Herrn als Du, die Du ihn nur erst seit Tagen kennst, während ich ihn schon als Kind gekannt und bedauert habe.«

Gertrud warf einen seltsam raschen, fast verwunderten Blick auf die Tante, als spreche sie damit eine Frage aus, die sie den Lippen nicht anvertrauen wollte. Gleich darauf aber ließ sie das schöne Auge sinken und fragte leise: »Warum denn bedauert?«

»Ach Gott, Trude, dazu war so mancher Grund vorhanden. Das arme Kind hat ja nie eine Mutter gehabt!«

»Dann müßtest Du mich ebenfalls bedauern – ich habe auch keine.«

»O, o, das ist etwas ganz Anderes, Trude. Du warst schon halb erwachsen, hattest Pflegerinnen in Fülle und hast doch Deine gute Mutter wenigstens gekannt. Er aber verlor sie kurze Zeit nach seiner Geburt, und ich meinte eben, ich hätte ihn als Kind bedauert. Doch ja, auch jetzt bedaure ich ihn mehr als Dich, und es ist wahrhaftig Grund dazu vorhanden. Dich wird Dein vernünftiger Vater niemals zwingen, eine Heirath zu schließen, die Dir nothwendiger Weise zuwider sein muß.«

»*Muß* er sich denn zwingen lassen?«

»Du fragst seltsam, Kind, obgleich Du doch die Verhältnisse kennst, und es gehörte viel Zeit dazu, Dir eine erschöpfende Antwort zu geben.«

»So will ich auch darin Geduld haben, liebe Tante. – Wo wollen wir heute den Kaffee trinken?«

»Ach, danach habe ich's ihn zu fragen vergessen. Wähle Du also den Ort und er wird höflich genug sein, Deiner Wahl seinen Beifall zu schenken.«

---

Daß Gertrud's Rath ein guter gewesen, sollte der von dem lästigen Morgenbesuch ermattete Legationsrath bald erkennen lernen. Er hatte sich auf sein Zimmer begeben, sich auf's Sopha gelegt und ein Buch zur Hand genommen. Das Lesen behagte ihm noch weniger als das Denken und so gab er sich einer fast schrankenlosen Träumerei hin, die etwas so mild Einschläferndes und Beruhigendes in ihrem Gefolge hatte, daß er wirklich und sogar recht fest einschlief, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Aber er schlief nicht lange. Schon nach einer guten halben Stunde wachte er wieder auf, und als er zum Bewußtsein kam, was mit ihm geschehen, freute er sich, indem er die Bemerkung machte, daß er sich wirklich wieder vollkommen erfrischt fühle. In diesem Augenblick glaubte er jedoch ein leises Geräusch an seiner Thür zu hören.

»Ist Jemand vor der Thür?« fragte er laut.

Die Thür öffnete sich und Fräulein Treuhold trat lebhaft und mit frohem Gesicht herein.

»Ah,« rief sie, »Sie haben also wirklich geschlafen?«

»Vortrefflich. Aber was giebt's?«

»Wir haben schon wieder Besuch bekommen, Herr Legationsrath –«

Bodo sprang hastig von seinem Lager auf. »Was,« rief er, »schon wieder Besuch? Es ist doch nicht ein anderer Baron?«

»Nein, diesmal nicht, es ist der Meier zu Allerdisen, Herr!«

»Ah!« rief Bodo frohlockend, »das ist ein Labsal, Treuhold! Wahrhaftig, das ist mir lieb. Nach dem Ueberfall von heute Morgen konnte mir nichts Angenehmeres begegnen. Aber warum kommt er nicht schnell herauf?«

»Er sitzt mit seiner Tochter in der großen Laube im Garten; Gertrud wollte nicht, daß er Ihren Schlaf unterbräche und ich kam jetzt eigentlich bloß herauf, um ein wenig zu lauschen. Vielleicht aber trinken Sie jetzt mit uns im Garten den Kaffee?«

»Vorwärts! Sogleich – ich bin dabei!« Und er griff rasch nach seinem Hut und eilte mit einer Hast die Treppe hinunter, daß Fräulein Treuhold ihm unmöglich eben so eilig folgen konnte.

Als der Herr vom Hause in den Garten trat und in der Laube mit der schönen Aussicht nach der Weser neben Gertrud den Meier sitzen sah, der in seinem blauen Frack und dem Panamahut eine ungemein stattliche und sogar feine Erscheinung darbot, ging ihm das Herz vor Freude weit auf. Als er nun aber näher an den ihm schon entgegenkommenen Mann herantrat und ihm wieder in das offene, ehrliche Gesicht mit den treuen blauen Augen blickte, fühlte er sich auf eine seltsame Weise wohlthätig berührt und die aufrichtigste Herzlichkeit und Wärme sprach sich bei der nun

folgenden Begrüßung in seiner Stimme, ja in jedem seiner Worte und in seinem ganzen Wesen aus.

»Mein lieber Meier!« rief er schon von Weitem und streckte ihm die Hand entgegen. »Da sind Sie also endlich! O, Sie bringen mir einen erquickenden Regen nach langer Dürre in's Haus! Seien Sie mir tausendmal willkommen – ich habe Sie schon lange im Stillen erwartet!«

»Ich wäre auch wohl früher gekommen,« erwiderte der Meier, nachdem er seine Begrüßung gesprochen, »wenn mich nicht nur mancherlei Arbeit, sondern auch der Gedanke abgehalten hätte, daß auch Sie die Ihrige hatten. Sie werden nicht immer am Fenster gesessen und nach Besuch ausgeschaut haben – wie?«

»Nein, ach nein, gewiß nicht. Ich bin sogar viel umhergeschweift, um meine Pflichten als Nachbar endlich zu erfüllen. Doch davon wollen wir nicht sprechen.

»Ich denke, wir nehmen hier vor der Hand Platz und bitten Fräulein Treuhold dabei um eine Tasse Kaffee. Nicht wahr?«

»Er wird schon besorgt, Herr von Sellhausen,« sagte die Alte, ging aber doch selbst nach dem Hause, wohin ihr Gertrud gleich nach Begrüßung der beiden Männer schon vorgegangen war.

Wenige Augenblicke später trug Rieke auch schon das Gewünschte herbei, die Haushälterin und ihre Nichte fanden sich ebenfalls ein und man schlürfte nun das duftende Getränk, indem man über Verschiedenes plauderte, wie es zwischen Bekannten zu geschehen pflegt, bevor sie die Sammlung zu ernsterem Gespräche gewinnen.

Nachdem man aber geraume Zeit unter der schattigen, von Blumen umdufteten Laube gesessen, die schöne Aussicht genügend bewundert und dann eine Cigarre angebrannt, erhoben sich die Männer, wahrscheinlich in Folge einer Frage des Meier's, die den Stand der Feldfrüchte und den wahrscheinlichen Beginn der Ernte betraf.«

»Wollen wir einen Gang durch die Felder machen?« fragte Bodo seinen Gast.

»Dazu bin ich immer bereit, Herr von Sellhausen. Wer kann oft genug den Segen Gottes betrachten?«

»So kommen Sie! Adieu, meine Damen, auf baldiges Wiedersehen – und – wir bitten uns ein treffliches Abendbrod aus. Sie müssen Ehre bei Ihrem Vater einlegen, mein Fräulein!« wandte er sich zu der erröthenden Gertrud, die kaum ihre Freude verbergen konnte, ihren Vater von dem Legationsrath so herzlich behandelt zu sehen.

Die beiden Männer gingen langsam über den Hof, nach Diesem und Jenem schauend, denn dem scharfen Auge des fremden umsichtigen Landwirths entging fast kein Strohalm. Aber er hatte sich schon in kurzer Zeit überzeugt, daß auch äußerlich Alles in Ordnung sei und daß Herr Hinz unter dem neuen Herrn seine Pflicht fast noch eifriger erfülle, als unter dem alten. Als sie außerhalb des Thores waren, schlug der Meier, als wäre er hier bekannter als sein Führer, den Weg zur Rechten ein, aber indem er sich aufmerksam überall umblickte, wurde er allmählig stiller und zuletzt schritt er gänzlich schweigsam, wie in tiefe Gedanken versunken, neben dem Legationsrath her.

Dieser bemerkte diese Umwandlung sehr bald und glaubte, dem Meier gefalle der Zustand der Felder nicht. »Was

meinen Sie,« sagte er, einen Augenblick stehen bleibend, »hat dieser Roggen nicht Ihren Beifall?«

»Doch wohl, ei gewiß, er kann ja nicht besser sein, Herr von Sellhausen, aber – aufrichtig gesagt, ich dachte eben weder an Roggen noch Weizen, noch sonst eine Frucht – vielmehr –«

»Nun, an was dachten Sie denn?«

»Ach, ich komme immer wieder auf mein altes Thema zurück und das müssen Sie mir verzeihen. Was einmal in meinem Herzen sitzt, sitzt fest.«

»Ah, ich glaube Sie zuverstehen – Sie dachten an meinen Vater, lieber Meier?«

»Ja, Herr von Sellhausen, an ihn dachte ich. Und das darf Sie nicht wundern. Indem ich diese Felder beschreite, die ich so lange nicht betreten – es ist jetzt beinahe ein Jahr her – lebt Alles in meiner Erinnerung wieder auf, was ich das letzte Mal mit Ihrem guten Vater sprach. Es fiel mir damals nicht im Traume ein, daß ich heute schon mit seinem Sohne gehen würde, wo ich so oft mit ihm selbst gegangen bin.«

»Hoffentlich werden Sie nun mit mir eben so oft hier gehen? Oder haben Sie keine Lust dazu?«

Der Meier stand still, legte seine breite Hand, von der er schon lange den Handschuh abgezogen, auf die Schulter des jungen Mannes, sah ihm tief in das kluge Auge und sagte: »O ja, Lust habe ich dazu und ich hoffe es auch zu können. Aber dann müssen Sie zuvor den ersten August überstanden haben.«

Bodo schwieg und blickte, vielleicht zufällig, nach einer anderen Seite. »Ja,« sagte er dumpf – »doch sollte Sie oder mich der erste August daran hindern können? Ich denke das nicht oder verstehe ich Sie nicht recht?«

Der Meier lächelte bitter, fast schmerzlich. »Lassen Sie uns noch darüber schweigen,« sagte er, langsam weitergehend. »Kommt Zeit, kommt Rath! Wir haben sogar noch Etwas zu besprechen, was dem ersten August nothwendig vorhergeht. Und damit beginne ich jetzt. – Sie sind also bei den drei Baronen gewesen?«

»Ah, meinen Sie das? Ja, lieber Meier, da bin ich gewesen und – Gott sei Dank! sage ich, daß es hinter mir liegt.«

Der Meier stand wieder einen Augenblick still, beobachtete den Redenden aufmerksam und fragte dann ruhig: »Wo waren Sie zuerst?«

Bodo berichtete den ersten und zweiten Besuch und erwähnte so ziemlich Alles, was ihm dabei aufgestoßen war. Als er mit seiner Erzählung zu Ende gekommen, lachte der Meier bitter auf und sagte: »Ja, ja, so sind sie, ich erkenne sie aus Ihrer Schilderung vollkommen, in Allem und Jedem. Es ist ein merkwürdiger Schlag von Leuten. Sie richten ihr Eigenthum zu Grunde, um ihre vornehmen Gelüste zu befriedigen und einen süßen Kitzel zu empfinden, und sie würden die ganze Welt zu Grunde richten, wenn das Eigenthum derselben ihrer herrischen Willkür zu Gebote gestellt würde. Na, Sie wissen nun, was Sie von ihnen zu halten haben, und ich kann mir alle weiteren Bemerkungen darüber ersparen. Aber von der Grotenburg sprechen Sie ja nicht – wie gefiel es Ihnen da?«

»Darf ich offen reden, lieber Meier?«

»Wie es Ihnen um's Herz ist, ich stehe für mich.«

»Nun denn gerade herausgesagt – bis jetzt gefällt es mir ebensowenig auf der Grotenburg als an den beiden andern Orten. Vielleicht kommt das Interesse noch,« setzte er lächelnd hinzu, »bis jetzt aber ist noch keins vorhanden.«

»Schließen Sie in diese Ihre Meinung auch die Tochter des Barons ein?«

»Ganz und gar, lieber Meier, und sie erst recht!«

»Aber wo bleibt da der Wunsch Ihres Vaters?«

»Wahrscheinlich bei und mit ihm im Himmel.«

»Aber der erste August – wo bleibt der?«

»Der erste August? Er geht ruhig seines Weges, ihm folgt der zweite und dritte, wie alle Jahr. Aber Sie machen ein so bedenkliches Gesicht. Er kann mich doch nicht schrecken? Sie thun ja, als müßte ich Furcht vor ihm haben, wenn ich nicht als verlobter Bräutigam vor den Gerichtsmann träte?«

»Mein lieber Herr von Sellhausen,« sagte der Meier treuherzig, »so weit ich Sie kenne, fürchten Sie sich vor Nichts, und darin haben Sie Recht, ich würde es eben so machen, so lange ich ein reines Gewissen habe. Ein Mann ist ein Mann, und ein solcher kennt nur die Erfüllung seiner Pflicht, das Recht, das Gesetz, den Muth und die Kraft – nicht aber die Furcht und am wenigsten den Schrecken. Dennoch aber wäre es mir angenehm gewesen, wenn der Wunsch Ihres Vaters mit Ihren Wünschen übereingestimmt hätte und alles noch vor uns Liegende dann glatt und eben verlaufen wäre. Natürlich sind Sie mit Ihrem letzten Entschluß darüber noch nicht auf's Reine gekommen? – Sie verzeihen diese seltsame offenerzige Frage, indessen – wenn ich auch Ihrem Vater an Eides Statt mein Wort gegeben habe, das Ihnen bis jetzt noch Verborgene vor der Zeit nicht zu enthüllen – so viel darf, kann und will ich Ihnen doch sagen – das ist mir nicht verboten – daß ich einer der vier Zeugen bin, die am ersten August mit bei der Testamentseröffnung, sollte sie sich nothwendig erweisen, zugegen sein werden, und zwar der Zeuge, der von allen Vieren die obwaltenden Verhältnisse

am genauesten kennt. Hier haben Sie also den Grund, warum ich ein so warmes Interesse an Ihrer Entschließung nehme.«

»Ich danke Ihnen für diese Mittheilung,« erwiderte Bodo ruhig, »und sehe keinen Grund, Ihnen dieselbe übel zu deuten. Also Sie sind einer der vier Zeugen? Ah, nun kann ich mir auch die drei anderen vorstellen. Haha! Doch – weg damit! Heute ist nicht der erste August und morgen auch nicht – da betrachten Sie diesen Weizen – ist er nicht herrlich?«

»Herrlich, ja!« sagte der Meier, stehen bleibend und still nachsinnend. »Ja, der Weizen steht herrlich,« wiederholte er, »aber wir – wir standen eben bei den Grotenburgs.«

»Lassen Sie uns mit den Grotenburgs fertig sein, ich habe heute schon zu viel daran denken müssen. Der Alte war nämlich schon Morgens acht Uhr bei mir und wollte mich mit Gewalt in sein Haus zum Essen schleppen. Um mich zu kirren, erklärte er mir das Wohlgefallen, was Frau und Tochter an mir gefunden, aber ich ließ mich nicht kirren und danke meinem Schöpfer dafür, denn sonst hätte ich nicht diesen Gang mit Ihnen machen und mein Herz frei sprechen können. O, ich habe einen bitterbösen Morgen gehabt und einen guten Nachmittag und Abend verdient.«

Der Meier lächelte bei diesen Worten still vor sich hin und nickte dann bedeutsam mit seinem ausdrucksvollen Kopfe. »Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen,« sagte er, »und werde es erwidern, wo ich kann. Ja, ja! Ich wußte es wohl, daß Sie in der Klemme sitzen und daß sie immer enger und beklemmender wird, je näher der erste August heranrückt. Haha! Da haben wir den abscheulichen Tag schon wieder, aber nun soll es das letzte Mal – wenigstens heute – gewesen sein. –

Jetzt habe ich aber noch eine andere Frage auf dem Herzen,« setzte er nach einer kleinen Pause, und wie es Bodo bedünken wollte, mit einem fast feierlichen Ernste hinzu.

»Lassen Sie mich dieselbe hören.«

»Frau Birkenfeld ist von ihrer Reise zurückgekehrt. Wären Sie neulich eine halbe Stunde länger bei mir geblieben, so dürfte die Bekanntschaft schon lange angeknüpft sein. So macht manchmal eine kleine halbe Stunde einen bedeutenden Unterschied aus.«

»Sie sagen das ja so feierlich! Ist denn diese Bekanntschaft so wichtig, daß Sie nochmals darauf zurückkommen?«

Der Meier zögerte mit der Antwort. »Ja!« sagte er dann fest und mit verständlichem Nachdruck.

»So. Nun, ich weiß schon, daß die alte Dame zurück ist. Bei den Baronen war davon die Rede, noch dazu in einer Weise, die mich empört hat.«

»Das kann ich mir denken. Ich kenne das. Aber nun zu Ihnen. Sie sind, wie es scheint, noch nicht auf der Cluus gewesen?«

»Nein, doch habe ich heute schon daran gedacht, bald hinzugehen.«

»Thun Sie es sobald wie möglich, ich bitte Sie darum. Zwar werden Sie vielleicht keinen rechten Genuß davon haben, aber – so weit ich darüber urtheile, – kann es Ihnen noch weniger schaden. Sie werden bald finden, daß die alte Dame gewisse unbesieglige Vorurtheile hat, aber, glauben Sie mir, sie hat mehr Herz, als sie selber weiß. Auch wundern Sie sich nicht, wenn Sie nicht liebevoll, ach nein, durchaus nicht liebevoll empfangen werden, aber Alles in Allem sind Sie ein Mann, der mir dazu angethan scheint,

wenigstens einige ihrer Vorurtheile zu erschüttern oder gar über den Haufen zu werfen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das kann ich Ihnen nicht näher entwickeln, Sie müssen es selbst zu ergründen suchen. Seien Sie klug, aber fest, vorsichtig, aber gerade, nicht zu starr, aber männlich, und wenn Sie das Alles sind, werden Sie nicht ohne Resultat von der alten Dame scheiden.«

»Was für ein Resultat meinen Sie?«

»Fragen Sie nicht, man hat nicht für Alles eine Antwort. Gehen Sie hin, schauen Sie – und – handeln Sie – das ist die Hauptsache. Ein andermal sprechen wir mehr davon. Wann wollen Sie hingehen?«

Bodo überlegte einen Augenblick. »Morgen,« sagte er, »ja, morgen kann und soll es geschehen.«

»Wohl!« rief der Meier, mit wunderbar zufriedennem Aufblick, »so gebe Ihnen Gott einen guten Tag – ich hoffe das Beste. Vielleicht gelingt es Ihnen und Ihnen *allein*, die alte Feindschaft zwischen Ihrem Vater und der Wittve Birkenfeld in Vergessenheit zu bringen. – Doch nun zu etwas Anderem. Meine Tochter genirt Sie doch nicht in Sellhausen?«

Bodo konnte den unerwarteten Uebergang von einem so dunklen auf ein so klares Thema nicht so rasch bewältigen, wie der Meier, da derselbe ihn ganz unvorbereitet traf. Er schwieg daher einen Augenblick, dann aber erhob er sein Auge voll gegen seinen Begleiter, lächelte seltsam und sagte: »Geniren? Mich? Ihre Tochter? Wie kommen Sie zu *der* Frage?«

»Nun, es könnte doch sein. Ich höre, sie speist mit Ihnen und Sie behandeln sie ungemein freundlich. Dafür will ich Ihnen meinen Dank sagen. Es gefällt dem lieben Dinge auch

recht gut bei der Tante und sie ist Ihnen für manche schöne Belehrung verpflichtet, die außer dem Bereich der Küche liegt. Auch das erkenne ich dankbar an.«

»Danken Sie nicht zu viel, mein lieber Meier, auch ich bin Ihrer Tochter für manche Belehrung verpflichtet.«

»Wie soll ich das verstehen?«

Bodo erzählte die kleine Scene vom Tage vorher bei dem Spargelbeet, sowie das, was sich daran knüpfte.

Der Meier lachte herzlich. »Ja,« sagte er, »sie ist ein liebes Kind. Unter ihren Händen gedeiht Alles und sie hat Sinn und Verständniß für alles Gute und Schöne. Nichts geht ihr über die Beobachtung der Natur und Dessen, was sich darin bewegt und regt. Darum ist sie auch selbst so natürlich geblieben.«

Bodo schwieg bei dieser Lobrede des wahrlich nicht parteiisch eingenommenen Vaters, und diesen selbst schien dieses Schweigen nicht zu verwundern. Sie kamen auch bald auf ein neues Thema und dabei – es betraf die Felder, die bevorstehende Ernte und was dazu gehört – blieben sie stehen, bis sie gegen Abend wieder auf dem Gute anlangten.

---

Es war ein so schöner und warmer Abend, daß die Frauen den Tisch im Garten hatten decken lassen, wohin man sich auch sogleich wieder begab, nachdem der Hausherr mit seinem Gast zurückgekehrt war.

»Ehe ich's vergesse,« sagte der Meier kurz bevor man sich zu Tische setzte, und zog ein versiegeltes Packet aus der Tasche, »ich habe Ihnen auch Ihr Geld wieder mitgebracht.

Hier haben Sie es, wie wir es versiegelt in meinen Schrank gelegt. Bitte aber dennoch, den Inhalt zu zählen.«

»Das habe ich ganz vergessen!« rief Bodo heiter, aber doch mit einiger Verlegenheit. »Sehen Sie da, wie wenig mein Sinn nach Geld und Geldeswerth steht.«

»Das ist eine Eigenschaft, die man nicht häufig findet, Herr Legationsrath, Sie konnten es aber doch über lang oder kurz gebrauchen und so hielt ich es für gerathen, es Ihnen mitzubringen.«

»Ich danke Ihnen auch recht herzlich dafür, aber ich hatte noch Geld genug von meiner Reise übrig behalten und hier auf dem Lande braucht man ja nichts.«

»Da sind Sie ein sehr glücklicher Mann,« scherzte der Meier, »ich gebe Geld genug aus und Ihre lieben Vettern, die Herren Barone, sind gewiß anderer Meinung darin, als Sie. – Aber wie, Sie stecken es uneröffnet in die Tasche? Wollen Sie es denn nicht zählen?«

Ueber Bodo's Gesicht leuchtete ein freundlicher Schimmer herzlichsten Vertrauens und er schüttelte den Kopf, indem er sagte: »Nein, mein lieber Meier. Daß es richtig ist, habe ich im *Gefühl*, und darum wollen wir uns die schöne Zeit nicht mit Zählen tödten. Hier aber haben Sie Ihren Schein – sehen Sie ihn an und nun seien Sie für Ihre Freundlichkeit bestens bedankt.«

Dabei nahm er aus seiner Briefftasche den darin aufbewahrten Schein und gab ihn dem Meier, der ihn gar nicht anblickte, sondern ihn gleich in kleine Stücke zerriß und diese dem Winde preisgab.

»Sie wollen es so und ich füge mich,« sagte er, »aber gehen Sie nicht mit allen Ihren Geldgeschäften so leichtfertig

um, Sie könnten einmal an den unrechten Mann kommen, wie es mir auch schon ergangen ist.«

»Man muß seine Leute kennen,« antwortete der Legationsrath, »und damit sei die Sache abgemacht. – Nun, liebe Treuhold, haben Sie auch für ein gutes Glas Wein gesorgt? Wir sind durstig und haben einen tüchtigen Weg zurückgelegt.«

»Vom allerbesten, denke ich, Herr von Sellhausen. Ich habe vom 34er Rheinwein genommen, den Ihr Herr Vater und der Meier so oft zusammen getrunken.«

»Ah, ich kenne ihn!« rief dieser. »Nun, »Sie müssen noch einen guten Vorrath davon haben, so viel ich weiß.«

»Darum habe ich mich noch nicht bekümmert,« erwiderte Bodo ernst. »Was mir noch nicht ganz gehört, gehört mir gar nicht, und so habe ich nur wenig von Dem angetastet, was mein Vater übrig gelassen hat. Nach dem ersten August, lieber Meier, – da haben Sie ihn nochmals – dann soll es geschehen, und wenn ich das Inventarium aufnehme, sollen Sie dabei sein – wie, wollen Sie?«

Der Meier lächelte trübe, gab aber seinen Beifall zu erkennen und reichte seinem jungen Freunde die Hand hin, die derselbe gefordert hatte.

So war die Zeit zum Abendessen herangekommen und man speiste gemüthlich, was die Frauen in reichlicher Fülle und zierlichster Anrichtung auf den Tisch bringen ließen. Fräulein Treuhold sowohl, wie Gertrud, waren dabei ganz erstaunt, den Legationsrath so munter wie sonst nie zu sehen; die harmloseste Freude sprach sich in seiner Miene, in seinen Worten, in seinem ganzen Wesen aus, und Alles das nur, weil er, wie beide Frauen merkten, in dem Meier einen

Menschen gefunden, der ihm behagte, den er in so kurzer Zeit lieb gewonnen und dessen Freundschaft ihm so viele trübe Stunden aufwog, die er wider seinen Willen im Kreise der theuren Vettern verbracht hatte.

So saß man bis zum späten Abend in der Laube, bei mildem Lampenschein und einem Glase Wein beisammen, plauderte und scherzte, bis endlich der Meier aufstand und sich zur Rückkehr nach seinem Gute anschickte.«

»Soll ich Sie fahren lassen?« fragte Bodo.

»Bewahre! Mir thut das Gehen nach so reichlicher Tafel wohl und vielleicht begleiten Sie mich ein Stückchen?«

Gertrud hatte bei dieser Frage ihres Vaters ihr sanftes Auge forschend auf den Legationsrath gerichtet, offenbar gespannt, was er erwidern werde. Diesem entging so leicht kein Blick, der im Bereiche seiner Augen abgesandt ward, und so sagte er: »Gewiß gehe ich mit Ihnen und vielleicht begleiten uns auch die Damen eine Strecke?«

Gertrud sprang sogleich von ihrem Stuhle auf und eilte in's Haus, sprach aber kein Wort; Fräulein Treuhold stimmte ebenfalls dem Spaziergange bei und wollte sich eben dazu rüsten, als Gertrud mit zwei Tüchern aus dem Hause zurückkehrte und mit strahlendem Antlitz das größere der Tante überreichte.

»So,« sagte diese, »Du warest also schon darauf vorbereitet?«

»Dir zu dienen, liebe Tante, bin ich jeden Augenblick vorbereitet!« Mit diesen Worten hüllte sie die alte Dame in ihr Tuch ein, nahm ihr kleineres über den Arm, da es ihr noch zu warm war, und man trat den Weg nach dem Hofe an, über den man schreiten mußte, um auf das Feld zu gelangen, über welches der Weg nach der Chaussee führte.

Es war ein windstillter, überaus milder und lieblicher Sommerabend. Prachtvoll funkelten die Sterne am mattblauen Himmel und gossen ihr freundliches Licht über die mit reicher Frucht beladenen Fluren aus. Dabei war die Luft so würzig und rein, daß man entzückt einen tiefen Athemzug nach dem andern that und die vier Personen schritten in heiterster Stimmung auf dem schmalen Fahrwege zwischen den Weiden dahin, plaudernd und scherzend, wie man nach gutem Mahle an einem solchen Sommerabend und in froher Gesellschaft so gern zu thun pflegt.

Voran schritten Bodo und der Meier, so eifrig mit einander redend, daß Einem oder dem Andern alle Augenblicke die Cigarre ausging, was jedesmal einen kurzen Aufenthalt verursachte, da sie doch wieder in Brand gesetzt werden mußte. Hinter ihnen her, das Gehaben der Männer beobachtend und es zuweilen mit fröhlichen Scherzen bekittelnd, gingen die Frauen, die Jüngere die Aeltere am Arme führend. Als man aber die breite Chaussee erreicht, blieben die Männer stehen, erwarteten die Frauen und schritten nun neben ihnen her die Landstraße entlang, dem noch fernen Meierhofe zu.

Nach einer Viertelstunde langsamen Wandeln aber blieb der Meier stehen und sagte: »Bis hierher begleiten Sie mich nur, Herr Legationsrath; der alten Treuhold wird sonst der Rückweg zu weit. Leben Sie wohl, mein lieber junger Freund, denn so darf ich Sie ja wohl jetzt nennen. Der alte ist darum nicht vergessen, Sie sind nur an die bisher leere Stelle getreten und dabei habe ich den größten Vortheil. Ich habe heute einen angenehmen und genußreichen Tag bei Ihnen verlebt und sage Ihnen meinen Dank für die

freundliche Aufnahme. Die Worte, die wir heute Nachmittag getäuscht, sollen nicht in den Wind gesprochen sein. Sie verstehen mich. Wenn Sie morgen frühzeitig von der Cluus zurückkehren, sprechen Sie bei mir ein; sollte es wider Erwarten spät werden, so verlange ich das nicht und Ihr Ausbleiben wird mir in diesem Falle sogar sehr angenehm sein. – Und nun, Gertrud, gehst Du mit mir oder wieder mit der Tante zurück?«

Gertrud reichte ihm kindlich zärtlich die Hand und sagte aufrichtig: »Wenn Du mich entbehren kannst, Väterchen, gehe ich diesmal noch mit der Tante; mein Cursus ist noch nicht zu Ende und ich habe noch Vieles zu lernen.«

Der Meier lachte, küßte sein Kind herzlich und rief: »Dann Gott befohlen! Man muß beim Scheiden nicht viele Worte machen; beim Wiedersehen spricht es sich leichter. Gute Nacht, meine alte Treuhold, und noch einmal gute Nacht, Herr von Sellhausen.

Gleich darauf hatte man sich getrennt. Der Meier ging mit festem, gemessenem Schritt seinem Hofe zu, und die drei Andern traten den Rückweg nach dem Gute an, anfangs schweigend, denn Jedes mochte über die zuletzt verlebten Stunden etwas zu denken haben.

Endlich aber unterbrach die alte Treuhold zuerst die lange Pause. »Ich hörte vorher mit Erstaunen,« sagte sie, »daß Sie morgen nach der Cluus wollen, Herr Legationsrath. Ist dem so?«

»Ja, Liebe, der Meier hat mich an meine Pflicht erinnert und der will ich nun nachkommen.«

»So, so!« sagte die Alte leise. »Na, dann gebe Gott seinen Segen!«

»Den giebt er immer, wenn man ihn nur zu bemerken vermag. – Aber Sie ächzen und stöhnen ja so seltsam? Wird Ihnen das Gehen so schwer? Wollen Sie sich vielleicht meines Armes bedienen?« -

»Ja, lieber Herr, geben Sie ihn mir her, ich bitte darum; ich bin wirklich nicht mehr an das weite Gehen gewöhnt, wie es scheint.«

Bodo reichte der alten Dame seinen linken Arm und dann warf er einen fragenden Blick auf die neben der Tante gehende Gertrud, die bescheiden auf der anderen Seite geblieben war. »Darf ich Ihnen meinen rechten Arm anbieten, Fräulein Gertrud?« fragte er, »denn ich bin wie alle Adamskinder mit zwei Armen zur Welt gekommen.«

Gertrud zierte sich nicht, sie kam schnell auf die andere Seite, legte ihren weichen runden Arm leicht in den des jungen Mannes und nun schritten sie dicht neben einander und so langsam wie möglich wieder schweigend die Chaussee zurück.

Während die beiden Frauen auf diesem Gange ihre Augen mehr zur Erde gesenkt hielten, richtete Bodo die seinen fast nur zu dem sternenbesäeten Himmel empor. Er fühlte sich glücklich und zufrieden wie lange nicht, obwohl er sich selbst wohl kaum die wahre Ursache davon eingestehen mochte. Das Lands leben hatte an diesem Tage, der so verhängnißvoll begonnen, einen neuen Reiz für ihn gewonnen, er fühlte sich plötzlich ungemein heimisch auf seiner Scholle, und er hätte sie in diesem Augenblick gewiß nicht mit den größten Gütern der Welt vertauscht.

Plötzlich unterbrach er das herrschende Schweigen, blieb einen Augenblick stehen und sagte mit tieferster und doch weicher Stimme: »Sehen Sie den Sternenhimmel da oben

an, ist es nicht eine wahre Pracht? Wenn uns seine Geheimnisse doch ganz erschlossen werden könnten! Doch das bleibt ewig ein frommer Wunsch und Niemand wird ihn je erfüllen können.«

»Das muß auch so sein,« wagte Gertrud leise zu sagen. »Es muß etwas Unbegreifliches, Räthselhaftes, ewig Verschlossenes auf und über der Erde geben, um unsern Sinn, wenn es Noth thut, und wie oft thut es das, zu erheben, unsern Glauben zu spornen und unsere Hoffnung, über alle Erden-sorgen hinweg, siegreich himmelwärts flattern zu lassen.«

»O, wie sehr haben Sie Recht!« erwiderte Bodo, beinahe liebevoll. »Ja, so ist es, so muß es sein. Und darum kann ich es auch wohl begreifen, warum der Mensch es von jeher geliebt hat, sein irdisches Schicksal dem himmlischen Firmamente anzuvertrauen und seine Laufbahn hier unten mit dem Willen eines höheren Wesens da oben in Verbindung zu setzen. Wir lieben es Alle, mehr oder weniger bewußt, das eigene Glück von dem Räthselhaften und Unbegreiflichen über den Sternen abhängig zu machen. Warum auch nicht? Auf Erden kann uns Niemand vorher verkünden, was uns bevorsteht, und so bleibt uns nur der Himmel übrig, um die jedem Sterblichen bedeutungsvolle Frage an ihn zu richten: Wie wird es künftig mit mir sein?«

»Aber leider antwortet uns der Himmel nicht oft,« erwiderte Gertrud mit sinnigem Wesen und das schöne Auge, wie ihr Begleiter vorher, dem strahlenden Firmamente zuwendend.

Bodo schwieg einen Augenblick, dann sagte er warm: »Sie haben Recht: der Himmel antwortet wenigstens nicht immer, bisweilen aber doch.«

»Wie verstehen Sie das?«

»Nun, es kommt darauf an,« versetzte Bodo lächelnd, »ob der Mensch den rechten Himmel fragt – und fragt er den rechten, so antwortet er ihm oft.«

»Giebt es denn zwei oder mehrere Himmel?« fragte Gertrud, nun auch lächelnd und dabei das rosige Gesicht ihrem Begleiter zukehrend, der die ruhige, klare Schönheit desselben, trotz der Dunkelheit wie von einem magischen Lichte umflossen, zu bemerken glaubte. Er senkte seinen dunklen Blick in die beiden blauen Augen, die ihn jetzt freundlich fragend anschauten, und er hätte wohl eine Antwort auf diese Frage gehabt, aber er sprach sie nicht aus, sondern verschloß sie fest in sein Inneres, wo schon so manche gedachte und noch unausgesprochene Antwort verborgen lag.

»Nun, Sie antworten ja nicht?« fragte Fräulein Treuhold mit einiger Neugierde. »Ein guter Lehrer muß auf alle Fragen seiner Schüler eine passende Antwort haben.«

»Ich will sie auch nicht schuldig bleiben,« erwiderte Bodo mit einiger Befangenheit, »nur müssen meine Schüler Geduld haben. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ich noch räthselhaftere Fragen beantworten kann.«

»Weiß es der Himmel!« dachte Fräulein Treuhold, während alle Drei rüstig weiterschritten, Lehrer und Schülerin aber anhaltend schwiegen. »Nun predigt Der auch schon Geduld. Was das für geduldige Seelen sind! Am liebsten wüßte ich immer gleich Alles auf der Stelle, und diese Beiden verschieben stets das Interessanteste auf die Zukunft!«

»Wissen Sie, wie Sie in diesem Augenblick aussehen?« scherzte Bodo, sich zu der nachdenklichen Treuhold wendend.

»Nun, wie denn?«

»Wie eine Person, die durch den Wolkenschleier da oben dringen und den lieben Gott selbst fragen möchte: Wie wird unsere Zukunft beschaffen sein?«

»Wahrhaftig? Seh ich so aus? Na, es ist nicht das erste Mal, daß Sie das Richtige getroffen haben, denn daran dachte ich eben wirklich!«

## SIEBENTES KAPITEL. AUF DER CLUUS.

Der nächste Morgen ließ sich in Betreff der Witterung nicht so heiter und angenehm an, wie die Tage vorher; ein stoßweise von Süden her wehender Wind trieb Wolken auf Wolken über das weite Weserthal und ein feuchter Nebel verdunkelte die blauen Berge in der Ferne so sehr, daß sie zeitweise ganz und gar den danach ausschauenden Blicken entschwanden. Der Legationsrath war schon früh aufgestanden, aber nicht etwa, um in den Garten zu gehen oder auch nur in stillem Naturgenusse aus dem offenen Fenster zu schauen, sondern er saß theils vor dem Schreibtisch und blätterte in verschiedenen Hinterlassenschaften seines Vaters, theils ging er nachdenklich im Zimmer hin und her, da er an diesem Tage mehr als an jedem andern Stoff zur Ueberlegung gefunden.

Schon während der Nacht hatte er in schlaflosen Pausen wiederholt über Alles nachgedacht, was er aus den Briefen seines Vaters und aus mehrfachen mündlichen Mittheilungen über die seltsame Persönlichkeit der Wittwe Birkenfeld erfahren, aber er konnte auf keine Weise den Schlüssel zu dem Räthsel finden, welches in dem Verhältniß zwischen ihr und seinem Vater vor ihm zu liegen schien.

Endlich ließ er vom Grübeln ab und wandte sich behende einem andern Entschlusse zu. Nachdem er eine Weile mit

sich darüber zu Rathe gegangen, klingelte er und als Rieke kam und nach seinem Begehren fragte, ließ er Fräulein Treuhold bitten, wenn sie einige freie Minuten hätte, zu ihm heraufzukommen, da er mit ihr zu sprechen wünsche.

Die Haushälterin ließ nicht lange auf sich warten. Sie kam hastig die Treppe herauf, wie immer; wenn es etwas Neues, noch dazu von ihrem Herrn, zu hören gab, und traf diesen mit ernsterer Miene als gewöhnlich an, obwohl er ihr auf sehr freundliche Weise einen guten Morgen bot.

»Liebe Treuhold,« begann er darauf zu reden, »zuerst wollte ich Sie bitten, uns heute etwas früher als gewöhnlich essen zu lassen. Ich will gleich nach Tische fort und habe einen weiten Weg nach der Cluus.«

»Wollen Sie denn die zwei langen Meilen auf der Chaussee reiten?« fragte sie. »Ich dünkte, Sie ließen sich zu Wasser hinüber rudern, das ist bei der großen Hitze angenehmer und führt schneller zum Ziel.«

»Das mag sein, aber bei dem herrschenden Winde würde es den Ruderern viel Mühe machen, mich stromaufwärts zu bringen. Nein, nein, ich mache den Leuten nicht gern mehr Arbeit als nöthig ist, wenn ich sie ihnen noch dazu mit leichter Mühe ersparen kann, und so werde ich reiten, wie auch sonst. – Aber das war nicht die Hauptsache, warum ich Sie ungestört sprechen wollte. Ich habe Ihnen vielmehr noch eine Frage vorzulegen, deren Beantwortung für mich von großer Wichtigkeit ist. Sagen Sie mir aufrichtig – ist Ihnen das Verhältniß nicht genauer bekannt, in welchem mein Vater zuletzt mit der Frau Birkenfeld gestanden hat?«

»Nein, Herr Legationsrath, nicht genauer, als ich Ihnen bereits früher gesagt, und das ist der einzige Punkt, den Ihr Herr Vater vor mir stets geheim gehalten hat, obwohl

er mir sonst in fast Allem sein ganzes Vertrauen schenkte. Nein, nicht einen einzigen Blick hat er mir in dies Verhältniß zu werfen vergönnt. Was ich aber darüber weiß, ist, kurz zusammengefaßt, Folgendes. Vor vielen, vielen Jahren waren sie die besten Freunde von der Welt und Ihr Herr Vater war so oft in der Cluus, wie Herr und Frau Birkenfeld hier. Das ist aber schon vor meiner Zeit gewesen und ich habe es mir nur im Anfang, als ich hierher kam, von dem damaligen Verwalter und einigen andern Personen erzählen lassen. So lange ich aber in diesem Hause lebe – es sind jetzt beinahe einundzwanzig Jahre – ist die Frau Birkenfeld niemals hier gewesen, und auch ihr Mann nur selten und, wie man sagt, stets heimlich, ohne Vorwissen seiner Frau, weil diese einen unbesieghchen Groll gegen Ihren Vater gehegt.«

»Was für eine Ursache mag denselben hervorgerufen haben?«

»Das weiß ich nicht, lieber Herr, und kann es mir auch auf keine Weise erklären. Einer unsrer Freunde aber weiß es gewiß – und das ist der Meier zu Allerdissen.«

Bodo ging nachsinnend hin und her, endlich aber blieb er stehen und schüttelte den Kopf. »Ja, das weiß ich wohl,« sagte er, »aber den kann ich nicht weiter darüber fragen. Er ist durch sein Wort zum Schweigen verpflichtet und was er mir hat sagen können, hat er bereits gesagt. Allein ein Wort von ihm – ob er es absichtlich gesprochen oder ob es ihm unwillkürlich entschlüpft ist, weiß ich nicht – hat mich etwas stutzig gemacht und läßt mich glauben, daß mein Vater nicht frei von Schuld an diesem seltsamen Grolle war, der ihm die Familie auf der Cluus so entfremdet hat.«

»Was war das für ein Wort, Herr Legationsrath? Dürfen Sie mir es nicht sagen?«

»O gewiß. Der Meier sagte, als ich das erste Mal bei ihm war und er mich drängte, Frau Birkenfeld gleich nach ihrer Rückkehr zu besuchen: »Die alte Dame hat es wohl um Ihren Vater verdient, daß Sie höflich oder aufmerksam« – ich weiß das Wort nicht mehr – »gegen Sie sind!« Dieser Ausspruch nun klingt mir noch immer in den Ohren und ich kann ihn nicht los werden. Jedenfalls liegt ein tieferer, mir verborgener Sinn darin. – Sie wissen also darüber nichts?«

»Kein Wort, Herr, und Sie machen mich mit Ihren Reden nur noch ängstlicher, als ich ohnehin schon über diesen Besuch bin.«

»Aengstlich? Warum denn das?«

»Ach, Herr Legationsrath, die alte Birkenfeld soll eine so böse Frau sein, sagt man allgemein, und auf Wen sie einmal ihren Haß geworfen, der soll stets darunter zu leiden haben.«

»Darin spricht der Meier anders. Er rühmt ihr gutes Herz und hofft sogar von meinem Besuche nur Gutes.«

»Na, dann mag es der liebe Gott wissen, wie es zusammenhängt! Dem Meier glaube ich schon, aber das Gerede der Leute pflegt doch sonst auch einen Grund zu haben.«

»Ach, daran kehre ich mich nie, das wissen Sie wohl. So. Nun bin ich mit meinen Fragen und Sie mit Ihrem Wissen zu Ende. Hoffentlich auch mit Ihrer Angst. Wann kann ich das Essen heute haben?«

»Wann Sie *befehlen*, Herr Legationsrath. Etwa um zwölf Uhr?«

»Ja, ich *wünsche* es so früh. Guten Morgen, Fräulein Treuhold!«

Wie der Legationsrath es »gewünscht,« so stand das Essen an diesem Tage um zwölf Uhr bereit. Er erschien im Speisezimmer im schwarzen Frack, war aber anfangs sehr still und wechselte mit Gertrud nur wenige Worte, die durch ihre Tante schon lange von seiner eigenthümlichen Lage in Kenntniß gesetzt war. Hätte der Legationsrath zu dieser Stunde dem Ausdruck ihres lieblichen Gesichts eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, so würde er bemerkt haben, daß sie sich in nicht geringer Spannung befand und daß mehrmals Worte auf ihren Lippen schwebten, die irgend eine unsichtbare Gewalt, vielleicht auch die Anwesenheit des Verwalters, stets wieder davon verscheuchte. Je weiter jedoch das Mahl vorschritt, um so stärker machte sich bei ihr der Wunsch geltend, jene Worte zu sprechen, und als sie sie endlich vielleicht äußern wollte, wurde sie durch das Wiehern des Pferdes unterbrochen, das schon vor die Thür gebracht war, um seinen Herrn nach der Cluus zu tragen.

Bodo stand rasch vom Stuhle auf und wünschte den Damen und Herrn Hinz eine gesegnete Mahlzeit. Dann verließ er das Zimmer, um seinen Regenrock und den Hut zu holen, die er in seiner Stube gelassen. Als er gleich darauf vollkommen zur Reise gerüstet vor die Thür trat, fand er Fräulein Treuhold und Gertrud auf der Rampe neben dem Pferde stehen, und Letztere streichelte den guten Braunen, der bei der Pflege, die ihm jetzt zu Theil wurde, ganz stattlich aussah.

»Ah,« sagte der Legationsrath erfreut, »Sie geben mir also heute bis hierher das Geleite? Das ist hübsch. Nun leben Sie wohl, liebe Treuhold, und behüten Sie gut das Haus. Sollte ich etwas lange bleiben, so gehen Sie nicht zu Bett, ich könnte noch mit Ihnen zu reden haben. Adieu!«

Er gab der Treuhold die Hand, die ihn mit lebhaft besorgter Miene seinen Weg antreten sah. Als die alte Dame seine Hand losließ, wandte er sich zu dem jungen Mädchen um, dessen blaues Auge unbewußt einen leuchtenden Strahl in die seinigen fallen ließ, während ihre Wangen in ungewöhnlicher Gluth flammten.

»Sie können mir auch zum Abschiede die Hand reichen,« sagte er, vor der bescheiden bei Seite getretenen Gertrud sich verbeugend und mit der Linken den Hut lüftend, indem er die noch vom Handschuh freie Rechte ihrer Hand entgegenstreckte. »Aber wie, Sie sehen mich ja so bedeutsam an? Was giebt es?«

Gertrud legte ihre weiße schöne Hand sanft in die freimüthig dargebotene des Legationsraths, ließ sie eine Weile darin, da er sie im Verfolg seiner Frage festhielt und sagte nur: »Ich habe eine Bitte, Herr von Sellhausen, die Sie nicht übel deuten dürfen.«

»Gott bewahre! Geschwind, sprechen Sie. Sie ist im Voraus gewährt.«

»Werden Sie nicht heftig, wenn Tante Grete Ihnen mit Heftigkeit begegnet, das bringt sie nur auf.«

»Ist das Alles, mein Fräulein?«

»Alles, was ich Ihnen sagen kann, ja!«

»Nun, da mögen Sie nicht um mich besorgt sein. Frau Birkenfeld soll einen stillen und duldsamen Mann in mir finden – auch wüßte ich nicht, ob ich jemals einer solcher Frau gegenüber heftig werden könnte. Dennoch danke ich Ihnen und ich werde Ihrer Ermahnung jeden Augenblick eingedenk sein. Gewiß. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie Alle!«

Er nahm noch einmal den Hut ab, schwang sich leicht auf das Pferd und ritt ruhig ab. Die Frauen blieben beide, ohne ein Wort zu sprechen, vor der Thür stehen, bis der Reiter das Hofthor verlassen hatte, und blickten ihm mit sorgender Theilnahme nach. Und wenn die Wünsche, die ihm aus zwei reinen Herzen in diesem Augenblick stillschweigend nachgesendet wurden, etwas zu dem Empfange beitragen konnten, der ihm auf der Cluus zu Theil werden sollte, so mußte derselbe ein guter sein – so aufrichtig waren sie gemeint und so warm wurden sie ihm mit auf den Weg gegeben.

---

Eine gewisse Ahnung von der Wärme dieser Wünsche mußte den Legationsrath doch umschwebt haben, denn er ritt wohl eine Viertelstunde lang, an diesen Abschied denkend und ihn sich in Gedanken wiederholend, fort; dann aber riß er sich, nicht ganz ohne innern Zwang, von dem Hause, das hinter ihm lag, und den Bewohnern desselben los und richtete seine Aufmerksamkeit ganz allein auf das vor ihm Liegende, wozu er freilich in seiner gegenwärtigen Lage Grund genug haben mochte.

»Ich habe also vielleicht eine Schuld zu sühnen, die ein Anderer vor langer Zeit begangen hat,« sagte er sich nun. »Gut, man muß sich nur klar machen, was von Einem gefordert wird, dann kommt das, was man und wie man es leisten will, von selbst herbei. Ich tappe allerdings vollständig im Dunkeln und kann mich jeden Augenblick verirren, allein dieser Umstand läßt mir um so mehr Freiheit, mich zu geben, wie ich bin, zumal ich nichts zu verhehlen und mich in keinerlei Weise zu verstellen habe. Hoho! Das ist

fast ein diplomatischer Ritt, den ich heute unternehme, und wir können zeigen, ob wir sattelfest sind! – Wie, was? Bin ich schon beim Meier zu Allerdissen? Wo ist denn der Weg hinter mir geblieben? Der Tausend, ich muß arg in Gedanken versunken gewesen sein!«

Er hielt einen Augenblick vor dem großen Eingangsthor des Hofes an und fragte eine zufällig daher kommende Magd, ob der Herr zu Hause sei.

»Nein,« erwiderte diese, »er ist auf dem Felde, weit da nach den Bergen hinüber.«

»So grüßt ihn von mir – mein Name ist Sellhausen.«

»Ich weiß es, gnädiger Herr, und will es bestellen.« –

Jetzt gab Bodo seinem Braunen die Sporen und trabte munter eine halbe Meile fort, bald zu der fast überströmenden Fülle seiner geheimsten Gedanken zurückkehrend, bald wieder das Auge nach Außen wendend, wozu ihm so mancher Anlaß auf seinem Wege geboten ward.

Das Wetter hatte sich seit dem Morgen nicht auffallend verändert. Der Wind wehte noch immer frisch, die Wolken jagten sich ungestüm am Himmel und die Sonne gelangte nur selten zu einem freundlichen Durchblick auf die grüne Erde, die dann aber um so freundlicher lächelte. Dennoch war es trotz des Windes ungewöhnlich schwül und jedenfalls drohte Regen, wenn die Gewalt der oberen Luftströmung etwas nachließ.

Daher ritt Bodo auch bald wieder langsamer voran und wandte sein Auge mit Antheil den grünen Wiesen, den lebhaft wogenden Kornfeldern und der zur Linken allmähig wieder näher herantretenden Felsenkette jenseit der Weser zu, von der er hinter des Meier's Hofe bedeutend nach rechts abgewichen war.

Als er etwa zwei Drittel des ganzen Weges zurückgelegt, gewann er bei einer Krümmung der Straße zum ersten Mal die Ansicht der Cluus, und so ruhig er sich im Ganzen fühlte, so pochte doch sein Herz ein wenig lauter, als er das stille Häuschen auf dem grünen Abhange zwischen den rothen Felsen hervortauchen sah.

Bald aber entzog es sich wieder seinen Blicken und nun setzte er gelassen seinen Weg fort, bis er an die letzte Biegung der Straße gekommen war, die hier einen wenig befahrenen und zwischen blühenden Apfelbäumen fortlaufenden Landweg nach der Weser absendete. Am Ende desselben, hart am Ufer des Flusses, lag ein Fährhaus, denn von hier aus führte eine fliegende Fähre nach der vorspringenden Spitze des jenseitigen Ufers, auf dessen Höhe die Cluus unterhalb des schon früher angedeuteten alten Wartthurms ihren Platz gefunden hatte.

Am Fährhause angelangt, ließ Bodo sein Pferd in den Kuhstall des Fährmanns führen und begab sich in die Wohnstube desselben, um sich von dem reichlichen Staube reinigen zu lassen, womit ihn der die Straße fegende Wind beschenkt hatte.

»Wissen Sie vielleicht, ob Frau Birkenfeld heute zu Hause ist?« fragte er nach Vollendung dieses Geschäfts den Fährmann, der ja die Cluus und ihre Bewohner den ganzen Tag vor Augen hatte, da der Fluß hier etwa nur dreihundert Fuß breit sein mochte.

»Ja, gewiß ist sie zu Hause,« erwiderte der Fährmann während er rasch noch von einem ungeheuren Stück Schwarzbrod sich eine gute Portion, dick mit fetter Butter bestrichen, in den Mund schob. »Wo sollte die alte Frau sein, wenn nicht daheim? Wenn es so weht, wie heute, friert sie

trotz ihrer Doppelfenster und bleibt gewiß zu Hause. Wenn Sie ein gutes Auge haben, können Sie sie bald am Fenster sitzen und stricken sehen. Von da lugt sie wie eine alte Füchsin stets herüber und selten entgeht ihr eine Menschenseele, die ich über das Wasser setze, falls sie nicht im Garten sitzt, der ihr irdisches Paradies ist.«

»Ihr Paradies? Warum wählen Sie diesen Ausdruck?« fragte Bodo.

»Ah, Sie kennen ihn also nicht, ich merke es, und in der That, ich erinnere mich auch nicht, Sie schon einmal übergesetzt zu haben. Ja, ihr Garten ist ein Paradies, sage ich, denn einen schöneren giebt es im ganzen Teutoburger Walde nicht. Sie bekommen ihn vielleicht noch heute zu sehen, wenn Sie ein guter und willkommener Freund der Dame sind.«

»Sonst nicht?«

Der Fährmann lachte, wischte sich den unterdeß immer noch kauenden Mund mit dem Rücken der behaarten Hand ab und sagte dann: »Ei Gott bewahre! Sie läßt bei Weitem nicht Jeden hinein und man muß gut bei ihr angeschrieben stehen, wenn sie: »Boas, schließ den Garten auf!« rufen soll.«

»Boas? Wer ist das?«

»Das ist der alte Gärtner, ein so seltener Kauz, wie alle die andern Käuze, die das alte Haus da drüben bewohnen.«

Bodo wollte nichts weiter über die Cluus hören, von der er schon mehr als genug zu wissen glaubte, und so schwieg er. Er fand aber bald darauf, als er vor die Thür des Hauses trat und in den ihn hinübertragenden Nachen stieg, die Worte des Fährmanns in so weit bestätigt, als er in der That die alte Frau an einem der Fenster sitzen sah; indessen war

die Entfernung doch noch zu groß, um sie genauer in's Auge zu fassen, was er auch gar nicht für ersprießlich hielt. Um so mehr aber wandte er seine Aufmerksamkeit der Lage des Hauses selbst und seinen Umgebungen zu, und diese mußte er in der That für reizend und anlockend genug erkennen.

Es war gerade, als ob die kahlen nackten Felsenwände, die das rechte Weserufer in diesem Landestheile schmückten, aus liebevoller Rücksichtnahme sich auf etwa sechshundert Fuß Breite mit einer dichten Humusschicht bedeckt hätten, um einem saftig quellenden Rasen und der sonstigen vorhandenen Vegetation einen festen und fruchtbaren Sitz zu bieten. Denn unmittelbar unter dem Wartthurm, der schon halb in Trümmern lag und sich nur noch mit einem sichtbaren Auge die weite Gegend beschaute, begann sofort ein nach beiden Seiten hin ausgedehnter Baumwuchs, der fast in der ganzen Breite der Humusschicht von einer hohen steinernen Mauer eingefaßt war und den zur Cluus gehörigen Park und Garten andeutete. Von beiden Seiten nun und von oben nach unten zusammenlaufend schloß sich diese Mauer unmittelbar an die Cluus selbst an, und von dieser bis zur Weser herab zog sich sein dicht begraster, allmähig senkender Abhang, durch dessen Mitte zwischen anmuthig gruppirtem Gesträuch der Weg nach dem Hause führte, das mit einem kleinen, durchsichtig vergitterten Vorgarten versehen war, der, etwa nur acht Fuß breit, dennoch eine ansehnliche Fülle schöner Blumenbeete zeigte. Vor dem Hause erhoben sich vier Kugelakazien, jedoch nach oben so weit abgestutzt, daß sie weder die Fenster beschatteten, noch die Aussicht verdeckten, und gerade in der Mitte derselben lag die Thür, zu der man auf einer acht Stufen zählenden Treppe gelangte, deren Wangen mit Kübeln von Gußeisen

besetzt waren, in denen der Jahreszeit entsprechende Gewächse prangten.

Das Haus selbst war, seinem Baustyle nach zu schließen, zwar schon alt, aber in außerordentlich wohulichem Zustande erhalten und erst neuerdings mit gelbgrauer Oelfarbe gestrichen, um ihm nicht nur ein gefälligeres Ansehen, sondern auch ein dauerhafteres Gewand in der frischen Bergluft zu gewähren, die es mit ihren Winden und Regenschauern von allen Seiten, zu allen Jahreszeiten, bei Tag und bei Nacht aus erster Hand beschenkte.

In der Mitte trug dieses niedliche, nicht allzugroße, doch auch nicht kleine Landhaus einen dreieckigem etwas vorspringenden Giebel, aus dem ein zierlicher halbrunder Erker hervortrat. Unter demselben lag, über einem ziemlich hohen Erdgeschoß, die Thür und neben ihr ein Fenster auf jeder Seite. An diesen Mittelbau aber lehnte sich zu beiden Seiten ein etwas niedriger Flügel an, deren jeder drei Fenster aufwies, von denen heute nur eins – das, woran die Besitzerin des Hauses saß, – seinen grünen Papiervorhang aufgerollt zeigte.

Von allen diesen Fenstern aus bot sich eine wunderbar schöne Fernsicht dar, die nicht mit Unrecht weit und breit berühmt war. Gegen Westen reichte sie bis zu den blauen Bergketten, die den Teutoburger Wald von dieser Seite begrenzen; im Süden ließ sich deutlich die kleine Stadt B... mit ihren freundlichen Häusern und spitzen Thürmen erkennen, und im Norden dehnte sich die ganze fruchtbare Thalebene aus, deren wir schon früher Erwähnung thaten, als wir die Lage des Gutes Sellhausen beschrieben.

Im Innern des Hauses, auf welches wir ebenfalls einen Blick werfen müssen, war Alles, wie im Aeußern, alt, aber

wohl erhalten, zeitgemäß restaurirt und legte das sprechendste Zeugniß von seltener Ordnungsliebe und fast peinlicher Sauberkeit ab. Dagegen war nirgends ein Gegenstand des Luxus, nichts Ueberflüssiges, vor Allem kein moderner Zierrath zu sehen, der Geschmack an leichtfertigem Tand und Wohlgefallen an nutzlosen Dingen verrathen hätte, die nur zu existiren scheinen, um den vorhandenen Raum zu beengen und Gelegenheit zur Staubsammlung zu bieten. Hier sollte Nichts das Auge bestechen, Nichts einen verborgenen Reichthum offenbaren, hier stellte sich Alles dar, wie es war, wie es sein mußte, um seinem hauptsächlichsten Zweck, dem der Nutzbarkeit zu entsprechen, und eben darum war Alles gefällig, behaglich, nett und vor allen Dingen bequem.

Die alten Möbel in den geräumigen Stuben, blitzblank polirt, waren fast gänzlich aus unvergänglichem Nußbaumholz gearbeitet; die wenigen Sophas nicht mit glänzenden, hellfarbigen Stoffen überzogen, aber überaus weich, vortrefflich gepolstert und durchaus zur Ruhe einladend, wenn dieselbe nach angestrenzter Arbeit ein Bedürfniß ward. Da sah man auch keine Uhren von Bronze, Email, Marmor oder Alabaster, sie standen sämmtlich nur in bescheidenen hölzernen Gehäusen, aber sie gingen richtig und gaben den so bedeutungsvollen Ablauf der Zeit mit deutlich vernehmbarem Schläge an.

An den mit einfachen Tapeten vedeckten Wänden hingen keine modernen Genrebilder in dicken vergoldeten Rahmen, die dreimal so viel werth sind als ihr Inhalt, wohl aber waren einige vortreffliche Landschaften in Oel gemalt zu sehen, und noch vortrefflichere Kupferstiche in einfachen

Eichen- oder Ebenholzrahmen, die für den wirklichen Kenner einen ungleich höheren Werth hatten, als all das bunte Pinselwerk, welches viele Maler der Gegenwart erzeugen, nicht um ihrem inneren künstlerischen Triebe genug zu thun, sondern um einen berauschenden Effect zu erzwingen und reiche Käufer zu berücken, schlechte Waare für gutes Geld einzutauschen.

Nur einen einzigen Luxus, wenn man dies Wort, jedoch nur in seiner edelsten Bedeutung gebrauchen will, gab es in diesem, oder vielmehr *an* diesem Hause, und das war der Garten. Der Fährmann drüben an der Weser hatte Recht gehabt, wenn er gesagt: es – gebe keinen schöneren im ganzen Teutoburger Walde, ja man hätte noch viel weiter reisen können, um einen ähnlichen, geschweige denn einen gleich schönen aufzufinden. Der alte Gärtner, den Frau Birkenfeld besaß, gehörte zu jenen seltsam begabten Menschen, die mit Leib und Seele, mit allen Kräften und Trieben ihres ganzen Wesens der Pflege der Blumen und der Baumzucht leben und mit ihren scharfen Sinnen der Natur abzulauschen verstehen, wie weit sie sich zur Kunst herablassen oder wie hoch sie diese zu sich emporziehen will. Der ihm untergehene Garten war daher ein wunderbar reicher Sammelort alles Dessen, was die Gärtnerkunst in ihrer vollsten Blüthe fern und nah aufzuweisen hatte.

Schon der verstorbene Birkenfeld, der eigentliche Schöpfer desselben, hatte namhafte Summen dafür aufgewendet. Pflanzen, Bäume, Strauchwerk, Saamen aller Art und was sonst dazu gehört, waren jedes Jahr aus allen Orten der Welt verschrieben und mit Sorgfalt aufgezogen worden, und so war ein abgerundetes Ganzes entstanden, das bis in die

entferntesten Endpunkte hinein wunderbar schön, ganz verschieden im Einzelnen und doch harmonisch im Zusammenhange sich darstellte.

Da das Terrain dieses Gartens aus einem allmählig ansteigenden Bergrücken lag, so hatte man die Wege desselben ursprünglich in liegenden Schlangenlinien angelegt, wodurch das Besteigen der ansehnlichen Höhe um ein Bedeutendes erleichtert ward. Er war in zahllose kleinere Abtheilungen getrennt, von denen fast jede einen anderen Charakter trug und eben dadurch zur Unterhaltung des ihn Beschauenden so reichen Stoff bot.

Ueberall waren Lauben von feinem Gußeisenwerk, Grotten von Felsgestein und Sitzplätze von mannigfaltigster Art angebracht, theils von grünen Schlingpflanzen und Epheu, theils von farbigen Blüthen umrankt; vor allen diesen Ruhepunkten breiteten sich herrliche, vielgestaltige Blumenbeete aus, einen Reichthum der Gewächse und der Vegetation überhaupt darbietend, welcher die Pflege, die man ihr zuwandte, als eine außerordentliche erkennen ließ.

Hier fand kein Unkraut, kein überflüssiger Grashalm, kein welches Blatt Raum und Boden; jeder lose Stengel war vorsorglich befestigt, jeder schwanke Zweig gestützt und jedes neue Reis mit Umsicht und feinem Tact gegen Wind und Wetter verwahrt.

Vor Allem stand der Rosenflor, zumal in der Jahreszeit, in welcher unsre Erzählung sich bewegt, in reichster und üppigster Blüthe. Hunderte von Arten dieser schönsten aller Blumen prangten überall in Büschen und Bäumen, hoch in die Luft gezogen oder wie ein duftiger Teppich den Boden bekleidend, die königliche Centifolie aber behauptete auch hier siegreich den ihr gebührenden Vorrang und streute ihre

wonniglichen Däfte weit über den großen Gartenraum fort in die sommerliche Luft aus.

Wenn man aus der Cluus selbst in den Garten gehen wollte, so trat man zuerst aus einem breiten, hochgewölbten Hausgange in ein reizendes Treibhaus, welches mit dem ehemaligen Wohnzimmer des verstorbenen Herrn Birkenfeld in Verbindung stand. An dieses Treibhaus schloß sich ein geräumiger Gartensaal, fast ganz aus Eisen und Glas gebaut, wo man sich auch während schlechten Wetters aufhalten und die Pracht und Zier des Ganzen wohlgeschützt überschauen konnte. Aus diesem mit bequemen, aber wenigen Möbeln versehenen Saal trat man unmittelbar in die duftende Blumenwelt ein, und wenn man von hier aus die Höhe des Berges allmählig hinanschritt, gelangte man in den eigentlichen Obstgarten, wo die Blumenbeete aufhörten und der herrlichste, kurz geschorene und fest gewalzte Rasenteppich begann, in dessen Mitte ein von hohen Lindenbäumen umschlossener freier Raum lag, der, gegen alle Winde geschützt, ein überaus stilles und lauschiges Plätzchen bot. Nur für den ersten Augenblick schien dasselbe überraschend einsam zu sein, bei näherer Betrachtung und Aufmerksamkeit aber fand man es mehr als jeden andern Gartentheil belebt.

Denn um die hohen Wipfel dieser blüthen- und duftreichen Linden summt und sauste es eigenthümlich und

geheimnißvoll in den Lüften, Tausende von Bienen umschwärmten sie und sogen ihre süße Nahrung aus den zahllosen Blüten ein. Im Schatten der Bäume aber, rings in gleicher Entfernung von einander, standen sechs große Dzierzon'sche Bienenhäuser, allerliebste geformt, vortrefflich eingerichtet und mit allen den kleinen Bequemlichkeiten ausgestattet, welche das fleißigste Thierchen der Welt liebt und zur Einsammlung und Aufspeicherung seiner süßen Beute gebraucht.

Die Bienenzucht im Großen war eine der Lieblingsbeschäftigungen der Frau Birkenfeld. Für sie gab sie Alles her, was Boas verlangte, der so recht eigentlich der Bienenvater war, wie man seine Herrin die Bienenmutter nennen konnte. Alle Sorten Bienen waren hier vertreten, jede in einem besonderen Stock, jede mit ihren gewohnten Bedürfnissen versorgt; dafür arbeiteten sie aber auch mit endlosem Fleiße und trugen Honig und Wachs in Fülle zusammen, die größtentheils armen Leuten zu gute kamen, da Frau Birkenfeld nie etwas davon verkaufte, sondern reichlich verschenkte, wo sie einen freundlichen Blick dafür erhielt und das Bewußtsein in sich tragen konnte, daß es gut angewendet sei.

Aus diesem Grunde nannten die Bewohner der Umgegend die Cluus auch oft das »Bienenhaus,« und zu gewissen Tagen in frühester Morgenstunde sah man Knaben und Mädchen den grünen Abhang besteigen, um sich für einen kranken Bruder oder eine leidende Mutter eine Schaal voll des süßen Gewinnstes zu holen, den die Besitzerin der Cluus stets in großen Vorräthen bewahrte und zu einer außerordentlichen Schönheit und Klarheit zu läutern verstand.

In diesen Garten nun begab sich Frau Birkenfeld, wenn sie glücklich, zufrieden oder auch nur gut gelaunt war, während sie ihre stillen Leiden, ihre geistigen und leiblichen Schmerzen, vor Jedermann verborgen, in der Einsamkeit ihres öden Hauses austoben ließ. Auch wenn sie Niemand aus der äußeren Welt sehen und sich ganz von dem, bis zu ihrem Hause herausschallenden Treiben der Menschen in unnahbare Stille zurückziehen wollte, trat sie, oft laut keuchend vor Engbrüstigkeit, in den duftigen Garten, wo sie sich stets in der reinen Bergluft, im Schatten der prangenden Bäume und in dem Duft der tausendfältig sie umgebenden Blumen und Blüthen bald wohler werden fühlte.

Da erging sie sich denn mutterseelenallein und Gott weiß welche Gedanken verarbeitend, in ungestörtestem Frieden. Von Blume wandelte sie zu Blume, die alle eine besondere und überaus verständliche Sprache für sie redeten. Jeden Baum kannte sie von seiner Jugend an, an jedes Gebüsch knüpfte sich eine halb vergessene Geschichte, denn Liebe und Lust hatten auch für sie, als ihr braver unvergeßlicher Mann noch lebte, in diesen tiefen Schatten gehaust, wo jetzt nur Einsamkeit, Alter und die mit der Zeit von selbst kommenden Gebrechen des menschlichen Geschlechts walteten. Wie sie aber zu den Blumen ging, mit ihnen sprach, sie um Rath fragte und um Trost bat, wenn ihr die Menschen nicht mehr behagten, so ging sie zu den Bienen, wenn ihr die Stille bei den Blumen zu schwer auf das Herz fiel. Mit den Bienen sprach sie erst recht, denn die kannte sie nicht allein, sondern die kleinen klugen Thierchen kannten auch sie; sie schwirrten lustig und fröhlich summend um sie her, wenn sie ihnen nahe trat, setzten sich auf ihren Kopf, ihre Schultern und krochen in ihren warmen, weichen Pelz, ohne sie

jemals zu stechen, wovor die alte Frau auch nicht die geringste Furcht hegte.

Weil sie nun in diesem vor jeder Beobachtung gesicherten Raume stets allein und nur dann war, wenn sie sich glücklich und zufrieden fühlte, so führte sie auch nur Denjenigen in den Garten, der ihrem Herzen nahe stand, der sie nie belogen, sie nie mit unverschämten Forderungen gequält, und ach, das waren nur sehr wenige Menschen, und darum bekamen auch nur Wenige den Garten und dessen Inhalt zu sehen. Wenn sie aber in Gegenwart eines Fremden »Boas, schließ den Garten auf!« rief, so wußte dieser auf der Stelle, daß er einen Freund der Gebieterin vor sich habe, und augenblicklich kam er und trug auch unaufgefordert Erfrischungen herbei, wie sie der Jahres- und Tageszeit oder auch der anwesenden Person angemessen waren.

Doch wir müssen hier außer der Herrin des Hauses, die wir in einem früheren Kapitel schon kennen gelernt, mit wenigen Worten der anderen Bewohner der Cluus gedenken, da sie einen nothwendigen Bestandtheil des kleinen stillen Reiches innerhalb der großen Umfassungsmauer bildeten.

Da war erst Dina, die vierzigjährige Magd, die wir auch schon auf dem Reisewagen der Frau Birkenfeld vor der Thür des Meier's zu Allerdissen erblickt haben. Sie war eine dralle, fast kugelrunde alte Jungfer mit dunkelrothen Backen und vollem wohlgenährten Gesicht. Dabei war sie eine ehrliche treue Seele, ihrer Herrin trotz ihrer vielen Wunderlichkeiten ergeben bis in den Tod und schon zwanzig Jahre fast in ihrem Dienst. Sie verließ dieselbe selbst auf den weiteren Reisen im Sommer nicht, schlief Nachts in ihrem Zimmer und war ihr jederzeit eine eifrige Helferin in Küche

und Haus. Größere Arbeiten hatte sie niemals zu verrichten, daher spielte sie halb die Rolle einer Köchin und halb die einer Jungfer, weshalb sie sich auch in ihrem Aeußeren stets sauber und nett darstellte, wie denn überhaupt Jedermann, der in Frau Birkenfeld's Nähe lebte, auf Reinlichkeit und Sauberkeit in der Kleidung halten mußte, während ihr jeder überflüssige Putz bis in den Tod zuwider war.

Die schwerere Hausarbeit versah dagegen ein altes Ehepaar, hoch in den Fünffzigen und ebenfalls schon lange im Dienst der Herrschaft auf der Cluus. Der Mann versorgte die Kuh, die der alten Dame die reichlich getrunkene Milch gab, sägte und zerstückelte das Holz und half auch bisweilen dem Gärtner in seinem Bereiche, da kein fremder Arbeiter jemals in den Garten kommen durfte; die Frau dagegen half der Dina und rumorte in Küche, Hof und Keller herum, obgleich immer sehr still sich verhaltend, wie alle Diener im Hause, da Frau Birkenfeld keinen Lärm, nicht einmal laut gesprochene Worte leiden mochte.

Die wichtigste und angesehenste Person unter den vier Dienstboten aber war jedenfalls der schon oft genannte Boas, das eigentliche Factotum der Herrin.

Er war über sechszig Jahre alt und schon wenigstens vierzig Jahre im Dienst bei ihr und ihrem verstorbenen Mann, der seinen Sinn für die Gartenkunst geweckt und ihn darin theoretisch und practisch ausgebildet hatte.

Ein seltsameres Subject in seiner Art, als dieser Boas war, hat es wohl kaum je gegeben. Seine Herrin galt ihm mehr als die Fürstin des Landes, ihr Haus und Garten war seine Welt, sein irdischer Himmel, seine Seligkeit – mit einem Wort, Frau Birkenfeld und ihr Besitzthum war ihm Alles in Allem. Er war nie verheirathet gewesen, pflegte mit keiner

Seele Umgang und der Garten vertrat bei ihm die Liebe von Frau und Kind. Im Garten war er den ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis in die sinkende Nacht, zu finden; hier gab es immer etwas für ihn zu arbeiten, zu denken, zu bessern, zu verschönern; vom Garten träumte er nicht allein, dahin sehnte er sich jeden Augenblick, wenn er einmal außerhalb war, und in dem Garten wollte und sollte er auch einst begraben sein, wie seine Herrin in der Mitte zwischen den Bienenhäusern, denn außer diesem Garten gab es für ihn keine Existenz, nicht einmal die jenseit des Grabes.

Von Gestalt war er ein kleiner, etwas verwachsener Mann mit starken, bis auf die Schulter herabhängenden schlichten Haaren, die in den letzten Jahren fast schneeweiß geworden waren. Sein von der Luft und der Sonne gebräuntes, gutmüthiges Gesicht mit den ehrlichen blauen Augen und den buschigen Augenbrauen, die er seltsam zu runzeln pflegte, wenn ihn eine lebhaftere innere Bewegung ergriff, war überreich an charakteristischen Falten, und seitdem er von Frau Birkenfeld, um sich vor Erkältung zu schützen, die Erlaubniß erhalten, den ganzen Bart wachsen zu lassen, sah er so ehrwürdig, gut und fromm wie ein Patriarch des Alterthums aus. Er trug Winter und Sommer über warmen Unterkleidern eine blaue Blouse und Hosen von grauem glatten Drell, im Winter eine Pelzmütze und im Sommer einen breitkrämpigen braunen Strohhut mit einem saftgrünen seidenen Bande, welches ihm seine Herrin jedes Jahr zur Rosenzeit neu verehrte.

Daß er jeden Wink seiner Gebieterin mit der größten Achtsamkeit auffing und mit Sorgfalt ausführte, versteht sich von selbst, denn es gab ja nur einen Willen für ihn, eben den ihrigen. Er war auch als so langjähriger Diener in

vielerlei Dingen ihr Vertrauter und in verschiedene Familiengeheimnisse eingeweiht, aber er kannte sie blos, zum Sprechen darüber bot sich keine Gelegenheit, da Frau Birkenfeld niemals mit ihm über Dergleichen eine Unterhaltung pflog und nur durch Blicke und bedeutsames Schweigen mit ihm in Verbindung stand.

Gehalt oder Lohn bekam er nicht und wollte er nicht. Was er gebrauchte oder was er sich anschaffen mochte, erhielt er, sobald er ein Wort darüber fallen ließ, und da er keinen Umgang, keine Verwandten hatte und ungemein bescheiden und einfach war, so brauchte er sehr wenig. Kleidung und nahrhaftes Essen, so wie Sonntags eine Flasche Wein, ward ihm vor jeher zu Theil, und wollte er einmal nach der Stadt geben, um irgend etwas für den Garten, oder Taback oder eine neue Pfeife für sich zu kaufen, so sagte er zu der Herrin: »Frau Birkenfeld, geben Sie mir Geld!« und wenn er wiederkam, legte er Rechnung ab und gab das nicht Gebrauchte zurück, ohne auch nur einen Heller für sich zu behalten, da er genau wußte, daß im Fall des Todes seiner Herrin hinreichend für ihn gesorgt sei.

Daß das Leben in der Cluus unter den bisher geschilderten Personen und Verhältnissen regelmäßig wie ein gutes Uhrwerk von Statten ging, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Jede Tageszeit hatte ihre Arbeit, ihre Ruhe und also jede Stunde ihren besonderen Zweck. So bei der Herrin, so bei den Dienern. Punkt sechs Uhr Morgens stand Ersterer auf, Punkt zwölf Uhr aß sie zu Mittag Punkt sechs Uhr zu Abend und um zehn Uhr ging sie zu Bett. Die Zwischenstunden wurden nie mit Essen und Trinken, mit Ruhe und Schlaf, nur mit Arbeit und Nachdenken von ihr ausgefüllt. Daß es gewöhnlich Wichtiges zu bedenken gab, lag schon in

den großen Vermögensverhältnissen der Wittwe, die zwar im Großen und Ganzen ihr Sachwalter in der Stadt leitete, in deren einzelne Punkte sie aber doch stets den klarsten Einblick behielt. Demnächst beschäftigte sie auch die Sorge für die ihrem stillen Wohlthun anheimgegebenen Menschen unablässig und sie dachte über das Wohl aller ihr durch irgend ein Verhältniß nahe Getretenen eben so ernstlich nach, wie über das eigene, obwohl ihr das letztere nie sichtbar auf dem Herzen zu liegen schien.

Daß der Charakter dieser Frau bei dem so abgeschlossenen Leben eine eigene Färbung und außergewöhnliche intensive Stärke angenommen, ist sehr leicht erklärlich, selbst wenn wir nicht in Anschlag bringen wollen, daß die Natur schon von Hause aus sie mit großem und gesunden Menschenverstande und einem scharfen Blick für alles Schickliche begabt, ihr auch bei ihrem reinen Streben nach Recht und Billigkeit eine Willenskraft verliehen hatte, die manchen Mann geziert haben würde, der unter seinen Genossen für einen bedeutenden und energischen Charakter galt. Trotz ihres Reichthums, den sie zum Theil schon in jungen Jahren besessen, war sie dennoch durch manche schwere Leidenschule gegangen; sie war oft geprüft worden, durch sich selbst und Andere, und hatte ihre seltene Menschenkenntniß mit mancher bitteren Erfahrung erkaufte. Wenn wir aber noch Eins besonders an ihr rühmen wollen, so müssen wir eingestehen, daß der Erwerb und die Vermehrung ihrer Mittel nie ihr Hauptaugenmerk gewesen war. Vielmehr war sie auf eine prunklose innere Zufriedenheit und auf die Beglückung Anderer weit eifriger bedacht gewesen, als auf die Befriedigung menschlicher Eitelkeit und irdischer Gelüste, die für sie persönlich so gut wie nicht vorhanden waren, die

sie sogar an Anderen tiefer verachtete, als manches ernstere Vergehen.

Ob diese wunderbar organisirte Frau aber bös war, wie so Viele behaupteten, das wird die Fortsetzung unserer Erzählung lehren, zu der wir jetzt zurückkehren, die wir jedoch mit dem Morgen des Tages wieder aufnehmen, an welchem Bodo von Sellhausen seinen ersten Besuch auf der Cluus in Ausführung brachte.

#### ACHTES KAPITEL. DER EMPFANG AUF DER CLUUS.

Frau Birkenfeld war am Morgen dieses Tages nicht ganz froh gestimmt. Schon als sie noch im Bette lag, hörte sie den Wind durch die Baumwipfel ihres Gartens rauschen und das war kein trostreiches Zeichen für einen günstigen Tag. Der Wind machte sie engbrüstig und die Engbrüstigkeit machte sie übelgelaunt – das war eine alte Erfahrung, die Jedermann an ihr und sie selbst am häufigsten an sich erprobt hatte. Daher verließ sie auch am Vormittag ihr Zimmer nicht. Gleich nach dem Frühstück setzte sie sich an den Schreibtisch und verfaßte eine lange Epistel an ihren getreuen Sachwalter, den Justizrath Backhaus in B. . . , dem sie verschiedene Fragen vorzulegen hatte, wie es ihr in Geldangelegenheiten oft begegnete. Als sie damit zu Stande gekommen – sie war sehr gewandt mit der Feder und außerdem eine geschickte Rechnerin – nahm sie verschiedene Handarbeiten vor, und als sie auch diese beseitigt, berief sie Boas, um mit ihm über die Einsammlung und Vertheilung der nächstens zu erwartenden Früchte eine Conferenz zu halten. Nach dieser war die Eßzeit herangekommen und Frau Birkenfeld hatte ohne eigentlichen Appetit ihre Bouillon, ihre grüne Erbsen, etwas gebratenes Fleisch und Obst gespeist

und dabei, wie alle Tage, ein Glas guten Rheinweins getrunken, den sie noch von ihrem seligen Mann her in ausgezeichnete Qualität im Keller vorräthig hielt.

Nach der Speisestunde beschäftigte sich die alte Dame eine Weile damit, das Wetter zu beobachten, das Thermo- und Barometer um Rath zu fragen und nach allen vier Weltgegenden Ausschau zu halten, indem sie den Zug der Wolken verfolgte und die Schnelligkeit prüfte, mit der sie über das schöne weite Thal von Berg zu Berg flogen.

Da ihr die Witterung günstiger und der Wind milder geworden zu sein schien, beschloß sie, ein Stündchen im überdieß von allen Seiten geschützten Garten zuzubringen, und so sehen wir sie bald in ihrem gewöhnlichen schwarzen Tafetkleide, über welches der unentbehrliche grüne Pelz geworfen war, in der schneeweißen Tüllhaube mit gelben Bändern, um die noch zur Vorsicht, Ohren und Wangen einschließend, ein gelbseidenes Tuch geschlungen, in den Garten treten, sich fest auf einen Regenschirm stützend, den sie stets als Stab gebrauchte, und langsam durch die geschlängelten Wege wandeln, die allmählig nach der baumreichen Höhe führten. Als die alte Frau sich wieder unter ihren Blumen befand und deren erquickenden Duft einathmete, den sie seit dem verflossenen Abend nicht mehr genossen, wurde ihr wieder wohler um's Herz. Sie beugte sich liebevoll zu einigen Rosen nieder, roch lange und mit sichtbarem Wohlgefallen daran und liebkostete und belächelte sie, als ob es Kinder oder mit Geist und Seele begabte Wesen wären.

Nachdem sie einige Zeit bei den Rosenbeeten verweilt, athmete sie leichter auf, blickte befriedigt um sich her und schritt dann langsam und oft sich ruhend, höher empor, um ihren Bienen einen guten Tag zu sagen, die sich gewiß schon

gewundert, daß sie die Herrin heute noch nicht gesehen hatten.

Endlich war der freie Platz unter den Linden erreicht und das Summen und Schwirren der geflügelten Insecten machte sich deutlich vernehmbar. Frau Birkenfeld hob den klugen Kopf in die Höhe, sah nach den Wipfeln der Bäume, und als sie die Schwärme bei voller Arbeit fand, nickte sie zufrieden, indem sie sagte:

»Hm! Sie sind fleißig, wie immer. Das ist gut.«

Mit diesen Worten ging sie an das erste Bienenhaus zur rechten Hand, hob den Schieber von der Glasscheibe und blickte lange und aufmerksam in das Innere des künstlichen Baues. Vom ersten schritt sie zum zweiten, dann zum dritten, und erst als sie beim letzten längere Zeit stehen blieb, zahllose Bienen schon ihren Kopf umschwärmten und sich an ihren Pelz hängten, als wollten sie die wohlbekannte Gönnerin begrüßen, sagte sie mit halblauter Stimme:

»So lass' ich mir's gefallen! Hier ist keine Unruhe, kein Streit, kein Neid, keine Eitelkeit, keine Ueberhebung! Jeder ist mit seinem Loose, seinem Besitz zufrieden, und vor allen Dingen: Jedes thut seine Pflicht, regt seine Glieder, wendet seinen Verstand an und ist fleißig bei der Arbeit. Darum haben sie auch alle Erfolg. Man kann sehen, was jede Biene täglich schafft – und das, ach nein! – das kann man bei den Menschen nicht – wenigstens nicht immer, meine ich. O, die stolzen, begabten und um so viel kräftigeren Menschen könnten ein lohnendes Beispiel daran nehmen! Hier ist Zufriedenheit, Glück, Reichthum und Fülle überall. In der Welt da draußen aber ist Armuth und Dünkel,

Schlaffheit und Mißvergnügen aller Art, Trägheit und Ueberdruß überall gepaart. Da giebt es mehr Drohnen als Bienen, mehr Faulheit als Fleiß, mehr Genußsucht als Arbeitstrieb. Jeder will haben, besitzen und so wenig wie möglich thun. Eine schöne Menschenwelt! Sehr zu achten und zu loben und fast zu beneiden, wahrhaftig! – Ach,« seufzte sie nach einer Weile auf und senkte den Kopf auf die Brust, indem sie den Berg wieder langsamer hinunter schritt, »doch was hilft's! Kann man es denn ändern, denn bessern? Hat denn Jemand Ohren für gute Lehren? Daß sich Gott erbarme! Gewiß nicht! Ach, wenn mein guter Reinhold auch so gedacht hätte, wie die jetzigen jungen Leute, er wäre wahrhaftig nicht der Mann geworden, als der er gestorben ist. Gestorben! O wie schrecklich – das heißt für mich, denn ihm ist wohl! Ja, er ist todt und ich sehe ihn nicht wieder! – O! – Aber vielleicht doch, gewiß! Da oben! Habe Geduld, es dauert nicht mehr lange und dann lege ich Dir Rechenschaft ab – o! – Still, das war ein trauriger Gedanke – den hätte ich lieber nicht gehabt. Bis dahin giebt es noch harte Arbeit und – vielleicht auch einen harten Kampf – aber was will denn die Dina? Sie kommt ja mit einer so frohen Miene?«

Die runde Dina kam trotz ihres schweren Körpers hurtig heran und sagte mit freundlichem Gesicht: »Frau Birkenfeld, es ist zwei Uhr. Soll ich den Kaffee irgend wohin in den Garten bringen?«

Die alte Dame besann sich, prüfte den Himmel – mit den Augen und bemerkte, daß noch immer flüchtige Wolken rasch vorüberzogen. »Nein, Dina,« erwiderte sie, »bring ihn in die Stube, es könnte regnen.«

»Ich glaube nicht, Frau Birkenfeld, der Wind hat sich bedeutend gelegt und es wird gut Wetter werden –«

»Ach, was verstehst Du davon! Eben *weil* er sich gelegt hat, wird es regnen. – Nein, nein, mir ist, als müßte ich heute mehr in der Stube als im Garten sein – ich weiß nicht, mir ist so beklommen –«

»Thut Ihnen etwas weh, Frau Birkenfeld?« fragte Dina in ihrer stets zum Mitleid geneigten Gutmüthigkeit.

»Dumme Gans!« brauste die alte Frau heftig auf. »Was für eine alberne Frage! Wann thut mir je etwas weh? Hab' ich Dir schon mein Leid geklagt? Frage mich nicht so, ich kann es nicht leiden. Geschwind, tummle Dich, Du hast nicht viel Zeit. Bringe den Kaffee in meine Stube, fülle mir eine Tasse – ohne Zucker natürlich – und setze sie auf den Nähtisch am Fenster.«

Dina verschwand noch eiliger als sie gekommen war und langsam folgte ihr Frau Birkenfeld, trat durch den Gartensaal in das Treibhaus, von da in den Hausgang und erreichte so die freundliche Stube neben der Hausthür zur Rechten, in der sie gewöhnlich zu sitzen und zu arbeiten pflegte.

In dieser Stube sah es sehr einfach, aber auch sehr gemüthlich aus, wie wir das ganze Haus schon im Allgemeinen beschrieben haben. Den Fenstern gegenüber stand ein mit schwarzem Wollstoff überzogenes Sopha. Davor ein runder Tisch, mit einem graugrünen Teppich behangen. Von derselben Farbe und ähnlichem Stoff war der Fußteppich, der den ganzen Boden bedeckte. Rechts vom Sopha an der Flurwand stand ein sehr schöner eiserner und ziemlich großer Geldschrank, an der entgegengesetzten Seite ein viereckiger mit Büchern und Zeitungen belegter Tisch. Das eine Fenster nahm ein fußhoher Tritt ein, einen kleinen Sessel und davor einen Nähtisch tragend. Neben diesem, mehr nach der

Stube hinein und fast unter dem klaren Spiegel im Nußholzrahmen stand ein gewöhnlicher Stuhl mit einem großen Korbe von feinem Geflecht, und in diesem lagen eine Menge schon fertiger wollener Shawls von allen möglichen Farben, Socken, Pulswärmer und dergleichen Gegenstände, die Frau Birkenfeld alle selbst gestrickt und schon für den Winter gesammelt hatte, zu welcher Zeit sie die Armen der Umgegend mit irgend etwas davon beschenkte, oder in ihrer Abwesenheit von Boas beschenken ließ.

An den Wänden dieses Zimmers hingen einige alte, sehr schöne Kupferstiche, aber in dem Nebenzimmer, dessen Thür halb offen stand, sah man ein großes Oelbild, einen Mann mittleren Alters in Lebensgröße darstellend – und dies war das einzige Bild im ganzen Hause, welches sich eines kostbaren Goldrahmens erfreute. Auf dem Nähtisch nun, vor dem sich Frau Birkenfeld alsbald niederließ, um sogleich an einem angefangenen Shawl weiterzustricken, lag eine goldene sehr schöne, aber alte Taschenuhr an einem schwarzen Moiréebande, – Frau Birkenfeld pflegte nach der Uhr zu arbeiten und sich von Stunde zu Stunde gewisse Aufgaben zu stellen – ferner das Futteral der bekannten blauen Brille und ein Fernglas für zwei Augen, welches sie bisweilen benutzte, um nach irgend einem Gegenstande im Thale oder auf dem Flusse auszuschaun. Den Pelz behielt sie um, nur löste sie seinen Haken unter dem Kinn und so sah man, daß sie noch eine schwarzseidene wattirte Mantille darunter trug, die die mageren Umrisse ihres kleinen gebrechlichen Körpers schon deutlicher hervortreten ließ.

Dina hatte die Tasse Kaffee bereits auf den Nähtisch gestellt und sich wieder entfernt. Frau Birkenfeld war also jetzt allein.

Von Zeit zu Zeit trank sie einen Schluck aus der Tasse, die mehr Milch als Kaffee enthielt, aber dabei strickte sie immer ämsig weiter, als hätte sie noch eine große Aufgabe vor sich oder als müsse sie sich um das tägliche Brod mühen. Bisweilen sah sie scharf nach dem Flusse hinunter, doch stets nur mit raschem Blicke und immer wieder kehrten ihre grauen lebhaften Augen zu dem wollenen Shawl zurück, der allmählig größer wurde und wahrscheinlich an diesem Tage noch fertig werden sollte.

Allein das Schicksal war ihm nicht beschieden, es sollte eine unerwartete, auf der Cluus unerhörte Störung, wie ein Blitzstrahl vom hellen Himmel fallend, dazwischentreten.

Frau Birkenfeld's Aufmerksamkeit ward nach einiger Zeit von ihrer Arbeit ab und nach Außen gelenkt, dadurch, daß die Sonne aus einer großen Wolke hell hervorbrach und den kleinen Vorgarten des Hauses wunderlieblich erleuchtete. Die alte Frau schaute schnell auf und freute sich über diesen heiteren Sonnenblick, der sich nach und nach über das ganze Thal verbreitete, die Schatten desselben vertrieb und alle seine Schönheiten auf ergreifende Weise zum Vorschein kommen ließ. Sie kannte diese Schönheiten und liebte sie, daher sah sie sie jeden Tag gern sich von Neuem entschleiern und auch jetzt weilten ihre Augen länger auf den fernen blauen Bergketten, auf dem sanft sich dahin schlängelnden Flusse und auf so manchem anderen Punkte in Nähe und Ferne, der bei so plötzlicher Beleuchtung wie ein funkeln-der Stern aus einer Nebelwolke hervorzuleuchten schien.

Als sie aber ihr Auge eine Weile an diesem Anblick gelabt, kehrte sie um so eifriger zu ihrer Arbeit zurück, seufzte dann und wann leise vor sich hin und überließ sich geraume

Zeit ihrem Nachdenken, das, ihrer Miene nach zu urtheilen, keineswegs einen angenehmen Gegenstand betraf.

Plötzlich aber und wie durch eine magnetische Gewalt fortgezogen, fuhr ihr Auge empor und faßte das Fährhaus auf, das, ganz deutlich erkennbar, gerade vor ihrem Fenster am jenseitigen Flußufer lag. Es war ihr, als habe sich irgend etwas Fremdes daselbst bewegt, und als sie nun hastig hinüberschaute, sah sie, daß sie sich nicht geirrt. Allein im Fährhause selbst regte sich noch Nichts, nur eine Strecke davon kam auf dem Feldwege von der Chaussee her ein Reiter langsam herangeritten, der dann vor dem Hause hielt, abstieg und während er sein Pferd der herausgerufenen Frau des Fährmanns gab, selbst in die niedrige Thür eintrat.

Es mußte ein großer Mann sein, denn er bückte sich dabei, das bemerkte Frau Birkenfeld's scharfes Auge sehr wohl. Ihr entfielen beide hölzerne Nadeln auf einmal, ihr Herz klopfte fast hörbar und ihre Augen richteten sich mit einer an Starrheit gränzenden Schärfe auf das Haus, an dem doch jetzt nichts mehr zu sehen war.

Als sie aber Niemanden und Nichts, was ihr auffiel, in den nächsten fünf Minuten wahrnahm, wurde sie wieder ruhiger; ihre noch leise bebende Hand griff nach dem Fernglas, um es sogleich bereit zu haben, wenn es wieder etwas zu sehen gäbe.

Da schrak sie abermals zusammen und vergaß sogar über den ihr zu Theil werdenden Anblick, der doch ganz einfach war, das Fernglas zu gebrauchen. Aus dem Hause drüben am Ufer trat nämlich der Fährmann mit dem Fremden heraus und ging dem Ufer zu, wo der fliegende Nachen angekettet lag. Der Fremde hatte, das bemerkte sie sogleich, seinen Regenrock abgelegt und erschien jetzt in einem feinen

schwarzen Anzuge. Ja, er war groß, hatte eine männliche feste Haltung und, wie ihr däuchte, ein etwas bleiches, von dunklem Barte eingefasstes Gesicht.

Frau Birkenfeld wurde von Minute zu Minute unruhiger, rückte auf ihrem Stuhle hin und her und die behenden Finger versagten ihr den Dienst, das Fernglas auf den Fremden zu richten, der bereits im Kahne stand und von dem vorwärts drängenden Strom dem diesseitigen Ufer näher getragen ward.

Frau Birkenfeld's Gesicht wurde immer fahler und ängstlicher, je näher der Kahn dem Ufer kam. Ihre Brust hob und senkte sich ungestüm und über ihre schmalen Lippen drängten sich jetzt die Worte: »Mein Gott! Sollte es möglich sein – der Mensch dort – ha! Darum meine Beklommenheit heute! Das war die Ahnung eines Unglücks – o! – mußte ich es nicht schon lange befürchten?«

Da war das Boot dem Ufer ganz nahe gekommen. Der Fremde, der noch aufrecht darin stand, richtete sein Auge auf die umliegende Gegend, sein Gesicht hob sich empor – mehr sah die alte Frau nicht. Sie stieß einen unarticulirten Schrei aus, faßte mit der Hand nach dem Herzen und sprang von dem Tritt herunter.

Aber diese Angst, die sie auf so auffallende Weise blicken ließ, sollte nicht lange dauern. Sie ging fast blitzschnell vorüber; ihr Herz schlug, nicht ruhiger, aber weniger furchtsam, und ihr Gesicht nahm plötzlich einen erschreckenden Ausdruck von Groll und Haß an.

Als wäre sie durch zauberische Einwirkung um zwanzig Jahre jünger geworden, erhielten ihre Glieder Beweglichkeit und ihre Hände und Füße Kraft. Mit seltsamer Heftigkeit sprang sie auf die offen stehende Thür des Nebenzimmers

zu, schlug sie krachend in das Schloß, drehte den Schlüssel mit fester Hand um und steckte ihn in ihre Rocktasche, noch zweimal fühlend, ob er auch darin sei, als gelte es, ihr kostbarstes Eigenthum vor den Augen und der Faust eines hereinbrechenden Diebes zu bewahren.

Nachdem sie dies vollbracht, warf sie rasch einen Blick in den Spiegel, drückte mit beiden Händen die Scheitel der weißen Haare zurück, riß dann das Futteral der Brille auf und befestigte die dunkelblauen Gläser schnell vor ihren Augen, worauf sie, äußerlich ganz ruhig erscheinend und nur noch innerlich bebend ihren Platz vor dem Nähtisch wieder einnahm, um nach kurzer hastiger Ueberlegung den forschenden Blick nochmals auf das Ufer zu richten.

Der Fremde war unterdeß aus dem Kahn gestiegen, stand aber noch am Landungsplatz und sprach mit dem Fährmann. Dieser nahm nun grüßend seinen Hut ab und der Fremde wandte sich um und schritt langsam und ruhig den Weg nach der Höhe hinan auf die Cluus zu.

Dieser sichtbare Angriff auf ihr stilles Haus aber mußte die alte Dame von Neuem aufregen. Sie stand noch einmal hastig vom Stuhle aus, wollte das Fernglas ergreifen, aber die zitternden Hände versagten gänzlich den Dienst. Jetzt setzte sie das Glas unsanft nieder, trat in die Mitte der Stube und trippelte, die Hände ringend, halb bewußtlos hin und her.

In diesem Augenblick hatte der Fremde den Vorgarten erreicht. Er öffnete die Stackethür und gleich darauf hörte man den Granit der äußeren Treppenstufen unter seinen Füßen knirschen. Jetzt stand er eine Minute still, drehte sich gemächlich um, betrachtete die schöne Gegend, das Thal, den Fluß, was jetzt alles im reinsten Sonnenlichte glänzte,

und blieb so, wie in Gedanken und Anschauen versunken, eine Weile stehen.

Als ob diese natürliche Zögerung die alte Frau mit neuem Grimme erfüllte, verschwand plötzlich ihre unruhige Beweglichkeit, ihre Gesichtszüge nahmen einen harten, fast beißenden Ausdruck an und ihr graugrünes Auge funkelte, wie ein boshaftes Katzenauge nur funkeln kann.

So stand sie, mit angehaltenem Athem lauschend, was nun geschehen würde. Sie sollte nicht lange warten. Der Fremde griff nach dem Ring des Klingelzugs und gleich darauf schallte der laute Ton der metallenen Glocke durch das ganze stille Haus.

Frau Birkenfeld stand mitten im Zimmer, einer steinernen Bildsäule gleich, mit vorgebeugtem Kopfe, horchendem Ohr und sprühendem Auge. Sie hörte, daß Boas durch den Hausgang kam, die Thür öffnete und daß der Fremde einige Worte an ihn richtete. Gleich darauf entstand ein ihr unerklärlich langes Schweigen – endlich ging Boas nach dem Hinterhause zurück, ohne zu ihr hereinzukommen.

»Was ist das?« schlüpfte es halblaut und mit röchelndem Brustton gesprochen, über die Lippen der alten Frau.

Sie mußte sich noch einige Minuten gedulden, die ihr eine Ewigkeit zu sein schienen. Dann rauschte es an der Thür, sie ging auf und nun trat Dina mit ganz verstörtem Gesicht und leise wie ein Schatten gleitend in die Stube, indem sie ganz leise sagte:

»Ach Gott, Frau Birkenfeld, ich habe eine ordentliche Lähmung in die Beine gekriegt – der Boas hat die Thür aufgemacht, ein fremder hübscher Herr steht da draußen und hat ihn gefragt, ob Sie zu Hause sind. Aber der Boas ist ganz starr vor Schrecken geworden – warum, weiß ich nicht –

und ist zu mir hinten in die Kammer gekommen und hat mich gebeten, zu Ihnen zu gehen und –«

»Still!« herrschte Frau Birkenfeld sie an. »Nicht so viele Worte! Was hast Du da?«

»Eine Karte, Frau Birkenfeld. So heißt der Herr, der draußen steht und Sie sprechen will.«

Frau Birkenfeld riß ihr mit wüthender Geberde die Karte aus der Hand, warf einen funkelnden Blick darauf und starrte dann wie entseelt eine Weile in's Leere. Dann aber riß sie die Karte mit krampfhaft bebender Hand in vier Stücke, zog das Fenster auf und warf die Stücke hinaus.

»Was soll mir der Firlefanz?« sprudelte sie in nur mit Mühe halb unterdrückter Wuth hervor. »Bei mir braucht er dergleichen nicht. Mag er seinen Namen sagen, wenn er einen hat, das ist genug. Und mich sprechen will er?«

»Gewiß Frau Birkenfeld, und er wartet schon lange auf dem Flur.«

»Laß ihn noch länger warten! Ich mag ihn nicht. Warum soll ich den Menschen sehen, noch dazu in meinem friedlichen Hause – wie? Warum? frage ich. Nein, ich finde keinen Grund dazu auf. – Weise ihn ab und sage ihm, ich sei nicht zu Hause!«

»Aber, Frau Birkenfeld, Boas und ich haben ja schon gesagt, daß Sie zu Hause sind.«

»Alberne Gans, Du!« rief Frau Birkenfeld, mit dem Fuße stampfend, »Du wirst alle Tage dummer und der Boas ist ein – ein Esel! Also so ist es – ich darf nicht mehr empfangen, wen ich will? Nun gut denn, er soll mir nur kommen! Ja, ja, ja – ich bin zu Hause, und recht ordentlich bin ich zu Hause, er soll es gewahr werden! Laß ihn herein!«

Mit einer gebieterischen Handbewegung deutete sie auf die Thür, hinter welcher die erschreckte und überaus verwunderte Dina alsbald verschwand, da dergleichen ja noch fast gar nicht vorgekommen. Die alte Frau aber, sich auf eine unglaubliche Weise zusammennehmend, stieg wieder auf den Tritt am Fenster, rückte die Brille zurecht und nahm ihr zu Boden gefallenes Strickzeug auf, an welchem sie anscheinend mit dem größten Eifer zu stricken begann.

Da ging die Thür leise auf und herein trat die hohe edle Gestalt Bodo von Sellhausen's, den Kopf mit stolzer und selbstbewußter Ruhe, aber ohne alle Anmaßung tragend, den tiefen Blick der dunklen Augen fest und doch sanft, gleichsam forschend vor sich her sendend, und in seiner Miene eine so achtungsvolle Ergebenheit zeigend, daß das härteste Herz unter diesem Blick hätte schmelzen können und das erregteste bei dieser Miene sich beruhigt fühlen müssen.

Aber Frau Birkenfeld wurde durch diese Miene und durch diesen Blick nicht beruhigt, im Gegentheil: war sie bisher nur aufgeregt gewesen, jetzt, als sie kaum einen hastigen Blick auf die Gestalt und das Gesicht des eingetretenen Mannes geworfen hatte, wurde sie in tiefster Seele erschüttert und schien gar nicht zu bemerken, daß er sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte und dann mit seiner klangvoll tiefen und doch sanften Stimme sagte:

»Ich danke Ihnen, Frau Birkenfeld, daß Sie mich bei sich eingelassen haben, und bitte um Entschuldigung, daß ich es wage, Ihre Ruhe zu stören, indem ich Sie mit meiner Person bekannt mache und mich Ihnen als Nachbar und Sohn eines alten Freundes Ihres Gatten vorstelle.«

Frau Birkenfeld erhob unwillkürlich die Augen und ließ sie einen Moment auf dem gegen sie gewendeten Gesichte ruhen, denn diese Stimme hatte sie gefesselt und besänftigt, wie das Oel einen brennenden Schmerz stillt und der Orkan sich legt, wenn der Wille eines Höheren ihm Schweigen gebietet.

»Was wünschen Sie von mir, mein Herr?« fragte sie dann hart und fast rauh: denn ihr Herz war noch lange nicht so weit bezwungen, um auch die starrsinnig widerstrebende Zunge zu bemeistern.

Bodo zögerte einen Augenblick mit der Antwort, denn die Art und Weise dieses seltsamen Empfanges gab ihm Manches zu denken und er wußte sich nur allmähig in dieselbe zu finden. »Frau Birkenfeld,« sagte er dann, sanft lächelnd und mit seinen großen dunklen Augen sie ruhig betrachtend, »ich glaube es Ihnen schon gesagt zu haben. Vor allen Dingen aber bin ich gekommen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, da ich von verschiedenen Seiten gehört habe, daß Sie sich in der letzten Zeit nicht ganz wohl befanden.«

Die alte Frau schleuderte einen gehässig flammenden Blick auf den so achtungsvoll und bescheiden Redenden, dann sagte sie kurz und bündig: »Ich liebe das nicht, daß man nach meiner Gesundheit fragt. Ich bin eine alte Frau, die mit einem Fuß im Grabe steht, und da kann man nicht gesund sein oder sich wohl befinden. Darum ist das Fragen danach unnütz und langweilig.«

»Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, Frau Birkenfeld,« lautete die noch milder gesprochene Antwort, »Sie

an Ihr Alter und die Gebrechlichkeit des menschlichen Geschlechts zu erinnern, die uns Allen – ja uns Allen – gemeinsam ist und uns früher oder später heimsucht. Wenn ich aber Jemanden frage, sei er wer er sei, wie es mit seiner Gesundheit steht, so sprechen das nicht nur meine Lippen, sondern es spricht es mein Herz, und dies Herz hat von der Natur jenes Gefühl empfangen, welches man Theilnahme für seinen Nächsten nennt.«

»Theilnahme für seinen Nächsten? So! In wiefern nehmen Sie denn an mir und meinem Wohlbefinden Theil?«

»Ich habe keine Nebenabsichten dabei, Frau Birkenfeld, wenn ich hier Theilnahme äußere. Bei Ihnen ist dieselbe sehr erklärlich. Sie waren die Frau eines Mannes, den mein Vater liebte und schätzte – bis zu seinem letzten Augenblick.«

Frau Birkenfeld bebte zusammen, so heftig, so von einem inneren Schrecken durchschüttelt, daß ihr der nur halb auf den Schultern liegende Pelzmantel ganz herunter und zum Theil auf den Stuhl hinter ihr, zum Theil auf die Erde fiel.

Bodo trat leise von seinem Platze näher an sie heran und hob den Mantel empor, den er dann sanft über ihre Schulter breitete, worauf er sich sogleich wieder in einige Entfernung zurückzog.

»Bitte, bemühen Sie sich nicht um mich,« fuhr sie schon weniger rauh fort – »und setzen Sie sich.«

Bodo blickte sich bei diesen Worten nach einem Stuhl um, rückte ihn etwas näher an den Tritt und nahm dann Platz darauf. So saß er jetzt still, unbeweglich und erwartungsvoll da, indem er glaubte, die alte Frau werde sich mit einer neuen Frage an ihn wenden, die ihm die Fortsetzung des unerquicklichen Gesprächs erleichtern würde.

Es ist wunderbar, wie oft einzelne Kleinigkeiten uns bestimmen, an einem Menschen, der uns fremd entgegentritt, ein schnelles Wohlgefallen oder auch einen gewissen unerklärlichen Widerwillen zu finden. Eine zufällig gemachte Geberde, ein Blick, ein Wort reicht bisweilen hin, uns zu ihm hinzuziehen oder von ihm abzustoßen. Unbewacht entschlüpft ihm das Eine oder Andere und uns ergreift es dennoch mächtig, packt und hält uns oder drängt uns auf immer von ihm zurück, wie eine dämonische Faust, trotzdem wir keine Erklärung für das Eine oder Andere haben und trotzdem gar kein Grund für das Eine oder Andere vorzuliegen scheint. Sind diese Geberden, Blicke und Worte Eingebungen oder Ausflüsse einer höheren uns dominirenden Natur, oder sind sie nur die Funken und Zünder eines in uns verborgen ruhenden Zündstoffs, der, in Flammen gesetzt, unsern Willen regiert, unsere Neigung anfacht, unsern Widerwillen stachelt? Wir wissen es nicht, wie wir so Vieles nicht wissen, was in der geheimen Werkstatt unsers Innern vorgeht, aber die Wirkung ist gewiß da, wenn wir auch die Ursache vergebens zu ergründen suchen.

Mochte in der entstandenen Pause etwas dem Aehnliches zwischen der alten Frau und Bodo vorgegangen und mochte sich der Eine oder die Andere desselben mehr oder weniger bewußt geworden sein, wir wollen es nicht zu entziffern suchen – so viel aber ist gewiß, eine Wendung zum Besseren war bei der Besitzerin der Cluus insofern vorhanden, als sie ruhiger wurde und zwar auf einmal so ruhig, daß sie ihr Strickzeng wieder aufnehmen und eine Weile in der Arbeit daran fortfahren konnte. Nur mitunter zuckte es in ihr wieder auf, als ob eine unsichtbare Nadelspitze einen feinen Nerv ihres innersten Wesens berühre, und dann flogen ihre

Hände unwillkürlich hin und her und rissen an dem bunten Faden, daß die Knäuel, von denen sie abließen, dahin und dorthin tanzten. Bei einer dieser unwillkürlichen Bewegungen nun geschah es, daß ein kleines Knäuel Wolle aus dem Korbe sprang und vor Bodo's Füße niederfiel, der noch immer schweigend und abwartend seine ruhige Haltung behauptete und in dem Antlitz des seltsamen kleinen Wesens, das er jetzt so nahe vor sich hatte, seine wahre Natur zu lesen suchte. Sobald die Wolle aber am Boden lag, bückte er sich danach, hob sie auf und legte sie still auf ihren alten Platz in den kleinen Korb auf den Nähtisch zurück.

»Ich danke Ihnen,« sagte die alte Frau mit weniger bissiger Miene, »ich mache Ihnen viel zu schaffen. Aber das kommt davon, wenn man seinen gewohnten Kreis verläßt und die Gesellschaft einer alten Frau aufsucht, die nichts – nichts als ihre Einsamkeit, ihre innere Zufriedenheit und ihren – ihren stillen Kummer hat.«

»Sie nennen da drei Dinge in einem Athem,« erwiderte Bodo mit seinem sanftesten Stimmton, »die auch ich in meinem Besitz habe. Ich liebe auch die Einsamkeit, nach innerer Zufriedenheit trachte ich alle Tage und habe sie mir auch so ziemlich angeeignet, und – und –«

»Nun, warum sprechen Sie nicht weiter? Haben Sie vielleicht auch einen stillen Kummer?« unterbrach ihn Frau Birkenfeld, mit ihren flammenden Augen längere Zeit als vorher auf seinen Zügen weilend.

»Den hat jeder Mensch,« versetzte er, »und ich möchte *den* Menschen nicht Freund nennen, der nicht durch Kummer geprüft ist und dessen Herz nie die Siegesfreude kennen gelernt hat, ihn bewältigt zu haben.«

»So! Ueber *was* könnten Sie denn wohl Kummer empfinden? Doch ja, Sie sind jung, haben vielleicht viel gelebt und können – wenigstens *einen* Kummer schon kennen gelernt haben.«

»Welchen Kummer meinen Sie?« fragte Bodo ruhig, da er einen beißenden ironischen Zug um ihre Mundwinkel spielen zu sehen glaubte.

»Nun, den so viele Männer erleben, die sich in der großen Welt bewegen – den leidigen Geldkummer, wenn ihre Begierden größer sind als der Vorrath in ihrem Beutel.«

Bodo lächelte zum ersten Mal auf seine feine Weise. Sein blasses Gesicht überflog ein rosiger Strahl, der es noch schöner machte, als es an sich schon war. »Nein,« sagte er dann, »Sie irren darin bei mir. Obgleich ich in der großen Welt gelebt habe und darin leben mußte, so habe ich – den *Geldkummer* doch nie kennen gelernt, denn das Geld spielte bei mir nie eine so große Rolle, daß sein reicherer oder geringerer Besitz mich in irgend eine Unruhe versetzt hätte, und meine Begierden blieben stets in solchen Gränzen, daß sie mit dem Vorrath meines Beutels nichts zu schaffen hatten.«

Frau Birkenfeld rückte an ihrer Brille und sah den jungen Mann beinahe verwundert an. »Sprechen Sie da die Wahrheit?« fragte sie mit sichtlichem Unglauben in der Miene.

»Ich spreche sie immer und ich würde mich jetzt einer unverzeihlichen Schuld theilhaftig machen, wenn ich vor einer Frau – Sie entschuldigen, daß ich Ihre Worte wiederhole – die mit einem Fuß im Grabe steht, Lügen vorbringen wollte, die sie nicht berühren, mich aber vor mir selbst erniedrigen müßten.«

Die alte Frau rückte nochmals an ihrer Brille, sann eine Weile nach, als wiederhole sie sich im Geiste die eben gehörten Worte, und nickte dann mit dem Kopfe. Nicht jene Worte des Sprechenden, wohl aber die Art und Weise, wie, und der Ton, mit dem er sie sprach, hatten sie getroffen. Es lag in dem ganzen Wesen ihres Besuchs der Ausdruck der Wahrheit, gemischt mit Achtung und einer wirklichen Theilnahme für sie selber, die sie nicht verkennen konnte, und sie verkannte sie auch wirklich nicht.

Das Gespräch schien jetzt ruhiger fließen zu wollen, als es Bodo wieder, – ob zufällig, ob absichtlich, mag dahingestellt sein, – in stürmischeren Lauf brachte, indem er plötzlich sagte:

»Sie fragten mich vorher, was ich von Ihnen wünschte, Frau Birkenfeld, oder warum ich zu Ihnen gekommen sei. Ich habe Ihnen *einen* Grund angegeben, und zwar den richtigen, – aber es giebt noch einen anderen, den ich Ihnen jedoch nur nennen werde, wenn Sie es erlauben.«

Frau Birkenfeld blickte unangenehm verwundert auf und ihre Augen nahmen wieder einen stechenden Ausdruck an. »Ich erlaube Alles, was ich nicht verhindern kann!« sagte sie spitz.

»Dann werde ich natürlich schweigen!« lautete die mit mildester Gelassenheit gesprochene Antwort.

»Oho, so kommen Sie bei mir nicht durch, mein Herr. Jetzt *müssen* Sie reden, denn ich *will* den zweiten Grund Ihres Besuches hören.«

»Gut, so werde ich reden. Dieser zweite Grund liegt uns Beiden sehr nahe und doch auch wieder recht fern.«

Frau Birkenfeld horchte hoch auf und ihre Brust hob und senkte sich mächtig. Mit ihrem scharfen Geiste ahnte sie unzweifelhaft, was sie würde hören müssen, und doch war sie selbst schuld daran, daß sie ihm nun nicht mehr ausweichen konnte.

»Ich habe schon vorhergesagt,« fuhr Bodo fort, »daß mein Vater *einst* ein guter Freund Ihres verstorbenen Gatten gewesen. Ich wiederhole das jetzt, denn Sie wollen es ja hören. Ob Herr Birkenfeld als der Freund meines Vaters gestorben ist, weiß ich nicht, aber ich glaube es. So viel weiß ich aber bestimmt, daß mein Vater, als er starb, nicht mehr *Ihr* Freund war, und das – das, Frau Birkenfeld, thut mir leid.«

Die alte Frau fuhr in die Höhe, als habe sie eine Natter gestochen. Ihr runzliges Gesicht überzog plötzlich eine so bleifarbigte Blässe, ihr Auge funkelte dabei so unheimlich durch die blaue Brille und ihre Hände bebten so sichtbar, daß Bodo fast erschrak. »Woher wissen Sie das?« schnaubte sie ihn mit keuchendem Athem an.

»Das hat mir mein Vater in seinem letzten Schreiben mitgeteilt,« sagte er ruhig, »und er hat dabei den lebhaften Wunsch durchblicken lassen, daß es mir gelingen möge, die *Schuld*, die er vielleicht gegen Sie auf seinem Herzen gefühlt, zu sühnen. Und das, Frau Birkenfeld, ist der zweite Grund, der mich zu Ihnen geführt hat, und ich spreche jetzt – ehrlich und offen – die herzliche Bitte aus – nicht daß Sie meinem Vater verzeihen mögen, denn ich kenne sein Vergehen nicht, sondern daß Sie mir gestatten mögen, zu fühlen, in welcher gedrückten Lage ich mich Ihnen gegenüber befinde, und Ihnen zu gestehen, daß es mir persönlich unendlich weh thut, nicht als der Sohn eines Mannes vor Ihnen

erscheinen zu können, dessen Freund Sie bis an das Ende seiner Tage waren.«

Wenn Frau Birkenfeld bei den ersten Worten heftig aufahren wollte, so schmetterten sie die letzten förmlich nieder. Sie sank in sich zusammen, holte mit zitternden Händen ein Taschentuch hervor und hielt es, vor die Augen. Sie weinte wirklich. Aber diese weiche Regung sollte bei der geistesstarken Frau nicht lange dauern. Sie faßte sich schnell wieder, aber nicht schnell genug, daß Bodo nicht während der Zeit hätte aufstehen, zu ihr herantreten und, indem er eine Hand auf ihren Arm legte, sagen können:

»Ich bitte für mich um Verzeihung, Frau Birkenfeld, daß ich Sie mit meinen Worten so peinlich berühre, aber nehmen Sie meine Handlungsweise auf als etwas, was sie wirklich ist: ich kann es nicht leicht verschmerzen, meinem Vater noch im Grabe einen Groll nachtragen zu sehen, den ein guter Wille und ein redliches Herz von Seiten seines einzigen Sohnes vielleicht noch zu mildern im Stande ist. Ich bitte inständigst, dringend – vergeben Sie mir das. Hätten Sie einen Sohn, der für Sie bei einem Dritten das thäte, was ich jetzt bei Ihnen thue, Sie würden meine Handlungsweise verstehen, ja, Sie würden noch mehr thun, Sie würden sie verzeihen.«

Frau Birkenfeld ermannte sich bei diesen Worten, sie hatten ihr Herz, wenigstens oberflächlich, berührt, und das war schon viel.

»Nein,« sagte sie, indem sie gleichsam mit irrem Blick rückwärts, in sich hinein sah, »nein, ich habe keinen Sohn – das ist wahr – ich stehe allein, ganz allein, einsam und verlassen in der Welt. Aber Gott hat es so gewollt und das ist mein Trost. Aber daß Sie es verstehen mich zu bewegen,

wenigstens *Ihnen* zu verzeihen, das will ich Ihnen sagen – und da haben Sie es.«

»Ich danke Ihnen – für mich!« sagte Bodo, noch immer ihren Arm berührend. »Aber glücklich, viel glücklicher würde ich sein, wenn ich Ihnen auch – für meinen Vater danken könnte.«

»Still! Das verstehen Sie nicht. Ihr Vater hat mich nicht gekränkt, nicht beleidigt – nein, er hat mich – mich, das Weib – die Frau – die Gattin – mit Füßen getreten!«

»Wie?« rief Bodo fast erstarrt. »Das hätte mein Vater gethan – hätte er thun können?«

»Ja, im Namen Gottes, ja – und schweigen wir davon!«

»Nein, Frau Birkenfeld, entschuldigen Sie, davon kann ich jetzt nicht mehr schweigen – *die* Beschuldigung wuchtet zu schwer – auch auf mir! Darf ich denn nicht das Unrecht kennen, welches mein Vater gegen Sie begangen?«

Sie sah ihn mit flammenden Blicken an, als wollte sie durch seine leibliche Hülle hindurch in seine Seele dringen. »Nein,« sagte sie fest, »das dürfen Sie nicht – nie – nie und nimmermehr!«

Bodo senkte ergeben den Kopf. Die Miene, das Auge dieser Frau hatte ihn belehrt, daß er für jetzt nichts zu hoffen habe. »So schweige ich,« sagte er traurig und ernst, »aber ich schweige mit schwerem Herzen.«

»Das ist das Beste, was Sie thun können,« fuhr sie viel freundlicher fort. »O, kennten Sie mein Leben, Sie würden wissen, daß ich auch ein schweres Herz habe und damit in die Grube steigen werde.«

»Wenn es an mir läge, so wollte ich Gott weiß was darum geben, es leichter zu machen.«

»Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen – doch lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Also Sie sind Legationsrath geworden?«

Bodo lächelte. Der Sprung war kühn und weit. »Ja,« sagte er, »das bin ich geworden.«

»Und sind jetzt nach Sellhausen zurückgekehrt. Warum?«

»Um als stiller Mann mit aller Welt in Ruhe und Frieden zu leben, da Ruhe und Frieden da draußen nicht zu finden sind.«

»Ah!« fuhr sie auf. »Jetzt werden wir uns besser verstehen. Das war ein guter Gedanke. Den habe ich heute auch schon gehabt. Nein, da draußen giebt es keine Ruhe und keinen Frieden. Aber wie sind Sie zu dieser richtigen Einsicht schon in so jungen Jahren gekommen?«

»Durch eine klare Anschauung alles Bestehenden, durch Hang nach Ruhe und Frieden selbst und durch den Wunsch, mein eigenes Leben zeitig vor den Stürmen zu bewahren, die so manches Herz zerfleischen und zerwühlen, ehe sich eine helfende Hand findet, die es rettet.«

»Sie scheinen frühzeitig gute und richtige Erfahrungen gemacht zu haben?«

»Ich bin dazu bestimmt gewesen, frühzeitig auch traurige Erfahrungen zu machen – doch, die werden ja fast keinem Menschen erspart.«

»So. Nun, hören Sie, ich möchte wohl, da wir doch in's Plaudern gekommen sind, von Ihren Erfahrungen – selbst aus frühesten Jugend – etwas Näheres hören. – Haben Sie Zeit und Lust, mir zu erzählen, wie Sie – groß geworden sind?«

»Warum nicht? Gern. Aber das ist keine angenehme Geschichte.«

»O, das braucht sie auch nicht zu sein. Wessen Menschen Geschichte ist überhaupt heutzutage angenehm? Selbst Fürsten und Könige wissen davon ein Lied zu singen. Also erzählen Sie. Sie sind auf Sellhausen geboren, nicht wahr?«

Bodo setzte sich wieder ruhig auf seinen Stuhl, that einen kurzen Blick in sein Inneres und fing dann folgendermaßen zu sprechen an.

NEUNTES KAPITEL. »BOAS! SCHLIESS' DEN GARTEN AUF!«

»Ja, ich bin auf Sellhausen geboren, so viel ich wenigstens weiß, und der schön geschlängelte Fluß, den Sie da vor Ihrem Fenster blitzen sehen, die rothen Felsen, auf denen auch Ihr Haus gegründet ist, und die blauen Berge in der Ferne da drüben, die unser gesegnetes Vaterland umkränzen, waren mit die ersten Gegenstände, auf die mein kindliches Auge fiel, als ihm der göttliche Sinn des Gesichts aufging. Nicht so glücklich war es in Bezug auf die Frau selbst, die mir das Leben gegeben. Meine Mutter starb kurze Zeit nach meiner Geburt, und so gehöre also auch zu den armen Kindern, deren Leben mit einem vielleicht kostbareren bezahlt werden mußte.

Frau Birkenfeld, die ihr Strickzeug leise in Bewegung gesetzt, ließ bei diesen Worten eine etwas zweifelhafte Miene wahrnehmen, schüttelte kaum merklich mit dem Kopfe und sah in einer Weise zum Fenster hinaus, als könne sie diesem letzteren Ausspruche nicht unbedingt beistimmen. Bodo bemerkte es wohl, aber ließ sich dadurch nicht beirren und fuhr ruhig zu sprechen fort:

»Wer mich in meiner ersten Jugend pflegte, weiß ich nicht, ich glaube aber, es war eine Bäuerin aus Allerdissen. Mein Selbstbewußtsein, ich erinnere mich des Tages genau,

erwachte in meinem sechsten Lebensjahre, am Weihnachtstage, als der Pfarrer aus Breitingen bei meinem Vater zum Besuch war und mir ein Bilderbuch schenkte. Als ich die Abbildungen darin gesehen, die sämmtlich Gegenstände aus der Naturgeschichte und Werke der Menschenhand und des Menschengeistes betrafen, konnte ich vor Freude die ganze Nacht nicht schlafen und ich ruhte ferner nicht eher, als bis ich auch die Buchstaben darin lesen und den Geist derselben verstehen konnte, was allerdings eine lange Zeit wegnahm, meinen Geist selbst aber schnell nach verschiedenen Richtungen entwickelte. Lesen, schreiben und rechnen zu können, war jetzt meine ganze Lebensaufgabe geworden, und ich zeigte dabei einen Fleiß, der meinen Vater, wie er mir später oft gesagt, in Verwunderung setzte.«

Die alte Frau lächelte bei diesen Worten verstohlen vor sich hin, seufzte aber nichtsdestoweniger von Zeit zu Zeit leise dabei auf.

»Jenen ersten Unterricht in den Anfangsgründen menschlichen Wissens ertheilte mir mein Vater selbst, wobei sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet blieb, aus mir einen brauchbaren Landwirth zu machen, wozu er mich von Anfang an bestimmt hatte. Allein dazu spürte ich nicht die geringste Lust in mir, mein innerer Trieb, mein ganzes Sehnen und Trachten ging vielmehr dahin, alles Mögliche zu lernen, zu sehen und zu verstehen, weshalb mir auch der Besuch des benachbarten Pfarrers, der mich in dieser Richtung bestärkte, immer ein Festtag war. Seiner Einwirkung auf meinen Vater, den mein Wissensdrang mit Unruhe erfüllte, habe ich es auch zu verdanken, daß ich zu ihm in das Pfarrhaus gesandt und darin zur weiteren Erziehung und

zur Entwicklung meines Geistes einige Jahre belassen wurde.

Das Pfarrhaus zu Breitingen nun schloß damals meine ganze Sehnsucht und Seligkeit ein. Es gab reichlichen Unterricht, Unterweisung nach allen Seiten und Bücher in Fülle, die ich mit wahrem Heißhunger verschlang. Vor allen Dingen aber lernte ich die so wohlthätig auf das jugendliche Gemüth einwirkende Frauenhand, das Frauenherz und Gemüth kennen, – und meine kleine Seele jauchzte vor Entzücken auf, wenn ich in die blauen Augen der guten Pfarrerin sehen konnte, die wie eine Mutter über mich wachte und mir auf jede Weise den so früh erlittenen Verlust zu ersetzen trachtete.

Doch, ich darf Sie nicht langweilen und muß schneller in der Beschreibung meiner Jugend vorwärts eilen, fuhr er fort, als er bemerkte, daß seine Zuhörerin unruhig hin und her rückte.

Mit großer Mühe und eiserner Beharrlichkeit setzte es der Pfarrer durch, daß mein Vater von seinem früheren Plane, mich nur die geringen Kenntnisse eines gewöhnlichen Landwirths damaliger Zeit erwerben zu lassen, abging und mich auf die Gelehrtenschule Pforta schickte. Schulpforta hat viele bedeutende Männer in seinen Mauern sich entwickeln und bilden sehen, einen fleißigeren Schüler als mich aber mag es wohl selten daselbst gegeben haben. Ich faßte alle Disciplinen rasch und begierig auf, lernte im Spielen und studirte Tag und Nacht außerdem die neueren Sprachen, worin mir meine Lehrer nebenbei noch Unterricht ertheilten. So war ich schon mit siebzehn Jahren zur Universität

reif, die ich, in Folge der fortgesetzten Bemühungen des befreundeten Pfarrers in der Heimat, und Dank einer einflußreichen Verwendung von Außen her, deren ich noch genauer gedenken werde, beziehen durfte, wozu sich mein Vater nur ungern entschloß und wodurch ich ihm, glaube ich, früher entfremdet wurde, als es geschehen sein würde, wenn ich seinem Wunsche gefolgt und ein einfacher Landmann geworden wäre.

Bei diesen Worten schaute Frau Birkenfeld lebhaft auf, als hätten sie ein großes Interesse für sie. Als sie aber dabei auf Bodo's leuchtende Augen traf, die sie unverwandt festhielten, wandte sie sich wieder ihrer Arbeit zu und nickte nur von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: »Fahren Sie fort, ich höre ganz gern zu!«

»Ueber meinen Aufenthalt in Pforta hätte ich nun nichts weiter zu sagen,« fuhr Bodo fort, »wenn ich nicht daselbst eine Bekanntschaft gemacht, die meinem ferneren Leben seine ganze Gestalt und Richtung gegeben, und die ich also, wenn ich meinen Lebenszweck verfehle, beklagen muß, obgleich ich ihr alle die reichen Erfahrungen verdanke, die ich im Leben selbst gesammelt habe.«

»Was war das für eine Bekanntschaft?« fragte Frau Birkenfeld etwas neugierig.

»Das war die des jungen Grafen Lerchenstein aus M... der auch ein Zögling von Pforta war und sich mit großer Neigung an mich anschloß. Ich mußte ihn während der Ferien sogar zu seinen Eltern begleiten und hierdurch gelangte ich in Kreise, die meinem eigentlichen Empfinden und Denken sehr wenig zusagten.«

»Warum nicht?« fragte die alte Frau mit blitzendem Auge.

»Sie sollen es sogleich hören. Ich weiß nicht, wie es kam: als ich den Glanz und den Ueberfluß, den Prunk und das sogenannte vornehme Treiben in der Familie meines Freundes in der ausländischen Hauptstadt sah, suchte mich ein eigenthümliches Gefühl heim. Es war mir zu Muthe, als sei ich nur durch einen blinden Zufall, durch einen unerklärlichen Irrthum in diese Cirkel versetzt und als gehörte ich eigentlich ganz wo anders hin.«

Frau Birkenfeld stöhnte ganz laut auf, ließ ihre Arbeit sinken und starrte den Redenden, der ruhig und gelassen blieb, auf eine seltsame Weise an.

»Ja,« fuhr er fort, »so war mir zu Muthe. Der mich umgebende Glanz blendete wohl einen Augenblick mein jugendliches Auge, aber mein Herz ließ er kalt und ich wendete mich sogar täglich, stündlich weiter von ihm ab. Dieses Gefühl hat sich später, als ich erst die Ursachen dieser auffallenden Wirkung kennen lernte, immer mehr in mir verstärkt und ich habe mich eigentlich nie in den höheren Regionen zu Hause gefühlt, in denen ich doch noch bis vor kurzer Zeit mein Leben zu verbringen genöthigt war. Denn in diesen Regionen weht eine kalte, weniger den Leib, als die Seele und das Herz erkältende Luft. Man muß unter ihren Einflüssen geboren sein, wenn man sich darin behaglich fühlen will, wie nur der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft und der Hirsch im grünen Walde sich wohl befindet. Mir war jenes kalte, höfische, glatte und im Ganzen überaus langweilige Element – ich möchte es das der Masken und der Spiegel- fechtereie nennen – von Anfang an fremd, und so ist es mir geblieben bis zuletzt, obwohl ich mich oft heimisch darin zu machen versucht und deshalb oft meinem gepreßten Herzen Zwang angethan habe.«

»Darin thaten Sie Unrecht!« warf Frau Birkenfeld hastig ein.

»Ja, indessen, ich kannte mein Unrecht, und so lebte ich nur äußerlich, niemals aber, niemals innerlich darin fort. Mir hat die Natur ganz andere Ansichten, Neigungen und Wünsche gegeben; ich liebe bei Weitem mehr das Leben selbst als den Schein des Lebens. In jenen Kreisen aber gab es fast nur Schein und keine Wahrheit, mehr Schimmer und Glanz als wirklich reellen Werth, mehr Form als Gehalt, und dafür hat mich die gute Natur einmal nicht bestimmt.«

Frau Birkenfeld lehnte sich so weit in ihren Sessel zurück als es ging, holte tief Athem, als sauge sie eine süße Luft ein und sagte: »Na, das freut mich. Das ist eine vernünftige Idee!«

Bodo ließ sich dadurch nicht stören, sondern fuhr ruhig fort: »Mein junger Freund in Pforta, der Grafensohn, war im Grunde ein guter, aber geistig nur wenig begabter Mensch, dennoch war er von Kindesbeinen an, schon durch seine Geburt und den Einfluß seines Vaters, zu einer bedeutenden Lebensstellung und zu großen Ehren erkoren. Er schwang sich nicht durch eigene Kraft in diese Stellung hinein, nein, er ward fast hineingestoßen, Alles war schon für ihn vorbereitet, fertig, noch ehe er geboren war; der weichste Stuhl stand überall für ihn bereit, wenn er sich setzen wollte, und der Hände gab es genug, die ihn trugen, um ihn an die rechte Stelle zu rücken. Er sah das selbst ein und fühlte seine persönliche Schwäche. Er brauchte oft eine Stütze, eine Hilfe, und dazu – war ich gut und stark genug. Er stützte sich fest auf mich und ich half ihm redlich. Ich habe von Jugend an tüchtig für ihn gearbeitet und zum Dank nahm er mich an's Schlepptau seines mit stets frischem Winde segelnden

Lebensschiffes und ich ward allmählig mit ihm und durch ihn ein kleiner Mann, wie er ein großer wurde.«

»Aber das ist ja schändlich!« warf Frau Birkenfeld fast vorwurfsvoll ein.

»Was wollen Sie?« fuhr er fort. »Das ist ja im Leben immer und überall so, was hätte ich also für mich voraushaben sollen? Nein, ich am allerwenigsten, denn ich habe niemals Ansprüche gemacht, an Nichts, an Niemanden, und so bin ich bis heute geblieben und habe mich eigentlich in Nichts verändert, als daß ich größer, älter und – verzeihen Sie – auch etwas klüger geworden bin.

Genug, Frau Birkenfeld, durch die Vermittlung des mächtigen Vaters meines Freundes wurde ich, da sich mein Freund nicht von mir trennen wollte und meiner Hülfe auch ferner zu bedürfen glaubte, nach Vollendung unserer akademischen Studien, in die diplomatische Carriere gebracht und, ich muß sagen, im Anfang segelte ich ganz flott mit gutem Winde und war mit meiner Fahrt zufrieden. Ich kam zuerst nach Berlin und Wien, sah Viel von der sogenannten großen Welt, lernte eine Menge Menschen kennen, bereicherte die Vorräthe meines Geistes und – fand sehr bald, daß man auch als Diplomat sein Herz für sich behalten und bewahren könne, daß man sich nicht gemein zu machen brauche, wenn Andere sich gemein machten, selbst wenn man Tag und Nacht Jahre hindurch unter ihnen und mit ihnen lebt. Mit einem Wort, ich blieb trotz aller Schwindeleien und Intriguen der *hohen* Welt der einfache Sohn meines einfachen Vaters – nun? Ist Ihnen unwohl geworden?«

Frau Birkenfeld hatte einen kleinen Schrei ausgestoßen, als habe sie irgend eine unsichtbare Nadel gestochen. Sie

faßte sich jedoch schnell wieder, wandte sich mit erzwungener Ruhe zu Bodo, griff aber wiederholt zu ihrem Taschentuche, als fühle sie das Bedürfniß, sich öfters zu schnäuzen.

»Nein, nein,« sagte sie rasch, »das sind alte Stiche, die mich oft heimsuchen, aber sie bedeuten nichts. Fahren Sie schnell fort, Ihre Geschichte ist lehrreicher, als ich dachte.«

»In Wien blieb ich nur ein Jahr und wurde dann nach Frankreich in die Capitale der modernen Civilisation versetzt. O welche traurigen Erfahrungen machte ich da! Allerdings trieb man es im Allgemeinen nicht viel anders, als in dem lieben Deutschland, nur drängte und wüthete man unverschämter, heftiger auf einander los. Mit den süßesten Worten und den liebevollsten Blicken giebt man sich dort Rippenstöße, die bis in's Herz dringen, und je tiefer die moralische und physische Niederlage ist, die man »seinem Freunde« bereitet, um so lauter frohlockt und triumphirt man. Ach dies leidige Jagen nach dem steilen und doch so abschüssigen Gipfel hin ist ja überall zu Hause, selbst an dem kleinsten Hofe, im winzigsten Staate, überall sucht Einer den Andern zu verjagen, niederzutreten und sich an seine Stelle zu setzen, als wäre der Tod des Einen erst das rechte Leben des Andern.

Doch ich will keine Reflexionen anstellen, sondern erzählen. – Mein Avancement schritt langsam vor, während mein Freund auf unsichtbaren Flügeln emporgehoben und weiter getragen wurde. Er fühlte sich jetzt durch mich und die Wunderkraft der höheren Welt hinreichend erstarkt und trat seinen Weg ferner allein an, während ich auf meinen mir großmüthig zugeworfenen Krücken langsam nachhinkte. Indessen kam ich doch allmählig vorwärts, sah London, Turin, Constantinopel und wurde zuletzt nach Athen gesandt, um

eine überaus verwickelte und halb verlorene Sache halten und flicken zu helfen, so lange es ging.

Ich will kein Wort über meine Mühen und Anstrengungen der verschiedensten Art verlieren; man ist ja auf der Welt, um zu arbeiten – ja, zu arbeiten, sage ich – Sie sehen mich so groß dabei an – und ich arbeitete wacker, selbst gegen den Strom, mit beiden Armen, mit Kopf und Hand – nur nicht mit dem Herzen, denn mein Herz war immer noch mein, mir allein gehörig geblieben und ich habe es schließlich aus dem Wust des Lebens gerettet und glücklich ganz und heil mit nach Hause gebracht. O! – Aber diese ewige Arbeit ohne innere Befriedigung, dieser unablässige Kampf ohne wahre Ehre und möglichen Sieg ermüdete endlich auch meinen willfähigen Geist. Es zog ein mir bisher unbekannter Drang nach Ruhe und Frieden in meiner Brust ein und damit zugleich entwickelte sich allmählig die Sehnsucht nach meiner Heimat, dem stillen Vaterhause. Wie aus langem Schlummer erwacht, wurden Wünsche in mir rege, Menschen zu sehen, zu gewinnen, zu besitzen, die mir wirklich nahe ständen, und die Erkenntniß brach sich Bahn, daß mein bisheriges Leben vielleicht nicht in dem richtigen, für mich gezogenen Geleise verlaufen. Da tauchte denn mit einem Male vor meinen entschleierten Augen in der Ferne das Glück und Behagen eines friedlichen Stilllebens auf; der innere Trieb, meine verworrenen Gedanken zu sammeln, in kleinem Kreise für Andere wirklich Gutes zu wirken, Erreichbares zu erstreben und endlich auch zur eigenen inneren Zufriedenheit zu gelangen, die jedes Menschen, der es ehrlich mit sich meint, recht eigentliches Ziel ist, wurde von Stunde zu Stunde brennender. – Da haben Sie also schon

meine Liebe zur Einsamkeit und die Möglichkeit der inneren Zufriedenheit dabei!« fügte er lächelnd hinzu, indem er auf die vorher von Frau Birkenfeld gesprochenen Worte hindeutete.

»Ja freilich,« sagte diese nachdenklich, »aber der *stille Kummer* fehlt noch!«

»O, der sollte auch nicht ausbleiben, und zu ihm komme ich jetzt bald, Frau Birkenfeld.«

»Nun, fahren Sie nur fort, Sie haben mich neugierig gemacht.«

»Ich gab meinem Vater Kenntniß von der Umwandlung oder, wenn Sie lieber wollen, von der endlichen Entwicklung meiner Ansichten vom Leben, und sprach den Wunsch aus, nach Hause zurückzukehren und unter seinen Augen, mit seiner Beihülfe ein einfacher Landwirth zu werden. Er billigte diesen Wunsch, und von nun an nahm meine Sehnsucht nach Ruhe und Frieden mit aller Welt auf eine erstaunliche Weise von Tage zu Tage zu.

Ich nahm meinen Abschied, den man mir nur mit Widerstreben ertheilte. Ich wollte zu meinem Vater eilen, zu dem mich ein seltsamer, unerklärlicher Drang trieb, allein – Gott ließ mir die Erfüllung dieses Wunsches nicht zu Theil werden – er nahm meinen Vater früher zu sich, als ich ihn erreichen konnte, und so kam ich nach Sellhausen, nur um an seinem Grabhügel zu stehen, über die Gebrechlichkeit, die Irrthümer und die vergeblichen Hoffnungen alles Irdischen nachzudenken und dabei mit dem mir einzig übrig gebliebenen Troste zu mir zu sprechen: Was Gott thut, das ist wohlgethan!«

Bodo schwieg nach diesen Worten eine Weile, theils um frischen Athem zu schöpfen, theils um seine Zuhörerin zu

beobachten, die bei seinen letzten Worten in ihrer Haltung und in ihrem theilnahmvoll blickenden Gesichte eine sichtliche Rührung verrathen hatte. Nachdem aber Bodo wenige Minuten geschwiegen, nickte sie beistimmend mit dem ehrwürdigen Kopfe und wiederholte halblaut, wie zu sich selbst sprechend: »Ja, ja, es muß wohl so sein! Sie haben Recht. Was Gott thut, das ist wohlgethan, und der Mensch – doch halt!« unterbrach sie sich plötzlich, richtete sich wieder straff in die Höhe und fuhr gelassen fort: »Wir wollen uns nicht gegenseitig rühren, das nützt zu nichts und man kann seine Zeit besser verwenden, als nur zu stöhnen und zu seufzen. Vorwärts also! Sie kamen nun nach Sellhausen, um die schöne Erbschaft Ihres Vaters in Empfang zu nehmen, nicht wahr? Erzählen Sie mir das recht umständlich, ich habe eine gewisse Sympathie dafür und bin sehr begierig Ihren *stillen Kummer* kennen zu lernen.«

Bodo lächelte fast schmerzlich bei diesen Worten, schüttelte auf eigenthümliche Weise sanft den dunklen Kopf und sagte: »Ja, ja, ich kam nach Sellhausen, aber die Erbschaft habe ich darum doch noch nicht angetreten.«

»Wie?« fuhr die alte Frau seltsam heftig auf, als habe sie diese Eröffnung schon lange erwartet. »Noch nicht? Was hinderte Sie denn daran?«

»Mein Vater hat mir einen kleinen Riegel vor die Thür geschoben, hinter welcher diese Erbschaft verwahrt wird. Am ersten Abend, als ich auf Sellhausen eingetroffen war, überreichte mir die gute Treuhold einen Brief von ihm. Er enthielt seine Abschiedsworte an mich und – einen Wunsch, den ich, als seinen letzten, wohl zu beachten hatte.«

Die Gestalt der kleinen Frau richtete sich hoch auf, ihr Kopf drehte sich fast drohend nach dem Sprechenden hin

und ihre Augen schauten ihn, selbst durch die blaue Brille erkennbar, mit zornigem Funkeln an. »Sprechen Sie,« stieß sie kurz und heftig hervor, »mir können Sie Alles sagen.«

»O, ich bin auch nicht geneigt, Ihnen irgend etwas zu verbergen. Genug, mein Vater übergibt mir in jenem Briefe Haus und Hof, seine ganze Hinterlassenschaft, jedoch nur – unter einer Bedingung, Frau Birkenfeld.«

»Hahaha!« lachte die alte Frau laut auf. »Eine Bedingung? Also wirklich? Er stellte Ihnen Bedingungen?«

»Ja, er stellte sie mir – ein Vater hat ja das Recht dazu – und zwar die – daß – daß –«

Er schwieg. Es wollte nicht über seine Lippen, was er jetzt sprechen sollte, sein Herz empörte sich gleichsam dagegen. Da änderte sich zu seiner höchsten Verwunderung die ganze Scene, denn Frau Birkenfeld nahm plötzlich ihre Brille ab, legte sie vor sich auf den Tisch und sah ihn zum ersten Mal mit ihren natürlichen, wunderbar klaren Augen an, in denen überdies ein Geist, eine Fülle von Kraft und eine durchdringende Klugheit lag, die Bodo bis jetzt noch nicht darin entdeckt hatte.

»Bah!« rief sie mit einem ganz anderen und viel natürlicheren Tone, »nehmen wir vor einander die Masken ab. Da haben Sie *mein* Gesicht und nun zeigen Sie auch *Ihr* Herz ganz und klar. Sind wir so weit mit einander gekommen, können wir auch noch weiter kommen. Die Bedingung Ihres Vaters kenne ich, Sie brauchen sich also nicht zu scheuen, sie mir zu offenbaren. Mit einem Wort: Sie sind sein einziger und alleiniger Erbe, wenn Sie die Tochter des Barons von Grotenburg heirathen, nicht wahr?«

»Mein Gott,« rief Bodo aufspringend, sich an den Nähtisch dicht vor die kleine Frau stellend und sie mit höchstem

Interesse aus nächster Nähe betrachtend, »Sie wissen das auch? Weiß denn die ganze Welt, was mein Vater über mich zu beschließen für sein Recht gehalten hat?«

»Still, still, Herr, ereifern Sie sich nicht. *Ich kann* das wissen, mir schadet es so wenig wie Ihnen, und entnehmen Sie also daraus, daß Sie keine Geheimnisse vor mir zu haben brauchen. Ich weiß mehr, als viele Andere zusammengekommen, aber ich verrathe auch nichts, was ich nicht verrathen darf.«

»Gut,« erwiderte Bodo, auf der Stelle seine vollkommene Ruhe wieder gewinnend, »also Sie wissen das! Nun, ich bin auch damit zufrieden. Ja, diese Bedingung hat mir mein Vater gestellt.«

»Und Sie werden sie eingehen?« fragte die alte Dame mit herausfordernder Kühnheit, wobei es Bodo bedünken wollte, als ob sie plötzlich ein ganz andres Wesen hervorgekehrt hätte und mehr herrisch und gebieterisch aufträte, wo sie vorher nur aufmerksam und erwartungsvoll gewesen war.

»Das wird die Zukunft lehren,« erwiderte er vorsichtig und unwillkürlich lächelnd, als er das lauernd gespannte Auge der alten Frau regungslos auf sich gerichtet sah.

»Nichts von Zukunft, nichts von Zukunft!« rief sie heftig. »Ich will Ihre Entscheidung – auf der Stelle!«

»Auf der Stelle?« fragte Bodo gedehnt. »Da sind Sie also noch unerbittlicher als der Wille meines Vaters, der mir doch wenigstens sechs Monate Zeit dazu ließ. Doch ich verstehe Sie wirklich nicht recht – Sie meinen doch wohl nur die Entscheidung, die ich *bis jetzt* gefaßt habe, nicht wahr? Denn erst am ersten August brauche ich mich vor Gericht zu entscheiden und dann wird von meinem Ausspruch abhängen, ob ich der einzige und alleinige Erbe meines Vaters

bin oder ob sein Testament in Kraft tritt, das nur dann eröffnet werden soll, wenn ich seinen Wunsch in Betreff jener Verbindung nicht erfülle.«

»So, so,« sagte die Alte. »O, Sie sind schlau. Doch hören Sie – ich will mich kurz fassen und aufrichtig sein. Es liegt mir viel daran, daß dieses Testament Ihres Vaters *nicht* eröffnet werde, sehr viel – verstehen Sie? Und doch, und doch möchte ich es lieber eröffnet sehen, als daß Sie seinen Wunsch erfüllten. Ehrlich gesprochen, finde ich eine solche Handlungsweise von Seiten Ihres Vaters unverantwortlich oder, gerade heraus gesagt, schlecht. Ich bin überhaupt keine Freundin von solchen aus gemeinhin verwerflichen Gründen gekuppelten und gedrechselten Ehen, man darf mit einer so heiligen, so wichtigen, so in's ganze menschliche Leben tief eingreifenden Sache nicht so leichtsinnig umgehen, nicht spielen und man soll vor allen Dingen keines Menschen Neigung in Fesseln legen – Ihr Vater hätte das also auch nicht thun dürfen, nicht thun müssen. Doch es ist einmal geschehen und – wie die Sachen liegen, sind nur zwei Punkte in's Auge zu fassen und das wollen wir jetzt thun. Erstens also, Sie heirathen Clotilde von Grotenburg und dann sind Sie Ihres Vaters unbestrittener Erbe, nicht wahr?«

»Ja, so ist es!« erwiderte Bodo mit trübem Ernste.

»Oder zweitens, Sie erklären: ich heirathe sie nicht – und dann, was dann?«

»Dann wird das Testament eröffnet und vor Zeugen verlesen.«

»Bah! Und wenn er Sie dann *enterbt*, der gute Vater, und Ihnen nichts von den geträumten Schätzen läßt?«

»Nun, mein Gott,« sagte Bodo mit ernster Miene und fester Stimme, indem er von seinem Stuhle aufstand, »das

werden Sie doch in Bezug auf meine Person für keinen so großen Verlust halten, daß ich darüber klagen sollte?»

»Ah,« rief die kleine Frau, sprang von ihrem Platze auf und trat dicht an den großen vor ihr stehenden Mann heran – »das habe ich von Ihnen zu hören erwartet. Da, geben Sie mir Ihre Hand. Sie können nichts für die Handlungsweise Ihres Vaters, so viel sehe ich ein. So. Jetzt erst heiße ich Sie bei mir willkommen. Sie sind ein Mann, wie ich die Männer liebe. Ich kenne Sie jetzt. Nein, Sie haben Recht, zu klagen giebt es da nichts, wenn man ein zweifelhaftes, an so alberne Bedingungen gebundenes Vermögen verliert. Aber was würden Sie anfangen, wenn Sie nun nichts, gar nichts erhielten?»

Bodo lächelte auf eine ihm eigenthümliche Weise, streckte seine beiden Hände vor, deutete dann damit auf den Kopf und sagte ruhig: »Arbeiten würde ich – hier sind die Werkzeuge dazu!«

Die alte Frau schien über diese Antwort entzückt zu sein. Sie wollte etwas Anderes sagen, doch plötzlich besann sie sich und sagte, noch immer dicht vor ihm stehen bleibend: »Doch nein, so weit sind wir ja noch nicht. Es ist ja noch nicht der erste August und Sie können ja bis jetzt nur von Ihrer Entscheidung bis zu diesem Augenblick sprechen. – Sie sind bei den Herren Baronen gewesen, nicht wahr?«

»Ja, ich bin bei ihnen gewesen!« bestätigte Bodo mit einer Miene, die eigentlich schon seine ganze Meinung über sie aussprach.

»Aha, ich verstehe. Sie haben Ihnen gefallen?«

»Nein,« sagte Bodo fest und fast bitter. »Diese Menschen sind – Sie verzeihen, Frau Birkenfeld, es sind ja Ihre Verwandte – so unscheinbare Wesen, was sage ich, so winzige, unbedeutende Wesen trotz ihrer Prahlerei und ihres flitterhaften Prunkes, trotz ihrer Frömmigkeit und trotz ihrer schmackhaften Weine, daß mich mein Besuch viel weiter von ihnen entfernt als näher gebracht hat. Wenn die ganze Welt voll von solchen Leuten wäre, so wollte ich lieber eine Ameise, als ein Freund und Kostgänger bei ihnen sein.«

»Haha! Haha!« lachte Frau Birkenfeld, lebhaft hin und her trippelnd und vor Freude in die Hände klatschend. »Da haben wir also endlich einen Menschen gefangen, der Augen im Kopf und das Herz auf der rechten Stelle hat!«

Bodo stand bei diesem enthusiastischen Ausruf mitten im Zimmer und sah das seltsame Gebahren dieser merkwürdigen Frau mit stillem Behagen an. Er mußte unwillkürlich lächeln. Sie bemerkte es auf der Stelle und sagte rasch:

»Sie lächeln? So! Wohl Ihnen, daß Sie es können! – Aber denken Sie von Fräulein Clotilden auch so, wie von den Andern? Sprechen Sie dreist, jetzt *will*, jetzt *muß* ich Alles hören.«

»Nun ja,« erwiderte Bodo gelassen, »das kann auch geschehen. Meine jetzige Entscheidung also ist, daß ich von dieser jungen Dame eben so denke, wie von ihren Eltern und Vettern.«

»Gut. Und wenn Sie *jetzt* sich entscheiden und antworten müßten, ob Sie sie heirathen wollen oder nicht, dann würden Sie sagen?«

»Offen und ehrlich – nein!«

»Trotzdem Sie möglicher Weise die Erbschaft Ihres Vaters verlieren?«

»Trotzdem – ja!«

Die alte Frau nahm eine würdevolle Miene an; ihre vorher in fieberischer Aufregung springenden Gesichtsmuskeln beruhigten sich, ihre Augen verloren das unheimlich blitzende Funkeln und sie sagte ruhig und fast mit weicher Stimme:

»Da haben Sie noch einmal meine Hand! Das will sagen, wir sind keine Feinde mehr, und das Fundament unserer Freundschaft kann als gelegt betrachtet werden, wenn Sie wollen. Nein, Sie haben Recht mit Ihrem jetzigen Entschluß und beharren Sie dabei: heirathen Sie nie ohne Liebe und Neigung, und wo möglich mit einer solchen Neigung, die das ganze Leben hindurch anhält. Das Gegentheil davon muß schrecklich sein. Doch halt! Hat zu dieser Ihrer augenblicklichen Entscheidung vielleicht der Gedanke beigegetragen, daß der Vater der Ihnen angetragenen Braut bis über die Ohren in Schulden steckt?«

»Gewiß nicht, daran habe ich noch gar nicht oder nur sehr wenig gedacht, denn das Geld ist nie das Erste, woran ich denke, wenigstens bestimmt es meine Handlungsweise nicht. Ueberdieß, wenn aus dieser Verbindung etwas geworden wäre oder noch würde, so wäre ja die Tochter des Barons nicht arm, da sie *meine* Frau würde.«

Ueber das Antlitz der alten Frau flog ein blitzartiges Leuchten. »Ah,« sagte sie, »Sie sind also reich?«

»Das will ich damit nicht sagen. Gegenwärtig bin ich fast ohne alles Vermögen, im Falle der Beerbung meines Vaters wäre ich aber doch nicht besitzlos.«

»So. Da ist Ihr Vater wohl nach Ihrer Meinung sehr reich gewesen?«

»Sehr reich wohl nicht, auch hat er mir gesagt, daß Schulden auf seinem Gute haften, nicht unbedeutende sogar, aber

bei sparsamem Leben würde es mich sowohl ernähren, wie auch am Ende die Schulden tilgen.«

»Am Ende! Hm! Ja, da tilgt sich freilich Alles!« erwiderte die Alte sarkastisch lächelnd. »Auch mag es so sein – aber würde Ihre Frau – diese Clotilde – sparsam sein, wenn auch Sie es zu sein verständen?«

»Das glaube ich nicht, so weit ist sie kenne. Doch lassen Sie jetzt von diesem Gespräche ab, es hat mich eben nicht erwärmt –«

»Aber doch erhitzt, wie es scheint. Ja, lassen wir davon ab, es ist Zeitvergeudung, über ein Nichts zu sprechen. Haha! Aber da fällt mir etwas Gutes ein. Wissen Sie was?«

Sie trat an das Fenster, blickte lange hinaus und sah dann wieder ihren jungen Gast auffallend freundlich, fast zärtlich an. »Betrachten Sie einmal die Wolken,« fuhr sie fort. »Hat der Wind zu wehen aufgehört oder nicht?«

Bodo blickte hinaus. »Er scheint ganz erstorben zu sein,« sagte er. »Die Sonne wendet sich schon stark gegen Westen zu, aber sie scheint warm, die Luft ist heiter und der Himmel blau, so weit mein Auge reicht.«

»Nun ja, so sehe ich es auch an – haben Sie Lust, mit mir ein wenig in meinen Garten zu gehen?«

Bodo blieb erstaunt am Fenster stehen. »Bin ich denn Ihr Freund?« fragte er still lächelnd. »Sie sagten ja vorher nur: wir seien keine Feinde mehr?«

»Still! Nichts mehr davon! Ich sagte Ihnen ja: das Fundament unserer Freundschaft sei gelegt. Mit einem Wort, wollen Sie?«

»Wenn Sie mich für würdig halten, mir Ihren Garten zu zeigen, so bitte ich darum.«

Die alte Frau schritt wie mit verjüngten Kräften durch das Zimmer und zog dreimal hinter einander heftig an einem an der Wand hängenden Glockenzuge. Als man dann gleich darauf eilige Schritte auf dem Hausgange hörte, öffnete sie die Thür ein wenig und rief mit weithin tönender Stimme hinaus:

»Boas! Schließ den Garten auf!«

Einen Augenblick darauf gab Frau Birkenfeld ihrem Gaste einen Wink, ihr zu folgen, und schritt nun lebhaft den Hausgang hinab, in dem ihr Boas schon mit abgezogenem Hute entgegenkam, nachdem er die stets verschlossen gehaltenen Thüren bereits geöffnet hatte. Der alte Mann mit dem schneeweißen, bis auf die Schulter und die Brust herabwallenden Haar und Bart, neigte sich ehrerbietig vor seiner Gebieterin, sein ängstlicher und immer mehr staunender Blick blieb aber auf Bodo von Sellhausen haften, als wolle er sein innerstes Wesen zu ergründen suchen. Dabei zitterte er merklich und vermochte kaum so schnell voran zu laufen, wie Frau Birkenfeld ging, um ihr die Thür zum Treibhause offen zu halten. Sie gab ihm im Vorbeigehen, da sie ohne Zweifel seine Gemüthsbewegung bemerkte, einen mürrischen Wink und er zuckte als Antwort leise die Achseln, als wollte er sagen: »Mein Gott, was kann *ich* dafür! Ich bin ja auch nur ein Mensch!«

Durch das augenblicklich fast leere Treibhaus rasch hindurchschreitend und selbst in dem behaglichen Saale sich kaum nach ihrem Gaste umschauend, schritt sie bis zur Schwelle der offenen Thür desselben. Hier erst blieb sie stehen und indem sie mit der Rechten in den vor ihr liegenden Garten deutete, sah sie sich mit fragendem Blick nach dem Legationsrath um, als sei sie begierig, zu erfahren, welchen

Eindruck der erste Anblick ihres kleinen Paradieses auf ihn machen würde.

Bodo trat auf die Schwelle neben ihr, sah neugierig hinaus und blieb erstaunt und schweigend auf seinem Platze stehen. Der duftende Garten, kurz vorher reichlich besprengt, und die Blumen darin, von dem Strahle der sinkenden Sonne zauberhaft beleuchtet, boten zu dieser Stunde einen Anblick dar, der im Verein mit dem melodischen Schlage zahlloser Nachtigallen, die so eben ihr feierliches Abendlied anzustimmen begannen, einen ungemein lieblichen und überraschenden Eindruck auf den Beschauer hervorbrachte.

»Nun?« fragte Frau Birkenfeld ihren noch immer schweigenden Gast. »Da haben Sie das grüne Reich, in dem ich unumschränkte Gebieterin bin – wie gefällt es Ihnen?«

»Frau Birkenfeld,« entgegnete Bodo mit wirklicher Empfindung, »das geht über meine Vorstellung! So reizend und einladend habe ich es mir bei Ihnen nicht gedacht.«

Die alte Frau lächelte vor stiller innerer Freude und nickte ihm ermunternd zu. »Ja, ja,« sagte sie, »einladend ist es. Aber nun kommen Sie. Ich will Ihnen zeigen, was ich habe – ach! es ist das Einzige, worauf ich ein wenig stolz bin.«

Sie schritt in den Garten hinaus, nachdem ihr Boas rasch ein paar Gummischeuhe übergezogen und den Regenschirm eingehändigt, und Bodo folgte ihr, seine Blicke immer tiefer in die herrlichen Gebüsche und die prachtvollen Blumenbeete versenkend, auf den bequemen, mit Kies bestreuten Wegen, die an einladenden Ruhesitzen vorüber, allmählig nach der Höhe des Wartthurmberges sich empor schlängelten.

Als der Weg steiler wurde und die alte Dame nur langsam und sichtbar mit Mühe sich fortbewegte, sagte Bodo, ihr mit

zarter Aufmerksamkeit seinen Arm bietend: »Bitte, Frau Birkenfeld, bedienen Sie sich meines Armes. Er ist stark und stützt Sie gern.«

Sie zögerte nur einen Augenblick, dann aber legte sie ihre magere Hand, die sie vorsichtig mit einem Zipfel ihres Pelzmantels bedeckte, in den hingehaltenen Arm und sagte: »Ja, stark ist er, das ist wahr!« Und dann schritt sie so aufgeheitert und muthig weiter, als jauchzte eine innere Stimme in ihr: »O, ich habe endlich eine Stütze, und was für eine! Einen Menschen, dem ich vertrauen kann, ein Herz, das mich nicht belügt. O, wie man sogar in seinem Alter noch glücklich sein kann!« –

Langsam, nur wenig sprechend und bisweilen stehen bleibend, um alle die sich allmählig aus den Gebüschern aufrollenden Blumenschätze, die geschmackvoll geordneten Baumgruppen, die bequemen Sitzplätze und die herrlichen Aussichtspunkte zu betrachten, schritten die beiden Personen die grüne Höhe hinan. Um sie her strömten die Rosen, die Lilien, die Levkojen, die Reseda und hundert andere wohlriechende Blumen ihre köstlichen Düfte aus, die Nachtigallen schmetterten und klagten in allen Gebüschern und die Insecten summten ihr zauberisches, unbegreifliches Lied. So kamen sie endlich auf dem grünen Rasen unter den Linden an, wo die Bienenhäuser standen und die fleißigen Thiere noch immer um die Wipfel der hohen Bäume schwirrten und ihre Arbeit eifrig fortsetzten.

Frau Birkenfeld blieb stehen, blickte sich heiter um und suchte dann unendlich freundlich die immer mehr staunenden Augen ihres Begleiters auf. »Da sehen Sie meine kleine Welt,« sagte sie. »Hier haben Sie Alles, was ich bisher liebte

und pflegte. Ach, Sie haben mir vorher recht wohl gethan – vielleicht, ohne es einmal zu wissen.«

»Womit denn?« fragte Bodo mit einer Stimme, die ihm unmittelbar aus dem Herzen zu kommen schien, indem seine dunklen Augen vor stiller Freude und mit wahrhafter Theilnahme gegen den Blick der alten Frau sanft aufleuchteten.

»Damit, daß Sie sagten, Sie wollten lieber eine Ameise sein, als in einer Welt verkehren, wo alle Leute solche Barone wie jene Drei sind. Hätten Sie gesagt: ein Löwe oder irgend ein anderes edles Thier, es würde mir nicht halb so gut gefallen haben. Aber Sie haben Recht: arbeitsam und bescheiden zugleich muß der Mensch sein, und indem Sie die kleine Ameise zu Ihrem Sinnbilde wählten, wollten Sie Beides sein. Sie hätten aber auch: eine Biene! sagen können. Ja, ja, das sind meine Lieblinge – sehen Sie, sie umfliegen mich schon, denn sie kennen mich. O, fürchten Sie sich nicht. Sie thun Ihnen nichts. Es wäre das erste Mal, daß sie Jemanden stachen, der *mit mir* unter sie tritt.«

Sie ging jetzt mit ihrem Gaste von einem Hause zum andern, zeigte ihm Alles und ließ ihn die innere Einrichtung der kleinen Wohnungen bewundern. Nachdem sie sich aber ziemlich lange dabei aufgehalten, trat sie wieder ihren Rückgang an, sagte ihren Bienen gute Nacht und schritt in den tiefer gelegenen Garten hinab, wo sie sich in einer dicht umrankten Laube niederließ, die eine herrliche Aussicht über das Thal hin bot und in welcher ein Tisch und einige bequeme Gartenstühle zu ihrem Empfange bereit standen.

Nachdem Beide eine Weile hier gesessen und ihre Blicke an dem schönen Abend, der langsam auf das schweigende

Thal herniedersank, geweidet hatten, hörte man plötzlich den feinen Kies unter den Tritten eines sich Nahenden knirschen und einen menschlichen Athem den Berg herauf keuchen. Es dauerte auch nicht lange, so trat Boas in ganz neuer blauer Blouse, in der einen Hand den Hut, in der andern ein silbernes Handbrett mit einer Flasche und zwei Gläsern tragend, aus dem Gebüsch hervor und stellte, ohne ein Wort zu sprechen, den Wein und die Gläser auf den Tisch vor seine Herrin. Nachdem er dies gethan, ging er fort, kam aber sogleich mit einem geräumigen Korbe wieder, den er auf einen Stuhl in der Laube bei Seite stellte. Daraus nahm er drei feine Damastservietten, breitete die eine über den Tisch aus, setzte kleine Teller mit silbernen Messern und Gabeln hin und trug dann einige Schüsselchen mit dicker Milch, Früchten, weißem Brod, Honig und zuletzt ein in vier gleiche Stücke zertheiltes Huhn auf. Alles dies that er schweigend und in gemessenster Weise. Der Legationsrath sah ihn einige Mal, während Frau Birkenfeld ruhig weiter sprach, dabei an und glaubte eine seltsame, nur mit Mühe verhaltene Rührung auf den faltigen Zügen des alten Mannes wahrzunehmen, der sich wiederholt räusperte und öfters verstohlen mit dem Blousenärmel über die Augen fuhr.

Als er fertig war, blieb er stehen, blickte seine Herrin demüthig an, die seine stumme Frage verstand und blos sagte: »Es ist gut, Boas, Du kannst gehen!«

Er ging. Aber gleich darauf drang ein vernehmlicher, wenn gleich halb unterdrückter Laut, der nur aus der Brust eines Menschen kommen konnte und der Bodo's aufmerksamem Ohre nicht entging, durch das benachbarte Gebüsch nach der Laube herein.

Aber auch die scharfen Ohren der alten Frau hatten ihn vernommen. Sie horchte einen Augenblick gespannt hin, dann stand sie heftig auf, trat hinter das Gebüsch und sah zu ihrer nicht geringen Verwunderung daselbst ihren Gärtner stehen, der bitterlich weinte und sich die alten Augen mit einem rothen leinenen Taschentuche trocknete.

»Boas!« flüsterte die alte Dame mit leiser Stimme. »Was fällt Dir ein? Alter Mensch, willst Du mich durchaus in Verlegenheit setzen? Pfui, schäme Dich. Heule jetzt nicht, nachher kannst Du meinetwegen heulen, so lange Du willst. Marsch, geh hinunter und laß Dich nicht wieder vor dem Herrn sehn!«

Boas machte eine flehende Geberde, indem er die gefalteten Hände gegen seine Gebieterin erhob, als wolle er eine stumme Bitte wagen. »Nichts da!« rief sie etwas lauter und heftiger. »Fort! Ich will es!«

Boas schlich tief erschüttert den Berg hinunter, Frau Birkenfeld aber trat mit sichtbar ergriffener Miene in die Laube zurück, legte dem Gaste einige Speisen vor, sah nach der Etiquette der bereits entkorkten Weinflasche, goß dann beide Gläser voll und sagte dabei: »Nun wollen wir essen und trinken; es wird uns schmecken. Meine Abendspeisestunde ist zwar eigentlich schon vorbei, aber es thut nichts, es muß Ausnahmen von der Regel im Leben geben und der heutige Tag ist eine Ausnahme. Ach ja! So. Auf Ihr Wohlsein, Herr Legationsrath!«

Sie stieß mit ihrem Glase an das ihr entgegengehaltene des Gastes an und that einen kräftigen Zug daraus. »Er ist gut,« sagte sie dann, »und das wundert mich nicht. Es ist Johannisberger Cabinetswein und rührt noch von meinem

seligen Manne her, der ein Kenner war und ihn nur seinen besten Freunden bei feierlichen Gelegenheiten vorsetzte.«

»Er ist vortrefflich,« bestätigte Bodo, ebenfalls trinkend und wiederholt kostend. »Aber es sollte mir doch leid thun,« fuhr er fort, »wenn mein langer Besuch Ihre Hausregel umgestoßen hätte.«

»Nichts von leid thun, gar nichts!« erwiderte sie. »Beim Mahle, wenn es auch nur so einfach ist, wie dieses, soll man an keine das Gemüth erregenden Dinge denken oder von ihnen sprechen – also langen Sie zu, ich thue es auch – das ist auch eine Unterhaltung –«

So aßen und tranken sie denn, eine Weile schweigsam neben einander sitzend. Frau Birkenfeld zwar rührte kaum nur die Speisen an, dem Wein aber sprach sie fleißig zu, als habe sie eine wahre Begier, ihre angegriffenen Lebensgeister anzufeuern. Ihre Augen nahmen dabei einen eigenthümlichen warmen Glanz an, ihre Miene wurde allmählig wieder ruhiger und sie warf mitunter einige wohlwollende Blicke auf ihren Gast, der still aß und trank, aber sein Auge scharf auf jeden Vorgang gerichtet hielt, ohne daß man es ihm anmerken konnte.

Als aber auch er endlich Messer und Gabel niederlegte, sagte die alte Dame: »So, Sie sind also fertig? Nun gut, dann können wir weiter plaudern.« Und sie begann ihm eine Frage nach der andern vorzulegen, die er stets nach besten Kräften beantwortete, da sie Gegenstände betrafen, in denen er zu Hause war und die sich auf einem ganz anderen Felde als ihr früheres Gespräch bewegten.

So mochten sie schon länger als eine Stunde hier gesessen haben und die Sonne neigte sich immer tiefer, die Schatten im Garten wurden immer länger und dichter und ein feiner

schleierartiger Dunst lagerte sich über das freundliche Thal, das sich allmählig zum nächtlichen Schlummer vorbereitete.

»Es wird Ihnen doch nicht zu kühl?« wagte Bodo endlich zu fragen, mit der Hand nach der sinkenden Sonne deutend. »Der Abend ist hereingebrochen und ich möchte Ihre Regel nicht noch länger umstoßen.«

Sie griff fast krampfhaft heftig nach seinem Arm, als fürchte sie ihn plötzlich zu verlieren oder als wolle sie ihn noch länger an sich fesseln. »O nein, o nein,« hauchte sie hervor, »Sie denken doch nicht daran, mich schon zu verlassen? O, thun Sie das nicht, Sie sind ja noch nicht lange bei mir und ich fürchte mich heute allein zu sein, wenn Sie gegangen sind.«

»Wenn Sie es wünschen, so bleibe ich noch.«

»Ja, bleiben Sie, so lange es geht. Ach, ich habe nicht oft Gesellschaft, die mir zusagt. Sehen Sie, ich bin eine steinalte Frau und stehe so ganz allein und einsam in der Welt. Meine paar Freunde – die meisten habe ich ja überlebt – denen das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, der brave Meier und mein redlicher Sachwalter, wohnen weit von mir entfernt und haben viel zu thun, sie können mich also nicht oft besuchen. Ich aber muß meine Bequemlichkeit und Ruhe haben und kann mein Haus nicht so oft verlassen. Bald vielleicht kommt sogar die Zeit, wo ich nicht mehr aus meinem Zimmer gehen darf – und *der* Gedanke ist bitter. Ach, was soll dann aus meinem Garten und meinen Bienen werden!«

Sie schwieg eine Weile und dachte, trübe vor sich hinstarrend, über ihre eigenthümliche Lage nach.

Bodo sprach einige freundliche Worte, wie sie unter solchen Umständen allein tröstlich sind, indem er sagte, daß

man ja, wie sie selbst sage, an das Kommende nicht denken und nur die gegenwärtige Stunde festhalten müsse.

»Ja, ja,« erwiderte sie, »Sie haben wohl Recht, aber bisweilen fühle ich mich doch recht einsam in dem alten Hause, und auch die Gedanken wollen nicht mehr, wie früher, helfen, die Langeweile zu vertreiben, wenn ich müde werde und nicht mehr arbeiten kann.«

»Ich will Sie öfter besuchen, wenn Sie es erlauben,« sagte Bodo.

»Ja, thun Sie das, ich bitte darum,« fuhr sie lebhaft fort. »Wir werden uns dann näher kennen lernen und Sie werden sich überzeugen, daß ich nicht die alte unerträgliche Hexe bin, für die mich die Leute halten. Das Herz ist mir noch nicht ganz verknöchert und ein kleiner warmer Lebensstrom pocht und fluthet noch immer darin. – Aber ich habe auch einen Wunsch, mein lieber Herr Legationsrath, und ich denke, ich darf es immerhin wagen, ihn auszusprechen.«

»O, sprechen Sie ihn aus, ich wollte, ich könnte Ihnen *vielen* Wünsche erfüllen!«

Die alte Frau dachte eine Weile über diese Worte nach, die einen tiefen Widerhall in ihrem Herzen zu finden schienen, und sagte dann: »Ach, wozu die Ziererei! Ich will dreist sprechen und so wollen wir es von heute an immer zwischen uns halten. Wissen Sie, wie lange ich Sellhausen nicht gesehen habe?«

Bodo fuhr freudig erschrocken auf. »Wie lange nicht?« fragte er beinahe heftig.

»Es sind etwa dreißig Jahre her, und Vieles mag sich in dieser langen Zeit daselbst verändert haben.«

»Dreißig Jahre!« sagte Bodo nachdenklich. »Ein ganzes Menschenleben! Oja, da verändert sich überall Viel, und auch Sellhausen ist neu gebaut und geschmückt.«

»Ich weiß es wohl und – da haben Sie es – ich möchte es wohl einmal sehen und noch vor dem ersten August, wo Sie es vielleicht auf ewig verlassen, wie?«

Bodo zuckte leise die Achseln. »Was Gott thut, das ist wohlgethan!« sagte er sanft mit seiner tiefen, wohllautenden und in's Herz dringenden Stimme.

»O, wie Sie das sagen! Das ist ein wahrer Trost. Ja, ja, ich muß es vorher noch sehen und ich werde Sie also bald heimsuchen und dann den Meier mitbringen.«

»Sie sollen mir jede Stunde willkommen sein und dann recht lange bei mir bleiben.«

»Das wollen wir abwarten. Es kommt darauf an, wie es mir bei Ihnen gefällt und ob mich nicht mein stiller Kummer zu stark bei Ihnen packt. Doch nein, das fürchte ich jetzt nicht mehr. Wir sind ja Freunde und Sie helfen mir gegen meinen Kummer ankämpfen. Wir haben zusammen gegessen und getrunken, von Herzen mit einander geredet und so wollen wir uns auch einander beistehen. Ihnen, ja, Ihnen – habe ich Alles verziehen –«

»O, Frau Birkenfeld,« rief Bodo tief gerührt bei diesen Worten aus, »wie dankbar bin ich Ihnen dafür, daß Sie mir dies sagen! Könnte ich doch die Hoffnung hegen, daß auch mein Vater auf solche Milde rechnen darf –«

»Still! Davon ein ander Mal – nichts über Ihren Vater, mit dem habe ich einen anderen Strauß als mit Ihnen. Und wenn man glücklich ist, muß man das Glück genießen, es ist flüchtig wie die warme Luft des Frühlings – es schwindet

unter den Händen und über Nacht kommt das eisige Gewitter, das Alles erkältet und verwüstet. – Wie lange haben Sie noch zu reiten, bis Sie zu Hause sind?«

»Zwei volle Stunden!«

»Da wird es spät werden, bis Sie nach Sellhausen kommen. Daran bin ich schuld. Die Sonne ist längst hinter den Bergen und es wird dunkel. Lassen Sie uns aufbrechen – mich friert.«

Und sie schauderte sichtbar zusammen, aber vielleicht mehr, weil sie an die sie bald erwartende Einsamkeit dachte, als weil die kühlere Abendluft, die immer noch warm genug war, eine empfindliche Wirkung auf sie übte.

Bodo erhob sich rasch, bot wieder seinen Arm dar und führte die alte Frau, nachdem er sie sorgsam in den Pelz gehüllt, langsam den Berg hinab. Unterwegs sprach sie kein Wort. Es war, als ob das Leben, das bisher so kräftig in ihr pulsirt, eingeschlummert wäre. Im Zimmer angekommen, wo sie Bodo zuerst empfangen, stand sie vor ihm still, sah ihm tief und lange in die Augen und sagte sanft:

»Es ist fast ganz dunkel hier, aber ich erkenne doch noch Ihre Züge und sehe den Glanz Ihres Auges. Ach!« Und sie fuhr mit den Händen über beide Augen und wandte sich hastig ab.

»Leben Sie wohl!« sagte Bodo, nach dem Hute greifend.

»Gute Nacht! Geben Sie mir aber erst Ihre Hand. So. Ich – danke für Ihren Besuch!«

»Und ich für Ihren Empfang!«

»Still! Der Empfang war nicht angenehm, für Sie ebenso wenig wie für mich, ich weiß es wohl – aber alte Leute haben Launen, Sie wissen es ja! Doch ich denke, der Abend

hat den Nachmittag aus Ihrem Gedächtniß verwischt, wie bei mir.«

»Ganz und gar, Frau Birkenfeld!«

»So geleite Sie Gott!«

Sie begleitete ihn bis an die Hausthür, drückte noch einmal seine Hand und kehrte in ihre stille Stube zurück, als er die Stufen nach dem Vorgarten hinunter schritt.

Kaum aber war die Thür hinter dem Abgehenden zugefallen, so stürzten Boas und Dina aus dem Hinterhause zu ihrer Herrin herein, mit starren Gesichtern und emporgehobenen Händen. Als Frau Birkenfeld aber ihre Dienstboten in solcher Aufregung bei sich eintreten sah, richtete sie sich straff in die Höhe, riß die drohenden Augen weit auf und rief:

»Was wollt Ihr? Hinaus – den Augenblick! Kein Wort will ich hören, ich verbiete es Euch. Und vor einer Stunde läßt sich kein Mensch bei mir sehen!«

Sie wies mit gebieterischer Geberde nach der Thür und die beiden alten Getreuen schlichen ebenso leise wieder ab, wie sie stürmisch gekommen waren, um sich in ein hinteres Zimmer zu begeben und dort mäuschenstill zu verweilen, wie ihnen geboten, denn sie wußten, daß ein von ihrer Herrin in solcher Weise ausgesprochener Befehl niemals übertreten werden durfte.

Als aber die beiden Diener das Zimmer verlassen hatten, trat Frau Birkenfeld wie ein geheimnißvoller Schatten an das Fenster, legte ihre heiße Stirn gegen eine Scheibe und starrte mit ihrer ganzen Sehkraft nach dem Flusse hinab. Es war noch nicht so dunkel, daß sie nicht das Boot mit dem Gaste hätte hinüber fahren sehen können. Sobald sie sich aber überzeugt, daß dieser jenseits des Wasser sei, glitt

sie vom Fenster zurück, zündete mit bebender Hand eine Wachskerze auf einem kleinen silbernen Leuchter an, trat auf den Flur, überzeugte sich, daß Alles still und sie allein sei, riegelte das Haus auf und ging mit dem brennenden Lichte in den Vorgarten hinaus.

Die Luft war völlig unbewegt, es rührte sich kein Blatt, so daß die Flamme der Kerze nicht einmal davon in Bewegung gesetzt wurde. Die alte Frau trat nun geräuschlos in den kleinen Vorgarten, bückte sich und spähte aufmerksam nach Etwas auf dem Boden. Bald auch hatte sie entdeckt, was sie suchte. Es war die Karte des Fremden, die sie in ihrem ersten Grimme zerrissen und aus dem Fenster geworfen hatte. Die vier Stücke lagen nicht weit von einander entfernt auf einem Rosenbeet. Sie raffte sie schnell zusammen und eilte wie mit einem Schatze in ihr einsames Zimmer zurück das sie sogleich hinter sich verschloß.

Dann aber entwickelte sich eine unbegreifliche und schwer zu schildernde Scene. Die alte Frau setzte sich auf einen Stuhl an den Tisch vor dem Sopha, legte behutsam die vier Stücke der Karte zusammen, so daß sie wieder ein Ganzes bildeten, und beugte nun tief das greise Haupt darüber hin.

»Bodo von Sellhausen. Legationsrath a. D.« las sie. Sie las es wohl zehnmal hinter einander und jedesmal bebte ihr Herz von Neuem mächtiger auf; ihre Finger zitterten wie Espenlaub und ihr klares Auge umflorte sich mit einem trüben Schleier.

Plötzlich ließ sie den Kopf auf die untergebreiteten Hände sinken und, was ihr vielleicht in einem Menschenalter nicht begegnet, begegnete ihr jetzt. Sie weinte laut. So laut und

mit so herzerreißenden Tönen, daß sich ein Herz von Stein darüber hätte erbarmen mögen.

Eben so plötzlich aber hörte auch dieser seltsame Schmerzensausbruch wieder auf. Die starke Seele dieses gebrechlichen Körpers hatte den Schmerz bezwungen und sie war wieder die geistig gefaßte Frau Birkenfeld.

»Es ist vorbei,« sagte sie halblaut zu sich, »was ich die beiden letzten Stunden gefürchtet habe. Ich wußte, daß es kam. Ah! Nun ist mir leicht und ich kann wieder denken. Boas hat also nicht allein geweint. Was der alte Mensch für Augen hat! Ich glaubte, nur meine wären gut und treu. Nun, das soll ihm vergolten werden! Ach! Aber ich muß heute noch schreiben – Vieles und Wichtiges – an Backhaus. Doch wie? Schreiben? Wie kann das geschrieben werden? Nein, ich muß morgen selbst hinüber und mit ihm sprechen. Ja, das will ich und so soll es sein, so wahr mir Gott helfe! Denn es muß bald abgemacht werden, was ich abmachen will; ich bin eine alte Frau und meine Stunde kann jeden Augenblick schlagen. Aber Gott sei Dank, daß ich noch rüstig bin! Ich kann noch helfen und hier *soll* und *muß* geholfen werden. O, o, o, wie sehr hatte der Meier Recht, als er sagte: ich sollte nur *sehen*! Jetzt erst verstehe ich ihn. Mein Gott, mein Gott, das war ein Tag!«

Plötzlich fuhr sie erschrocken zusammen. »Es kommt aber noch *ein* Tag,« fuhr sie fort, »der wird nicht so angenehm wie dieser, obgleich vielleicht noch viel wichtiger sein. *Der erste August!* Wenn er nur standhaft bleibt! O er – ja! Aber ich? Wenn ich wüßte, was der alte – der alte Sellhausen in seinem Testament geschrieben, ich wollte meinen halben Garten dafür geben – und das ist Viel! Doch ruhig, ruhig, Grete, er wird ja kein Dummkopf gewesen sein! – Fast denke ich

mir, was er gesagt hat! Der Alte war immer schlau, wie andere Menschenkinder. Aber – dann – nun ja, zuerst kommt *Er* – und es giebt einen harten Schlag – und dann komme *Ich* und mein Schlag wird nicht weniger hart sein für Den, den er trifft, denke ich. Hahaha! Jetzt kann ich wieder lachen – die alte Grete lacht – und das hat stets Etwas zu bedeuten gehabt und es muß doch noch nicht so schlimm um sie stehen.«

Hierauf kauerte sie sich wieder über die Karte, las sie noch einmal und buchstabirte langsam die Worte: »Bodo von Sellhausen. Legationsrath a. D.«

Da aber war die ausbedungene Stunde vorüber, denn Frau Birkenfeld hatte lange in Nachdenken zugebracht; Sie horchte auf, als habe sie draußen ein Geräusch vernommen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Es waren Boas und Dina, die sich auf dem Hausgange vernehmen ließen, um zu ihrer Herrin zu eilen, und diese schloß jetzt ruhig die Thür auf und ließ die treuen Dienstboten bereitwillig in ihr Zimmer ein.

## DRITTER THEIL.

## 1. ERSTES KAPITEL. DER FAMILIENRATH.

Nicht viel weniger unruhig, obgleich in ganz anderer Weise, hatte man diesen Abend in Sellhausen zugebracht. Fräulein Treubold und Gertrud hatten berechnet, daß der Legationsrath, wenn er zwei Stunden auf der Cluus bliebe, was für einen ersten Besuch, namentlich unter den bekannten Umständen, eine ziemlich lange Zeit war, doch schon um sieben Uhr wieder auf dem Gute zurück sein könne, aber er war weder zu dieser Stunde, noch um acht, noch um neun Uhr eingetroffen und von nun an gaben sich die beiden Frauen einer lebhaften Unruhe hin. Sie konnten sich auf keine Weise erklären, was den Herrn so lange auf seinem Wege aufhalte, und wie man stets bei solchen Gelegenheiten eher an ein Mißlingen irgend eines Planes oder Unternehmens, das heißt also eher an ein Mißgeschick als an das Gegenteil denkt, so war es auch hier der Fall und namentlich die erregbare Phantasie der älteren Dame malte sich die seltsamsten Verhältnisse und Ereignisse aus.

Endlich aber gab sie der schon wiederholt von Gertrud geäußerten Vermuthung Gehör, daß ihr lieber Herr beim Meier eingekehrt sei, und bei diesem Glauben blieb sie bis um halb zehn Uhr, wo der Verwalter, der in der Stadt gewesen war, zurückkam und erzählte, daß er den Meier vor der Thür seines Hauses gesprochen und von ihm gehört habe, daß Herr von Sellhausen keinen Augenblick bei ihm gewesen und allem Vermuthen nach bis zum späten Abend auf der Cluus geblieben sei.

Die beiden Frauen warfen sich bei diesem Berichte einen bedeutungsvollen Blick zu und waren froh, als sie Herr Hinz

bald darauf wieder verließ und sie ihre Gedanken nun in Worte kleiden konnten.

»Das will mir nicht gefallen,« sagte zuletzt Fräulein Treuhold, – »was meinst Du, Gertrud?«

»Ich meine gar nichts, Tante. Wer kann wissen, was auf der Cluus vorgefallen oder welchen anderen Weg Herr von Sellhausen eingeschlagen hat?«

»Nein, nein, er hat keinen anderen eingeschlagen, ich kenne ihn darin. Er reitet nie lange in der Irre umher und kommt gar zu gern früh nach Hause; ich weiß es bestimmt.«

»Nun, dann gedulde Dich,« versetzte Gertrud mit fester Entschlossenheit, »Du kannst hier nichts Anderes thun als warten!«

Fräulein Treuhold rollte ihr Strickzeug zusammen und legte es fort. Nach einer Weile, die sie unruhig hin und her gehend verbracht, sagte sie mit fast eigensinniger Bestimmtheit: »Aber ich bleibe auf, wenn er auch die ganze Nacht nicht kommt. Ich muß wissen, was vorgeht.«

Gertrud lächelte still vor sich hin. »Das wirst Du wohl nicht erfahren,« sagte sie nach einer Weile, ihre Bücher und die jüngst erhaltenen Kupferstiche nun ebenfalls zuschlagend und bei Seite bringend. »Herr von Sellhausen wird nicht überaus redselig sein, wenn er so spät nach Hause kommt.«

»Wer weiß es! Etwas spricht er immer und ich lese wenigstens auf seinem Gesicht, ob er Glück oder das Gegentheil gehabt hat.«

Plötzlich hob Gertrud das sanfte, schöne Gesicht gegen die Tante auf, als sei ihr ein neuer Gedanke in den Kopf gefahren. »Was giebt's?« fragte das alte Fräulein rasch. »Hast Du Dir etwas ausgedacht?«

»Ja,« entgegnete Gertrud leise, als dürfe Niemand ihren Gedanken vernehmen; »am Ende ist er so still nach Hause gekommen, wie damals, als er auf der Grotenburg gewesen.«

Fräulein Treuhold blieb mitten in ihrem Gange stehen und sah ihre Nichte groß und verwundert an. »Bei Gott, Du kannst Recht haben,« rief sie, »daran habe ich noch gar nicht gedacht. Das muß ich gleich untersuchen!«

Sie zündete einen Wachsstock an und verließ das Zimmer, Gertrud in einer größeren Spannung zurücklassend, als sie vermuthete. Als die alte Dame gegangen war, trat Gertrud an's Fenster, öffnete es, horchte hinaus und schloß es dann nach einer Weile wieder. »Nein, nein,« sagte eine innere Stimme zu ihr, die sich immer mehr Bahn brach, »er ist noch nicht da; er ist – ich hoffe, ich wünsche es, – bei Tante Grete geblieben. Doch still – da kommt die Tante wieder!«

Fräulein Treuhold trat langsam zur Thür herein, blies ihren Wachsstock aus und sagte: »Nein, das war ein Irrthum, Liebe. Sein Zimmer ist leer und Rieke patrouillirt auf und ab auf dem Gange, sie hat sich das Nämliche gedacht, was Du vorher sagtest.«

Die beiden Frauen setzten sich nun an das Fenster, sprachen noch Einiges über den vorliegenden Fall und horchten dabei fleißig nach dem Hofe hinaus. Es war schon elf Uhr, so eben verkündeten die verschiedenen Uhren im Hause die späte Stunde mit lautem Schläge. Da sollte ihre auf das Höchste geschraubte Erwartung endlich gestillt werden. Etwa fünf Minuten waren nach dem letzten Schläge wieder verrauscht, da schlugen die Hunde auf dem Hofe heftig an.

Fräulein Treuhold riß ein Fenster auf und lauschte hinaus, hinter ihr Gertrud, mit gleicher Aufmerksamkeit und

hoch schlagendem Herzen das Ohr nach dem Hofe richtend. Gleich darauf hörte man ein rasch herantrabendes Pferd die Steine des Pflasters berühren, der Reiter ritt eilig durch das Thor und hielt vor dem Pferdestalle – er war es, Herr von Sellhausen war endlich nach Hause gekommen.

Wenige Minuten später hörte man ihn die Rampe ersteigen und nun nahm Fräulein Treuhold die Lampe vom Tisch und trat mit glühendem Gesicht und mit vor Aufregung blitzenden Augen dem Ankommenden auf dem Flur entgegen.

So eben öffnete Bodo die Hausthür. »Guten Abend, Fräulein Treuhold!« rief er mit einer Stimme, die frisch und heiter klang, so heiter, daß Gertrud sich nicht enthalten konnte, zu sich selbst zu sprechen: »Gott sei Dank! Ich werde das Rechte getroffen haben!«

Bodo trat in das Zimmer. »Was!« rief er freudig, als er Gertrud sah, »Sie sind auch noch wach? Ah, das ist hübsch, das habe ich nicht mehr erwartet. Nun, da bin ich, aber freilich ist es etwas spät geworden.«

Dabei reichte er erst der alten Dame, dann Gertrud die Hand, sah Beide freundlich an und nahm sogleich seinen Platz in der Sophaecke ein.

Die Augen der beiden Frauen hafteten jetzt fast gleich scharf auf dem Gesichte des Legationsraths und bemerkten auf der Stelle, was zu bemerken war. Des Legationsraths Gesicht strahlte von innerer Zufriedenheit, seine Miene trug einen unaussprechlichen Ausdruck von Behaglichkeit und in seinen Augen lag ein so warmer, lebensvoller Glanz, wie Beide ihn noch nie an ihm wahrgenommen hatten.

»Aber mein Gott,« begann Fräulein Treuhold wie gewöhnlich ihre Frage, »wo sind Sie denn so lange gewesen, Herr

Legationsrath? Wir haben uns beinahe die Augen nach Ihnen ausgesehen und konnten uns Ihr Ausbleiben gar nicht erklären.«

Bodo warf einen raschen fragenden Blick auf Gertrud, und da diese stillschweigend Dasselbe zu sagen schien, nickte er erfreut und erwiderte: »Sie wußten ja, wo ich war – auf der Cluus.«

»Auf der Cluus? So lange? Die ganze Zeit? – Das ist doch wohl nicht möglich!«

»Doch, liebe Alte!« erwiderte Bodo mit freudiger Hast. »Ich kam erst nach drei Uhr hin und hielt mich etwas im Fährhause auf. Dann führte ich mit der alten Dame fast zwei Stunden lang ein ernstes Gespräch –«

»Und dann?« fragten Gertrud's wie Diamanten blitzende Augen mit einer Sprache, die zu entziffern dem Legationsrath keine allzu große Mühe verursachte.

»Dann,« fuhr er fort, seine Worte mehr an Gertrud als an die Treuhold richtend, »dann führte mich Frau Birkenfeld in ihren Garten, zeigte mir Alles und Jedes und ich mußte mit ihr zu Abend speisen und köstlichen Johannisberger trinken. Sehen Sie also da – wie sehr ich mir Ihre Rathschläge zu Herzen genommen habe und wie wenig heftig ich gewesen bin!«

Ueber Gertrud's liebliches Gesicht breitete sich plötzlich eine tiefe Purpurgluth aus. »Wie,« rief sie verwundert und doch erfreut aus, »Tante Grete hat Sie in ihren Garten geführt?«

»Ja, mein Fräulein, gewiß. Warum sollte sie nicht?«

»Nun, dann sind Sie ihr sehr willkommen gewesen, denn im Garten nimmt sie nur wenige Menschen an.«

»Es scheint so,« erwiderte Bodo, stand auf und goß sich ein Glas Wasser ein, das in einer Karaffe frisch auf dem Tisch stand.

»Das ist Gertrud's Glas! Hier ist ein reines!« fuhr Fräulein Treuhold auf und trat hastig gegen den Tisch heran.

Bodo aber hatte das Glas schon an die Lippen gesetzt, lächelte dabei, trank es rasch ganz leer und setzte es dann bei Seite, indem er zu Gertrud sagte: »Verzeihen Sie – aber es hat mir trefflich geschmeckt! Es scheint,« fuhr er dann fort, »daß es auf der Cluus so war, wie Sie so eben sagten, oder vielmehr, ich habe den Beweis erhalten, daß ich dort wirklich willkommen war, obgleich es im Anfang nicht so schien. Als wir uns aber erst gegenseitig näher kennen gelernt, ging der alten Frau das Herz auf und so plauderten wir bis nach neun Uhr. Dann erst ritt ich eiligst heim und hier bin ich, herzlich müde und doch seelenfroh.«

Gertrud schlug unwillkürlich die Hände zusammen, sie konnte ihre Freude kaum stillschweigend tragen, aber was sie sagte, lautete nur: »O, wie wird mein Vater sich freuen!«

»Wir wollen ihn morgen besuchen, Fräulein Gertrud, wir alle Drei – wollen Sie mit?«

»Wie Sie so fragen können!« entgegnete Fräulein Treuhold, an welche die letzten Worte gerichtet gewesen. »Aber nun sagen Sie mir doch, wie hat Ihnen Frau Birkenfeld gefallen? Sie ist wohl am Ende nicht so schlimm, wie die Leute sagen?«

Bodo lächelte auf eine etwas geheimnißvolle Weise. »Ah,« versetzte er, »Sie wollen mir auf den Zahn fühlen. Na, das habe ich mir wohl gedacht. Allein ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß man dieser alten Frau großes Unrecht thut, wenn man so herzlos und absprechend über sie urtheilt. Im

Gegentheil, Ihr Vater, Fräulein Gertrud, hat sehr Recht gehabt, als er ihr gutes Herz pries. Sie hat wohl ihre Eigenheiten, aber wer hat die nicht, zumal wenn er alt wird? Im Ganzen jedoch halte ich sie für eine unglückliche Frau –«

»Für eine unglückliche?« fragte Gertrud verwundert.

»Ja, gewiß. Sie ist längst über die jetzige Generation hinausgerückt, hat sie überlebt und das Meiste verloren, was sie liebte; nur durch die gebrechlichen leiblichen Bande wird sie noch an die Erde geknüpft. Gerade darum, weil ich das in ihrer Nähe fühlte, dauerte sie mich und ich gewann sie schneller lieb, als ich es für möglich hielt. Doch ich will Sie Beide nicht länger aufhalten. Hören Sie nur noch meine Pläne für die nächsten Tage. Doch halt – ich wollte Ihnen noch sagen, liebe Treuhold, daß Frau Birkenfeld uns nächstens besuchen wird.«

»Wie,« riefen beide Frauen, aus verschiedenen Gründen erstaunt, in einem Athem aus, »Sie will Sellhausen besuchen?«

»Das will sie, ja, und ich freue mich schon im Voraus darauf. Wir wollen sie herzlich und warm empfangen, wie es uns wirklich um's Herz ist. Und daß sie kommt, will ich morgen Ihrem Vater selbst sagen, Fräulein Gertrud.«

Gertrud blieb stumm vor innerer Bewegung und erging sich nur in dem Gedanken, was ihr Vater zu dieser Neuigkeit sagen würde.

»Sie sprachen von Plänen?« fragte die immer neugierige Treuhold.

»Ja, so hören Sie denn! Morgen Mittag also wollen wir nach Allerdissen. Sie können fahren und ich werde reiten. Uebermorgen machen wir einen Ausflug nach Breitingen. Ich habe Verlangen, die stille Pfarre wiederzusehen, und

dann wollen wir den Prediger und seine hübsche Frau zum nächsten Tage hierher laden, damit Fräulein Gertrud doch auch einige Abwechslung hat.«

»Sie sind außerordentlich gütig!« flüsterte Gertrud. Mehr und lauter konnte sie vor Freude nicht sprechen.

»Aber mein Gott,« fragte Fräulein Treuhold wider, »wollen Sie denn nicht auch bald nach der Grotenburg?«

Bodo's Gesicht überschattete eine düstere Wolke. »Das hat Zeit,« erwiderte er, »und Sie hätten besser gethan, meine Gedanken heute nicht mehr in *die* Richtung zu lenken. Indessen – nur nicht gleich verzagt, liebe Freundin« – und er klopfte ihr freundlich die Wange, da sie betreten den Kopf senkte – »es thut nichts – die Gedanken sind mit Flügeln begabt und – husch, sind sie schon wieder in andere Richtung gelenkt. Jetzt aber gute Nacht, meine Damen, und ich danke Ihnen, daß Sie mich noch erwartet haben.«

Er grüßte Beide freundlich, nahm ein Licht und ging rasch aus dem Zimmer, viel rascher, als er sonst zu gehen pflegte, wenn er schlafen ging. Als er fort war, blieben die beiden Frauen vor einander stehen und sahen sich verwundert an. »Na, das muß ich sagen,« entschlüpfte es Fräulein Treuhold ganz leise, »der ist in einer merkwürdigen Stimmung. So habe ich ihn noch nie gesehen.«

»Ich erkläre es mir leicht,« erwiderte Gertrud mit ruhig nachdenklichem Gesicht. »Er hat sich auf der Cluus keinen so warmen Empfang versprochen, wie er gefunden, und das thut immer wohl, Tante.«

»Was Du klug bist, Kind! Aber ich glaube, Du hast Recht. Doch jetzt komm, wir wollen auch schlafen gehen. Ah, nun lege ich mich ruhig zu Bette – *ein* großer Stein ist wieder von meiner Brust gewälzt!«

Wie der Legationsrath es gesagt, so geschah es. Am nächsten Tage nach Tische besuchte er mit Gertrud – und ihrer Tante den Meier und brachte in dessen Hause einige glückliche Stunden zu, wie er auch dem Meier mit der Erzählung seines unerwarteten Erfolges auf der Cluus eine große Freude bereitete. Am zweiten Tage fuhr und ritt man nach Breitingen, und den Tag darauf verlebte die Pfarrersfamilie auf Sellhausen. Am darauf folgenden Tage war der Meier zum Besuche gekommen und so ging fast eine ganze Woche in ununterbrochener stiller Freude hin, während welcher Zeit der Legationsrath stets die beste Stimmung behielt und noch Mancherlei von der alten Einsiedlerin auf der Cluus erzählte, wofür namentlich der Meier und Gertrud stets offene Ohren hatten. Den seltsamen Gesprächsgang zwischen der alten Frau und ihm aber offenbarte er nicht, und doch merkte ihm der kluge Meier wohl an, daß er nicht so freundlich empfangen wie entlassen worden sei. Indessen drang er nicht in ihn, das Nähere darüber hören zu lassen; er war ein Mann, der das Schweigen Anderer zu achten wußte und sich nie um Dinge bekümmerte, die ihn, wie man zu sagen pflegt, nichts angingen, obwohl das Verhältniß zwischen Frau Birkenfeld und dem Legationsrath ihm ernstlicher am Herzen lag, als er sich gegen irgend Jemand, mit einziger Ausnahme seiner Tochter, merken ließ.

---

In keiner so angenehmen Gemüthsstimmung und mit viel geringerer Seelenruhe sahen dagegen die auf der Grotenburg lebenden Personen die Tage verfließen und unaufhaltsam die Zeit näher heranrücken, die für ihre gegenwärtigen und zukünftigen Interessen eine so große Bedeutung gewonnen hatte. Dem Baron vor Allem war sein Besuch auf Sellhausen, der den Beweis seiner diplomatischen Fähigkeiten hatte liefern sollen, eine Quelle unsäglicher Verdrießlichkeiten und Demüthigungen geworden und er dachte jetzt nur noch mit einem Schauer geheimer Angst daran zurück, wenn irgend Jemand in seiner Umgebung nur die geringste Anspielung darauf versuchte.

Anfangs zwar, als er in dem rauschähnlichen Zustande der Befriedigung und Hoffnung nach Hause zurückgekehrt war, hatte er diesen Besuch selbst für ein Meisterstück geistiger Ueberrumpelung gehalten und auch der Baronin goldene Berge als den nächsten Erfolg derselben verheißen. Allein die stürmisch vorgebrachten Ergießungen in Betreff seiner geistreichen Unterhaltung mit dem Legationsrath waren im Ganzen überaus verworren gewesen, die Baronin wenigstens war nicht ganz klug daraus geworden und sie hatte über die schnellfüßigen Illusionen ihres Gemahls bedenklich den Kopf geschüttelt, da er in seinem überreizten Zustande von gar keinen Schwierigkeiten mehr in Bezug auf die bevorstehende Verbindung seiner Tochter hatte wissen wollen.

Jedoch schon nach wenigen Stunden und namentlich am nächsten Morgen entdeckte der Baron selbst, daß er merkwürdig nüchtern geworden war, und jetzt kam ihm die Sachlage ein wenig anders vor, als er sie am Tage vorher aufgefaßt und verkündigt hatte. Der übermüthige Rausch seines

bevorstehenden Triumphs war verfliegen, seine Siegesgewißheit hatte einer bedenklichen Besorgniß Platz gemacht, und nur die bestimmte Hoffnung auf einen baldigen Besuch des lieben Veters und Schwiegersohnes »in spe« hielt ihn aufrecht, indem sie ihm noch einige Aussicht auf eine gewissermaßen günstige Wendung der Dinge übrig ließ. Allein je mehr Tage verstrichen, ohne daß der so sehnlichst Erwartete kam, um so entmuthigter wurde der Baron, und endlich sah er nur zu deutlich ein, daß sein diplomatischer Versuch eigentlich mehr geschadet als genützt habe, indem er ihn in eine zweifelhafte Stellung gebracht, die noch unerträglicher als die schlimmste Gewißheit war.

Wenn er nun aber schon in seiner eigenen Haut sich unbehaglich genug und über alle Maaßen besorgt fühlte, so war ihm noch ein viel unbequemerer Druck von Seiten seiner Gemahlin aufgebürdet. Ihr gegenüber lag er, nachdem erst drei oder vier Tage unter vergeblicher Erwartung des Legationsrathes verstrichen, im wahren Sinne des Worts auf einer kaum erträglichen Folter. Die von Hause aus schon leicht zu heftigen Auftritten geneigte Frau, sobald Etwas nicht ganz nach ihrem Kopfe ging, war entrüstet über den nachlässigen Freier, den sie leider nach seinem täuschenden Aussehen zu günstig beurtheilt, und da sie ihren Groll nicht über ihn selbst ausschütten konnte, so mußte der arme Baron herhalten, der ja in ihren Augen auch die meiste Schuld an dem vorläufigen Mißlingen des großen Planes trug. Und um so erboßter trat sie gegen den schwachen Mann auf, als sie seiner diplomatischen Heldenthat anfangs Glauben geschenkt, seinen Versicherungen getraut und sich in Folge davon in glänzenden Träumen einer durchaus wolkenlosen Zukunft gewiegt hatte.

Zunächst nun, als sie keinen Erfolg jener gerühmten Heldenthat sah, bekittelte und bespöttelte sie mit giftigen Worten seine Leistungsfähigkeit in so delicaten Sachen überhaupt; dann griff sie seine Leichtgläubigkeit und Verblendung mit wahrhaft dämonischen Sticheleien an und plagte den armen Mann vom Morgen bis zum Abend unablässig mit Vorwürfen und Anklagen, auf die er in seiner an Vernichtung gränzenden Niedergeschlagenheit keine Antwort mehr vorbringen konnte.

Bittere, bittere Worte, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem seltsamen Chaos durcheinander warfen, machten sich auf diese Weise zwischen den Wänden der stolzen Grotenburg vernehmbar, und zuletzt, als bereits acht Tage verstrichen waren, ohne daß man auch nur irgend eine Nachricht vom Legationsrath empfangen, trat ein Krieg des Schweigens und Grollens ein, in dem nur durchbohrende Blicke gleich glühenden Kugeln abgeschossen wurden, die den Baron mitten in's Herz trafen, sodaß er endlich das Feld zu räumen beschloß, da ihm sein glänzendes Haus zu einer siedenden Hölle und seine Gemahlin darin zu einer unnahbaren Furie zu werden anfing.

So flüchtete er denn zu seinen Schwägern, ritt einen Tag nach dem Kolkhof, wo er seinen Unmuth in dem süßen Weine des guten Haas ersäuftete, und den andern nach Kranenberg, um sich durch die Trostsprüche der frommen Theodolinde zu stärken, die ihm, wie auch sonst schon in ähnlichen Lebenslagen, das einzige gegenwärtige und zukünftige Heil in den Segnungen der allein seligmachenden Kirche vor Augen führte.

Allein die flüssigen Trostgründe des Einen waren so wenig geeignet, seinen Kummer auf die Dauer zu bannen, als

das Gebet und die frommen Sprüche der Andern, und der Baron kehrte mit gänzlich zerknirschem Gemüthe in seine vier Pfähle zurück, um in männlicher Ergebung – das Haupt unter das schwere Joch zu beugen und sein Schicksal ruhig hinzunehmen, da es für den Augenblick keine Abhülfe dagegen gab.

Jedoch, wenn wir hier nur einen oberflächlichen Blick auf die beiden Gatten in der Grotenburg geworfen haben, da uns eine nähere Auseinandersetzung ihres »zarten« Verhältnisses zu weit abseits führen würde, so müssen wir auch noch einen zweiten auf die Hauptperson werfen, die, wenn sie ähnlich wie ihre Mutter empfand, gewiß unsäglich tief leiden und nie dagewesene Schmerzen ausstehen mußte. Allein dem war durchaus nicht so.

Fräulein Clotilde hatte sich zwar anfangs durch das unerwartete längere Ausbleiben des Legationsrathes, der ihr zu gefallen »begonnen«, gekränkt gefühlt, jedoch bis in das Herz war der Stich nicht gedrungen, der ihrer Mutter, und noch mehr ihrem Vater, so heillose Sorgen bereitete. Sie gehörte nicht zu jenen empfindlichen Wesen, deren Nerven in krampfhafte Schwingung und Zuckung gerathen, wenn ihnen irgend ein Plan mißlingt oder ein kurzer Sommer-  
nachtstraum sich in Nebel und Schatten auflöst, und der Grund davon lag darin, daß sie kein Herz besaß, wie andere Frauen, daß sie nur ein leises Prickeln fühlte, wo Andere einen tiefen Schmerz empfanden, daß sie, mit einem Wort, mit dem Geiste kaltsinniger Gleichgültigkeit begabt war, der sich über Alles hinwegzusetzen vermochte, was nicht in ihrer eigenen Seele entsprungen war, und diese Verbindung mit Herrn von Sellhausen war ja keineswegs daraus hervorgegangen, man hatte ihr dieselbe als einen dringenden

Wunsch der Eltern, – als ein äußerst nothwendiges und dabei angenehmes Hülfsmittel für eine gewisse bedrängte Lage vorgestellt, und folglich schien sie sich selbst mehr das Opfer blinder Elternzärtlichkeit als eine selbstagirende Person zu sein, die dergleichen Verhältnisse aus eigener Machtvollkommenheit zu schließen fähig ist.

So kam es denn, daß sie das Schmollen und Grollen der Mutter mit scheinbar ergebener Resignation, in Wahrheit aber mit höchst gleichgültiger Lässigkeit betrachtete, daß sie auf den rathlosen Vater mit höhnischem Kopfschütteln blickte und ihn sogar im Stillen bedauerte, daß er keine Hülfe für sich wußte, wo er so sehr derselben zu bedürfen schien – eine Art und Weise kindlich lieblosen Betragens, die ihre Mutter für den Ausfluß einer ergebungsvoll duldenden schönen Seele hielt und rühmte und wodurch ihr Zorn gegen den schlaffen Gemahl und den »Mann ohne Anstand und Bildung« auf Sellhausen, der seinen leider mißbrauchten Adel allein der Protection ihrer Familie verdankte, nur noch heißer angefacht wurde.

So lagen die Verhältnisse in der Grotenburg, während Bodo und seine Freunde gemüthlich mit einander verkehrten und einen Tag nach dem andern in größter Ruhe verstreichen sahen, ohne daß Ersterer auch nur die geringste Lust spürte, sein Pferd satteln zu lassen und nach dem Baronssitze zu reiten, wo er dennoch mit seltsam gemischten Gefühlen, des Hasses und der lebhaftesten Sehnsucht immer und immer wieder erwartet wurde. –

Der Monat Juni ging allmählig zu Ende und Nichts hatte sich in der allgemeinen Sachlage geändert. Am letzten Tage dieses Monats aber – es war ein böser Regentag – schien sich ein neuer Sturm über den ehedem gattlichen Himmel in der

Grotenburg zusammenziehen zu wollen, denn schon früh Morgens erhielt der Baron von seiner Gemahlin eine Botschaft, daß sie ihn um zwölf Uhr Mittags in ihrem Zimmer zu sprechen wünsche.

Als der Baron diese Botschaft empfing, erschrak er heftig und fühlte ein leises Beben in allen Gliedern; wie aber in den bewegtesten und hoffnungslosesten Momenten unsers Lebens uns oft die heilsamsten Entschlüsse gleichsam aus der Luft angeweht kommen, so erging es auch ihm – es tauchte plötzlich ein Gedanke in ihm auf, von dem er sich Hülfe in der Noth versprach, und mit diesem ausgerüstet schritt er getrost der Zusammenkunft mit der theuren Amalie entgegen.

Die Baronin saß oder lag vielmehr, die heiße Stirn unablässig mit »kühlender« *Eau de Cologne* waschend, auf ihrer *Chaise longue*, als der Baron eintrat. Ihre Brust keuchte schwer, als hätte sie eben einen schmerzhaften Nervenanstreiß überstanden, und ihre bleichen Wangen, die von schlaflosen Nächten zeugten, hatten diesmal sogar die verschönernde Schminke verschmäh, um »das Bild gräßlichen Jammers« mit voller Macht und in ganzer Wahrheit an den duldsamen Gemahl wirken zu lassen.

Der Baron seufzte, als er seine Gemahlin in diesem aufgeregten Zustande erblickte; kaum wagte er das Auge gegen sie aufzuschlagen und er stammelte daher seinen »guten Morgen, liebe Amalie!« mit dem süßesten Stimmlaut, den seine gequälte Ritterbrust hervorbringen konnte.

Die Baronin antwortete ihm nichts auf diesen Gruß, sondern fing heftig an zu weinen, indem sie das Gesicht in das duftende Tuch verbarg – ein Symptom, welches den Baron unzweifelhaft ermuthigte, da er aus Erfahrung wußte, daß,

wenn erst diese Crisis eintrat, die eigentliche Tobsucht vorüber und die Gewalt des Angriffs gegen ihn selber gebrochen sei.

»Du weinst, Amalie,« sagte er weich. »O, wenn Du wüßtest, wie weh mir das thut!«

Die Baronin erhob ihr in Thränen von *Eau de Cologne* schwimmendes Auge zu dem Gemahl und sah ihn verwundert an, denn seine seltsame Weiche und Milde setzte sie in Erstaunen.

»Du willst mir Etwas sagen,« begann sie, »sprich, ich erwarte Deine Meinung.«

»O nein,« erwiderte er, »Du hast mich ja rufen lassen, um mir ohne Zweifel *Deine* – Deine Meinung auszusprechen.«

»Ich bin damit zu Ende – ich weiß nichts mehr. Die letzte kummervolle und schlaflose Nacht hat meine Kraft gebrochen und ich appellire allein an Deine Mannesehre, daß Du mir, Dir, uns Allen zu helfen wissen wirst.«

Der Baron athmete auf. »Ja,« versetzte er, sich mannhaft aufrichtend, »ich habe einen Plan gefaßt, Amalie, und den wirst Du hoffentlich billigen.«

Die Baronin erhob sich etwas aus ihrer Lage und lächelte unter Thränen. »Sprich, mein wackerer Grotenburg,« sagte sie mit ermuthigendem Tone, »was ist das für ein Plan? Willst Du noch einmal nach Sellhausen, um –«

»Bitte!« rief der Baron mit flehendem Blick und abwehrender Hand. »Nein, nein, Theuerste, für's Erste nicht, oder es müßte denn – aber ich habe einen anderen Plan. Mit einem Wort: ich habe mich zur Abhaltung eines Familienrathes entschlossen und will meine Schwäger berufen, um ihnen ernst und würdig, wie eine solche Sache es verlangt,

meine und Deine Sorgen vorzulegen und gemeinsam mit ihnen die weiteren Schritte zu unsrer – unsrer Unternehmung zu überlegen.«

Die Baronin sprang auf – die schon halb verlorene Kraft und mit ihr der Muth und die Lebenslust kamen rasch wieder. »Das billige ich,« rief sie, »und nun kein Wort mehr darüber, alles Weitere ist unnütz. Ja, ein Familienrath!« wiederholte sie mit stolzer und wütdevoller Kopfschwenkung – »das ist ein glücklicher Gedanke und ich gratulire Dir dazu.«

Der Baron athmete noch tiefer auf als vorher. »Ich wußte es,« sagte er, »daß Du mir beistimmen würdest, Geliebteste, ich kenne ja Deine große Seele und Deine Kraft –«

Die Baronin hob mit einer gebieterischen Miene die Hand gegen ihn auf, daß er schweigen solle, und er schwieg auf der Stelle. »Zu welchem Tage wirst Du den Familienrath einberufen?« fragte sie.

»Zu morgen, dem ersten Juli, denn die Zeit drängt und wir müssen bald über unsre Handlungsweise einig werden.«

»So thue es sogleich, ich billige es. Geh – bis heute Abend werden wir Antwort von den Schwägern haben.«

Der Baron war froh, als er wieder in seinem Zimmer stand. Sein Gedanke hatte gezündet, er mußte also gut gewesen sein. Er setzte sich sogleich an den Schreibtisch und entwarf zwei Briefe, worin er die Schwäger zu einem wichtigen Familienrath Punkt drei Uhr Nachmittags auf sein Schloß beschied und von ihrer »brüderlichen Liebe und ritterlichen Ehre« erwartete, daß sie mit allen ihren Fähigkeiten erscheinen würden, um ihm aus dem heillosen Dilemma zu helfen, in das er und seine ganze trostlose Familie gefallen sei. Der Bote ritt mit den wichtigen Schreiben ab und nun trat eine wohlthätige Ruhe in der Grotenburg

ein, wo einstweilen Friede und Uebereinstimmung herrschte, wie selten zuvor, denn auch Fräulein Clotilde hatte sich dem Vorschlag der Eltern genehm gezeigt und ihr eigenes Wohl und Wehe dem Beschlusse des großen Familienraths unterworfen.

---

Der erste Juli war angebrochen und auf der Grotenburg machten sich schon zeitig die Anordnungen zur würdigen Abhaltung des wichtigen Familienrathes bemerklich. Die Versammlung sollte nach dem Willen der Baronin eigentlich in einem der prunkvollen Gemäcker abgehalten werden, die man für hohe Gäste aufzubewahren pflegte, da aber der Baron behauptete, weder Baron Kranenberg noch Baron Haas würden sich bei so anstrengender Arbeit das Rauchen versagen können, gab die Baronin endlich nach und räumte ein, daß auch das Wohnzimmer ihres Gemahls würdig genug für die Berathung sei. So wurde denn Alles bereit gemacht und der Leibjäger des Barons erhielt Befehl, gleich nach Ankunft der Herren den Kaffee zu serviren, dann aber in bescheidene Ferne sich zurückzuziehen.

Ein Familienrath war in der Grotenburg'schen Familie immer ein sehr ernster und nur bei höchst wichtigen Veranlassungen gebräuchlicher Act gewesen. So nahmen ihn die beiden Schwäger auch jetzt auf und pünktlich kamen sie in ihren Equipagen angerollt, stellten sich nur wenige Augenblicke mit würdevollen Mienen den Damen vor und folgten dann dem Familienhaupte in sein Zimmer, wo ein großer, feierlich behangener Tisch, mit Kaffeegeschirr, Cigarren und Zubehör beladen, sie schon »in vollem Ornate« erwartete.

»Schlechtes Wetter, Brüderchen!« sagte Baron Haas zu Ambrosius, an's Fenster tretend und nach dem trüben Himmel hinausschauend, der bis vor einer Stunde einen Regenschauer nach dem andern niedergesandt hatte. »Stimmt Einen recht melancholisch! Paßt ganz zu dem verteufelten Geschäft, was wir heute vorhaben, denn ich kann mir denken, was wir hören werden.«

Baron Kranenberg strich sich mit seiner großen Hand über den kahlen Schädel, als wolle er sich überzeugen, ob er auch noch fest und dauerhaft sei, brannte dann eine Cigarre an und trat zu seinem Schwager, der eben eine Tasse Kaffee in der Hand hielt und behaglich ein Stück Kuchen eintauchte.

»Ja, es ist schlecht Wetter, lieber Haas,« sagte er, »wenn's nur nicht bis zur Ernte so bleibt. Aber, Grotenburg, komm mal rasch her – wer ist denn das, der da wie rasend über das Feld geritten kommt – mein Gott, ist das nicht Pilatus der Zweiundzwanzigste?«

Baron Grotenburg, der sich bisher noch irgend etwas an seinem Schreibtisch zu schaffen gemacht und den Jäger eben fortgeschickt hatte, kam eilig herbeigesprungen, warf einen Blick durch das Fenster und rief: »So wahr ich lebe, er ist's! Na, der kommt mir jetzt immer zur unrechten Zeit. Da wollen wir unsern Kaffee nur langsam trinken, ein paar Worte mit ihm reden und ihn dann zu den Damen schicken.«

Herr von Bökenbrink kam in der That ziemlich durchnäßt, trotzdem er einen Regenrock trug, auf dem Wege vom Felde her geritten und zwar in solcher Hast, als habe er eine Botschaft auf Leben und Tod zu überbringen. Auf dem Hofe angelangt, sprang er geschickt aus den Bügeln, gab

seinem edlen Pferde einen wüthenden Fußtritt in die keuchenden Flanken und trat dann, von dem Jäger geführt, in seltsam heftiger und in ungestümer Weise bei den Baronen ein, die er mit kurzen Worten begrüßte und deren verwunderte Gesichter ihn nur noch mit neuer Leidenschaft zu erfüllen schienen. Denn der kleine steife Mann sah erhitzt und wüthend aus, wie ihn noch keiner seiner Freunde gesehen; er warf seinen tiefenden Hut heftig auf einen Stuhl und reckte sich dann straff in die Höhe, als suche er wieder seine gewohnte majestätische Haltung anzunehmen.

»Aber mein Gott, lieber Bökenbrink,« rief Baron Grotenburg, »was haben Sie denn? Sie sehen ja aus, als ob Sie eben aus der Campagne kämen und eine große Schlacht verloren hätten?

»Auf Ehre!« war Pilatus' XXII. erstes Wort, »ich glaube es wohl. Aber den Racker schieße ich todt! Er hat mich völlig decontenancirt!«

»Aber was ist denn los?« rief Haas. »So sprechen Sie doch.«

»Ich spreche ja, ich spreche ja – es ist eine himmelschreiende Geschichte – und ich schieße ihn todt auf Ehre!«

»Wen denn?« riefen die drei Barone durch einander,« die schon den Mann bedroht glaubten, um dessen willen sie eben eine Sitzung halten wollten, da sie wußten, daß Pilatus einen unbezwinglichen Groll gegen ihn gefaßt.«

»Wen denn anders, als meinen Fuchswallach!« schrie Pilatus mit einer wahren Trompetenstimme.

Die drei Barone fuhren fast zu gleicher Zeit mit den Köpfen in die Höhe, sahen sich an und brachen in ein lautes Gelächter aus.

»Meine Herren,« rief Pilatus, fast von Neuem decontenancirt, »das ist nicht zum Lachen, das ist eine ernste Geschichte, denn sie greift meine Ehre an!«

Die drei Barone wurden wieder ernst, sie glaubten nun wirklich, daß dem armen Freunde ein ernsthaftes Abenteuer begegnet sei. »So reden Sie denn,« sagte Baron Grotenburg, sich nun ebenfalls eine Cigarre anbrennend, »wir wollen Sie anhören und wo möglich trösten.«

»Wenn Sie einen Secunda – *Secundaner* gebrauchen, Pilatus, so erbiere ich mich dazu!« rief Baron Haas begeistert aus.

»Ah, Sie meinen einen Secundanten! Aber Gott bewahre, so was ist es nicht. So hören Sie denn, es ist eine verteufelte Geschichte.«

Die drei Barone bildeten einen Kreis um den Erzähler, der nun in der Mitte zwischen ihnen stand und sich wie ein hölzerner Kegelkönig bald zu dem Einen, bald zu dem Andern wandte, auf wessen Gesicht er nun gerade die meiste Theilnahme an seinem Vortrage zu erkennen glaubte.

»Sie wissen doch,« begann er, »daß mein Onkel, Pilatus XXI., eine große Schafzucht treibt. Nun ja! Die größte ringsum hier. Da hatte sich nun der alte Mann in den Kopf gesetzt, auch die größten, fettesten und schwersten Hammel zu haben, um bei der Thierausstellung in B. . . voriges Jahr den Preis zu gewinnen. Mit seinen Hammeln natürlich. Da hatte er nun seit langer Zeit von aller Welt Enden her Hammel auf Hammel verschrieben, alle Racen gekreuzt – und in der That einen Schlag gezogen, der sich sehen lassen kann, wie alle Welt zugestehen muß.«

Die drei Barone warfen sich seltsame Blicke zu, da sie gar nicht begriffen, wo der gute Pilatus hinauswollte, den

sie in ihrem Leben noch nicht so zusammenhängend hatten sprechen hören.

»Das wissen wir ja aber schon!« wagte Baron Kranenberg zu sagen, indem er wieder seinen kahlen Schädel befühlte, und die beiden Schwäger nickten ihm stillschweigend Beifall zu.

Herr von Bökenbrink aber ließ sich dadurch nicht stören, sondern fuhr eifrig fort: »Da kam der October vorigen Jahres heran und die Thierausstellung begann. Ich war mit meinen Hammeln, oder vielmehr mit meines Onkels Hammeln, richtig zur Stelle und die Prüfung nahm ihren Anfang. Hahaha! Es war zum Lachen, wie alle Hammel gegen die unsrigen zu Kreuze krochen. Einer wog 215 Pfund, war beinahe so groß wie ein Stier und flößte Jedermann Respect ein. Ich glaubte den Preis schon gewonnen zu haben – es wäre ein Sieg für ganz Deutschland gewesen – da kommt der verdammte Meier von Knoller – Knaller – Allerdisen herüber und stellt – auf Ehre! – zwei Hammel vor, von denen der eine 216, der andere gar 221 Pfund wiegt. Er hatte also unsere Hammel um sechs Pfund geschlagen und – zog mit dem Preis auf und davon, der dumme Bauer, und wir Cavaliere – es ist zum Entsetzen – wir hatten das Nachsehen.«

»Aber mein Gott,« rief Baron Grotenburg, dem der Aufschub seiner wichtigen Sitzung schwer auf's Gewissen zu fallen begann, »das ist ja eine alte bekannte Geschichte. Alle Welt weiß ja, daß der Meier zu Allerdisen das größte Vieh im Stalle und auf der Weide hat – aber ich bitte Sie um Gottes willen, lieber Pilatus, was hat denn das mit Ihrem Fuchswallach zu schaffen, den Sie totdschießen wollen?«

»Ja, ich schieße ihn todt, die Bestie, so wahr ich Pilatus heiße. Aber, so haben Sie doch nur Geduld – das hängt ja

ganz nahe damit zusammen. Jetzt kommt es. Pilatus, sagte gestern mein Onkel zu mir, der October kommt wieder heran und der Meier bringt am Ende nochmals die größten Hammel zum Vorschein. Es wäre eine Schande für alle Edelleute in der ganzen Gegend. Reit doch mal hinüber und sieh Dir seine Heerde an, aber laß Dir nicht merken, warum Du reitest, man muß solchem Bauernvolk auch nicht einmal die Schadenfreude gönnen. Da haben Sie nun meinen Ritt. Ich lasse also heute meinen Fuchswallach satteln und trabe hinüber, trotz Regen und Wind. Ich komme auch ganz glücklich an, frage einen Kerl, wo die Hammel des Meier's sind, und der zeigt mir den Weg. Wahrhaftig! Da hatte ich sie vor mir – eine Hammelheerde, sage ich Ihnen – abscheulich groß, fast wie die Ochsen. Mir fährt es wie ein Stich in die Seele und ich fange an für meinen armen Onkel zu zittern. Da höre ich ein Pferd hinter mir schnauben. Ich drehe mich um – Teufel! kommt der Meier selber geritten, auf einem Rapphengst, der so laut wiehert, als wollte er meinen Fuchswallach auslachen. Wie mich der Meier von Weitem sieht, grüßt er, sich ausschüttend vor Freude, mich auf seinem Anger zu finden. Ich aber bemerke den Kerl kaum, so gebe ich meinem Fuchswallach die Sporen – will zeigen, was er kann, und über einen breiten Graben setzen. Aber was geschieht da, meine Herren? Was, sage ich? Was mir im Leben nicht geschehen: mein Fuchswallach versagt und – geht nicht hinüber. Dreimal kehre ich um, dreimal versagt der Racker. Da lacht der Meier auf und ruft mir zu: Ich will es Ihnen vormachen, vielleicht folgt er! Und heidi, setzt er mit seinem Rappen hinüber, daß es eine Lust ist. Ich aber, ich nehme meinen Fuchswallach zusammen, presse ihn mit den Schenkeln halb todt, gebe ihm alle Hülfe, die ein Mensch

in meiner Lage und von meiner Erfahrung einem solchen Beest geben kann – aber nein, er versagt wieder und der verdammte Meier lacht und ruft: Er will nicht; auch Thiere haben ihren Willen, Herr von Bökenbrink! – Da faßt mich eine kannibalische Wuth. Ich drehe meinen Fuchswallach um, setze ihm die Sporen in die Weichen – sehen Sie mal da, wie blutig ich bin – und querfeldein über die Wiese jage ich zwei Meilen weit bis hierher, um ihn todtzureiten – aber er stürzt nicht, ist munter und vergnügt dabei, und ich habe den ganzen Aerger allein im Leibe. Ist das nicht schaurich, nicht gemein? Aber ich schieße ihn todt, den Racker – auf Ehre!«

Der kleine Mann warf sich, halb außer sich, auf einen Stuhl und fächelte sich mit seinem Schnupftuch Kühlung zu. Die drei Barone aber wandten sich ab, kicherten leise, versicherten jedoch hinterdrein, daß es allerdings eine schandbare Geschichte wäre, sowohl die mit den Hammeln, wie die mit dem Fuchswallach, und daß sie letzteren gar nicht begriffen.

»Ah, was da begreifen!« tobte Pilatus XXII., «Todtschießen, das ist das Einzige, um seine und meine Ehre zu retten!«

»Mein lieber Pilatus,« sagte Baron Grotenburg mit feierlicher Würde, »Sie haben Recht, es ist fatal. Aber nehmen Sie es sich nicht zu Herzen, es giebt noch schlimmere Dinge auf Erden. Kühlen Sie sich lieber ab, trinken Sie eine Tasse Kaffee, und dann – lassen Sie sich reinigen und gehen Sie zu den Damen – sie sind drüben in meiner Frau Zimmer. Uns aber, mein Freund, entschuldigen Sie wohl – wir haben

heute einen Familienrath zu halten, der einen noch wichtigeren Gegenstand als Ihre Hammel und Ihren Fuchswallach betrifft.«

Pilatus XXII. erhob sich in seiner ganzen würdevollen Steifheit. »Einen Familienrath?« schnarrte er, seinen spitzen Schnurrbart noch spitzer drehend. »O, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Dann will ich keinen Augenblick stören. Meine Herren – ich habe die Ehre!« –

Als die Thür hinter dem abgehenden Pilatus zugefallen war, schloß sie Baron Grotenburg rasch ab und dann wandte er sich zu seinen Schwägern um und lachte mit ihnen aus vollem Halse über das Unglück des guten Mannes. Allein bald beruhigten sich die Herren wieder, setzten von Neuem ihre Cigarren in Brand und nahmen dann auf einen Wink des Vorsitzenden des Familienraths ihre Plätze um den Tisch ein.

»Meine lieben Brüder,« begann nun Baron Grotenburg seinen Vortrag, »Ihr wißt schon oder ahnt wenigstens, weshalb ich Euch zu diesem Familienrathe berufen habe: es betrifft das Verhältniß, in welches der Legationsrath von Sellhausen kraft des letzten Willens seines verstorbenen Vaters zu mir und meiner Familie, also zu uns Allen getreten ist. Wir sind unter uns, mithin können wir ganz offen und harmlos über den vorliegenden Punkt reden. Das Verhältniß im Ganzen kennt Ihr, aber des Zusammenhanges wegen will ich es in Kürze von seinem Ursprunge an bis zu seinem gegenwärtigen Stande noch einmal entwickeln. Die Verbindlichkeiten, die der alte Sellhausen *uns* schuldig war, indem wir und nur wir allein ihn zu einem angesehenen Manne machten, sind Euch bekannt. Ich hatte eine ältere Schwester, deren Versorgung uns späterhin große Mühe gemacht

hätte, und wir waren also recht froh, daß der reiche Rittergutsbesitzer Sellhausen sie heirathete. Da wir jedoch nicht zugeben konnten, daß ein Glied unserer alten und edlen Familie einem Bürgerlichen, dem Abkömmling eines simplen Krämers, seine Hand reichte, so setzten wir alle Hebel in Bewegung, den Sellhausen zu einem Mann zu machen, und Ihr wißt, es gelang: *unser* Schwager war ein Herr *von* Sellhausen geworden. Dafür nun und in gerechter Anerkennung unserer Mühe und Aufopferung gelobte er ewige Dankbarkeit und die hat er so *ziemlich* bis an sein Ende gehalten – wie ich wenigstens hoffen will, denn die letzte Probe derselben steht leider erst in Kurzem bevor. Bis zu dem Tode meiner Schwester nun, der unerwartet früh erfolgte – Gott habe sie selig – hielt unser Schwager die beste Freundschaft mit uns und machte seinem erhabenen neuen Stande Ehre – da aber bekam sie plötzlich einen Riß, denn er heirathete kurz darauf eine zweite Frau, deren Abkunft uns nicht genau bekannt geworden, was uns auch ziemlich gleichgültig sein kann, da sein Verhältniß zu uns nur in Betreff des einmal ausbedungenen Geldpunktes in Frage kam. Diese Frage nun erledigte sich dadurch, daß er bereit war, eine Summe, gewissermaßen als Abstands- oder Reugeld, zu zahlen, die wir damals Alle sehr wohl gebrauchen konnten.«

Die beiden Schwäger nickten bei diesen Worten mit brüderlicher Einstimmigkeit, nur Baron Haas sagte: »Wir können es noch gebrauchen, Bruder Herz – jeden Augenblick!«

»Ach ja!« bekräftigte der stille Ambrosius mit wehmüthig zum Himmel aufgeschlagenen Augen.

»Nun weiter!« fuhr Baron Grotenburg fort, »das versteht sich ja von selbst. – Unsere alte Freundschaft und Brüderlichkeit war also dadurch wieder hergestellt, aber ich schaute mit Bangen in die Zukunft, da die zweite Ehe *unseres* Schwagers nicht kinderlos blieb wie die erste mit *unserer* Schwester. Doch daß ich mich kurz fasse – der Junge aus dieser Ehe wuchs allmählig heran und der alte Knabe, unser Schwager – er war ja viel älter als wir – schien ihm merkwürdig zärtlich zugethan zu sein. Ich mußte also vorsichtig zu Werke gehen und bei Zeiten an alle möglichen Fälle denken. Eines Tages nun nahm ich die Gelegenheit wahr und – sorgte für uns Alle. Unser Schwager war krank und ich besuchte und tröstete ihn, aber ich war dabei verstimmt und das war sehr natürlich. Er bemerkte es und sagte zu mir: Dir liegt Etwas auf dem Herzen, Bruder. – Ach ja, sagte ich. – Was ist es? – Dein Junge, erwiderte ich – er war damals auf der Universität – ist Dir eigentlich abtrünnig geworden und hat sich den Studien gewidmet. Die Landwirthschaft liebt er nicht und wenn Du einmal die Augen zumachst, wird das schöne Sellhausen verwaist stehen, wird verpachtet werden und – wo bleibt Alles, was Du mit so vieler Mühe angelegt und gegründet hast? – Ach ja, sagte er, leider hast Du Recht. Darüber habe ich mir schon oft Sorge gemacht und ich fürchte, ich hab meine Hände vergebens geregt, und meine schönen Pläne werden nie aus geführt werden. – Ich weiß eine Abhülfe, Bruder, sagte ich da, und nun stellte ich ihm vor, wie erspriesslich und zweckmäßig in der Zukunft eine Verbindung seines Sohnes mit meiner Tochter sein würde, wenn die jungen Leute einst eine Art Neigung für einander faßten. – Das ging ihm offenbar zu Herzen und er überlegte es sich die Nacht hindurch. Am andern Tage kam ich wieder

und fand ihn kränker, so daß ich schon das Schlimmste besorgte, weshalb ich den eingeleiteten Plan nur noch eifriger betrieb. – Ja, sagte er da, ich habe es mir überlegt, laß uns die Bedingungen aufstellen. Na, da war nun das Eis gebrochen, und ich stellte meine Bedingungen, die er nach einigem Hin- und Herreden annahm. Sie lauteten dahin, daß er seinen Sohn nur für *den* Fall zum alleinigen Erben seines Gutes und Vermögens einsetzte, wenn er meine Tochter heirathete, dagegen er nur das ganze baare Vermögen erhielt und das Gut mir zufiel, wenn er aus irgend einem Grunde diese so überaus vortheilhafte Verbindung ausschläge.«

Der Baron hielt im Sprechen inne; er mochte selbst fühlen, in welchem Lichte er, einem Unparteiischen gegenüber, in Folge dieser ziemlich wahrheitsgetreuen Darstellung stehen möchte, und daß sein Gewissen nicht ganz lauter war, verrieth die fliegende Hitze, die sein sonst gleichmäßig gefärbtes Gesicht mit lebhaften Flecken bedeckte. Glücklicherweise für ihn war aber kein Unparteiischer zugegen, und nur Baron Haas machte seinen Empfindungen dadurch Luft, daß er bemerkte:

»Ja, ja, wir kennen die Geschichte, Bruder Herz. Der alte Sellhausen muß damals schon etwas schwach gewesen sein, sonst hätte er diese Bedingungen gewiß nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen, sondern noch andere dabei gestellt.«

»Ich verstehe Dich nicht ganz, lieber Bruder,« erwiderte Baron Grotenburg etwas verlegen. »Er ging ja diese Bedingung aus natürlicher Liebe zu mir ein und weil er dadurch seine große Anhängkeit an unsere Familie beweisen wollte, der er so viel verdankte. Außerdem aber hielt er an der Einsicht fest, daß dadurch das Glück seines Sohnes wesentlich

befestigt würde, indem das Gut einerseits ihm ja auf keine Weise entzogen wurde, wenn er sich nicht selber demselben entzog, andererseits das Gut selbst, wenn er es *mit* meiner Tochter behielt, unter meiner Oberaufsicht und mit meiner Beihülfe jedenfalls besser gedieh, als in den Händen eines schuftigen Pächters.«

»Nun ja, aber verzeih mir, lieber Bruder,« nahm Baron Kranenberg das Wort, »Du bist gerade auch kein Musterlandwirth, wie mir scheint.«

»Das sind wir Alle nicht,« sagte Baron Haas beschwichtigend, »daraus darfst Du ihm keinen Vorwurf machen. Hol der Teufel die Landwirthschaft, wenn sie kein Geld einbrächte und man dabei nicht recht artig faullenzen könnte. Wofür hätte uns der liebe Gott auf unsere Scholle gesetzt, wenn wir sie nicht genießen sollten?«

»Ganz meine Meinung!« bemerkte Baron Grotenburg. »Wir sind darauf geboren und nun wollen wir auch darauf sterben – ein ehrenvolleres Schlachtfeld kann es nicht geben, wenn man das Leben, wie Manche es thun, für einen ewigen Krieg betrachtet. Doch still davon – mein Vortrag ist noch lange nicht zu Ende. Genug, unsere Bedingungen wurden ausgetauscht, festgestellt und das Bündniß zwischen uns war fertig, und so blieb es bis an sein Lebensende, obwohl der alte Knabe so dann und wann doch noch einige Bedenken äußerte, die ich aber stets mit triftigen Gründen beseitigte, denn ich verstand es, dem alten Herrn ein wenig zu imponiren.«

»Wir hoffen es wenigstens,« sagte Baron Haas, »daß sein Sinn dem Bündniß bis an sein Lebensende treu geblieben ist.«

»Nun, er wird doch nicht sein Wort gebrochen haben?« fuhr Baron Grotenburg auf.

»Ganz gewiß nicht – er mußte ja an den Himmel denken!« fügte Baron Kranenberg mit einem vollen Augenaufschlag nach der Zimmerdecke bei.

»Na ja,« fuhr der Vorsitzende fort, »mit einem Wort: er starb und zwar leider ganz plötzlich, in Folge einer Jagd, sagt man, aber das ist nicht wahr. Er war alt und schwach und so mußte er einmal sterben. Also er starb und so weit war Alles gut. Da fällt es mit einem Male seinem Herrn Sohne ein, seine schöne diplomatische Stellung im Auslande aufzugeben und nach Hause zu kommen. – Na, ich ließ es mir gefallen, er mußte doch die Clotilde kennen lernen, und daß er den Willen seines Vaters bald erfuhr, dafür war lange gesorgt. Der Alte hatte ein Schreiben hinterlassen, dessen Inhalt ich nur billigen konnte, denn ich habe es mehr als einmal gelesen. Der Herr Sohn kommt, liest das Schreiben seines Vaters und muß also den Willen seines Vaters und unseren Plan kennen gelernt haben. – Hier nun aber, meine lieben Brüder, beginnt die Verwicklung. Wie wir Alle erwarteten, mußte der Herr Legationsrath gleich zu mir fliegen, sich vorstellen und als guter Sohn das Wort seines Vaters einlösen, wenigstens seinen guten Willen dazu zu erkennen geben. Aber nein, nichts von dem Allen geschieht. Er bleibt ruhig in seinem Hause sitzen, läßt sich vor keinem Menschen sehen, und als er endlich – zu unser Aller Erstauen – erst nach fünf Monaten erscheint, giebt er vor, er habe die Trauerzeit nicht durch eine Werbung entweihen wollen. Na, das klang aus seinem Munde ganz gut und ich nahm es anfangs für baare Münze an, denn der Mensch gefiel mir über die Maaßen –«

»Mir auch!« warf Baron Kranenberg ein.

»Mir nicht ganz!« bemerkte Baron Haas. »Er trinkt nur Abends Wein –«

»Still, still doch!« fuhr Baron Grotenburg mit einer salbungsvollen Handbewegung auf. »Ich sage, er gefiel mir, denn er wußte sich zu benehmen – das muß man ihm zugestehen. Es gelang ihm sogar, meine kritische Amalie zu besänftigen, und das will etwas bedeuten, wißt Ihr. Was aber die Hauptsache war, meine sanfte Clotilde, das gute Kind, fing Feuer, sie hatte sogar eine unruhige Nacht nach seinem ersten Besuche und gestand mir am nächsten Morgen auf Befragen, daß sie mit Freuden einwillige, die Frau dieses Mannes zu werden. Ach, meine Lieben, wer war glücklicher als ich! Ich war außer Rand und Band –«

»Ja, ja,« bemerkte Baron Haas, »das war auch ganz natürlich. Es schien sich zu machen – aber nun weiter!«

»Ja freilich – weiter! Nun beginnt mein Wein etwas sauer zu werden,« fuhr Baron Grotenburg mit immer länger werdendem Gesichte fort, »Ihr wißt ja, was weiter geschah. Der Herr Legationsrath ritt von meinem Hause ab und –«

»Roß und Reiter sah man niemals wieder!« rief Baron Haas.

»Bruder!« entgegnete der Vorsitzende mit einiger Empfindlichkeit, »scherze nicht über so ernste Dinge! Wenn Dir etwas Aehnliches mit einer Tochter begegnete, Du würdest aus der Haut fahren. Ich wenigstens halte dies Benehmen für empörend.«

»Ich auch und wir Alle!« bemerkte Baron Kranenberg. »Meine Theodolinde hat Tag und Nacht vergebens gebetet – ach!«

»Na,« fuhr der Vortragende fort, »es war also nicht anders. Aber damals war ich noch nicht empört, im Gegenteil, höchstens verwundert, daß er nicht am nächsten Tage wiederkam. Um das Eisen jedoch zu schmieden, so lange es warm war, fuhr ich am nächsten Tage hinüber, machte dem Herrn eine feine Visite, lade ihn zu Tische ein, da – und nun gebt Acht – da beginnt seine diplomatische Aalschlüpfrigkeit – er empfängt mich sehr artig, sehr höflich, mit überraschender Tournüre, wie Amalie sagt, – das muß man sagen, aber – er schlägt meine Einladung aus, aus Gott weiß was für Gründen. Um mich aber zu kirren, mich einzuschläfern – und ich bin so dumm und gehe in die Falle – setzt mir der höllische Mensch ein sehr nettes Frühstück vor, tischt einen verteufelten Wein auf, der mir eine merkwürdige Hitze macht, so daß mir Alles, was er mir mit diplomatischer Finesse vorschwatzt, so lange ich bei ihm war, ganz außerordentlich einleuchtend erschien und ich erst nachher zu Hause an meiner katzenjämmerlichen Niedergeschlagenheit bemerkte, wie er mich eigentlich ganz abscheulich gefoppt hatte. Ich schreibe das natürlich diesem Wein zu, der mir übrigens köstlich schmeckte und mir das ganze Leben vor und hinter mir, die ganze Welt rings um mich her in einem himmlischen Blau erscheinen ließ –«

»Donnerwetter! Den müssen wir kosten!« unterbrach ihn Baron Haas mit lechzender Zunge. »Was war es denn wohl für eine Sorte?«

»Er war verteufelt süß – er nannte ihn einen ächten Griechen – glitt wie Oel die Kehle hinunter und drang in Kopf und Herz zugleich ein, so daß ich den Menschen hätte umarmen und küssen können, so rosig kam mir Alles vor. Aber

die Zunge, zum Teufel, wurde mir bei jedem Glase schwerer und ich glaube, ich habe zuletzt eben so gut ganz was Andres gesagt, wie ich wahrscheinlich auch Alles anders verstanden, was er gesprochen. Wenigstens hat mir Amalie das zu Hause sehr begreiflich gemacht. – Mit einem Wort, ich fahre glücklich nach Hause, halte Alles für abgemacht, falle meiner Amalie um den Hals und rufe: Es ist fertig, Alles fix und fertig – laß die Karten drucken! – Da, meine Brüder, fängt mit einem Mal, wie vom Himmel gefallen, oder vielmehr wie aus der Hölle aufgestiegen, ein ganz anderer Act an.«

»Haha!« lachte Baron Haas laut auf, »Du bist also, wie man sagt, benebelt gewesen, hast den Himmel für einen Waschbär gehalten oder umgekehrt – haha! Das kenne ich, Brüderchen, mir ist es oft so ergangen!«

»Nein, mir niemals, in *der* Art wenigstens nicht. Na, mit einem Wort, jetzt bricht der Krieg in meinem Hause aus. Es sind heute zehn Tage, daß ich jenen schauerlich köstlichen Wein trank, und seitdem ist mir die Welt wieder klar und der Himmel weniger blau geworden. In diesen zehn Tagen hat der Legationsrath nichts von sich hören lassen. Amalie ist außer sich – hat alle Tage Krämpfe und tobsüchtige Anfälle gehabt – mein Gott! Clotilde hängt den Kopf wie eine welke Blume, *mein* Herz ist zerrissen – was soll ich thun? Und nun, meine Brüder, sind wir auf den Punkt gelangt, wo unsre Berathung eigentlich erst ihren Anfang nimmt. Ihr wißt, um was es sich handelt – Ihr kennt mein Uebereinkommen mit dem Vater des Herrn – *mein Recht* – Ihr kennt auch die Personen, mit einem Wort Alles – nun so sprecht denn, was haltet Ihr davon, wozu rathet Ihr? Du, Ambrosius, als der Jüngste

von uns und am wenigsten dabei betheilt, hast zuerst das Wort.«

Baron Grotenburg lehnte sich nach dieser langen und angreifenden Rede wie erschöpft in seinen Stuhl zurück, knüpfte sich die Weste auf und rieb sich mit dem feinen Taschentuche das schwitzende Gesicht ab. Baron Kranenberg aber gerieth bei den direct an ihn gerichteten Worten in eine unbeschreibliche Verlegenheit. Sein langes Gesicht wurde noch um einige Zolle länger und bedeckte sich mit einer tugendhaften Röthe. Seine Lippen zitterten und sein gläsernes Auge blickte bald auf Baron Haas, bald auf den Vorsitzenden, während seine beiden Hände abwechselnd nach einander über den kahlen Schädel fuhren, als befürchteten sie wirklich, der Kopf sei ihrem armen Rumpfe abhanden gekommen.

»Ja,« sagte er endlich, tief aufseufzend, »was soll man davon halten, wozu soll man rathen? Ich weiß es noch nicht und möchte Eurer Meinung nicht vorgreifen. Erwogen muß es jedenfalls werden, ja, das sehe ich ein. Theodolinde sagte: der Legationsrath sei ein ganz hübscher Mann und das Heil seiner Seele könne noch gerettet werden. Das Erste sage ich auch und für das Zweite mag sie selber sorgen. Aber wie man sich jetzt gegen ihn benehmen soll, davon – davon hat sie mir nichts gesagt und ich muß also bedauern, für diesen seltsamen Fall keine – keine Instructionen zu haben. Indessen, wenn ich es mir recht überlege, so handelt recht-schaffen – ich meine – versteht mich – so, gerade so, wie es sich ziemt – nur müßt Ihr damit zum Zweck kommen, denn das ist die Hauptsache. Und das ist *meine* Meinung!«

Der gute Ambrosius faltete die Hände und drückte sie gegen die Brust; er hatte sich mit diesen Worten *ganz* ausgesprochen; Baron Grotenburg aber lächelte nur und blickte herausfordernd auf das Brüderchen Haas, der seine kleinen Augen so fest zugekniffen hatte, daß er gar nichts sah, weil er wußte, daß jetzt die Reihe an ihn kommen würde, seinen – *studirten* – Rath abzugeben.

»Haas!« rief der Vorsitzende mit lebhaftem Tone. »Hast Du gehört, was Ambrosius gesagt? Du nickst – ei, mein Gott, so mach' doch die Augen auf und sieh mich an – so, Mann, nun was sprichst Du?«

Baron Haas legte bedenklich den rechten Zeigefinger an die dicke kupferrothe Nase und sah ungemein geistreich dabei aus. »Ja, Bruder Herz,« sagte er langsam und bedächtig, das ist ein sehr schlimmer *Ca – Casum*, sagt der Lateiner. He? Nun gut. Also Du willst meine Meinung hören? Nun, im Allgemeinen stimme ich Ambrosius vollkommen bei –«

»Ja mein Gott,« rief Baron Grotenburg voller Angst, »der hat ja eigentlich gar nichts gesagt?«

»Oho! Doch, mein Brüderchen! Er hat gesagt: geht recht-schaffen zu Werke! und das ist nicht ganz ohne Bedeutung. Ich aber – und nun kommt *meine* unvorgreifliche Meinung – ich gehe als Mann der That noch weiter. Ich sage: wenn Du Recht hast, wie Du sagst und Du mußt das am besten wissen, so *bist* Du im Recht, und das ist schon viel gewonnen. Ich gehe aber als Mann der That noch weiter und sage: wenn Du im Recht bist, so kannst Du als Mann schon etwas wagen – also wage es! Mit einem Wort: setze ihm Daumschrauben an, rücke ihm tüchtig auf den Pelz – lasse Karten drucken, ganz im Geheimen. Dann lade ihn ein zu einer großen Finte – ich wollte sagen Fête. Und wenn Alles bei

der Flasche sitzt, pro – pro – *proclarire* die Verbindung – er ist Cavalier, er kann nicht ausweichen, denn blamiren kann er doch Deine Tochter nicht – basta! da hast Du ihn!«

Baron Grotenburg senkte traurig den Kopf und überlegte. Ohne Zweifel hatte er bessere Rathschläge von seinem Familienrathe erwartet und namentlich »der Mann der That« ging ihm zu rasch zu Werke. »Nein,« sagte er endlich, »das geht nicht, Haas. Der Legationsrath ist ein feiner aalglatter Mann und mit allen Hunden gehetzt, wie Einer. Zwang schlägt bei ihm nicht an, am allerwenigsten ein so auffälliger Zwang.«

Baron Haas riß seine kleinen funkelnden Augen weit auf und starrte seinen Schwager ergrimmt an. Er ärgerte sich, daß sein *guter* Rath nicht gleich Beifall fand. »Nun, dann laß ihn fahren und das Gut auch!« rief er fast überlaut und höhnisch hinterher lachend.

»Wie Du so sprechen kannst, Haas!« versetzte der Vorsitzende ruhig, nachdem der Mann der That aufgelacht. »Du weißt, ihn und das Gut aufgeben, heißt bei meinen Verhältnissen so viel als: mich bankerott erklären.«

»Nun dann fange es anders an, was weiß ich! Ich weiß keinen anderen Rath, als den ich gegeben habe.«

»Nein, nein, Kinder,« fuhr Baron Grotenburg begütigend fort, nun auch warm werdend, »so geht das nicht. Aber ich will Euch jetzt alle meine Gedanken sagen. Seht mal – und das ist wohl zu bedenken – ich bin da heute Morgen plötzlich in eine ganz neue Angst gerathen. Wenn mir der alte Sellhausen nun ein X für ein U gemacht hätte, wie? Wenn er mir gesagt: Grotenburg, Du sollst unter den Dir bekannten Umständen mein Gut haben, mein Sohn ist ja selbst daran, schuld, wenn er es nicht kriegt – aber im Stillen, vielleicht

in den letzten Stunden seines Lebens – ich bin ja beim Sterben nicht zugegen gewesen – einen anderen Brief an seinen Sohn geschrieben oder letztwillig anders über seinen Besitz verfügt hätte, wie dann?«

»Bah!« machten die beiden Barone und hoben ihre entsetzten Gesichter mit einem wahrhaft stupiden Ausdruck in die Höhe.

»Nun seht Ihr, das wäre doch schrecklich! Ich kann also den Legationsrath nicht so ganz fahren lassen und muß ihn so lange wie möglich für mich zu gewinnen suchen. Und bedenkt doch, das Gut Sellhausen ist mit das schönste in der ganzen Gegend – denkt nur an die Aussicht nach der Weser hinab – es kann, es darf also unter keinen Umständen unsrer Familie entzogen werden – es hängt Leben und Sterben davon ab!«

»Still!« rief Baron Kranenberg plötzlich und sah wie ein Priester der Isis aus. »Ich hab's – ich komme auf meine erste Meinung zurück – handelt rechtschaffen – das heißt, übereilt Euch nicht, wartet ruhig die Zeit ab – es sind noch vier Wochen –«

»Wie?« rief Baron Grotenburg entrüstet, »ich soll noch länger warten, das heißt zwischen Himmel und Erde schweben – zappeln mit Händen und Füßen – mein Gott, dazu rathet Ihr mir? Denkt Ihr denn gar nicht daran, wie ich meiner Amalie gegenüber stehe? Nein, nein, Ambrosius, das kann nicht Dein Ernst sein – sprich Du, lieber Haas, was sagst Du dazu?«

Baron Haas legte wieder den Finger an die Nase und sah abermals sehr geistreich aus. »Es ist nicht ganz *Ohne*, was Ambrosius spricht,« sagte er mit Bedeutung und schief geneigtem Kopfe. »Ich halte auch dafür, wir thun am besten,

wenn wir Zeit gewinnen, mit einem Wort, wenn wir la – lav – *lavementiren*.«

»Um Gottes willen!« schrie Baron Grotenburg, »Du meinst laviren, Brüderchen!«

»Es ist ganz einerlei, was ich meine,« schrie Baron Haas, vor Aerger kirschroth werdend. »Ein vernünftiger und gebildeter Kerl versteht es doch, ob ich es, so oder so ausspreche. Haha! und hier – wenn Ihr mich doch zum Aeußersten treibt – hier ist mein Ul – *Ulimatum*. Ambrosius und ich, wir sind noch nicht auf Sellhausen gewesen und haben unsern Gegenbesuch noch nicht gemacht. Nun wollen wir Alle zusammen, Ihr mit Frau und Kind, in einem großen Zuge hinfahren, wollen den Herrn ganz unvorbereitet überfallen – uns das Gut und den Mann im Hause betrachten – *uns* soll sein Grieche oder Türke, was es nun für eine Sorte ist, nicht benebeln, ich stehe Dir dafür – und dabei werden wir Alle wie mit *einem* Auge, einem wahren Familienauge sehen, ob er es ehrlich mit uns meint oder uns an der Nase herumzieht. Ich werde dabei einmal nach meiner guten alten Weise ein Bischen auf den Busch klopfen, und dann wird sich das Uebrige schon finden. Mein Plan geht dann zu allerletzt dahin: Du ladest ihn noch einmal ein – halt, da fällt mir etwas sehr Wichtiges ein – wann ist Clotildens Geburtstag? Er muß ja in diesem Monat sein?«

»Am dreißigsten Juli!« sagte Baron Grotenburg seufzend.

»Gut, das paßt vortrefflich. An dem Tage, zwei Tage vor Eröffnung des Testaments, muß die Verlobung stattfinden.« Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß sie *pro – procranirt* wird. Ich werde das schon machen – laß mich nur Alles einrichten. Abends trinkt er Wein – es muß also ein Abendessen sein, *motabene*, ein fürstliches! Ich sitze neben

ihm auf der einen, Clotilde auf der andern Seite. Ihr bleibt ganz aus dem Spiel. Ihr seid zu ängstlich und keine wahren Männer der That. Dann mache ich ihn warm, so warm, daß er am ersten August noch nicht nüchtern sein soll, und wenn er dann nicht laut und offen vor aller Welt erklärt: Clotilde von Grotenburg ist die schönste Dame auf dem ganzen Erdenrund – dann heiße ich nicht Haas von Haasencamp, sondern bin ein Haase – auf Ehre!«

Baron Grotenburg kratzte sich, weniger überzeugt als überrannt, hinter den Ohren und sah zweifelhaft auf den mit siegesgewisser Miene sich behaglich fühlenden Schwager hin. »Na, das wollen wir noch überlegen, Haas,« sagte er. »Aber daß wir alle zusammen nach Sellhausen fahren und eine Generalfamilieninspection anstellen, das gefällt mir. Daraus kann sich Etwas entwickeln. Ja, das lobe ich. Wann wollen wir hin?«

»Morgen, gleich morgen!« schrie Baron Haas, entzückt, daß seine Meinung endlich den Ausschlag gegeben.«

»Halt!« rief Ambrosius, der schon lange ganz still geworden war. »Das geht nicht, Brüderchen; morgen *kann* Theodolinde nicht und ich – ich *darf* nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Morgen ist ja Mariä Himmelfahrt.«

»Ach so!« erwiderte Baron Haas sehr gleichgültig. »Na, ich weiß die Feiertage nicht mehr recht auswendig. Aber gut, dann wollen wir übermorgen hin, wie?«

»Ja, ich bin dabei,« sagte Baron Grotenburg, »und Gott gebe seinen Segen!«

»Er gebe ihn!« flüsterte der bescheidene Mann der frommen Frau.

»Also dann wären wir fertig mit dem Familienrath?« rief Baron Haas aufspringend und sich dehnend und reckend, als hätte er eine übermäßige Anstrengung überstanden. »Na, Gott sei Dank, das war ein sauer Stück Arbeit, Brüderchen und – recht trocken dabei!« flüsterte er heimlich Ambrosius zu.

»Ja, nun bleibt uns nichts weiter übrig,« bestätigte Baron Grotenburg, »als den Damen die Beendigung des Familienrathes anzuzeigen und ihnen dessen Beschlußnahme mitzutheilen. So kommt denn, wir wollen unsre nächste Pflicht auf der Stelle erfüllen und den lieben Kindern unsre Aufwartung machen.«

Er ging schon nach der Thür, wurde aber durch einen lauten Zuruf Baron Kranenberg's zurückgehalten, der mit höchst würdevoller Miene und unnachahmlich stolzer Haltung sagte: »Mein theurer Brüder, wäre es nicht passend, ihnen den Beschluß des Familienrathes an dem Ort und der Stelle mitzutheilen, wo derselbe gefaßt ist? Das ist wenigstens früher immer so üblich gewesen.«

»Ja, ja, natürlich!« stimmte Baron Haas bei. »Das ist ein Vorschlag, den ich *con – constituiren* muß. Dies Zimmer ist an ewige Zeiten durch unsre Berathung geheiligt, und sie werden künftig sagen können, wenn sie erst die süße Frucht unsrer Mühen genießen: auch wir haben die geweihte Stätte betreten, wo die Männer und Väter unsrer Familie eben so wacker wie ansdauernd gestritten und gesiegt haben.«

Baron Grotenburg lächelte über das mannhafte Pathos seines Schwagers; in solchen Dingen aber leicht zum Nachgeben bereit, zog er die Glocke und schloß die Thür auf, worauf sogleich der dienstfertige Jäger eintrat und nach den Befehlen des gnädigen Herrn fragte.

»Geh zur Frau Baronin,« gebot Dieser, »und melde ihr im Namen des versammelten Familienraths, daß derselbe zu Ende, und daß die Damen uns die Ehre erweisen und kommen möchten, den gefaßten Beschluß zu vernehmen.«

Der Jäger schnitt ein mordmässig wichtiges Gesicht, verbeugte sich tief vor dem Baron, der als Präsident des Familienraths ihm noch ein viel vornehmerer Herr geworden zu sein schien, und stürzte hastigen Laufes den Corridor entlang, den Damengemächern zu.

Es dauerte auch nicht lange, so hörten die drei Herren das gewichtvolle Heranrauschen der beiden Damen; der Jäger riß die Thür auf und meldete die Ankunft der Gnädigsten. Aber da sollte sich ein unerwartetes Zwischenspiel ereignen. Denn kaum war die Baronin auf der Schwelle erschienen, so stieß sie einen lauten Schrei, halb der Ueberraschung, halb des Schreckens auf und taumelte jählings fast in die Arme des Jägers zurück.

Die drei Herren im Zimmer, welche Zeugen dieses seltsamen Vorfalles waren und schon an eine plötzlich ausbrechende Ohnmacht dachten, sahen sich bestürzt an und begriffen gar nicht, was ein solches Ereigniß in diesem Augenblick hervorrufen konnte. In ihrem Eifer aber und im Vollgefühl des hochwichtigen Moments hatten sie nicht bemerkt, daß das Berathungszimmer, in dem sie gesessen, dermaßen mit Tabacksrauch angefüllt war, daß es eine einzige undurchdringliche Dampfwolke bildete, in welcher so recht eigentlich von dem ganzen Familienrath keine Spur zu sehen war.

»O mein Gott,« rief die Baronin aus, »Sie verlangen das, meine Herren? Aber es ist ja nicht möglich, wie können wir darin athmen? Ich wäre augenblicklich ein Kind des Todes.

»Geschwind, meine lieben Brüder,« rief Baron Grotenburg, erst den richtigen Grund der Zögerung erkannte und sich nicht wenig beschämt fühlte, »sie hat Recht – wir haben hier, ohne es zu wissen, etwas viel Rauch gemacht. Nun so kommt denn in ein anderes Zimmer; man muß stets aus der Noth eine Tugend zu machen verstehen. Biete meiner Frau den Arm, Haas, und Du, Ambrosius, laß Dich von Clotilden beglücken. Ich komme sogleich nach.«

Die beiden Männer sprangen wie Blitze aus der Rauchwolke hervor, boten mit zärtlichem Geflüster ihre Arme dar und führten die Damen in das Zimmer zurück, welches dieselben so eben verlassen hatten und wo in einer Ecke, von Neid und Eifersucht zusammengepreßt, Pilatus XXII. saß, dessen Gegenwart von den Männern in ihrem Amtseifer zuerst ganz unbemerkt blieb und der sich daher ganz mäuschenstill verhielt, besonders nachdem er von Fräulein Clotilde einen heimlichen Wink zum Dableiben erhalten hatte.

Baron Grotenburg trat alsbald auch herein und theilte mit erhitztem Gesicht den letzten Beschluß des Familienraths mit, der, wie sich von selbst verstand von den Damen mit stiller Ergebung aufgenommen ward, denn sich gegen einen solchen zusträuben, wäre ein ganz undenkbarer Eingriff in die durch Tradition geheiligten Gebräuche der Grotenburg'schen Familie gewesen.

Die Baronin sann nur einen Augenblick über das Vernommene nach und sagte dann mit vornehm zurückgeworfenem Kopfe: »Gut, meine Herren, ich genehmige den Beschluß des Familienraths, oder vielmehr ich unterwerfe mich ihm, übermorgen in Gemeinschaft nach Sellhausen zu fahren und mit eigenen Augen uns von den daselbst vorgehenden Dingen

zu überzeugen. Allein ich erlaube mir die Clausel beizufügen, daß wir mit gehörigem Nachdruck« – hier trat sie hörbar mit einem Fuße auf und reckte den Kopf noch einmal mit einem starken Schneller nach hinten – »und in dem geziemenden Glanze auftreten, was ich namentlich Ihrer lieben Frau Gemahlin freundlichst mitzutheilen bitte, Schwager Ambrosius. Wir wollen nicht allein, nein, wir müssen auch dem Herrn Legationsrath den Beweis liefern, daß wir eine Familie bilden, die nicht nur einig in Sinn und Herzen ist und auf ihre geheiligten Traditionen etwas hält, sondern daß wir diese Familie auch mit Glanz zu umgeben wissen, eine Familie, in deren Reihen es keine Emporkömmlinge giebt und in deren Mitte aufgenommen zu werden, jeder Mann von Auszeichnung für eine besondere Ehre halten muß.«

»Bravo, bravissimo!« rief Baron Haas entzückt und klatschte vor Freuden in die Hände, während die beiden andern Schwäger ganz unmerklich mit den Augen zuckten. »O gnädigste Schwester,« fuhr er emphatisch fort, »was sind Sie für eine Frau, und mit welchem Rechte kann mein Bruder Herzstolz auf Sie sein! Ja, solch eine Rede adelt unser ganzes Geschlecht und sie kann dreist derjenigen an die Seite gestellt werden, die ich selbst vor Kurzem zu halten die Ehre gehabt habe. Frau Baronin von Grotenburg – ich mache Ihnen meine – *despostisches* Compliment!«

Nach einigem stillen Lächeln über die despotische Devotion des guten Haas begrüßte man sich nun weniger ceremoniös und auch Fräulein Clotilde wurde von dem kleinen kugelrunden Onkel beglückwünscht und auf die Wichtigkeit des, hauptsächlich von ihm vorgeschlagenen Beschlusses aufmerksam gemacht.

»Ja, ja, ich glaube es schon, lieber Onkel,« sagte die schöne Clotilde, sich angelegentlich nach Herrn von Bökenbrink umschauend, der jetzt allmählig hinter den weiten Rücken der Damen auftauchte. »Hören Sie, Herr von Bökenbrink,« rief sie, »übermorgen geht es in Gala nach Sellhausen. Ich hoffe, ich werde auf Ihre Begleitung rechnen können.«

Pilatus XXII. sprang ganz verdutzt, aber dennoch beglückt von seinem Stuhle auf, näherte sich, den Bart streichend, mit steifen Verbeugungen und sagte dann:

»Meine Gnädigste, wenn Sie befehlen, fahre ich mit – zur Hölle, obgleich ich gewiß nicht von – von Herrn von Sellhausen eingeladen bin.«

»Das lassen Sie meine Sorge sein,« erwiderte Fräulein Clotilde, kokett das blonde Haupt wiegend, »ich glaube etwas über den seltsamen Herrn zu vermögen.«

Pilatus beugte stumm sein Haupt, so tief er es wegen des steifen Nackens beugen konnte – da fuhr er plötzlich in die Höhe und sagte: »Aber ich stelle eine Bedingung dabei, Gnädigste!«

»Was,« rief der joviale Baron Haas aus, »stellt Der auch schon Bedingungen? Meine Damen, meine Damen, haben Sie schon die neuste Hammelgeschichte gehört?«

»Ja, lieber Onkel,« erwiderte Fräulein Clotilde, leicht eröthend, »Herr von Bökenbrink hat uns sein Mißgeschick mitgetheilt und ich stimme ihm bei, daß der Fuchswallach –«

»Ich schieße ihn todt!« murmelte Pilatus wüthend zwischen den Zähnen.

»Daß der Fuchswallach seinen Tod verdient hat – die Lage muß gräßlich gewesen sein – aber sprechen Sie weiter, Herr von Bökenbrink, welche Bedingung stellen Sie auf?«

»Daß ich die Ehre habe, meine Gnädigste, Sie ganz allein in meinem neuen Brakewagen hinzufahren.«

Fräulein Clotilde lächelte mit wahrhaft göttlicher Milde. »Wie Sie meine Wünsche schon aus der Ferne zu errathen vermögen, mein lieber Herr von Bökenbrink!« sagte sie. »O, das ist reine Sympathie der Seelen. Ich habe Sie schon darum bitten wollen, denn Papa's Wagen sind alle zu eng, um auch nur meine kleinste Crinoline anständig aufzunehmen.«

»O, o,« rief Pilatus XXII. entzückt, »ziehen Sie die allergrößte an – auf meinem Brake haben Sie Platz genug, denn Sie schweben ganz in der Luft und nichts auf der Welt wird Sie irgend behindern. Selbst ich werde mich zusammendrücken wie ein Mäuschen und Sie sollen mich kaum sehen.«

Baron Haas lachte überlaut, als er dies hörte. »Ein schönes Mäuschen!« sagte er. »Schade, daß ich kein Kater bin, gerade jetzt hätte ich Lust, einen recht großen Braten zu speisen. Brüderchen, heda, Grotenburg, Du da! Laß jetzt ein paar Flaschen bringen, sonst falle ich vor Hunger und Durst in Ohnmacht, wie Deine Frau vor Rauch. Die Schlacht war auch heiß genug – aber der Sieg ist unser. Haha! Bruder Herz, komm her und laß Dich umarmen! Es wird übermorgen einen Ca – *Capitular*spaß geben, wenn wir den Legationsrath überfallen und der Mann ganz verblüfft dasteht und nicht aus und ein weiß, um uns würdig zu empfangen. Haha! ich lache jetzt schon!«

Baron Grotenburg ließ sich – nicht an die Brust – wohl aber an den dicken Bauch des kleinen, ungeheuer nach Wein und Taback riechenden Mannes drücken, sprach jedoch kein Wort, denn es wollte ihm das bevorstehende Unternehmen

nicht so ganz behagen, obgleich Haas sich einen großen Erfolg davon vorzuspiegeln beliebte. Ein gewisses, selten trüglisches, inneres Vorgefühl machte sich ganz leise bei ihm bemerklich und stimmte ihn eher traurig als glücklich, indem es ihm sagte, daß der Sieg jenes Tages am Ende auf einer ganz anderen Seite liegen würde, als auf der des Familienraths, trotzdem der Beschluß desselben von allen Seiten als ein ganz vortrefflicher und würdevoller betrachtet wurde.

## ZWEITER KAPITEL. DIE GENERALFAMILIENINSPECTION.

Es ist eine eigenthümliche Erfahrung im Leben, daß, wenn man auch den festen Willen und die beste Absicht hat, da oder dort, zu diesem oder jenem Zweck, mit einer gewissen Miene und einer streng vorgezeichneten Haltung aufzutreten, um durch die zur Schau getragene Maske gleich von vornherein eine beabsichtigte Wirkung hervorzubringen, man doch nur sehr selten in der beschlossenen Weise an dem Orte und vor der Person eintrifft, wo die klüglich ausgedachte Rolle gespielt werden soll. Mag es sein, was es will, aber es giebt irgend Etwas in oder außer uns, was uns schon auf dem Wege dahin umgewandelt, zu anders fühlenden und denkenden Menschen gemacht hat. Schon die bloße Einwirkung der frischen Luft, des hörbar vorüberausenden Windes, der Anblick der in wunderbarem Glanze leuchtenden Sonne scheint einen magischen, fast gewaltsamen Einfluß auf unsere Stimmung zu üben, der um so unbegreiflicher ist, als wir gar keinen sichtbaren Zusammenhang dieser äußeren Naturkräfte mit unseren inneren Plänen und Vorsätzen wahrzunehmen vermögen; und sehen wir nun gar

erst die alltägliche Außenwelt um uns her, in der Alles seinen ruhigen Gang geht, während es in uns stürmisch hämmert und pocht, fühlen wir oft unbewußt den linden Gottesfrieden, der über Wald und Flur, über Berg und Thal gebreitet ist, so sind wir oft ganz anders gestimmt, wenn wir an dem Ziele unseres Strebens anlangen, und anstatt ein Antlitz voller Würde, eine Haltung voll imponirender Majestät zu zeigen, bieten wir ein ganz gewöhnliches Gesicht dar und treten so still und einfach auf, wie alle übrigen Menschen es thun.

Etwas Aehnliches erlebte am dritten Juli die Familie Grotenburg, als sie zur Generalinspection nach Sellhausen fuhr, um den verabredeten Ueberfall, hervorgegangen aus dem weisesten aller Familienräthe, daselbst auszuführen. Mit ganz ungeheuer gewichtigen Vorsätzen stiegen sie Alle in die verschiedenen Wagen, und als sie am Ziele anlangten, hatte die süße Sommerluft, die fröhliche grüne Welt um sie her oder Gott weiß was sonst sie wieder zu ganz denselben Menschen umgestaltet, die sie im Alltagsleben waren, und nur die Neugierde war ihnen gemeinsam geblieben, wie man sie wohl empfangen, was man ihnen vorsetzen und ob sie an dem Orte ihrer Sehnsucht das Räthsel gelöst finden würden, dessen Geheimniß ihnen bisher so bittere Tage und Nächte gekostet hatte.

Laut der am ersten Juli in der Grotenburg getroffenen Verabredung speiste man auf den drei Gütern an jenem wichtigen Tage sehr zeitig, traf sich dann Punkt zwei Uhr an einem bezeichneten Orte, der eine halbe Stunde von Sellhausen entfernt lag und fuhr nun nach leiser oder lauter

ausgetauschten Begrüßungen in langem Zuge und mit vollem Pompe dem mit gespanntester Erwartung entgegengesehenen Ziele zu, Jedermann, dem man auf diesem Wege begegnete, durch den seltsamen Aufzug, die Pracht der Kleidung und den aufgeputzten Dienertroß in staunende Verwunderung setzend.

Um auch den Leser an dieser Verwunderung Antheil nehmen zu lassen, so berichten wir, daß zwei Diener des Barons Grotenburg auf weißen Pferden und in voller Galalivree den abenteuerlichen Zug eröffneten. Hinter dem zweiten Wagen ritten wieder zwei Diener, von denen Baron Kranenberg den einen, Baron Haas von Haasencamp den andern gestellt hatte. Letztere beide sahen schon lange nicht so gut und elegant aus, wie die ersten Reiter, denn ihre altmodischen plumpen Livreen, abgeschmackt bunte Farben und erblindete Tressen zeigend, hatten schon Jahre lange Campagnen mitgemacht; indessen sie ritten gut, machten den Zug vollzählig und hatten Gesichter, deren jedes schon von Weitem ihre Zugehörigkeit erkennen ließ, denn während das eine wie ein kupferrother Vollmond glänzte, sah das andere bleich, ungeheuer fromm und gottergeben aus, Eigenschaften, die die Frau Baronin von Grotenburg in gleicher Weise anwiderten, weshalb sie sich auch ungnädig abwandte, als sie die beiden Leiblakaien ihrer Schwäger schon von ferne erblickte.

Der Schluß des Zuges dagegen wurde ganz standesgemäß durch einen Bedienten des Herrn von Bökenbrink bezeichnet, der in einer wohlsitzenden blauen Uniform mit silbernen Knöpfen und Borden erschien und den unglücklichen Fuchswallach ritt, der einstweilen noch begnadigt war, um den großen Familienzug verherrlichen zu helfen, obgleich

feststand, daß er dennoch so bald wie möglich – todtgeschossen werden sollte.

Um nun von den Dienern zu den Herrschaften überzugehen, so zeigten sich im ersten blitzblanken Wagen, einer zurückgeschlagenen Victoriachaise mit Hintersitz, der Präsident des Familienraths, der Herr Baron von Grotenburg mit seiner Gemahlin. Der Baron fuhr selber, neben dieser sitzend, während den engen Hintersitz der Leibjäger mit hochflatternden schwarzen Hahnenfedern am Dreimaster einnahm.

Der Baron trug wie gewöhnlich einen blauen Frack und einen grauen Filzcyylinder auf dem ehrwürdigen Kopfe. Seine Gemahlin aber prangte in einem dunkelblauen Damastkleide, dessen Rock zu beiden Seiten des Wagens weit hinausragte und vom Baron eigentlich nur das Gesicht und den Hut wahrnehmen ließ. Auf dem Kopfe saß der vornehmen Dame ein kleiner koketter runder, an einer Seite aufgeschlagener Strohhut, mit wallenden weißen Straußfedern garnirt – Federn als Kopfputz liebte sie über Alles – und um die mageren Schultern hing lose ein weiß- und braungestreifter Burnus, der wegen der Hitze vorn aufgeknöpft und in den Sitz des Wagens halb zurückgefallen war, so daß dem hinter ihr sitzenden Jäger der volle Anblick des blendenden gelben Nackens zu Theil wurde. Ihr Gesicht aber sah wunderbar blühend und frisch aus, jedoch durch die rothen und weißen Farben, die es höchst malerisch bedeckten, drang unaufhaltsam die innere Spannung und Aufregung der Dame durch, die sich auch in ihren zusammengekniffenen Lippen und in der Hast und Unruhe aussprach, mit der sie wiederholt die goldene Lorgnette vor die Augen erhob, um in die

Ferne nach dem Schlosse ihrer Träume, dem herrlichen Sellhausen hinüberzuspähen.

Im zweiten Wagen, einer bei Weitem weniger glänzenden Chaise von etwas älterem Datum, von zwei mageren, aber edlen braunen Stuten gezogen – Baron Kranenberg fuhr nur mit Stuten, seine sanfte Gemahlin hielt das für gefahrloser – saß die Familie von Kranenberg, jedoch ohne Kinder, die man der Aufsicht des schwindsüchtigen Hofmeisters und der gottergebenen Gouvernante anvertraut. Vorn neben dem Kutscher hatte der Baron ein bescheidenes Plätzchen gefunden, im Fond neben der Baronin aber saß der schwächliche Hauscaplan, Herr Kattengold, der ewige Begleiter der Baronin, der jetzt, in seinem schwarzen Kleide, der wirkliche Schatten der auch heute im weißen Nonnengewande erscheinenden frommen Dame zu sein schien. Beide, mehr der überirdischen als der irdischen Welt angehörend, sahen ungemein mild, oder eigentlich gleichgültig und von dem unternommenen Zuge gelangweilt aus, nur wenn sich ihre Blicke trafen, was von Zeit zu Zeit geschah, glänzte ein himmlischer Strahl der Beseligung in ihren Augen und sie lächelten Beide mit göttlicher Ruhe über den irdischen Wahn, dem nachzujagen sie sich jetzt ohne Widerrede hatten entschließen müssen.

Im dritten Wagen, einer zweisitzigen und sehr dürftig erscheinenden Kalesche, sah man Baron Haas. Sein dickbackiger Kutscher, glühend roth vor Eifer und innerer Hitze, war fast so corpulent wie der Herr, der behaglich lauernd in seinem grünen Frack – sein einziger, also auch bester Bratenrock – und von einem Panamahut beschattet, auf dem Hintersitze saß, bald seinem Brüderchen vor ihm, bald den hinter ihm Fahrenden ermuthigend zunickte, dann und wann

gegen Fräulein Clotilde mit dem Finger drohte und leise vor sich hin ein fröhliches Lied durch die Zähne pffif, insgeheim aber unablässig an den feurigen Griechen oder Türken dachte, den er heute ohne Zweifel kosten würde.

Der vierte und letzte Wagen endlich, von zwei schönen Goldfüchsen gezogen, war das berühmte Gefährt Herrn von Bökenbrink's, ein vierrädriger, neumodischer Kasten mit zwei ungeheuer hohen Sitzen ohne Lehne, auf denen ohne Lebensgefahr zu schweben eigentlich die Biegsamkeit und Schwindellosigkeit eines Kunstreiters oder Seiltänzers erforderte.

Auf dem kleinen, schmalen, aber mit einem entsetzlich hohen Keilkissen versehenen Vordersitz dieses Gefährts saß Pilatus XXII., im blauen, bis an das Kinn zugeknöpften Frack und schwarzen Cylinder, der freilich noch ganz neu, aber in der Mode um zehn Jahre zurückgeblieben war, denn sein Besitzer hatte ihn vor ungefähr so langer Zeit in der Residenz gekauft, als er seine militairische Quälerei mit der bequemeren Stellung eines auf den Tod seines Onkels wartenden Erben vertauschte.

Hinter dem in steifster und nobelster Haltung sitzenden Pilatus aber thronte auf allerhöchstem Sitze, ganz allein in ihrer vollen Schönheit und Jugendfrische, Fräulein Clotilde, schon von ferne wie eine vom Himmel niedergefallene weiße Wolke anzusehen, denn ihre Crinoline ragte nach allen Seiten weit über den Umfang des Wägelchens fort und bauschte sich überall, namentlich aber nach hinten so übermäßig auf, daß es schien, als habe sich der Wind mit impertinenter Frechheit darunter festgesetzt und beabsichtige nächstens das ganze leichte Dämchen wieder mit sich in die lustigen Höhen zu reißen.

Die reizende Clotilde trug ein weißes seidenes Baregekleid, in welches die Liebesgötter selbst mit ihren feinen Fingerchen kleine Rosen hineingewebt zu haben schienen, so zierlich und duftig sahen sie aus. Wie gewöhnlich war es so weit ausgeschnitten, »wie es eben ging,« aber die dadurch sichtbar werdenden alabasternen Schultern deckte ein keuscher Burnus von durchsichtigem Mull zu. Auf ihrem Kopfe – saß, kann man nicht sagen, sondern schwebte, wogte, nur mit kühner einfacher Nadel befestigt, ein kleidsames Strohhütchen, mit weithin wehendem Spitzenschleier und rosenrothen Bändern garnirt, mit denen ebenfalls der leichtfertige Wind sein kosendes Spiel trieb. Ihr zartes Gesicht, von blaßblonden Löckchen umwogt, war etwas bleicher als gewöhnlich, denn die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, hatte sie unzweifelhaft angegriffen, obgleich sie sich auf keine Weise beklommen zeigen mochte, und die heute noch auffallendere Stummheit Pilatus XXII. war durchaus nicht dazu angethan, ihr Muth und Vertrauen einzuflößen, was derselbe auch keineswegs beabsichtigte, da sein Herz selbst durch die Folterqualen begründetster Eifersucht fast zersplittert war.

So haben wir denn den stolzen Zug im Allgemeinen und Besonderen genau genug geschildert und wollen wir nur noch hinzufügen, daß die fahrenden Herrschaften anfangs nach dem Zusammentreffen am Rendezvousorte ziemlich munter plauderten und ganz vergnügt schienen; als sie aber auf das Gebiet von Sellhausen gelangten, ringsum die herrlichen Aecker voll wogender Frucht und endlich das schöne Schloß – mit seinen langen Fensterreihen im goldensten Sonnenschein vor sich liegen sahen, wurden sie stiller und stiller und überließen sich ihren stillen Betrachtungen, die

bei den Meisten von ihnen hauptsächlich den Gedanken be-  
trafen, daß es doch eine ganz andere Sache sei, schon in  
factischem Besitz eines begehrenswerthen Gegenstandes zu  
sein, als ihn erst in der Einbildung sein Eigen zu nennen, ein  
Gedanke, der auch schon manchem anderen Sterblichen bei  
ähnlichen Verhältnissen in den Kopf gefahren sein und kei-  
ne zu angenehme Empfindung in ihm hervorgerufen haben  
mag.

Auf Sellhausen hatte man natürlich keine Ahnung von  
dem bevorstehenden zahlreichen Besuch, war aber doch,  
wie das bei einem so großen ländlichen Haushalt Regel ist,  
auf jeden möglichen Fall vorbereitet; an diesem Tage um  
so mehr, da der Meier zu Allerdissen schon gegen Mittag  
einen großen Korb frischer Forellen gebracht und die vorläu-  
fige Meldung hinzugefügt hatte: wenn Herr von Sellhausen  
zu Hause bleibe, werde er sich die Freiheit nehmen, gegen  
Abend vorzusprechen und das leckere Gericht dem Freunde  
verzehren helfen.

Bodo war über diese Aussicht auf einen fröhlichen Abend  
in munterster Stimmung und hatte gegen Fräulein Treuhold  
und Gertrud schon wiederholt seine Freude geäußert. Ue-  
berhaupt war er seit dem Besuch auf der Cluus ungemein  
heiter und geistig erfrischt und die seitdem verlebten Tage  
hatten das Ihrige beigetragen, diese Heiterkeit zu erhalten  
und ihn sich in seiner häuslichen Lage vollkommen glück-  
lich und zufrieden fühlen zu lassen.

Im Ganzen war ihm das Leben seitdem äußerst einfach  
und still, aber gerade darum um so angenehmer verfließen.  
Die frühen Morgenstunden pflegte er allein, bei gutem Wet-  
ter mit Lesen im Garten, bei trübem im Zimmer mit Schrei-  
ben und Studien allerlei Art zuzubringen. Erst das zweite

Frühstück führte ihn mit den Frauen zusammen und hier gab es jetzt reichlicheren Stoff denn je zu den interessantesten Unterhaltungen und Gesprächen. Bei letzteren zeigte er sich in natürlichster Einfachheit, theilnehmend an Allem, was des Meier's wißbegierige Tochter kennen zu lernen begehrte, doch auch eben so gern auf der älteren Dame Absichten und Wünsche eingehend. Hatte er so ein Stündchen behaglich zugebracht, so ging oder ritt er mit Herrn Hinz über die Felder, oder fuhr über die Weser, um in den Bergen drüben den Wald in Augenschein zu nehmen und dabei auf jede Weise seine Kenntnisse in der Land- und Forstwissenschaft zu bereichern. Kamen die Herren von ihrem Morgentreiben ermüdet nach Hause, so schmeckte ihnen das vortrefflich zubereitete Mittagessen köstlich, und wieder blieb man danach ein Stündchen beisammen, um im Garten Erdbeeren oder andere Früchte zu pflücken, oder sonst irgend etwas zu berathen und zu treiben.

Am späteren Nachmittag ging man spazieren, unternahm eine Wasserfahrt oder fuhr auch nach Allerdisen hinüber, um den Meier zu besuchen, oder dieser kam selbst und brachte stets ein heiteres, vom reinsten Wohlwollen strahlendes Gesicht mit, wobei sein klarer Geist an jedem guten Dinge, mochte es die Landwirthschaft, die Kunst oder das alltägliche Leben betreffen, stets den größten Gefallen fand, vor Allem aber durch den belehrenden Umgang mit Herrn von Sellhausen eines Genusses theilhaftig wurde, wie er ihn kaum in dem vormaligen Verkehr mit dem ihm vertrauteren Vater desselben gefunden hatte. Zu dieser Gesellschaft kamen aber noch manche andere Leute, aus näherer und weiterer Ferne, mit denen der Legationsrath allmählig bekannt geworden war, und so verflossen auch die schönen

Sommerabende in heiterem Genuß der reichen Natur und wohlthuender Unterhaltung auf das Angenehmste.

Bei diesem, durch keine äußere Störung behinderten Stillleben schien dem Legationsrath das Verhältniß, in welchem er augenblicklich noch zu der Grotenburg'schen Familie stand, ganz aus dem Sinn gekommen zu sein, wenigstens ließ er es nie merken, daß er sich, was dennoch gewiß bisweilen geschah, mit der ihm nun bald bevorstehenden Testamentseröffnung beschäftigte, und niemals sah man eine Wolke der Sorge auf seiner Stirn schweben, wenn er in der Gesellschaft der Frauen sich befand, die so oft wie möglich in seiner Nähe waren, ihn mit tausend Fragen erfreuten und seine stets gleiche Stimmung bewunderten, denn er gehörte zu den wenigen Männern, die in Gesellschaft Anderer nie empfinden oder durchblicken lassen, daß es in ihrem reiferen oder gebildeteren Geiste noch eine besondere verschlossene kleine Welt gebe, die nur für sie selbst geschaffen ist, und daß in dieser geheimnißvollen Welt nicht immer Alles in harmonischer Glütte und vollkommener innerer Befriedigung verlaufe, was auch ein Zustand der Glückseligkeit wäre, der in den geistigaufgeregten Zeiten der Gegenwart wohl bei keinem Menschen mehr angetroffen wird, mag er dem Brenn- und Mittelpunkt des großen Ganzen so fern stehen, wie er will.

An jenem Tage nun hatte man wie gewöhnlich um ein Uhr zu Mittag gespeist und war gleich darauf in den Garten gegangen, wo man sich bei den Himbeersträuchern zu schaffen machte, da die Frauen zum Abend die ersten dieser köstlichen Früchte auf den Tisch bringen wollten. Als man hier trotz der heißen Tageszeit und bei fast senkrecht

fallenden Sonnenstrahlen sich im kühleren Schatten der hohen Hecken ganz behaglich einer mühelosen Arbeit unterzog und munter mit einander scherzte, erschien plötzlich Herr Hinz sehr eilig und berichtete, er sei rasch vom Felde hereingeritten, um anzuzeigen, daß eine große Gesellschaft zu Wagen und zu Pferde von der Grotenburg her im Anzuge sei, um wahrscheinlich auf Sellhausen einen Besuch abzustatten.

Fräulein Treuhold und Gertrud waren die Ersten, die sogleich ihre Beschäftigung einstellten und in das Haus eilten, um darin ohne Aufenthalt ihre Vorkehrungen zum Empfang der Gäste zu treffen. Bodo dagegen blieb ungestört bei den Himbeeren sitzen, lächelte nur still vor sich hin und erst, als er das laute Gebell der Hofhunde vernahm, die den eingetroffenen Besuch verkündeten, ging er durch das Haus nach der vorderen Rampe, wo er gerade zur rechten Zeit ankam, um den stolzen Zug anlangen zu sehen, den vorläufig zu empfangen die aufmerksame Riecke bereit stand.

Als nun die Barone mit ihren Damen und ihrer übrigen Begleitung das unbefangene, ruhige und, wenn nicht erfreute, doch freundliche Gesicht ihres Wirthes sahen, der wie ein gebildeter und stets gefaßter Mann seine Miene nach jeder Lebenslage zu beherrschen wußte, wurden sie plötzlich von einer Art zutraulicher Ungenirtheit ergriffen und umringten mit lauten, mehr oder weniger freudigen Zurufen, Händeschütteln und den süßesten Blicken den Legationsrath, der sie nach der Reihe, wie sie ihm nahe kamen, mit bewillkommenden Worten begrüßte, dabei aber nicht die geringste Befangenheit zeigte, daß sie so zahlreich und in so überraschender Weise seine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht, namentlich aber die lauten Ergüsse des Barons Haas und die salbungsvollen Worte der frommen Baronin erwidert waren, wandte sich Bodo zu der Baronin Grotenburg und ihrer Tochter, die sich ziemlich ruhig verhielten, und hieß auch sie auf die höflichste Weise willkommen, indem er sich nach ihrem Befinden erkundigte, seitdem er sie nicht zu sehen die Ehre gehabt. Als auch diese Pflicht erfüllt, kamen die ihm fremderen Gäste an die Reihe, die von den Betheiligten als mit zur Familie gehörig vorgestellt wurden. Selbst der steife und vor Verlegenheit sich abwechselnd mit beiden Händen den Schnurrbart streichende Pilatus war von dem ruhigen und würdigen Benehmen des Wirths leidlich befriedigt und folgte mit gemäßiger Grandezza seiner Angebeteten, die mit ihrer Mutter neben Bodo herrauschte und diesen selbst auf dem kurzen Gange nach dem Garten, wohin man sich auf seine Einladung begab, gleich von Anfang an in ein lebhaftes Gespräch zu verflechten begann.

Am stillsten, aufmerksamsten, gleichsam am wachsamsten zeigte sich Baron Grotenburg. Er merkte auf jede Bewegung, jeden Blick, jedes Wort seines Schwiegersohnes »in spe«, aber es war durchaus nichts, gar nichts in dem Benehmen desselben vorhanden, was seine im Stillen schlummernde Sorge und Unruhe auch nur im Mindesten angefaßt hätte.

Während die Herrschaften nun im Garten irgend wo Platz nahmen, die Aussicht »reizend«, die Blumenanlagen »himmlich« und Alles, Alles, im Ganzen und Einzelnen, »wunderschön« zu finden versicherten, blieben Fräulein Treuhold und Gertrud im Hause nicht unthätig. Für den Fall, daß man

sich später vielleicht irgend wo im Hause niederlassen würde, öffnete Herr Hinz, der sogleich seine Hülfe angeboten, mit einer Magd einige große Zimmer, zog die Vorhänge und Fenster auf und brachte Alles in die gehörige Ordnung, wozu wenig Zeit und Mühe gehörte, da ja fast Alles schon im besten Zustande und höchster Sauberkeit sich befand.

Während dieser Zeit wurde nun auch der Kaffee fertig; der stets vorrätliche Kuchen ward von den flinken Händen der Frauen auf zierliche Weise zurecht gelegt und zwei Mägde, mit neuen Kleidern und schneeweißen Schürzen geschmückt, erschienen im Garten, – wo sie alsbald einige Tische in der großen Laube deckten, das Erforderliche laut Anordnung auftrugen und dann in bescheidener Ferne des Winkes ihres Herrn warteten, der sein Auge überall hatte, bald mit diesem, bald mit jenem Gaste sprach und dennoch das Treiben der Dienstboten überwachte, so lange er Fräulein Treuhold noch nicht erscheinen sah.

Alles dies ging so ruhig und schnell, ohne jede Hast und Uebereilung von Statten, daß selbst der krittlichste Sinn nichts daran auszusetzen finden konnte, obgleich die Abwesenheit betretter Livreebedienten fast allen Gästen gleich anfangs über die Maßen auffiel und schon im Stillen einiges Naserümpfen veranlaßt hatte.

Jedoch diese Ruhe, die bei der allgemeinen, bis jetzt noch glücklich im Zaume gehaltenen Aufregung dem verhängnißvollen Schweigen glich, welches aus friedlicher, über einem Vulkan gelegener Landschaft ruht, dessen Ausbruchs man jeden Augenblick gewärtig sein muß, sollte mit einem Male für alle Versammelte, den Hausherrn selbst nicht ausgenommen, der vielleicht gerade innerlich am meisten dadurch

betroffen wurde, ein rasches Ende nehmen und damit eine Reihenfolge unerwarteter Szenen eingeleitet werden, die diesen Tag zu einem sehr bedeutungsvollen zu stempeln bestimmt waren.

Man saß eben in verschiedenen Gruppen nicht weit von der großen Laube auf der obersten Terrasse im Schatten einiger schönen Kastanienbäume auf Stühlen und Bänken, wie man sie eilfertig herbeigetragen, ergoß sich in wiederholten Lobpreisungen des herrlichen Naturbildes, welches sich vor den Blicken der Anwesenden ausbreitete, und begann schon hie und da eine gewisse Sehnsucht nach einer guten Tasse Kaffee zu empfinden, als sich plötzlich von der großen Laube her drei Gestalten zu gleicher Zeit herانبewegten, die sämtlich Praesentirbretter in den Händen hielten und die gewünschte Erquickung nebst Zubehör herbeibrugen.

Die erste dieser Personen war Fräulein Treuhold selber, die sich ihr Recht als Haushälterin nicht wollte nehmen lassen. Um ihrer ersten Pflicht, für jeden Gast auf das Beste zu sorgen, zu genügen, wies sie mit lebhaft geröthetem Gesicht der nachfolgenden Rieke – die anderen Mägde schienen ihr zu persönlicher Aufwartung nicht geeignet – den Weg, ging mit freundlichen Grüßen und Winken nach allen Seiten auf die ihr zunächst sitzende Baronin von Kranenberg zu und präsentirte ihr mit den Worten: »Bitte, gnädige Frau!« eine Tasse Kaffee. Unmittelbar hinter ihr trat nun, wie gesagt, Rieke heran, Backwerk in Fülle tragend, und das Alles fand man ganz natürlich und kein Mensch hätte irgend etwas Staunenswerthes entdecken können.

Allein es war auch noch eine andere Person im Hause, die nicht unthätig bei dieser ersten Pflichterfüllung im Hintergrunde bleiben wollte und, sich nichts Arges dabei denkend und allein dem Antriebe ihres guten Herzens folgend, der überhitzten Tante hülfreiche Hand zu leisten sich bemühte. Es war natürlich keine Andere als Gertrud, die jetzt hinter Rieke ebenfalls aus der Laube hervortrat, ein kleines Brett mit Tassen in ihren mit blaßgelben Handschuhen bedeckten Händen hielt und auf die Baronin Grotenburg zutrat, um derselben eine derselben freundlich darzubieten.

Aber die Erscheinung dieses jungen, schönen, gänzlich unbekanntem und bisher von Niemanden bemerkten Mädchens rief in allen Anwesenden eine Art Sturmgefühl hervor, welches Gertrud, in ihrer schwarzseidenen ländlichen Tracht völlig unbefangen einherschreitend, am wenigsten vorausgesehen hatte. Denn kaum war sie vor die Augen der vornehmen Gesellschaft getreten, so stellte sich plötzlich ein allgemeines Stillschweigen ein, alle Gesichter starrten verwundert und gleichsam halb versteinert auf die edle, blühende Gestalt hin und Niemand war da, der sich die Anwesenheit oder das Verhältniß erklären konnte, in welchem diese wunderbare Erscheinung zu dem Haushalt in Sellhausen stand.

Am allermeisten von Allen aber, wie schon angedeutet, war Bodo selbst betroffen. Er verlor sogar auf einen Augenblick seine ruhige Haltung, stockte mitten im Gespräch mit der Baronin und richtete sein leuchtendes Auge mit einem seltsam fragenden Ausdruck auf Gertrud hin, die noch immer vollkommen unbefangen und die sanften Augen kaum erhebend jetzt dicht vor der Baronin von Grotenburg stand. Allein sein Erstaunen, vielleicht mit einem ihm selbst nur

halb bewußten oder noch unklaren Schmerz gemischt, wich schnell; er faßte und bemühte sich, sein plötzlich schlagendes Herz zur Ruhe zu zwingen, das indessen von diesem Augenblick an im Laufe dieses Tages noch öfter beunruhigt werden sollte.

Nur *einen* Blick warf er auf Fräulein Treuhold, den diese, als habe sie ihn schon erwartet, auch richtig auffing, und in diesem Blick lag eine so verständliche Frage und ein so bitterer Vorwurf, daß die alte Dame dadurch tief erschüttert wurde. Da sie aber den Vorgang nicht mehr hindern und auch kein Wort darüber zu ihrer Entschuldigung sprechen konnte, so schüttelte sie, nur dem Legationsrath bemerklich, leise den Kopf, und dieser hatte sogleich begriffen, daß sie selbst keine active Schuld an Gertrud's Auftreten auf dieser Bühne trug.

Gleich dem Wirthe, wurzelten aber die Blicke nicht allein der Damen, sondern auch die der Herren, fast mit stürmischer Begier nach dem so schönen Ziele jagend, auf der fremden Erscheinung, und es wäre vielleicht höchst ergötzlich gewesen, hätte man den einen oder andern dieser Blicke entziffern und bis in das Herz der Zuschauer verfolgen können.

Indessen kein Wort wurde laut und wenn die seltsamen Blicke auch ununterbrochen fortgesetzt, hier sogar noch geschärft und dort insofern gewandelt wurden, als sie aus der ersten jähnen Erstarrung in Staunen, dann in Verwunderung und zuletzt in ein auffälliges Wohlgefallen übergingen, so trat doch keine besondere Störung ein, die Bodo's kaum beschwichtigtes Herz zu neuen heftigeren Schlägen veranlaßt hätte.

Jedoch – diese von seinem feinfühlenden Herzen fast befürchtete Störung sollte leider nicht ganz ausbleiben, und zwar sollte sie in einer Weise vor sich gehen, die nicht allein Gertrud selbst empfindlich berühren mußte, sondern die wiederum den am ganzen Vorgange so unschuldigen Wirth in eine ihm ganz neue Stimmung versetzte, eine Stimmung von so bedeutungsvoller Einwirkung auf sein ganzes innerstes Wesen, wie er sie an diesem unwillkommenen Tage zu erleben am wenigsten vermuthen konnte.

Die Baronin Grotenburg hatte mit unheimlich lächelndem Beben ihrer dünnen Lippen und einem bitteren Ausblick in das sanfte Gesicht der ihr sich jetzt dienstbar erweisenden Gertrud eine Tasse Kaffee und den dazu gehörigen Kuchen von Rieke genommen und saß nun still beobachtend und in grübelndes Nachsinnen versunken da. Gertrud war von ihr fort und zu Fräulein Clotilde getreten, die nicht weit von ihr und zwar so saß, daß Bodo den vollen Anblick ihres Gesichts wie auch den Gertrud's hatte, die ihr jetzt den Kaffee darbot.

Da aber geschah etwas von allen Seiten Unerwartetes. Fräulein Clotilde hatte kaum den Blick auf die ihr nahende Tochter des Meier's geworfen, die sie offenbar für keine gewöhnliche Dienerin halten konnte, so nahm ihr hochmüthiges Gesicht einen an Verzerrung gränzenden Ausdruck an. Sie zuckte zusammen, lehnte sich so weit in ihren Stuhl zurück, wie es ging, riß ungestüm ihre Lorgnette hervor, hielt sie vor die Augen und starrte das jetzt dicht vor ihr stehende, bescheiden wartende Mädchen in einer Art und Weise an, die gegen dieses etwas eben so Verletzendes, wie für jeden rechtlich Denkenden und edel Fühlenden etwas Empörendes haben mußte.

Es war ein eigenthümliches und höchst interessantes Bild, diese beiden, jede in ihrer Art von der Natur so wohlgebildeten Frauen einander sich so nahe gegenüberstehen zu sehen. Gertrud in der einfachen, schwarzen Landtracht, die ihr so reizend stand, bescheiden und geduldig, sich ruhig unterordnend, in der ganzen Fülle ihrer natürlichen Anmuth, das liebliche Gesicht etwas emporgehoben und das sinnige dunkelblaue Auge fragend und fast halb bittend auf die vor ihr sitzende Dame gerichtet; diese, im prunkenden Putze, die weite Robe hastig an sich reißend, damit der Fuß »der Magd« sie nicht berühre, in ihrem ganzen unerträglichen Hochmuth, den halbnackten Oberkörper hintenübergeworfen, den Kopf steif zurückgebogen und mit den affectirt zusammengekniffenen Augen durch die blitzende Lorgnette die überraschende Schönheit dieses wie aus den Wolken gefallenen Mädchens betrachtend! O, wer hatte hier nicht Augen, zu sehen, auf welche der beiden Gestalten Gott seinen edelsten, schönsten Adel ausgegossen, und wer konnte nicht durch diese jetzt so sprechenden Augen in die Seele Beider blicken, um darin zu lesen, was auf dem Grunde derselben vorging, und um danach zu bemessen, welche von Beiden den gerechtesten Anspruch auf die Achtung und Liebe ihrer Mitmenschen machen durfte?

Der Leser verzeihe, daß wir den Schleier vor dieser charakteristischen Scene nicht fallen lassen, ohne vorher noch einen schärfern Blick auf den dadurch tief erschütterten und wunderbar bewegten Bodo von Sellhausen geworfen zu haben. Ihn durchrieselte in diesem für ihn so schrecklichen Moment ein seltsamer Schauer, als ob einerseits eine nie gefühlte, fast feindselige Bitterkeit ihn erfüllte, andererseits

aber auch ein wonniges Beben durch sein ganzes Wesen liefe, Beides jedoch in so rascher blitzähnlicher Aufeinanderfolge, daß es ihm nur wie ein kurzer Herzschlag vorkam, der aber dennoch so stark und mächtig war, daß er ihn bis in die kleinsten Fibern seines Wesens zu fühlen glaubte.

Anfangs war ihm dabei zu Muthe, als senke sich eine dunkle Wolke auf ihn nieder und erdrücke ihn fast mit ihrer schweren Wucht; aber die Wolke verschwand vor einem warmen Lichtstrahl, der die Welt rings um ihn her blendend hell erleuchtete, tausend unbekannte geheimnißvolle Empfindungen sproßten in seinem Innern auf und gleich darauf erfüllte ihn eine wunderbare Glückseligkeit, für die er keinen Namen wußte, so daß ihm seine ganze Umgebung, selbst die ihm so widerwärtigen Menschen in einem fast rosigen Lichte und wie zur besonderen Theilnahme seiner Freuden hierhergekommen schienen.

Von diesem leider zu schnell vorüberauschenden Momente an kam an diesem Tage kein bitteres Gefühl mehr in ihm auf; das Schwerste und Unangenehmste dünkte ihm nur eine leichte Last zu sein; er fand seine ganze unbefangene Heiterkeit und Gesprächigkeit wieder und gab sich endlich der lästigen Gegenwart mit einer Art freudiger Aufwallung hin, die ihn sowohl als Mann wie als Wirth nur noch liebenswürdiger als bisher erscheinen ließ. Rasch in sich gefaßt, verschloß er die Erinnerung an das eben empfundene Wonnegefühl in die tiefste Falte seiner Brust, sparte die Eröffnung derselben einer späteren Zeit auf und fühlte sich nun ganz wieder der ruhige klare Mann, der er immer gewesen war.

Doch nun müssen wir zu jener Scene zurückkehren, die, beiden Mitspielenden gewiß unbewußt obige Wirkung in einem der anwesenden Herzen hervorgebracht hatte. Nachdem Fräulein Clotilde die geduldig vor ihr stehende Gertrud lange genug vom Kopf bis zu Fuß gemustert hatte, ließ sie plötzlich ihr goldenes Glas sinken, lächelte eben so spöttisch wie verächtlich und machte mit dem stolz erhobenen Haupte eine ablehnende Bewegung. Gertrud verstand dieselbe auf der Stelle; ohne sich einen Augenblick länger aufzuhalten, trat sie von ihr fort zu Baron Grotenburg, der sogar von seinem Stuhle aufstand, ehe er eine Tasse ergriff, – eine unwillkürliche der Schönheit und Jugend dargebrachte Huldigung, die ihm einen zornigen Aufblick seiner theuren Amalie zuzog, die sich fast den Kopf zerbrach, wer diese reizende »Bauerndirne« sei.

Als Gertrud aber auch diesen Dienst verrichtet, sah sie sich flüchtig im Kreise um, und da sie bemerkte, daß jeder Gast seine Tasse bereits in der Hand hielt, trat sie auf Bodo zu, um auch ihm eine anzubieten. Bodo's Hand zitterte unmerklich, als er eine Tasse ergriff, und ohne seinen Blick zu erheben, dem er nicht recht trauen mochte, lächelte er auf seine gewohnte Weise, wenn er für Etwas danken wollte, und sagte dann mit überraschend lauter und verständlicher Stimme:

»Ich danke Ihnen, Fräulein!«

Damit war Gertrud's sichtbarer Dienst für heute zu Ende. Sie verließ den Garten, nachdem ihre Tante sie darum gebeten, wobei sie ihr einige Worte zuflüsterte, die Bodo allein zu verstehen glaubte, trotzdem sie sechs Schritte von ihm entfernt nur leise hingehaucht wurden.

Gleich darauf stand er auf, trat zu Fräulein Treuhold nach der großen Laube hin, während die Anderen wieder zu ihren lauten Gesprächen zurückkehrten, und sagte rasch zu ihr: »Warum das, Fräulein? Was hat die Taube unter den Krähen zu suchen? Das habe ich nicht gewünscht, nicht erwartet. Zu solchem Zwecke ist doch Ihre Nichte nicht hier?«

»Ich habe es auch nicht gewünscht,« erwiderte die alte Treuhold eben so schnell. »Aber das gute Kind glaubte, wir würden nicht fertig werden und ließ sich nicht abhalten. Doch ich bitte um Entschuldigung.«

»Still – das wollt ich von Ihnen nicht hören. Aber nur ruhig, Beste, es wird Alles gehen – richten Sie sich jedenfalls zum Abend ein!« –

Unterdessen waren die fremden Herren bei Seite getreten und indem sie ihr Biscuit gemächlich in den Kaffee tauchten, flüsterten sie sich Fragen voll brennender Neugierde zu, die leider Keiner von ihnen dem Andern beantworten konnte und die man daher bei passenderer Gelegenheit an den rechten Mann zu bringen den festen Vorsatz faßte.



Nach einiger Zeit hatten die Herrschaften ihren Kaffee getrunken; selbst Fräulein Clotilde war so gnädig gewesen, von der Treuhold, die ihr nochmals eine Tasse angeboten, ihn anzunehmen und so erhob man sich, um eine kleine Promenade durch den Garten und das daranstoßende Gehölz, welches nach der Weser hinabführte, anzutreten. Bodo bot den Herren Cigarren an, diese aber, die bereits ihren

Plan festgestellt, dankten und baten sich dafür die Vergünstigung aus, in aller Ruhe den Hof mit Ställen und Zubehör besichtigen zu dürfen.

»Sie dürfen natürlich nicht mit uns gehen,« sagte dabei Baron Haas, den freundlich blickenden Wirth vertraulich auf die Schulter klopfend, »sondern müssen bei den Damen bleiben. Aber wir finden uns schon allein zurecht und werden Sie später im Garten wieder aufsuchen.«

»Ich will den Verwalter rufen lassen, damit er Sie geleiten kann,« erwiderte Bodo höflich.

»Nein, nein, mein lieber Vetter,« nahm nun Baron Grotenburg etwas hastig das Wort, »wir bedürfen seiner nicht. Ich weiß ja Bescheid und habe oft genug mit Ihrem guten Vater, meinem besten Freunde, einen traulichen Rundgang hier gemacht. Den will ich nun wiederholen und mich einmal so recht in die Erinnerung an den alten Knaben versenken – ja, das will ich – auf Ehre!«

»So gehen Sie, meine Herren, mich aber bitte ich zu entschuldigen.«

Während Bodo nun zu den Damen trat, begaben sich die drei Barone, denen Pilatus sich anschloß, weil er nicht gern in des Wirthes Nähe sein mochte und dieser gewiß jetzt bei den Damen »Hahn im Korbe« war, nach dem Hofe, schlenderten langsam darüber hin, traten gemächlich von einem Gebäude zum andern und unterwarfen deren Inhalt einer höchst oberflächlichen Musterung, da sie alle Vier den äußeren Anstrich für den Kern der Sache zu nehmen gewohnt waren.

»Das ist ganz hübsch hier,« sagte Herr von Bökenbrink, nachdem man die großen Pferde- und Kuhställe betrachtet

und überall eine sehr angenehm in die Augen fallende Reinlichkeit und Ordnung beobachtet hatte, »das Ding möchte ich schon besitzen. Sehen Sie, meine Herren, wie prächtig sich das Schloß da oben ausnimmt!«

Baron Grotenburg drehte sich seufzend um und nickte zustimmend mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sprechen. Ebenso der in der Regel etwas schweigsame Baron Kranenberg. Baron Haas aber, immer zum Schwatzen aufgelegt, sagte: »O ja, hübsch ist es, Bruder Herz, meinst Du nicht auch? Donnerwetter, das dürfen wir uns nicht entschlüpfen lassen! Aber es hat doch Alles nicht so den rechten Anstrich wie bei uns, obgleich es beinahe nach Etwas aussieht. Diese von Hause aus bürgerlichen Leute, wie der alte Sellhausen einer war, die vom Adel nur den Namen, aber weder das reine Blut noch das Geschick besitzen, ihn geltend zu machen, bauen sich solch ein prachtvolles Chateau, wie nur ein Edelmann vom reinsten Wasser, und haben nicht 'mal *guill – guillotinierte* Bediente, um ihre Gäste mit Anstand empfangen zu lassen. Kommt uns da heute eine vollbusige Magd mit einer weißen Küchenschürze entgegen und knixt und grinst wie ein blaunasiger Pavian – Himmel, ich denke, mich soll der Schlag rühren, wie ich das sehe – doch was ist das da?«

Er stand still und deutete in die Ferne durch das Hofthor hinaus, vor welchem man gerade angekommen war, um nach den Scheunen und Ställen der anderen Hofseite hinüber zu gehen. Ungefähr dreihundert Schritte noch entfernt, kam ein eleganter Jagdwagen angerollt, von zwei Grauschimmeln gezogen, die man für vollblütige Abkömmlinge von Pegasus selber hätte halten können, wenn sie Flügel gehabt, so feurig, so stolz, so siegesmuthig trabten sie heran, die schönen Köpfe mit den langen schneeweißen Mähnen

auf und niederwerfend und sich, ihr schönes Geschirr und sogar die Insassen des Wagens mit den Schaumflocken benetzend, die sich um ihre stählernen Gebisse fort und fort bildeten.

Es war der Meier zu Allerdissen, der in aller Gemüthlichkeit angefahren kam, um, wie er versprochen, die am Mittag gesandten Forellen Abends dem Herrn von Sellhausen verspeisen zu helfen. Er fuhr selbst und hatte hinter sich den Kutscher sitzen, der einen grünen Livreerock mit silbernen Knöpfen und eine steife Mütze mit Silberborten trug. Der Meier sah in seinem dunklen modernen Sommerrock und Panamahut aus wie ein vornehmer Mann, wenigstens war unter den vier Edelleuten keiner, der an Gestalt, Gesichtsausdruck, Benehmen und Sprache ihm hätte zum Muster dienen können.

Die vier adligen Herren standen ganz verwundert im Thorwege, als sie das leichte Gefährt wie im brausenden Sturmwind herankommen sahen. »Wer ist das?« fragte Baron Haas noch einmal.

In demselben Augenblick hatten sowohl Baron Kranenberg wie Herr von Bökenbrink den Fremden erkannt und Beide riefen fast in einem Athem aus: »Ha! Es ist der Meier zu Allerdissen!«

»Was,« rief Baron Grotenburg, »der Bauer von da drüben? Und so ein Kerl erlaubt sich mit solchen Pferden zu fahren?«

Weiter konnte man nicht sprechen; der Meier hatte den Thorweg erreicht, grüßte die Herren freundlich und besaß so viel Gewalt über sich, durchaus nicht verwundert auszu-sehen, sie so unerwartet in Sellhausen zu treffen.

»Guten Tag, meine Herren!« sagte er, mit dem Kopfe nickend und die Peitsche beugend, fuhr aber ohne anzuhalten im kurzen Galopp durch sie hindurch, auf diese Weise seine prachtvollen Hengste in vollem Glanze zeigend.

Die Barone grüßten äußerst höflich, ja sogar vertraulich, stießen sich aber hinter dem Rücken des biederen Meier's mit den Ellbogen an und lächelten höhnisch, zögerten indessen keinen Augenblick, ihre Schritte nach dem Schlosse zurückzulenken, dessen Rampe die flüchtigen Hengste so eben hinaufgaloppirten.

»Na, das muß ich sagen!« rief Pilatus halb wüthend. »So muß es kommen! Die ganze Welt ist verrückt geworden. So ein Bauer, solches Gefährt und solche Pferde!«

»Und die Miene des Herrn Kutschers dabei!« sprudelte Baron Haas hervor. »Sollte man nicht beinahe glauben, es käme A – *Apollum* selber dahergebraust?«

»Kommt rasch!« rief Baron Grotenburg. »Wir wollen nach dem Stall gehen, da werden sie eingestellt. Ich muß die Pferde in der Nähe sehen – es sind ächte Vollblutrenner, ich kenne sie.«

Wenige Minuten später standen die vier Herren um die beiden muthig wiehernden Hengste, betrachteten und betasteten sie von allen Seiten und in ihren Augen blitzte das Verlangen, auch solche Thiere zu besitzen, namentlich wenn sie sie halb geschenkt bekommen könnten.

Der Meier war zu ihnen herabgekommen und begrüßte sie noch einmal, indem er jetzt den Hut zog, was mit einem Mal viel freundlicher erwidert wurde, als wäre der Ankommende plötzlich in ihren Augen gestiegen.

»Die Hengste gefallen Ihnen?« fragte er dann den Baron Grotenburg, der unter den vier Herren die lauteste Bewunderung und Theilnahme zeigte.

»Ich bedaure blos, daß sie nicht mir gehören,« erwiderte der Gefragte. »Wo haben Sie sie her? Seht mal diese feinen Knochen an, Kinder, und diese Hälse und diese Mähnen und Schweife, – es ist wahrhaftig eine Pracht!«

Der Meier lächelte seelenvergnügt. »Eigene Zucht, Herr Baron,« erwiderte er, »und ich habe noch zwei davon zu Hause, die diesen ganz gleich und fast nicht davon zu unterscheiden sind.«

»Was wollen Sie dafür haben?« fragte Pilatus, mehr grob als höflich.

Der Meier antwortete ihm gar nicht. Erst als Baron Haas die Frage etwas freundlicher wiederholte, lächelte er und sagte: »Ich will *nichts* dafür haben.«

»Wie? Was? Wollen Sie sie uns etwa schenken?«

»Sie würden sie eben so wenig von mir geschenkt nehmen als bezahlen können,« erwiderte der Meier ernst, den Hals des einen Hengstes liebevoll streichelnd.

»Wie – was meinen Sie damit?« fuhr Herr von Bökenbrink noch heftiger als vorher auf.

»Wie ich es sage, mein Herr. Sie alle Vier zusammen haben nicht so viel Geld, um sie mir bezahlen zu können. Das heißt mit andern Worten, daß sie mir gar nicht feil sind und daß ich meine selbst gezogenen Pferde nie verkaufe, da ich sie selbst am besten gebrauchen und verwerthen kann.«

Damit war der Pferdehandel kurz abgebrochen. Die kluge Art und Weise des Meier's, mit den vier Herren zu sprechen, hatte eine gewisse Wirkung gehabt, und ihr Mangel an baarem Gelde, dem Ueberfluß des Meier's daran gegenüber,

ließ ihren angeborenen Stolz ein wenig zu Kreuze kriegen, wie man sagt. Alle Fünf schlugen jetzt langsam den Weg nach dem Schlosse ein, blieben aber von Zeit zu Zeit im Gespräche stehen und unterhielten sich über Dies und Jenes. Plötzlich wandte sich der Meier zu Pilatus, sah ihn fragend an und sagte: »Nun, Herr von Bökenbrink, wie sind Sie neulich auf Ihrem Fuchswallach nach Hause gekommen?«

»Ah!« rief Baron Haas und warf dem Meier einen vertraulich scherzhaften Blick zu – »das war wohl eine schöne Geschichte, wie?«

Der Meier lachte herzlich und nickte mit dem Kopfe dazu.

»Mein Herr,« sagte Pilatus XXII. da mit drolligem Zorne, indem er seine fahlen Backen aufblies und eine wo möglich noch steifere Haltung annahm, »das ist nicht zum Lachen!«

»Nun, zum Weinen doch auch nicht!« lautete die ruhig gesprochene Antwort. »Wenn es weiter keine Halsstarrigkeit und keinen bösen Willen auf der Welt gäbe, als den, den die Pferde zeigen, könnte man sehr zufrieden sein. Sie haben das sonst sehr hübsche Thier aber nachher tüchtig zusammen genommen.«

Jetzt lachten auch die Barone laut, so daß Pilatus vor Aerger sich auf die Lippen biß und wüthende Blicke umher schleuderte, die jedoch kein Mensch zu bemerken schien.

»Sie sollen auch sehr schöne Hammel haben!« stichelte Baron Haas etwas boshaft, wie er immer war, wenn er sich in guter Laune befand, und stieß seine beiden Schwäger, zwischen denen er ging, mit den Ellbogen an.

»Aha!« dachte der Meier. »Nun kenne ich den Grund seines Besuches. Die hat er neulich sehen wollen – O ja,« sagte er laut, »die Hammel sind dies Jahr gut gewachsen und

tüchtig genährt, schon jetzt. Meine Mitbewerber werden einen noch schwereren Stand haben, als voriges Jahr.«

Die vier Herren schwiegen wieder, was sollten sie auch ferner mit dem Bauer sprechen, der viel Geld, schöne Pferde und die dicksten Hammel besaß – doch da fiel dem Baron Grotenburg noch zu gelegener Zeit etwas Interessantes ein. »Apropos, lieber Meier,« sagte er, still stehend und den Arm des großen Mannes berührend, der ihn fast um einen Fuß überragte und mit seinem ehrlichen blauen Auge voll und fragend aufschaute, »da fällt mir ein – Sie kommen wohl öfter nach Sellhausen?«

»Ei ja, Herr Baron; warum?«

»Sie kennen also auch die Personen im Hause?«

Der Meier überlegte schnell und hatte im Geiste fast schon das richtige Ziel der kommenden Frage getroffen. »Gewiß kenne ich sie, warum? frage ich noch einmal.«

»Sagen Sie mir, Bester, da habe ich vorher ein schönes – auf Ehre! ein sehr schönes Mädchen im Garten gesehen – groß – voll – blühend – dabei sanft wie eine Taube, schwarz gekleidet, in Seide –«

»Mit einem Wort,« unterbrach ihn der Meier mit ruhiger aber doch wärmerer Stimme als vorher, »Sie können sich die weitere Schilderung ersparen, Herr Baron. Sie verstehen es, ein junges Mädchen kenntlich zu beschreiben, sehe ich. Diesmal hat meine Tochter die Ehre gehabt, Ihr Auge auf sich zu ziehen. Ja, meine Herren, warum blicken Sie mich Alle so verwundert an? Kann ein Mann, wie ich, der schöne Thiere im Stalle und auf der Weide hat, nicht auch eine schöne Tochter im Hause haben?«

»Aber hier ist ja nicht Ihr Haus?« warf Herr Pilatus etwas keck und fast naseweis ein. Es ist ja ein fremdes!«

Der Meier ließ einen lächelnden Blick auf den kleinen Mann fallen, der ihm so wenig gewogen war, und sagte: »Eigentlich, Herr von Bökenbrink, geht Sie das nichts an; da Sie es aber gern wissen zu wollen scheinen, will ich Ihnen mittheilen, daß meine Tochter zum Besuche bei ihrer Tante, meiner Cousine Treuhold, der Oberwirthschafterin des Herrn von Sellhausen ist. So, nun wissen Sie es. Und nun, meine Herren, haben wir genug geplaudert – Sie bleiben wohl noch ein Weilchen hier draußen, ich aber habe im Hause Einiges auszurichten. Auf Wiedersehen!«

Er lüftete höflich den Hut und stieg mit straffem Schritt die Rampe hinaus, um seine Cousine zu sprechen, ehe er den Legationsrath aufsuchte.

Als der Meier die vier Herren verlassen hatte und ihren Augen entschwunden war, standen sie eine Weile wie verblüfft und starrten mit seltsamen Blicken einander an. Dann wandten sie sich wieder vom Hause ab und schlugen den Weg nach der noch nicht besichtigten Hofseite ein. Das allgemeine Stillschweigen aber unterbrach der redelustige Haas zuerst, indem er, als der aufrichtigste von den drei Schwägern, das Bedürfniß empfand, seinen Empfindungen die entsprechen Worte zu leihen.

»Es gefällt mir nicht, Grotenburg,« sagte er, »daß Dein Schwiegersohn eine so genaue Bekanntschaft mit diesem Meier unterhalt, und noch viel weniger, daß dessen Tochter hier im Hause lebt. Das darfst Du nicht zugeben und so sage ich: der Kerl muß fort und die Dirne hinaus!«

Baron Grotenburg nickte beifällig mit dem Kopfe, sagte aber nichts, sondern schritt, in unbehagliche Gedanken verloren, weiter zur Besichtigung der noch übrigen Ställe und Scheunen. Als sie aber damit fertig waren, kehrten sie nach

dem Schlosse zurück, und auf dem Wege dahin sagte Baron Grotenburg, der durch Alles, was er in Augenschein genommen, wieder etwas aufgeheitert war.

»Hm, ja! Es ist doch Alles hier sehr hübsch und trefflich im Stande. Der alte Knabe hat mit seinem Gelde zu wirthschaften gewußt. Wie gefällt es Dir, Haas?«

»Herrlich, prächtig!« rief dieser entzückt. »Ganz Deiner Meinung! Na, *gratulabo*, mein Brüderchen! Nur noch vier lumpige Wochen und ich nenne Dich vielleicht Baron Grotenburg-Sellhausen. Haha! Dann kannst Du hier machen, was Du willst, einladen und hinausschicken, wen es Dir beliebt. Also lustig, vergnügt, mein alter Bursche!«

»Stille, stille, lieber Haas!« erwiderte der Schwager mit bedenklicher Miene. »So weit sind wir noch nicht. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich fühle mich hier merkwürdig bedrückt, trotzdem ich an dem Benehmen des Legationsrathes heute nicht das Geringste zu tadeln finde. Er ist höflich, aufmerksam und hat, zwar keine süße, aber doch sehr achtungsvolle Blicke für Clotilde, was viel natürlicher und mir auch viel lieber ist. Bei alledem aber ist mir zu Muthe als ob ich hier jeden Schritt auf Glatteis thäte.«

»Ei warum nicht gar,« rief Baron Haas, indem er die Rampe hinauf ging. »Du wirst immer etwas hypochondrisch, wenn es zur Hauptaction geht, ich kenne das schon. Mir ist ganz anders zu Muthe. Ich fühle mich hier merkwürdig fidel und schon ganz wie zu Hause. Haha! Das kommt vielleicht daher, daß ich den Griechen schon wittre. O wie der schmecken soll! Doch nun kommt, jetzt wollen wir die Damen aufsuchen und sehen, mit welchen reizenden Aussichten sie sich beschäftigen.«

Als der Meier eine halbe Stunde zuvor in's Haus getreten war, kam ihm zufällig seine Cousine entgegen, die ganz außer Athem war und übermäßig erhitzt aussah. Nachdem er sie freundlich begrüßt, betrachtete er sie aufmerksam und fragte dann heiter: »Aber was giebt's denn so hastig, meine Liebe, Du siehst ja aus, als ob Feuer im Hause wäre?«

»Ach mein Gott, lieber Fritz,« erwiderte Fräulein Treuhold rasch, »es ist ja großer Besuch hier, die Barone –«

»Ich weiß, ich weiß, liebe Alte, aber das wird Dich doch nicht gleich aus dem Häuschen bringen? Thu Alles ganz ruhig, fertig wirst Du doch, und wenn nicht, so mögen die Herrschaften sich gedulden. Doch vor allen Dingen, wo ist Gertrud?«

»In der Küche, lieber Vetter, und das brave Mädchen hilft mir trefflich. Es ist ein wahres Glück, daß sie hier ist.«

Der Meier blickte seine Verwandte seltsam lächelnd an. »Rufe sie einmal in Deine Stube, Alte,« sagte er, »und dann komm selbst mit hinein, ich habe Euch Beiden etwas zu sagen.«

Fräulein Treuhold hob neugierig ihre Augen zu denen des Meier's empor. Seine Worte klangen ganz eigen und seine Miene sah auch nicht ganz gewöhnlich, sondern fast verschlagen und dabei ungemein heiter aus. »Was giebt's denn?« fragte sie hastig.«

»Rufe Gertrud herbei! Ihr sollt es Beide zusammen hören.«

Die Haushälterin eilte schleunigst fort und nach wenigen Minuten trat sie mit Gertrud in ihr Zimmer, wo der Meier schon behaglich auf dem Sopha Platz genommen hatte. Als seine Tochter mit der Alten hereintrat, stand er auf und ging

ihr freudig entgegen, indem er ihr die Hand hinstreckte und sie herzlich begrüßte.

»Kinder,« sagte er mit leiserer Stimme als vorher, »ich habe etwas ganz Neues für Euch. Ich wollte Euch zu Eurer Freude damit überraschen, aber nun ist der leidige Besuch gekommen und unsere Freude ist hin. Na, dafür aber werden wir eine andere erleben, die auch nicht zu verachten ist.«

»Aber was ist es denn?« fragte Fräulein Treuhold's Mund und Gertrud's Auge.

Der Meier neigte sich lächelnd zu ihnen hinab und flüster-te ihnen Etwas zu. Gertrud blieb ganz still dabei und nickte nur herzlich mit dem Kopfe, ihre Tante aber erschrak heftig und rief: »Wie? Heute? Ist es denn möglich?«

»Es ist sogar wahr, Liebe. Die Reise hierher wird zu Wasser gemacht und zurück mit mir zu Lande. So ist es verabredet! Aber still! Wenn ich nicht irre, geht der Tanz bald los, und ich muß dabei sein und sehen, wie sich die Comödie entwickelt. Es wird eine große allgemeine Ueberraschung geben, so viel ist gewiß. Wo ist der Legationsrath mit den Damen?«

»Im Garten, lieber Vater, sind sie Alle nach der Weser hinuntergestiegen.«

Der Meier lachte herzlich auf. »Haha!« sagte er, »da führt sie ihr Instinct. Nun sage mir noch Einer, daß der Mensch keine glücklichen Ahnungen haben soll! Adieu, Trude, adieu, Cousine. Wir sehen uns hoffentlich bald wieder.«

Bodo hatte wirklich mit den Damen den Gang nach den tiefer gelegenen Theilen des Gartens angetreten. Zwischen der Baronin Grotenburg und ihrer Tochter gehend, während weit hinter ihnen die Baronin Kranenberg mit ihrem Schatten wandelte, fand er sich in ein lebhaftes Gespräch verstrickt, das jedoch mehr die Mutter als die Tochter führte. Beide Damen hatten alle Ursache, mit dem Wesen und Benehmen ihres Wirthes zufrieden zu sein, denn so heiter und unbefangen gesprächig, wie er mit einem Mal geworden, hatten sie ihn noch nie gesehen, und natürlich schrieben sie diesen Umstand ganz allein der angenehmen Ueberraschung zu, die sie ihm hatten zu Theil werden lassen, und der Freude, in die ihre reizende persönliche Erscheinung ihn versetzt.

Bodo seinerseits glaubte, als man diesen Weg antrat, eine der ersten Fragen der Damen würde sich auf Gertrud beziehen, allein darin hatte er sich geirrt; obgleich sein scharfes Auge, das schon lange in ihren Herzen gelesen, alle Vorgänge darin ziemlich genau entziffert hatte. Allein bis zur lauten hörbaren Frage kam die innere Spannung und Neugierde der Damen nicht, dazu schien ihnen der Gegenstand derselben zu unwichtig, zu nichtssagend zu sein. Ein dienstbarer Geist, der Kaffee präsentirt! was war denn in ihren Augen das? Nein, nach solcher unbedeutenden Persönlichkeit zu fragen, wo es so viel Bedeutendes zu sehen, zu hören, zu belauern gab, konnte der stolzen Baronin und ihrer vielleicht noch stolzeren Tochter nicht einfallen.

So war man allmählig dem Spiegel des Flusses nahe und an eine Stelle gekommen, wo in dem kleinen Birkengehölz, welches sich bis zum Leinpfade an der Weser erstreckte, eine liebliche Kühle herrschte. Die drei Damen fanden es hier so

überaus schön und frisch, und dabei »so pittoresque,« daß sie daselbst eine Weile zu rasten gedachten und, da auch hier unten an einem dunkel beschatteten Flecke einige Bänke standen, so ließ man sich ganz behaglich darauf nieder.

Die Gesellschaft mochte etwa eine kleine Stunde hier gesessen, sich an der schönen Aussicht gelabt und in ihrer Weise gemüthlich geplaudert haben, als sie den festen Schritt eines Mannes den Abhang herunter kommen hörte, und als Bodo zuerst sich nach demselben umwandte, gewahrte er den Meier, der langsam herangewandelt kam und schon aus der Ferne ein lächelndes Gesicht wahrnehmen ließ, wahrscheinlich vor Freude, daß er die überall Gesuchten endlich gefunden habe.

Als auch gleich darauf die Damen einen fremden Herrn kommen sahen, blickten sie vornehm und doch etwas neugierig auf; sobald aber Herr von Sellhausen, der dem Nahenden lebhaft entgegengetreten war, ihnen denselben als den Herrn Meier zu Allerdissen vorgestellt und sich dann zu diesem selbst gewendet und gesagt hatte: »Ich freue mich herzlich, mein lieber Freund, daß Sie gekommen sind, und nun können Sie gleich an unsrer neusten Forschung Theil nehmen!« – da machten die Damen erschrecklich lange Gesichter, rümpften die Nasen, ließen die erhobenen Lorgnetten, als überflüssig zu näherer Betrachtung, rasch fallen und wandten sich, so weit es ging, von dem neuen Gesellschafter ab, indem sie ganz ungenirt und unzweideutig auf verschiedene Weise ihre Mißstimmung über die unliebsame Störung zu erkennen gaben.

»Was für eine Forschung treiben Sie denn hier?« fragte der Meier in höflichster Weise, wobei seine Augen scharf

über den Wasserspiegel nach den südlicheren Krümmungen der Weser schauten.

»Für was halten Sie das da, was dort unten, oder vielmehr dort oben geschwommen kommt?« fragte Bodo, der das Benehmen der Damen keiner Beachtung zu würdigen schien.

Der Meier richtete sein Auge ruhig auf die angedeutete Stelle, winkte seinem Freunde verstohlen zu und sagte dann laut: »So viel ich erkennen kann, ist es ein Boot, ein ziemlich großes Boot, von vier Ruderern fortbewegt. Und in der Mitte desselben sitzt – eine Dame, die einen großen Regenschirm gegen die Sonnenstrahlen aufgespannt hat.«

»Wie? Wer? Was?« schrie plötzlich die Baronin Grotenburg auf und sprang von ihrem Sitze in die Höhe, um näher an das Ufer zu treten. »Was sagen Sie da? Sollte es möglich sein?«

»Wer mag das sein?« fragte Bodo in ruhigster Weise.

»Auch das kann ich Ihnen und zwar sehr bestimmt beantworten, fuhr der Meier langsam zu sprechen fort, indem er die ängstlichen Ausrufungen der Baronin ganz unbeachtet ließ. »Es ist Frau Birkenfeld von der Cluus, die da mit dem Strome in vollem Sonnenschein geschwommen kommt.«

»Der grüne Pelz! Meine Tante!« rang es sich aus dem Herzen der Baronin los. »Aber wo fährt sie hin? – das ist ja eigenthümlich!«

»Auch das, Frau Baronin, kann ich Ihnen sagen,« versetzte der Meier, obgleich er nicht direct gefragt worden war. »Sie kommt hierher und hat Herrn von Sellhausen einen Besuch zudedacht. Das hat sie mir schon heute Morgen sagen lassen und ich sehe, die alte Dame hat Wort gehalten. Sie ist pünktlich in Allem.«

»Großer Gott!« rief die Baronin in lebhaftester Bewegung und sich, gleichsam Hülfe suchend, nach allen vier Weltgegenden umblickend. »Wie ist das möglich! Was will sie hier – und gerade heute? Ah, das ist schrecklich, und um so mehr, da wir noch nicht bei ihr gewesen sind! Ach, wenn nur mein Mann wenigstens hier wäre!«

»Da kommt er eben mit den anderen Herren die Stufen herunter,« sagte Bodo, sich gleichgültig umdrehend und dem Meier dabei herzlich und dankbar zunickend.

Die Baronin, von Clotilde gefolgt, während die fromme Schwägerin im Schutze ihres Schattens geduldig sitzen blieb, flog ungeachtet der Hitze ihrem Gemahl wie ein Pfeil entgegen und verkündete mit vor Aufregung heiserem Stimmton die allerneueste Neuigkeit.

»Wie? Was? Der grüne Pelz?« rief Baron Haas, der sich von den drei Schwägern zuerst gefaßt hatte. »Nun, das ist eine schöne Geschichte! *Gratulabo*, Brüderchen!« setzte er mit einem sarkastischen Blick auf Baron Grotenburg hinzu.

Dieser zitterte wie Espenlaub, wurde blässer und blässer und stand noch immer auf derselben Stelle, wo er die schreckliche Kunde vernommen. Baron Kranenberg half ihm getreulich in seiner Angst, Pilatus XXII. aber, sonst steif wie Holz, war von der neuen Ueberraschung starr wie Stein geworden, nur daß sein Auge, im Kreise rollend, bald den einen, bald den andern Baron fragend anblickte.

»*Eh bien!*« sagte der Baron endlich seufzend, nahm seinen Hut ab und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. »Man muß sich darin fügen. Ich hatte ihr erst auf morgen meinen Besuch zgedacht und nun kommt sie heute schon! Gott gebe, daß sie guter Laune ist, sonst kann es eine vergnügliche Scene geben! – Ah, nun weiß ich auch, warum mir heute

so bekloffen zu Muthe gewesen ist!« setzte er in leiserem Tone, wie zu sich selbst sprechend, hinzu.

Bodo, als ob er von allem Vorgehenden nicht die geringste Notiz nähme, war unterdeß wieder zu Fräulein Clotilde getreten und bemerkte mit einem unendlich gleichgültigen Gesicht, daß der Kahn schnell näher zu kommen scheine.

»Wie ein Gespenst!« röchelte Baron Haas und schneuzte sich über die Maaßen. »Da – jetzt hebt sie den Schirm – wahrhaftig, sie ist es – ich sehe den grünen Pelz in der Sonne schimmern!«

---

Nicht lange darauf war der Kahn ganz nahe gekommen, die Ruderer zogen ihre Riemen ein und bald glitt er langsam an's Ufer heran. Frau Birkenfeld – denn sie war es wirklich – hatte schon den Schirm geschlossen und schaute durch ihre blaue Brille scharf nach den am Ufer so zahlreich versammelten Leuten hin. Sie sah dabei ganz gemüthlich und ruhig aus, und das kam daher, weil sie trotz der ihr zu Theil werdenden Ueberraschung ihren Entschluß bereits gefaßt und die Richtschnur ihres Handelns sich vorgezeichnet hatte.

Sobald sie die Grotenburgs und ihren Anhang erblickt, hatte sie mit ihrem scharfen Geiste erkannt, was an diesem Tage auf Sellhausen vorging, und so lächelte sie auf eine eigene bittere Weise, als sie die Vorbereitungen gewahrte, mit denen man sie am Ufer zu empfangen sich anschickte. Die drei Barone waren nämlich Allen zuvorgeeilt, standen hart am Rande des Wassers und streckten schon im Geiste die Arme aus, um die liebe Tante sicher und sanft zu empfangen und sie vorsichtig zu Lande zu heben. Bescheiden

stand auf der einen Seite dieser undurchdringlichen Phalanx Bodo von Sellhausen, auf der andern, schelmisch lächelnd, der Meier, schon von Weitem der alten Freundin mit seinem mächtigen Arme einen Gruß zuwinkend, in dem eine so sprechende Geberde lag, daß Frau Birkenfeld sie auf der Stelle verstand.

»Theuerste Frau Tante!« rief oder stammelte da Baron Grotenburg mit einem Gesicht, das in Entzücken getaucht schien, während sein Herz ungestüm hämmerte, »kommen Sie her, vertrauen Sie meinem Arm – ich werde Sie glücklich zu Lande bringen.« Da stieß der Kahn leise auf den Kies des sandigen Ufers und stand leise schwankend still. Jetzt erst erhob sich Frau Birkenfeld von ihrem Sitze, warf einen spähenden Blick über die fünf Männer hin und rief mit klarer, weithin verständlicher Stimme:

»Zurück da, meine Herren Barone, ich bedarf Ihrer nicht. Ich will nicht von Ihnen angefaßt sein. Lieber Meier – geben Sie mir Ihre Hand und auch Sie, Herr Legationsrath – denn Sie will ich besuchen und Niemanden sonst.«

Die drei Barone wichen auf der Stelle ziemlich verstört zurück, und jetzt hatte Baron Grotenburg das sichere Bewußtsein, daß seine Beklommenheit gerechtfertigt gewesen sei und daß es »eine vergnügliche Scene« geben werde, ja, daß sie jeden Augenblick beginnen könne.

Dagegen traten Bodo und der Meier nun dicht an den Kahn, boten ihre Hände und Arme dar und rasch war die kleine gebrechliche Frau von der vereinigten Kraft der beiden Männer, wo eine mehr als genügend gewesen wäre, sicher und leicht auf den Boden gesetzt.

Die Damen waren unterdeß natürlich auch aufgestanden und an den äußersten Rand des Schlagschattens der Birken

getreten. Hätten sie in diesem Augenblick ihre Gesichter im Spiegel gesehen, sie würden über sich selbst erschrocken gewesen sein, denn die Eine sah trotz der Schminke fast so bleich wie die Andere aus und Furcht, Sorge, Neid und Gott weiß welche bitteren Empfindungen machten sich, nicht allein in ihren Herzen, sondern auch aus ihren Zügen zum Sprechen deutlich bemerklich.

Frau Birkenfeld aber, sobald sie ihren Fuß auf den Boden gesetzt und dem Waldesschatten näher getreten war, ließ ihre Blicke über die ganze Versammlung schweifen. Es lag etwas Durchbohrendes, im Geiste Triumphirendes darin, als ob sie in den Mienen und Herzen Aller, die hier voller Spannung sie umstanden, zugleich lesen könne. »Ja,« sagte sie, nach allen Seiten hin mit dem kleinen Kopfe ironisch nickend und dabei bitter lächelnd, »ja, ja, meine Herren und Damen, Sie irren sich nicht. Reißen Sie Ihre Augen nicht noch weiter auf: es ist »der grüne Pelz«, der hier kommt und den Sie jetzt vor sich sehen. Schauen Sie – er hält immer noch und sitzt mollig und warm, Winter und Sommer, haha! O, ich weiß, was Sie denken, ich lese jeden Gedanken auf Ihren edlen Gesichtern. Aber bitte, bemühen Sie sich nicht weiter, gedulden Sie sich lieber, meine Herren Barone, ich werde sogleich die Ehre haben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. – Ah,« fuhr sie, sich in dem schattigen Gehölz umblickend, fort, »hier ist es hübsch, hier werde ich ein wenig ruhen. Und nun guten Tag, mein lieber Herr Legationsrath!«

Dabei bot sie ihm traulich die Hand und trat mit ihm auf eine der Bänke zu, wo sie sogleich Platz nahm und mit viel weniger scharfer Stimme, als womit sie vorher gesprochen, fortfuhr: »Ja, Sie wundern sich, daß ich so plötzlich komme!

Nun ja, ich hatte einmal Lust, Sie und Ihr Gut zu besuchen, und da bin ich.«

Nachdem sie diese Worte zu allgemeinem Erstaunen ungewöhnlich milde und freundlich an den Herrn des Hauses gerichtet, wandte sie sich zum Meier, der lächelnd und ruhig wartend bei Seite stand und sich fast eben so sehr über den seinem jungen Freunde zu Theil werdenden Empfang, wie über die verdutzten Gesichter der Uebrigen freute.

»Guten Tag, lieber Meier!« rief die alte Frau, hob einen Augenblick ihre Brille auf und nickte ihm vertraulich zu. »Kommen Sie her und geben Sie mir Ihre brave Hand. So. Ist auch Ihre Trude hier? Ja? Oben wohl? Nun, das ist recht, ich werde sie schon nachher sehen und sprechen. – Doch jetzt habe ich die Damen und Herren lange genug warten lassen und sie könnten es mir am Ende übel nehmen,« fügte sie mit wieder bitterer werdendem Ausdruck der Miene und schriller Stimme hinzu. »Verzeihen Sie also, daß ich zuerst mit »dem Pöbel« sprach – jetzt kommen »die Herrschaften« an die Reihe!«

Mit diesen Worten wandte sie sich kühl lächelnd zu ihren Verwandten und nach der Reihe, wie dieselben sich zufällig um sie gruppirt hatten, sprach sie zu ihnen rasch und wie einstudirt folgende, allen Anwesenden wie Messerstiche in's Herz dringenden Worte:

»Ah,« begann sie, »da bist Du ja, vornehme Nichte, guten Tag –«

»Liebe Tante!« wollte die Baronin zu sprechen anfangen.

»Still!« rief die Besitzerin der Cluus. »Erst sprechen die alten Leute, dann die jüngeren, so ist es Sitte bei mir. Und dann, mein Kind, nimm gleich einen Rath von mir an: laß das *liebe* fort und sage blos Tante. So wird es richtiger sein

und Du belastest Dein Gewissen nicht. Nicht wahr, habe ich nicht Recht? Nun ja – keine Umstände unter uns, nein, keine Umstände, wir kennen uns ja! Ei, ei,« fuhr sie fort, »Du siehst ja recht blühend aus – recht schöne frische Farben das! Du weißt Dir eine ewige Jugend zu bewahren – das lobe ich. Und ja, Deinen neuen Burnus sehe ich auch – er ist prächtig! Du hast einen freigebigen Gemahl. Ha, wer es so haben kann! – Ach, und Sie, mein Herr Neffe, verzeihen Sie, daß ich nicht gleich Baron sage, auch Sie haben sich gut conservirt und sehen ungeheuer unternehmend mit Ihrer vornehmen Miene aus. Wohl bekomme es Ihnen! – Ach, und da ist ja auch die *liebe* Clotilde. Ei, mein Kind, Du gleichst ja einer Modepuppe auf ein Haar! Recht hübsch gedrechselt und wie eine Biene zusammengeschnürt! Aber höre, mein Kind, was Dein Kleid unten zu lang, ist es oben zu kurz gerathen. Pfui, wer wird alle Schönheiten, die man hat, der ganzen Welt auf einmal zeigen! Ach, und wie schön Du duftest! Aber weißt Du, meine Rosen duften doch noch besser und viel natürlicher. – Ah, und da haben wir ja auch die fromme Dulderin – immer noch dieselbe keusche Nonne mit dem Magdalenenauge? Guten Tag, meine Liebe! Beten Sie auch hübsch fleißig? Das ist Recht, thun Sie das ja! Wenn man nicht arbeiten will, kann man die Zeit mit nichts leichter als mit gedankenlosen Worten verbringen. Haben Sie denn auch Ihren Beichtvater bei sich? Ach ja, da ist er, hinter Ihrem Nonnengewande – das ist recht, Liebe, da können Sie jeden Augenblick absolvirt werden – es mag Ihnen wohl oft nöthig sein, haha! – Und Sie, Herr Baron,« wandte sie sich zu dem Gemahl dieser Dame, »ich begrüße auch Sie. Sind Sie noch so geduldig wie sonst und sehen mit Ihren Karten in der Tasche

durch die Finger auf Alles, was die fromme Frau thut? Gewiß, na, bleiben Sie dabei, Geduld und Nachsicht sind zwei sehr christliche Tugenden! – Aber da ist ja auch Baron Haas! Mein Gott, Mann, Sie erschrecken mich fast. Ihre Nase ist noch dicker und röther geworden, seitdem Sie mir zum letzten Mal vor Augen gekommen. Sie werden am Ende noch in Brand gerathen, wenn Sie nicht bald Wasser zu trinken anfangen. – Aber wer ist denn das – der kleine hölzerne Mann da? Ah, Herr Pontius der Vierundzwanzigste, nicht wahr?»

»*Pardon*, meine Gnädigste,« rief Herr von Bökenbrink empfindlich, »*Pilatus* ist mein Vorname, von Bökenbrink mein Familienname und ich bin nicht der Vierundzwanzigste, sondern erst der Zweiundzwanzigste meines Geschlechts.«

»So, so, *Pilatus* also, recht, recht! Und der Zweiundzwanzigste? Nun, auf einen mehr oder weniger kommt es dabei nicht an.«

»Sie nennen aber *zwei* mehr, meine Gnädigste!« schnarrte der jetzt vor Wuth glühende und seine ganze Haltung verlierende *Pilatus*.

»Meinetwegen auch drei, Herr. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Sie sind mir heute zu redselig – ich höre Sie lieber, wenn Sie schweigen.«

Frau Birkenfeld schwieg und holte tief Athem. Dann nahm sie die Brille ab, sah sich lächelnd im Kreise um und nickte bald Diesem, bald Jenem zu, als hätte sie Allen die süßesten Worte gesagt.

Die Barone und ihre Damen aber standen wie niedergedonnert im Kreise um die kleine Frau, die allein saß. In ihren Herzen kochte eine unbeschreibliche Wuth und ihre Mienen zerarbeiteten sich fast, um sie nicht hervortreten zu lassen,

denn diese kleine Frau war für sie Alle ein mächtiges Wesen, hielt Segen und Fluch in ihrer Hand, und ähnlicher Ausbrüche ihrer giftigen Laune waren sie schon zu sehr gewohnt, um sie als wirkliche Beleidigungen zu nehmen. Nur daß sie in Gegenwart des Legationsrathes und des gemeinen Meier's so gedemüthigt wurden war ein Schmerz, den sie nicht verwinden konnten, und dafür gelobte ein Jeder im Stillen eine – leider nur sehr ohnmächtige Rache.

»Mein lieber Herr Legationsrath,« fuhr Frau Birkenfeld plötzlich fort, »nun will ich *Ihnen* meine Meinung sagen. Sie haben Besuch und können sich also heute wenig um mich bekümmern, und das brauchen Sie auch nicht. Lassen Sie sich also durch mich nicht stören, ich komme ein andermal wieder, wenn Sie allein sind. Ich wollte mir einmal das alte Sellhausen betrachten, wo ich so lange nicht gewesen bin – aber da der Meier und seine Tochter da sind, so sollen die mich mit Ihrer Erlaubniß umherführen. Ich will aber Alles in Augenschein nehmen, das sage ich Ihnen gleich. Ich werde also einige Stunden hier bleiben. Ehe ich aber – *vor* dem Abendessen, meine Herrschaften, trösten Sie sich – abfare, spreche ich Sie wohl noch. Und jetzt leben Sie wohl, meine Herrschaften! Amüsiren Sie sich und thun Sie, als ob ich für Sie gar nicht auf der Welt wäre!« –

Mit diesen Worten nickte sie rings im Kreise umher und trat dann an den Rand des Flusses, wo die Schiffer noch immer mit ihrem Boote hielten. »Fahrt zurück, Kinder,« sagte sie zu ihnen, »ich komme zu Lande heim. Guten Abend! – Lieber Meier, darf ich um Ihren Arm bitten? Es wird freilich langsam mit mir gehen, aber mit Geduld gelangt man auch auf den höchsten Berg.«

Der Meier bot ihr sogleich den Arm, grüßte die Zurückbleibenden höflich und nun wandelte das seltsame Paar, der große Mann und die kleine Frau, langsam durch das Birkenwäldchen die Anhöhe hinauf, wo es den Augen der ihm starr Nachblickenden bald hinter den weißen Stämmen verschwand.

Die Zurückbleibenden aber standen mit gerungenen Händen, glühenden Gesichtern und wüthend rollenden Augen da, warfen sich gegenseitig tödtliche Blicke zu; als wollten sie übereinander herfallen und sich selbst erwürgen, da sie keinen Anderen erwürgen konnten, hatten aber in der That nicht diese verwerfliche Absicht und suchten dadurch nur den gepreßten Gefühlen, die ihre Brust durchwühlten, einige Luft zu machen.

Die Baronin von Grotenburg war die Erste, die sich wieder in Worten ausdrücken konnte, und sich zu Bodo wendend, der mit bewunderungswürdiger Ruhe gestanden und dem »vergnüglichen Auftritt« eine Miene zu verziehen beigeohnt, rief sie, ergebungsvoll nach den Wolken blickend:

»Es ist himmelschreiend, Herr von Sellhausen, nicht wahr? Und das will meine Tante, die leibliche Schwester meiner Mutter sein? Nein, es ist kaum erträglich – ist es nicht?«

»Frau Baronin,« erwiderte Bodo ernst und mit unbeweglicher Miene, aber einer wunderbar weich klingenden Stimme, »es ist eine alte Frau, die mit einem Fuß im Grabe steht, die dies gesprochen. Ich bin überzeugt; sie meint es nicht so böse.«

Kaum aber waren diese wohlgemeinten Worte aus seinem Munde, so änderte sich die ganze Scene. Die drei Damen brachen in einen jämmerlichen Weinkrampf aus, worin Eine

die Andere durch lautes Schluchzen und Keuchen befeuerte; Baron Grotenburg setzte sich wie gebrochen auf eine Bank und starrte brütend vor sich hin, als ob die Neigung, sich zu ersäufen, in ihm zum Durchbruch komme. Baron Kranenberg war zum Caplan getreten, der betend die Hände faltete, als wolle er Trost und Hülfe bei ihm suchen; Baron Haas stieß schreckliche Flüche aus, raufte sich dabei in den starr emporstehenden Haaren und hätte, wenn er einen Stock zur Hand gehabt, vielleicht die Luft geprügelt, da er keinen Andern zum Sündenbock seiner Wuth machen konnte. Pilatus endlich war in Fräulein Clotildens Nähe getreten, sah ihren Schmerz mit blutendem Herzen und gelobte eine schreckliche Rache an allen Barbaren zu nehmen, die diese zarte Blume so tief beugen und knicken konnten.

Bodo allein zeigte, was ein starkes Herz und ein freier Kopf in einem solchen Momente vermag. Er blickte ruhig von Einem zum Andern, wartete geduldig den Nachlaß des ersten Schmerzes aller so tief Gekränkten ab und als die Thränen zu fließen aufgehört und auch die Wuth und der Rachedurst der Männer sich gelegt, fragte er mit gelassener Miene, wohin die Damen nun zu gehen beabsichtigten.

»Am liebsten nach Hause!« schrie die Baronin Grotenburg auf.

»Nein,« rief Fräulein Clotilde, »den Triumph wollen wir ihr nicht gönnen! Wir sind ebenso gut Herrn von Sellhausen's Gäste wie sie, und nun bleiben wir erst recht, wenn der Papa noch auf meine Wünsche hört.«

»Ich stimme Dir bei, Kind,« sagte Baron Grotenburg nach einer Weile. »Nein, wir dürfen uns nicht schwach zeigen und uns noch weniger getroffen fühlen – wir bleiben also, wenn Sie uns noch behalten wollen, lieber Vetter?«

»Ich bitte darum,« erwiderte dieser höflich, und so setzte man sich in Bewegung, ohne Plan und Willen bald da bald dorthin gehend, gleichsam um nur den Sturm sich ganz legen zu lassen, der mehr oder minder stark noch in allen Adern pulsirte.

---

Und in der That, dieser Sturm legte sich allmählig; sei es nun, daß er die erhabenen Gefühle dieser stolzen Herzen nicht berührt und die geheimnißvollen Tiefen der Seele dieser seltsam organisirten Personen nicht erreicht, oder sei es, daß die ungewohnte Bewegung in freier Luft, die reizende Natur um sie her und schließlich die bald freier fließende Unterhaltung die Gemüther auf wunderbar schnelle Weise besänftigt hatte. Jedenfalls trug das unbeschreiblich ruhige Wesen des Wirthes hierzu nicht das Wenigste bei. Er schien es sich angelegen sein zu lassen, die auf seinem Territorium vorgefallene Scene so bald wie möglich durch Vorführung freundlicherer Bilder zu verwischen, er war noch gesprächiger, unterhaltender geworden als vorher, leitete die Aufmerksamkeit seiner Gäste bald auf Dieses, bald auf Jenes hin, und so geschah es, daß sowohl die Damen wie die Herren sich im Stillen das Bekenntniß ablegten: der Herr Legationsrath von Sellhausen, obgleich nicht von altem Adel, sei doch ein höchst gewandter und gefälliger Mann und es werde sich in Zukunft noch viel besser mit ihm leben lassen, wenn er nur erst den kleinen goldenen Reif am Finger trüge, der, als ein so mächtiges Symbol menschlicher Einigkeit und Zusammengehörigkeit, auch hier die alte glorreiche Familie

der Grotenburgs mit der frischen der Sellhausen zu einem neuen blühenden Geschlechte verknüpfen sollte.

So war man länger herumspaziert, als man eigentlich anfangs gewollt, der Nachmittag war den Gästen wie im Fluge verstrichen und die Sonne senkte sich schon stark den Spitzen der westlichen Berge zu, als die Damen endlich einige Ermüdung zu spüren begannen und das Verlangen nach Ruhe auf verschiedene Weise bemerkbar werden ließen. Baron Haas war wieder der Erste, der seinen Empfindungen darüber Luft machte und endlich seinem Wirth die naive Frage vorlegte, ob man nicht bald einige Aussicht auf eine längere Rast und eine sich daran knüpfende Herzstärkung habe.

»Ei gewiß,« erwiderte Bodo höflich, »Sie haben ja nur zu befehlen. Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir nach dem Hause zurückkehren und ich bin fest überzeugt, daß die Anstalten zu einem herzstärkenden Abendbrod getroffen sein werden.«

Ueber Baron Haas dunkelrothes Gesicht flog ein freudiger Schimmer; die Aussicht auf den sorgenbrechenden Griechen war näher gerückt und das längst ersehnte Labsal eines unzweifelhaft leckeren Abendessens, nach so ungewohnten Anstrengungen und so peinvollen Erlebnissen doppelt willkommen, winkte schon mit lachender Miene ihm aus der Ferne entgegen.

Bei den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft dagegen erregte diese frohe Aussicht kein gleiches Behagen, denn die Sorge, noch einmal dem grünen Pelze zu begegnen und eine neue Auflage der eben erduldeten Demüthigungen zu erleben, minderte ihren Appetit um ein Bedeutendes und ließ nur in einer vorsichtigen Verzögerung ihrer Rückkehr die Abwehr einer abermaligen Niederlage erkennen.

Die Baronin Grotenburg theilte diese ihre unmaßgebliche Ansicht ihrem Gemahl mit und dieser ließ sich sogleich herbei, die Bedenklichkeit der Seinigen dem so überaus freundlichen Wirthe vor Augen zu führen. Bodo indessen beruhigte sie auch darüber, indem er sagte:

»Seien Sie um die Ungestörtheit Ihres Abends ganz unbekümmert. Ich möchte dafür stehen, daß Frau Birkenfeld Ihnen nicht mehr in den Weg treten wird. Was sie hat sagen wollen, scheint sie mir vollständig ausgesprochen zu haben, und an eine Fortsetzung jener Uferscene ist nicht zu denken. Am Abendessen nimmt sie bestimmt keinen Theil, da sie stets Punkt sechs Uhr eine Kleinigkeit zu genießen pflegt, und diese Stunde ist längst vorüber. So wird sie sich, wenn ich nicht sehr irre, bereits zur Abfahrt rüsten, da sie nicht gern spät nach Hause kommt. Indessen möchte ich Sie Alle auch darüber beruhigt sehen, und wenn Sie es erlauben, will ich vorangehen und ausschauen, wie die Sachen stehen. Nehmen Sie einstweilen wieder auf der obersten Terrasse Platz und erwarten Sie in aller Ruhe meine Rückkehr.«

»Sie sind ein herrlicher Mensch!« rief Baron Haas, in neues Entzücken ausbrechend. »Mehr können wir nicht verlangen – meinen Sie nicht, meine Damen? – Ja, gehen und sehen Sie in Gottes Namen, ob der alte Drache noch im Neste sitzt, und sobald er davon geflogen, geben Sie uns einen Wink und Sie sollen dann nur frohe Gesichter um sich erblicken.«

Bodo grüßte die Gesellschaft höflich und erstieg rasch den letzten Abhang, um den übernommenen Auftrag nach besten Kräften auszurichten.

Im Hause oben war unterdessen Alles in bester Ruhe und Ordnung vor sich gegangen. Fräulein Treuhold hatte mit

Hülfe der flinken Mägde die Abendtafel in einem der schönsten Zimmer des bisher verschlossenen Stockwerks aufgeschlagen und alles dazu Gehörige in Bereitschaft setzen lassen. Frau Birkenfeld hatte sie nur wenige Minuten aufgehalten, indem sie sie freundlich begrüßt und den Wunsch ausgesprochen, sie möge sich in ihren Geschäften durch sie in keiner Weise stören lassen. Sie wisse, was einer Wirthschafterin an einem solchen Tage obliege, und Fräulein Treuhold möge bei den verwöhnten Gästen mit ihrem Mahle Ehre einlegen, damit werde auch ihr junger Herr zufrieden sein. Sie selbst werde ungenirt mit dem Meier und Gertrud ihre Wege gehen und kein Mensch solle thun, als ob sie im Hause sei; so liebe sie es und so wolle sie es auch künftig gehalten wissen, da sie nächstens ihren Besuch zu günstigerer Zeit zu wiederholen gedenke.

Diese Mittheilung hatte der guten Treuhold, die von der für so böse gehaltenen Frau etwas ganz Anderes befürchtet, neuen Muth eingeflößt und ihr ihre ganze Ruhe wiedergegeben. Die alte Frau hatte überdieß einen unerwartet günstigen Eindruck auf sie gemacht und sie fühlte dadurch plötzlich alle Besorgnisse schwinden, die sie noch vor Kurzem heimgesucht.

Während sie nun in der Küche und im Speisezimmex alle nöthigen Anordnungen traf, war Frau Birkenfeld mit dem Meier und dessen Tochter zuerst durch den Hof gewandelt, hatte in alle Ecken und Winkel geschaut und war dann höchst befriedigt in das Haus zurückgekehrt, wo sie sich nur ein Butterbrod und ein Glas Wein ausgebeten und dann die Besichtigung des Hauses und Haushalts fortgesetzt hatte. Auf diesem Rundgange wollen wir sie nicht begleiten; nur am Ende desselben treten wir wieder zu ihr und finden

sie ganz behaglich in des Legationsraths Zimmer sitzen, das sie in genausten Augenschein genommen und in dem sie sich von der mit seinem Inhalt vertrauteren Gertrud über vieles ihr Fremde hatte belehren lassen. Ausdrücklich hatte sie in diesem Zimmer ihren längeren Aufenthalt zu nehmen gewünscht und Niemand war ihr darin entgegen getreten, da es im Interesse des Meier's selbst zu liegen schien, daß sie sich mit seines jungen Freundes nächster Umgebung bekannt und darin heimisch zu machen suche.

So finden wir sie denn jetzt auf Bodo's Lehnstuhl am Tische sitzen und behaglich ihr Glas Wein leeren. Neben ihr saß der Meier und vor Beiden stand Gertrud, aufmerksam und nicht ohne Spannung das Gesicht der Tante Grete beobachtend, da die Miene desselben außer einer sichtbaren innern Befriedigung noch etwas Anderes, Geheimnißvolles zu verschließen schien.

»Trude,« sagte da plötzlich die alte Frau, die jetzt wie umgewandelt erschien, Hut und Brille abgelegt hatte und in ihrem ganzen Aeußern keine Spur von dem stürmischen Wesen am Nachmittag verrieth, »Trude, verlaß uns jetzt, ich habe mit Deinem Vater allein zu sprechen. Nachher spreche ich auch noch mit Dir, Dein Vater wird Dich rufen, wenn es Zeit ist. Wenn ich aber mit Euch Beiden fertig bin, will ich nach Hause fahren, lieber Meier, und Sie können unverweilt dazu die Anstalten treffen, sobald Sie nachher die Trude zu mir geschickt. Adieu, mein Kind, auf baldiges Wiedersehen!«

Gertrud nickte herzlich der Tante Grete und dem Vater zu und glitt sanft aus dem Zimmer, wie sie immer ging. Frau Birkenfeld schaute ihr mit fast eben so zärtlichem Auge wie der eigene Vater nach, dann aber verfiel sie in ein kurzes Nachdenken, wobei sie den Kopf auf die Brust sinken ließ,

während der Meier, voller Spannung dem nun folgenden Gespräch entgegensehend, sein klares Auge unverwandt auf dem Gesicht der räthselhaften alten Frau ruhen ließ.

Da schaute sie plötzlich aus ihrem Nachsinnen auf, nickte dem Meier fast heiter zu und sagte: »Na, lieber Meier, da sitzen wir ja ganz traulich in dem Zimmer des Legationsraths von Sellhausen und lassen es uns bei ihm wohlgefallen, nicht? Ja, ja, lieber Freund, Sie sehen, ich bin hier in ganz kurzer Zeit wie zu Hause und nun sagen Sie mir aufrichtig, wundert Sie das nicht?«

»Nein, Frau Birkenfeld,« entgegnete der Meier aufrichtig und seine breite Brust durch einen tiefen Athemzug kräftig aufschwellen machend, »das wundert mich gar nicht – ich finde es im Gegentheil, was Sie auch darüber denken mögen, ganz natürlich.«

»So, so, ganz natürlich finden Sie das! Nun, das ist es denn doch wohl nicht. Indessen wir wollen keine Sylben stehen und dem natürlichen Wunderwerke einmal ganz ehrlich in's Angesicht sehen. So sagen Sie mir denn, was schließen Sie daraus, daß Sie mich hier und noch dazu in dieser guten Stimmung finden?«

Ueber des Meier's ehrliches Gesicht flog ein lebhafter Schimmer wahrhafter Freude, der unmittelbar aus dem Herzen zu kommen schien. »Was ich daraus schließe?« fragte er. »Nun, vor der Hand noch gar nichts, aber das können Sie mir nicht verdenken, daß ich einen großen Triumph feiere, denn ich erkenne, daß ich neulich Recht hatte, als ich Ihnen sagte: Sie sollten erst *sehen* – und dann erst wollten wir über den Mann weiter sprechen.«

»Ha! Ja, Sie hatten damals und haben auch jetzt wieder Recht. Man muß seine Fehler bekennen, wenn man welche

begangen hat, erst dann kann man ihnen für die Zukunft abhelfen, und ich möchte mir gern eine fehlerfreie und freudenreiche Zukunft bereiten, so kurz sie auch nur noch sein mag. So sage ich Ihnen denn: ich bin ein albernes, dummes Weib gewesen, habe mich von meinem Vorurtheil leiten lassen, wie so viele sich klug und weise dünkende Menschen, und bin nur dem Drange meines blinden Hasses, nicht aber den in der Tiefe schlummernden Gefühlen des *nachsichtigen* und in sein Schicksal *ergebenen* Weibes gefolgt. Aber, mein lieber Meier,« fuhr sie mit sanfterer Stimme fort und legte ihre kleine welke Hand auf die große und kräftige Hand des Meier's, »ich habe meinen furchtbaren Irrthum zur rechten Zeit erkannt. Ach, Meier, es gab einen harten, heißen und schweren Kampf – aber er war kurz. Es lag ja Alles so klar wie die Sonne am Tage, daß *der* Mann, den ich so haßte, derselbe, in dessen Zimmer wir hier Beide sitzen, diesen Haß am wenigsten verschuldete und eben so wenig verdiente. Was kann *er* dafür, daß Andere – gerade heraus gesagt, denn es läßt sich ja nicht vertuschen – eine Schandthat an dem Herzen eines alternden Weibes begingen, was kann er dafür, daß – doch, das ist ja abgemacht – lassen wir die traurige Sache für jetzt ruhen und – das ist jetzt die Hauptsache – kommen wir auf unser Geschäft zurück – *das* Geschäft, das Sie – damals vielleicht mit Recht und weil Sie weiter *sahen* als ich – so kurz von der Hand wiesen. Ich aber bin Ihnen im *Sehen* schnell nachgeeilt und da ich Alles schnell zu thun liebe, was man thun *muß*, so will ich auch diesmal schnell *handeln* und nur Sie allein können mir darin helfen. Wollen Sie?«

Der Meier schwieg einen Augenblick, aber sah mit seinem ehrlichen Auge fest und tief in das graue Auge der alten Frau, das voller Spannung auf ihm haftete.

»Was wünschen Sie, daß ich thue?« fragte er. »Sprechen Sie deutlich.«

»So deutlich, wie es geht. Wohlan denn! Sind Sie heute geneigt, jenes Geschäft mit mir abzuschließen, um welches wir schon so lange und so oft, früher aber aus ganz anderen Gründen und in ganz anderer Absicht, gemäkelt haben?«

Der Meier hielt der alten Frau seine offene Hand hin. »Frau Birkenfeld,« sagte er mit seiner tiefen klangreichen Stimme, »fast brauche ich Sie nicht mehr zu fragen, was Sie bezwecken, denn ich kenne Sie ja, ich kenne Sie und verstehe in Ihrem Herzen zu lesen. Aber dennoch, in so wichtigen Dingen muß man nicht nur Blicken trauen, man muß auch Worte haben. Geben Sie mir also Ihr Wort, daß Sie dies Geschäft, wenn ich es nach Ihrem Wunsche endlich abschließen, nicht zum Nachtheile meines und jetzt auch Ihres jungen Freundes benutzen, dann – dann schlage ich ein und sage: Ja, ja, ja, Gott gebe seinen Segen!«

Die alte Frau zuckte bei diesen Worten zusammen. Es that ihr weh, daß der Meier noch immer – nicht an ihr zweifelte, aber nicht unbedingt in ihren Vorschlag willigte. Doch sie bezwang sich bald, kämpfte ihr Wehgefühl nieder, und indem sie ihre offene Hand in die des Meier's legte, sagte sie: »Ja, ich gebe mein Wort – aber nun spreche ich keine Sylbe mehr darüber.«

»Gut,« versetzte der Meier, »dann bin ich entschlossen, das Geschäft abzuschließen. Wann?«

Ueber das runzlige Gesicht der Frau Birkenfeld flog ein Blitzstrahl warmer Freude. »Brav!« sagte sie, »so wollte ich

es haben. Morgen nicht, morgen will ich mich von den Anstrengungen des heutigen Tages ausruhen, denn ich werde heute Abend, wenn ich nach Hause komme, sehr müde sein. Uebermorgen um zehn Uhr aber wollen wir uns bei Backhaus in B... treffen, mit ihm eine Conferenz halten und dann ist die ganze Geschichte bald abgemacht. Wollen Sie das?»

»Ja, ich will es.«

Frau Birkenfeld klatschte vor Freuden in die Hände. »Das ist schön, das ist schön,« rief sie frohlockend. »Ha, Meier, nun *kann* ich Jemanden einen Streich spielen, wenn die Noth drängen sollte, und geben Sie Acht, sie *wird* drängen. Und jetzt fürchte ich mich nicht einmal vor jenem Testamente mehr, das man am ersten August öffnen wird. Hahaha! Ja, die Noth wird bald genug drängen, denn umsonst sind diese Grotenburgs mit ihrer Sippschaft heute nicht hier. Oder hat sie etwa der Legationsrath zu sich eingeladen?« fragte sie mit einem wetterleuchtenden Blicke.

»Nein, nein doch, er hat nicht daran gedacht,« entgegnete der Meier. »Sie sind von selbst gekommen, und wie ich das Ding ansehe, nehmen sie schon im Voraus mit den gierigen Augen und den noch gierigeren Herzen Besitz von Dem, was ihnen zufallen wird, zufallen muß, wenn – Sie nicht helfen. Und das werden Sie, nach dem Empfang zu urtheilen, den Sie ihnen heute zu Theil werden ließen. Der Tausend, liebe Freundin, das war ein wenig hart. Ich bin ein starker Mann, aber mir hat doch das Herz in der Brust dabei gezittert und der Legationsrath hat sich mit Mühe bewältigt, ich habe es ihm angemerkt.«

»Ha, ja! Aber er hat es wacker überstanden und das läßt mich mein Vertrauen ganz auf ihn setzen. Aber Sie sagen,

es wäre hart gewesen? Nicht doch, Mann, Sie wollen *milde* sagen.«

»Nun, nun, *die Milde* mag ich auf mich nicht angewendet wissen.«

»Auf Sie! Was ist das für ein Vergleich! Nein, nein, ich bin wahrhaftig noch milde zu Werke gegangen. O, machen Sie doch Ihre Augen auf! Sind Sie denn so ganz blind für das, was in den Herzen dieser Leute vorgeht? Sehen Sie denn die Dämonen nicht, die in ihrer Seele schlafen und aus den Falten ihrer Lippen, ihrer Augen, ihres ganzen Gesichts hervorblitzen? Ha! Geben Sie diesen Dämonen Raum und Macht, so stürzen sie hervor, wüthen dämonisch und treten uns, Alle, die redlich gearbeitet und redlich verdient haben, zu Boden – mit ihren Füßen, Mann! Denn Hände haben sie für uns nicht, nur Füße, und noch dazu mit Sporen bewaffnet. Darum, ja darum müssen sie gedemüthigt werden, wo es geht, Jeder muß gegen sie die Hand aufheben, der es kann, und ich kann es, ich habe die Mittel, die Kraft und den Willen dazu, und um so mehr habe ich auch das Recht, da diese Brut sich zu den Meinigen zählt, wofür mich der liebe Gott einst nicht verantwortlich machen kann, denn mit meinem Willen und auf meinen Wunsch sind sie es nicht geworden. Doch still davon. Noch kämpfen wir nicht mit ihnen, das kommt erst noch – jetzt spielen wir blos. – Nun sind wir fertig Meier, nicht wahr?«

»Ja, wir sind fertig!« sagte dieser und stand auf.

»So ist es gut und ich danke Ihnen. Nun gehen Sie und rufen mir die Trude. Mit der habe ich auch noch ein ernstes Wort in meiner Eigenschaft als Pathe zu reden.«

Der Meier reichte ihr die Hand und entfernte sich. Die alte Frau stand leicht von ihrem Stuhle auf, trat an's Fenster und

schaute hinaus. Sie freute sich offenbar über den ihr zu Theil werdenden schönen Anblick, hielt sich aber nicht lange dabei auf, sondern lauschte nach allen Seiten in den Garten hinab. Sie bemerkte aber noch Niemanden darin, denn Bodo befand sich mit seinen Gästen in diesem Augenblick noch in den tiefer gelegenen Theilen des Parkes. Da ging die Thür leise hinter ihr auf und Gertrud's hohe Gestalt wurde wieder sichtbar.

Frau Birkenfeld wandte sich augenblicklich um, betrachtete das schöne Mädchen mit freudestrahlenden Augen und sagte: »Nun, Trude, da bist Du ja, so, jetzt wollen *wir* eine Sitzung halten. Komm, Kind, da, setze Dich dahin, da kann ich am besten in Deinen Augen und in Deiner Seele lesen, denn Gottes warmes Licht muß hineinfallen, wenn das schönste Buch der Welt offen vor uns liegen soll. So. Jetzt aber, mein Kind, antworte mir kurz und bündig, und vor allen Dingen habe Vertrauen zu mir. Zuerst aber will ich einen Wunsch aussprechen. Tritt heute nicht mehr mit den Leuten dort unten in Berührung. Von ihnen kannst Du nichts lernen. Sie müssen immer meilenweit von Dir entfernt bleiben – jetzt und auch künftig. Nun aber will ich fragen. Sage mir also kurz, Du bist jetzt über fünf Wochen hier im Hause, nicht wahr?«

Gertrud schlug die großen dunkelblauen Augen voll gegen die Sprechende auf und antwortete kurz und rasch: »Ja, Tante Grete!«

»Gut. Wie hat es Dir hier gefallen in dieser Zeit?«

»Sehr gut, liebe Tante, und ich habe Viel gelernt.«

»So? Recht viel wohl?. Du Närrin, das kannst Du alle Tage und überall lernen, was Du hier gelernt.«

Gertrud senkte die Augen einen Moment zur Erde, erhob sie aber sogleich wieder und sagte: »Vielleicht, vielleicht aber auch nicht.«

»So. Na, das wollen wir einmal etwas näher betrachten. Du bist Deiner Tante Treuhold wohl recht viel zur Hand gegangen, wie?«

»So viel in meinen Kräften stand.«

»Gut. Sprich immer so kurz, ich bin damit zufrieden und wir kommen um so schneller zum Zweck. Hast Du sonst noch etwas Anderes gelernt?«

Ueber Gertrud's rosige Wangen ergoß sich eine warme purpurne Gluth. Ihr Herz pochte stürmisch und die Gedanken oder Empfindungen desselben quollen ihr in so reicher Fülle zu, daß sie sie mit kurzen Worten nicht aussprechen konnte. Sie nickte daher bloß bejahend mit dem Kopfe.

»Oho! Ich will keinen Nickkopf haben, ich will Worte hören. Aber ich will Dir helfen: Hast Du von dem Legationsrath auch Etwas gelernt?«

»Ja, Tante!« so lautete die kurze, ehrlich gesprochene Antwort.

»Na, das ist gut, Du bist offen. Das liebe ich. Ich will auch nicht tiefer in Dich dringen und fragen, *was* Du gelernt hast, denn das ist allein Deine Sache – aber sage mir einmal eben so offen: hat sich dieser Mann, ich meine den Legationsrath – anständig gegen Dich benommen?«

Gertrud's rasch pulsirendes Blut wich aus ihrem glühenden Gesicht nach dem Herzen zurück, sie wurde bleich.

»Ah, Du erschrickst – er hat sich *nicht* anständig benommen?« fragte Frau Birkenfeld mit einem Blick, der Flammen zu sprühen schien.

»Tante Grete,« klang es tief aus der Brust des holden Mädchens hervor, »davon kann gar keine Rede sein. Ich erschrak wirklich, aber nur über Deine sonderbare Frage. Herr von Sellhausen –«

»Still! Nenne ihn nicht so, nenne ihn, wie ich – Legationsrath. Das ist er wahr und gewiß. Aber was willst Du mir von ihm sagen?«

»Der Legationsrath,« fuhr Gertrud mit leichtem Beben ihrer aufathmenden Brust fort, »hat sich gegen mich wie ein Mann benommen –«

»Nun, fahre fort – wie ein Mann?«

»Der – der – o, liebe Tante, sieh mich nicht so durchdringend an, Du nimmst mir allen Muth.«

»Wie, Kind, sitzt Dein Muth nicht fester?«

»O ja, er sitzt fest, aber mich schüchtert Dein Blick ein.«

»Na, das soll er nicht. Sieh so – ich blicke Dich gar nicht an. Nun sprich. Wie hat sich der Legationsrath gegen Dich benommen?«

»Wie ein wackrer, braver, rechtschaffner Mann von ausgezeichneter Bildung, von Charakter und Gemüth, dem ich meine ganze Achtung schenken muß.«

»Na, das war doch ein Wort. Also Achtung! Gut. Wie gefällt er Dir sonst?«

Gertrud bebte zusammen. Ihre Augen senkten sich wieder, aber ihr Busen hob sich hoch.

»Ich wünsche eine Antwort!« sagte Frau Birkenfeld ungewöhnlich sanft.

»Ich habe mir darüber noch keine Rechenschaft abgelegt!« versetzte Gertrud eben so.

»Na!« rief die alte Frau, »das ist auch ein Wort und ein vernünftiges. Es ist gut, wenn sich junge Mädchen, wie Du,

nicht so bald Rechenschaft über den Eindruck ablegen, den ein Mann, wie der Legationsrath, auf sie gemacht hat. Aber da wir doch einmal von ihm sprechen, so muß ich Dir sagen, daß er ein – ein gefährlicher Mann für junge, schöne und auch brave Mädchen ist.«

Gertrud hob ihr Auge schnell und fast vorwurfsvoll wieder empor. »Gefährlich?« fragte sie naiv. »Wie meinst Du das?«

»Nun, ich meine nur, weil ähnliche Männer so leicht – die Achtung dieser jungen Mädchen erwerben. Doch zur Sache. Du weißt doch, daß er diese – diese Clotilde heirathen soll, wie?«

»Ja, ich weiß es, liebe Tante.«

»Ah, Du sagst das mit einem gewissen Ton, der mich überzeugt, daß Du damit nicht ganz einverstanden bist. Wie?«

»Davon habe ich mir auch noch keine Rechenschaft abgelegt,« sagte Gertrud zögernd.

»Wie? Du sagst das und mir? Das ist nicht wahr, Trude.«

Gertrud senkte wieder das Auge, aber sie athmete schneller und fast gewaltsam auf.

»Sprich wahr!« rief die kleine Frau heftig. »Ich *will* Deine Meinung darüber hören.«

»Nun denn,« sagte Gertrud fest, »ich theile die Meinung meines Vaters in diesem Punkt.«

»Ach so, das ist etwas Anderes. Nun sind wir einverstanden und weiter will ich für's Erste nichts von Dir hören. Ich habe genug gehört und – gesehen. Ich sehe rasch. Jetzt will ich Dir aber noch Etwas sagen. Sieh, mein Kind, es war eigentlich meine Absicht, Dich mit mir heute nach der Cluus zu nehmen, aber ich habe mich, seitdem ich hier Umschau gehalten und seitdem Du ehrlich mit mir gesprochen und

versichert, daß Du dem Legationsrath Deine *Achtung* schenken kannst, anders besonnen. Du sollst also hier bleiben.«

Ueber Gertrud's Antlitz zuckte wieder ein Freudenstrahl, ein fast unsichtbarer und rasch wie ein Blitz vorüberfahrend, aber Frau Birkenfeld's scharfes Auge hatte ihn doch wahrgenommen. »Ja, Du sollst hier bleiben,« fuhr sie liebevoll fort, »aber ich habe eine Bitte an Dich.«

»O sprich, liebe Tante,« bat Gertrud warm, »ich will sie Dir gern erfüllen.«

»Willst Du? Das ist gut. Aber es ist eine närrische Bitte, das heißt, sie erscheint Dir vielleicht so.«

»Sprich sie dreist aus, ich erfülle sie gewiß.«

Frau Birkenfeld lächelte herzlich. »Nun gut,« sagte sie langsam, »ich will mich kurz fassen. Du sollst mein Spion hier im Hause sein.«

»Dein Spion? Wie meinst Du das?«

»Mit einem Wort, Du sollst Deine Augen scharf aufmachen und Alles sehen, was vorgeht. Zum Beispiel in Bezug auf die Grotenburgs – wie oft sie kommen – wie oft der Legationsrath zu ihnen geht und was sonst vorfällt.«

Jetzt lächelte Gertrud.

»Ich verstehe Deine Miene,« fuhr die schlaue Alte fort. »Du meinst, das thust Du schon von selbst und es wird Dir nicht schwer. Das glaube ich, denn Du bist, was Du auch sonst bist, ein Frauenzimmer. Haha! Aber Du sollst nicht allein Deine guten Augen aufmachen und damit sehen, sondern Du sollst mir auch berichten, was Du siehst.«

»Mündlich?« fragte Gertrud, wieder tiefer erröthend.

»Mündlich auch, wenn es geht, sonst aber schriftlich. Und wenn es drängt, mußt Du mir, wann es auch sei, gleich einen sicheren Boten mit Deinem Briefe senden.«

Gertrud legte die heiße Stirn in die kleine weiche Hand und besann sich.

»Hast Du ein Bedenken?« fragte die alte Frau scharf. »Das brauchst Du nicht. Ich werde Dir nichts Verhängliches aufbürden. Was Du mir sagst, sagst Du mir allein und ich, denke ich, kann ja wohl Deine Beichte entgegennehmen, da ich Dein Vertrauen besitze. Sieh, mein Kind, ich will Dir auch den Commentar dazu liefern. Ich meine es mit dem Legationsrath gut und habe das eben mit Deinem Vater besprochen. Er sitzt, Du weißt es, in einer argen Klemme. Ich möchte ihm helfen. Ich kann aber nur helfen, wenn ich von Allem Kenntniß erhalte, was hier vielleicht vorgeht.«

»Ich will es Dir schreiben,« sagte Gertrud rasch.

Frau Birkenfeld's Gesicht zeigte einen triumphirenden Ausdruck. Sie nickte beifällig. »Aha,« sagte sie, »ich sehe, Du thust es gern.«

»Sehr gern, Tante Grete!«

»So bin ich auch mit Dir fertig. Doch nein, noch Eins. Komm mal her!«

Gertrud stand auf und stellte sich mit ihrem schönen Körper dicht an die alte Frau. Diese umschlang ihre feine Taille, drückte sie liebevoll an sich und flüsterte ihr in leisen Tönen einige Worte zu.

Gertrud blickte erstaunt auf und sah die alte Frau fragend an. »Darf ich das, Tante?« fragte sie, indem eine glühende Röthe ihre Wangen färbte.

»Wenn ich es Dir zumuthe oder vielmehr Dich damit beauftrage, gewiß. Und Du *mußt* es thun, mir zu Liebe. Mein Herz hängt daran.«

»Dann thue ich es!« sagte Gertrud mit einem tiefen Seufzer.

»Ja, thue es – vielleicht geht es morgen schon. Sage geradezu, Du willst nach der Stadt fahren, Du hättest eine Besorgung – und dann führe meinen Wunsch aus. Du kannst ja die Treuhold mitnehmen. Einen Tag wird er ja wohl ohne Euch leben können.«

»Darf ich denn Tante Treuhold sagen, zu welchem Zweck wir nach der Stadt fahren?«

»Ohne alles Bedenken, aber sie muß schweigen.«

»Dafür bürge ich.«

»Dann komm her und küsse mich. So. Und jetzt wollen wir hinuntergehen, ich will fort.« –

Als die beiden Frauen vor die Hausthür traten, stand der Meier mit seiner schönen Equipage, zur Abfahrt bereit, schon vor der Thür. Eben so die Treuhold. In demselben Augenblick kam der Legationsrath vom Garten herein und sah mit Verwunderung, was vorging.

»Wie,« rief er, »wollen Sie schon fort?«

»Mein lieber Herr Legationsrath,« sagte die alte Dame, ihm rasch entgegentreten, »machen Sie kein Aufhebens davon. Ja, ich will fort. Mein heutiger Besuch war nur der erste und der zweite soll bald zu gelegenerer Zeit nachfolgen. Kommen Sie auch bald zu mir?«

»Von Herzen gern. Ich bin vollkommen Herr meiner Zeit und meines Willens.«

»Das ist gut. Und nun leben Sie wohl. Amüsiren Sie sich recht mit Ihren lieben Gästen und sagen Sie ihnen: die Luft hier oben sei rein, nun könnten sie frei aufathmen, der grüne Pelz, der alte Drache sei über alle Berge. Haha! Das wird ihnen besser schmecken als die schönen Gerichte, die die

Treuhold bereitet hat und die ich schon, Dank meiner guten Nase, bis hierher errathe. Haha! Da, geben Sie mir Ihre Hand – auf Wiedersehen!«

»Und Sie haben mich entschuldigt?« fragte Bodo, indem er sie nach dem Wagen geleitete.

»O, kein Wort darüber. Das versteht sich zwischen Freunden von selbst. Adieu, Fräulein Treuhold. Adieu, Trude. Adieu, Herr Legationsrath!«

Sie saß schon im Fond. Der Meier küßte rasch seine Tochter, drückte Bodo und der Treuhold die Hand und mit einem verständlichen Winke nach dem Garten hin stieg er ein, neben der alten Dame Platz nehmend, während der Kutscher diesmal fuhr. Eine Secunde später galoppirten die prächtigen Hengste die Rampe hinunter und bald darauf hatten sie das Thor hinter sich gelassen, um im feurigen Laufe die Chaussee zu erreichen und von da in gestrecktem Trabe ihrem noch weiten Ziele zuzustreben.

---

Die lange ersehnte Stunde der Erquickung, der Ruhe und der so nothwendigen Herzstärkung für die halbverhungerten und durch andere Leiden stark mitgenommenen Gäste hatte endlich geschlagen; der Legationsrath war, nachdem er nur flüchtig mit Fräulein Treuhold einige Worte gewechselt, in den Garten zurückgekehrt, hatte das oft so magisch wirkende Wort: »die Luft ist rein!« wie er dazu den Auftrag erhalten, und »die Tafel erwartet die Gäste!« gesprochen und damit einen so »allgemeinen Beifallssturm erregt, daß alle kurz vorher abgespannten Gesichter jetzt vor Freude glänzten und Baron Haas dem Berichterstatter beinahe vor

Entzücken um den Hals gefallen wäre. Der Wirth bot nun der Baronin Grotenburg den Arm, der Gemahl derselben der frommen Schwägerin; so ward Fräulein Clotilde glücklich frei und Herr von Bökenbrink schoß wie ein Pfeil auf seine zarte Blume los, um sie den beiden vorangehenden Paaren nach in das gastliche Haus zu führen. Baron Haas seinerseits faßte nun sein Brüderchen Ambrosius unter den Arm und folgte mehr springend als gehend den Anderen, während der arme Caplan Kattengold freundlos und verlassen seinen Weg allein suchte, der aber dafür auch einst direct in den Himmel führen mußte, in welchen der übrige große Haufe nach langen Irrfahrten erst durch das läuternde Fegefeuer eingelassen wird – worüber er, beiläufig gesagt, die untrüglichsten Beweise sich ausgedacht hatte.

Im zweiten Stockwerk des Hauses hatte man unterdeß, da der Abend schon sichtbar hereingebrochen war, die Rouleaux niedergelassen und eine Menge Lampen und Lichter angezündet; so fanden die in das Speisezimmer Tretenden dasselbe gefällig erleuchtet und auch ihre lüstern spähenden Augen wurden durch die zierliche Anordnung der Tafel, die vielen Teller und Gläser – und, o Wunder! durch silberne Messer und Gabeln – namentlich aber durch eine reichliche Anzahl verschieden gestalteter Flaschen beglückt, wobei wiederum Baron Haas der Eifrigste war, die schon lange im Traume erblickte Flasche des wunderbaren Griechen ausfindig zu machen, was ihm indessen, trotz seiner zunehmenden Begier danach, nicht gelingen wollte, da derselbe wirklich nicht auf der Tafel vorhanden war.

In derselben Reihenfolge, wie man gekommen, nahm man auf die Einladung des Wirthes Platz und so kam Bodo zufällig zwischen Mutter und Tochter zu sitzen, was Pilatus XXII., der seine Angebetete für sich allein zu behalten die kühne Hoffnung gehegt hatte, ein grimmiges Leid verursachte. Als die Herrschaften aber die Stühle eingenommen, die »anständiger Weise« drei Fuß breit auseinander standen, kam Fräulein Treuhold, mit einem höchst zierlichen Knix nach allen Seiten hin, herein und nahm dann ihren Platz am Büffet, obgleich ihr ein Couvert an der Tafel vorbehalten blieb, welches zu beanspruchen sie jedoch, weniger aus Bescheidenheit als wegen ihrer vielen Geschäfte, Anstand nahm. Auf dem Fuße hinter ihr traten dann Rieke und, um mit Baron Haas' Ausdruck zu reden, noch eine andere »vollbusige und mit weißer Küchenschürze« bekleidete Magd herein, die Erste Bouillon in Tassen, und die Zweite geröstete Semmelschnittchen tragend und mit meisterhaft einstudirtem Geschick herumreichend, was sogar die Baronin Grotenburg, zum Beweise ihrer vollen Zufriedenheit, mit beifälligem Lächeln anerkannte.«

Doch der Leser erwarte nicht die Speisekarte dieses improvisirten Nachtessens zu erfahren. Ein solches Unternehmen liegt nicht in unserer Absicht haben wir nur noch einiges andere bei Tische Vorgehende zu berichten, obgleich wir zugestehen müssen, daß die Schüsseln in reichlicher Zahl und untadliger Fülle anlangten und daß sich namentlich die blauen Forellen bei ihrem unerwarteten Erscheinen eines allgemeinen Willkommenrufes und des lebhaftesten Beifalls der feinschmeckerischen Zungen erfreuten.

Was den Appetit der Gäste anbetrifft, so langten sie gleich von Anfang an sehr eifrig zu und verzehrten namentlich die

heiße kräftige Brühe mit einer Hast, die das wahrhafte Bedürfnis nach einer materiellen Stärkung verrieth. Der Erste, der sie unbeschadet seiner verbrennbaren Mundtheile fast gierig niederschluckte, war Baron Haas, und als er gleich hinterher, wahrscheinlich um die allzu erhitzte Zunge wieder abzukühlen, ein Glas sehr guten Rheinweins, und zur Gesellschaft desselben noch ein zweites hinuntergestürzt, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, klopfte behaglich auf seinen runden Bauch und sagte, vor Befriedigung laut stöhnend und seinem Vis-à-vis, dem stillen Ambrosius zunickend:

»Ah, nun wird man wieder Mensch! Eine solche Rennbahn mit Hindernissen wie heute habe ich lange nicht durchlaufen!«

Es ist wunderbar, wie ein wohlbesetzter Tisch oft gleichsam electricisch auf eben noch tief niedergedrückte Gemüther wirkt. In den zierlich servirten Speisen und besonders in den eleganten Gläsern und Flaschen liegt eine Kummer und Sorgen bezwingende Allgewalt, so daß schon halb im Geiste gesättigt und beglückt ist, wer sich mit hungrigem Magen an einen so trostreich bestellten Tisch setzt. Auch hier war diese electricisch wirkende Gewalt vorhanden. Alle, Damen und Herren, wurden gleich von Anfang, gewissermaßen vom ersten Ueberblick an sehr munter, und wenn Einer unter ihnen fast ganz still blieb, so war es Baron Grotenburg, dem der Kummer noch zu tief im Herzen saß und der noch nicht klar genug auf den Grund der Zukunft blicken konnte, die den Leichtfertigeren und nur mit ihren leiblichen Bedürfnissen Beschäftigten doch für den Augenblick ziemlich hell zu leuchten schien.

Das bewies vor Allen Baron Haas. Diesen Mann essen zu *sehen*, war allein schon ein Genuß. Er aß nicht nur mit dem Munde, den Lippen, Zähnen, der Zunge und dem Gaumen, die er sämmtlich, eins nach dem andern, hörbare Bewegungen, gleichsam unwillkürliche Freudensprünge ausführen ließ, sondern sein ganzer Mensch nahm daran Theil, vor Allem seine zitternden Hände, seine Schultern, sein Hals, die er nach allen Seiten drehte und wendete, mit denen er zuckte, wie etwa ein Fisch sich mit allen Gelenken zappelnd auf die Oberfläche des Wassers schnellt, wenn er so recht wohlig, lustig und seelenvergnügt, also mitten in seinem Elemente ist.

»Es schmeckt mir prächtig bei Ihnen,« rief er einmal über den Tisch seinem ihm lächelnd zuschauenden Wirthe zu und hob, zum Trinken einladend, das Glas gegen ihn auf, »und ich empfinde einen wahren Jubel von Freude, daß ich Sie endlich auch einmal trinken sehe. Ich hatte mir schon gedacht, Sie könnten nur Wasser schlucken. Aber Sie haben vortrefflichen Winkler-Haasensprung! Ha, der Wein ist wie für mich gemacht und sogar gekauft, denn er trägt beinahe meinen Namen und springt, um seine Blutsverwandtschaft vollständig zu machen, wie von selbst in meinen Magen. Aber Eins, mein lieber Vetter, fehlt mir doch auf Ihrem Tische. Hoho! Sie kommen mir nicht davon los. Kosten muß ich ihn wenigstens. Mein Schwager da hat mir so viel Wunderdinge von ihm erzählt, daß ich zum ersten Mal – nun ja, Ihr braucht nicht zu lachen – das erste Mal in meinem Leben neidisch geworden bin.«

Baron Grotenburg warf ihm einen warnenden Blick zu, indem er mit Zagen auf seine ihren Schwager mit den Augen bewachende Frau deutete.

»Welchen Wein meinen Sie und was für Wunderdinge hat er denn bewirkt?« fragte Bodo ruhig lächelnd, obschon er die verständliche Anspielung sehr wohl begriffen hatte.

»Ei, wen denn anders, als den feurigen Griechen?! Und was für Wunderdinge er bewirkt hat? Nun, er hat ja meinen Schwager geköpft, der doch sonst ein ziemlich hartes Genick hat – halb so wie ich wenigstens, und da hat er neulich Dinge mit nach Hause gebracht, die –«

»Haas!« rief die Baronin Grotenburg ängstlich, »ich bitte Dich dringend, zu schweigen!«

»Dann muß ich wieder trinken!« sagte der unverbesserliche Haas, »denn still halten kann ich einmal meinen losen Mund nicht.« Und er trank überaus rasch und wie ein Mann, der befürchtet, der vorhandene Vorrath könne plötzlich ein Ende nehmen und er müsse sich daher beeilen, die ihm zugehörige Portion niederzuschlucken.

»So, so,« sagte der Wirth in seiner stillen Weise. »Ah, Sie meinen den Wein aus Cypern, den mir ein Freund gesandt. Ja, ja, aber das ist ein schwerer Frühstückswein.«

»Schwer? Was heißt schwer? Was man nicht heben kann oder was zu heben Einem Mühe macht. Nicht wahr? Gut! Lassen Sie mich einmal versuchen, was ich leisten kann und wie schwer er ist. Ich bin zwar nicht Bacchus selbst, aber doch gewiß eins seiner Lieblingskinder und habe schon manchen schweren Oxhoft im Leben bezwungen. Und Frühstückswein, sagen Sie? Was heißt Frühstück? Pah! Das ist ja nur so ein Nennwort – *Sub – Substanzicum*, glaube ich, sagt der Lateiner. Nun, so nennen wir dies Abendbrod Frühstück und dann paßt er hierher, wie für mich Alles zur guten Stunde paßt, und dies ist eine *sehr* gute Stunde!«

Bodo winkte Fräulein Treuhold herbei und gab ihr den Auftrag, einige Flaschen von dem betreffenden Wein holen zu lassen. Baron Haas, welcher begriff, was vorging, beeilte sich, mit der zweiten Flasche seines halben Namensvetters zu Ende zu kommen, und beinahe hatte er sie bezwungen, da wurde schon an ihre Stelle eine fremdartig aussehende, dicke und kurzhalsige Bouteille gesetzt, deren Erscheinen mit einem allgemeinen und erwartungsvollen Schweigen begrüßt ward. Baron Haas aber betrachtete sie mit glitzernden Augen und schnalzender Zunge von allen Seiten wie ein merkwürdiges Wunderthier, das ihm noch nie vor Augen gekommen. Dann hob er sie auf, hielt sie gegen ein Licht und mit den Worten: »So. Kosten will ich ihn!« zog er mit bebenden Händen ein Messer mit einem Korkzieher aus der Tasche, entkorkte die Flasche selbst und goß dann mit verwunderungsvoll aufgerissenen Augen die ölige dunkelgelbe Flüssigkeit in ein prächtiges Krystallglas. Nachdem er dann den goldfarbigen Inhalt abermals bei Lichte betrachtet und das Glas hin und her gewendet, setzte er es mit bedeutsamer Miene an die Lippen, und als er davon genippt, legte er den Kopf hintenüber, kniff die kleinen Augen wie ein tief Nachdenkender oder in Wollust Versunkener zu und ließ mittelst der schlürfenden Lippen ein langgedehntes Tremulo ertönen, was gar kein Ende nehmen wollte. Endlich aber, wie aus einem verzückten Traume erwachend, öffnete er die Augen wieder, schnalzte laut und rief, wie galvanisirt emporfahrend:

»Tausend Donner Element! Das ist ein wahrer Göttertrank – Nectar und *Ambrosius* nennt man ihn. Aber damit bist Du nicht gemeint, Brüderchen, nein, das hängt auf keine Weise mit Dir zusammen. Vetter von Sellhausen, ja, Sie sind mein

Mann und dieser Wein ist *mein* Wein!« Und indem er den Rest seines Rheinweines verächtlich bei Seite schob fuhr er fort: »Da, weg mit dem Namensvetter, ich danke für ihn und von jetzt an bekenne ich mich zur griechisch-katholischen Religion. – Ah, um Verzeihung, Herr Caplan, ich dachte nicht daran, daß Sie auch hier sind. Na, es thut nichts, aber wo es solchen Wein giebt, bin ich Alles, was man will, und ich würde sogar vor dem Heidenthum nicht zittern. Haha!« Und er trank mit raschem Zuge das erste volle Glas leer und goß sich gleich darauf das zweite ein.

Auf diese Weise bestritt der kleine Mann fast allein die Kosten der Unterhaltung, und nur im Stillen und in abgebrochenen Sätzen sprachen die benachbarten Tischgäste von Zeit zu Zeit mit einander.

»Willst Du nicht auch ein Glas Cy – Cyprian trinken?« fragte Baron Haas seinen Schwager Grotenburg plötzlich.

Dieser schüttelte hypochondrisch den Kopf. »Nein, nein,« sagte er, »ich nicht. Aber laß meiner Frau eine Probe davon zukommen – ich gäbe was darum, wenn sie seine Wirkung an sich selbst kennen lernte.«

Auf diesen so laut ausgesprochenen Wunsch bekamen die Damen alle ein halbes Glas voll, zum geheimen Entsetzen des Kolkhofer Barons, der den edlen Stoff für vergeudet hielt, wenn ihn keine kennerische Zunge schmeckte. Der Wirth indessen, der diese seine Qual bemerkte, tröstete ihn mit einigen freundlichen Worten und erklärte seinen Vorrath davon für noch reichlich genug, was er auch durch die That bewies, indem er sogleich noch einige Flaschen herbeischaffen ließ. Auch auf die Damen äußerte dieser eben

so lieblich schmeckende wie rasch berauschende Wein eine ungemein belebende Wirkung. Ihre Blicke wurden allgemach feuriger, ihr Gespräch lauter, ihr Lachen kräftiger und es dauerte nicht lange, so hatte der Grieche seine Schuldigkeit erfüllt, mit Ausnahme Derer, die ihn nicht gekostet, wozu allein Baron Grotenburg, Bodo und der Caplan gehörte, welcher Letztere ein zu guter römischer Katholik war, um auf irgend eine Weise mit den Griechen anzubinden. –

Es ging allmählig gegen das Ende der Tafel, wenigstens hatte man schon den Käse hinter sich, da erhob sich der nach und nach völlig enthusiastirte Baron Haas, um, wie es seine allbekannte Gewohnheit war, einen heiteren Toast auszubringen. Ohne sich an die von den Grotenburgs kommenden Winke zu kehren und allein seinem inneren Triebe folgend, der ihn das früher besprochene Ziel fest im Auge behalten ließ, sprach er mit bisweilen stockender Stimme und dabei bald auf den einen bald auf den andern Fuß tretend, was ihn in eine Art wiegender Bewegung versetzte:

»Meine Herren und Damen! Oder nein, meine Damen und Herren! Nun, es ist ganz einerlei, Einer muß doch der Erste sein und Adam ist ja auch vor der Eva geboren – wollt' ich sagen – geschaffen. Doch – doch, nun ja, ich stehe hier in ächter griechischer Begeisterung, obgleich ich kein De – Da – - Damokles – nun, wie hieß denn die Kanaille, der Redner, der bei Philippi siegte? He? Na, einerlei, wie er hieß. Also ich stehe hier in wahrer griechischer Begeisterung und bringe unsern Dank und den Wunsch ewigen Wohlergehns für unsern – unsern Wirth aus. Er lebe hoch! Aber still, bleibt noch sitzen, ich bin noch nicht fertig. Mit unserm Dank aber, lieber Vetter, verbinden wir Alle, vor Allen meine reizende kleine Nichte, Clotilde da, eine unterthänigste Bitte.«

Alle sahen ihn bei diesen Worten verwundert und fast ängstlich an. Bodo's Miene wurde ernster als vorher und er richtete sich stolz auf. Der Redner aber, der nur eine Kunstpause gemacht, nickte beschwichtigend seinem Bruder Herz zu, als wollte er sagen: »Paß auf, nun kommt's! Du wirst mich begreifen und kennen lernen.« Dann fuhr er laut fort:

»Am 30. Juli ist bei uns ein großer Feiertag, der größte Feiertag des ganzen Jahres in unsrer – nicht Kirche, sondern Küche. – O, um Entschuldigung, Herr Caplan, ich hatte Sie schon wieder vergessen – rücken Sie doch etwas vor, Mann, damit man Sie sieht. So. Ja. Wo war ich denn? Ach ja! Also, wir feiern da den zweiundzwanzigsten Geburtstag –«

»O, o!« schriean alle Damen zugleich.

»Na, was wollt Ihr denn?« fuhr der Redner unerschüttert fort. »Man muß doch die Wahrheit sprechen – *in vino veritas!* sagt der Lateiner. Zu diesem ihren Geburtstage ladet sie, laden wir Alle unsern theuren lieben Wirth und Vetter nach der herrlichen Grotenburg ein, und wenn er jetzt sein Wort als Edelmann giebt, daß er kommen will, dann erkenne ich ihn für Meinesgleichen, ich, Haas von Haasencamp vom Ko – Kolkhof – und verspreche ihm – verspreche ihm – seid doch ein wenig ruhig, Kinder – daß er sich ennuyiren – wollt' ich sagen, amüsiren soll. – So wahr ich lebe,« setzte er leiser hinzu, »der Grieche ist stark, Herr von Sellhausen! Mein Schwager hat Recht – mir wackeln die Kniee!«

Er setzte sich, jedoch so schwer, daß der Stuhl unter ihm krachte. Alle aber sahen erwartungsvoll Bodo an, der ruhig und nachdenklich da saß und sich eben ein Glas Rheinwein eingoß. Dann stand er auf, hob sein Glas und sagte mit freundlicher Miene und sanftem Tone: »Ich danke für

die Gefälligkeit meiner geehrten Gäste und für die gütige Einladung. Ich nehme sie an und – –«

»Weiter nichts, weiter nichts!« schrie Haas überlaut und schnellte sich wieder empor. »Weiter wollen wir ja nichts – Sie kommen und – nun gesegnete Mahlzeit, meine lieben Brüderchen!«

Er verließ seinen Platz, taumelte auf Baron Grotenburg zu, der ebenfalls wie alle Uebrigen aufgestanden war, und schmatzte ihn ab oder vielmehr wischte sein schwitzendes Gesicht an ihm ab, wobei er ihm zuraunte: »Na, wer ist denn nun der Klügste von uns? Wer versteht es, den Hund aus dem Ofen zu locken, he?«

Man ging jetzt um den Tisch herum und tauschte, wie es so Gebrauch ist, die »gesegnete Mahlzeit« aus. Die Baroin Grotenburg reichte Bodo die Hand, in der Hoffnung, er werde die »schwiegermütterliche Hand« küssen, aber darin täuschte sie sich. Bodo war kein Freund dergleichen Anstandszärtlichkeiten und so mußte die erhabene Frau ohne Handkuß von ihm scheiden, was ihr wieder einen bitteren Stich versetzte.

Alle Gäste rüsteten sich nun mehr oder minder rasch zum Abschiede, nur Haas dachte noch nicht daran aufzubrechen, denn die Nachsitzung sollte, seiner Meinung nach, erst angehen, als plötzlich der Jäger des Barons Grotenburg in der Thür erschien und verständlich rief: »Es ist angespannt, Herr Baron, die Equipagen sind vorgefahren!«

»Angespannt? Aber wer hat denn das befohlen, dummer Kerl?« rief Baron Haas verblüfft.

»Der Herr Baron hat gesagt: Punkt halb zehn Uhr soll gefahren werden, und so viel ist es jetzt!« versetzte der Jäger mit unterthänigster Verbeugung.

»Ah, ah, dann gebt mir noch ein Glas griechischen Wein!« rief der nimmersatte Baron. »Ich muß noch von ihm Abschied nehmen!« Er holte sich das Glas selbst, bis an den Rand gefüllt, wackelte dabei hin und her, und da ihm gerade der unglückliche Caplan in den Weg kam, rief er stammelnd: »Gute Nacht, Herr Katten – Kattengold! Ich trinke auf das Wohl Ihrer allein selig –«

Da stieß ihn Baron Grotenburg heftig an. »Sei kein Esel!« raunte er ihm ziemlich verständlich zu. »Du bist selbst selig und der Wein spricht aus Dir – aber lauter Unsinn!«

Mit diesen Worten ihn fest am Arme ergreifend, schleppte er ihn halb mit Gewalt fort, aus Furcht, das ächt verkupferte Brüderchen werde noch den bisher so herrlich verlaufenen Abend durch irgend einen vorlauten Witz verderben, was in der That nur zu möglich war. Zehn Minuten später waren die Damen in ihre Mantillen und Tücher gehüllt und die Abschiedsceremonieen begannen. Bodo hatte sich schon den Damen empfohlen und stand bei den Herren.

»Ich habe Ihr Wort,« sagte Baron Grotenburg zu ihm, »am 30. Juli kommen Sie. Es ist ein einfaches Abendessen und die Stunde kennen Sie.«

»Ich werde mein Wort halten,« erwiderte der Legationsrath mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

»Aber Sie werden doch noch vorher einmal die Grotenburg besuchen.«

»Ganz gewiß. So leben Sie denn wohl!«

Endlich war man nach vielen hin und wieder ausgerufenen Worten, Grüßen und Danksagungen vor die Thür gekommen und nach und nach in die hinter einander vorgefahrenen Wagen geklettert, was einige Mühe machte, da die

widerspenstigen Kleider der Damen schwieriger auf ihre engen Plätze zu zwängen waren als die Personen selber. Endlich aber war es mit vereinigter Hülfe aller Anwesenden gelungen, und da die reitenden Lakaien schon im Sattel saßen und in der vorgeschriebenen Reihe abtrabten, so ward die Rampe allmählig leer. Als Baron Haas aber erst saß, was auch einige Hülfe nöthig machte, brüllte er laut:

»Vorwärts, Fritze! Donnerwetter, das war ein Tag – ein Allerseelentag! Um Entschuldigung, Herr Caplan da vorn, ich hatte Sie schon wieder vergessen. Hurrah, es lebe der Grieche Cyprian!«

»Gute Nacht, gute Nacht!« erklang es dann noch im Baß und Discant, dann folgte wiederholtes Peitschengeknall, Hundegebell und die ganze Gesellschaft, Rosse, Wagen und Menschen, verschwand wie eine Phantasmagorie, die sich nur dadurch von andern Phantasmagorieen unterschied, daß denen, welchen sie zu Theil wurde, das heißt den Zurückbleibenden, nicht allein die Augen geblendet wurden, sondern auch die Ohren gellten, was allerdings keine Sinnestäuschung, sondern ein ganz natürlicher Vorgang war, den sich Jedermann mit leichter Mühe erklären konnte.

### DRITTES KAPITEL. DER DEMASKIRTE NEFFE.

Auf den drückend heißen Tag war eine wundervolle süße milde Nacht gefolgt, die von dem strahlenden Vollmond feenhaft erleuchtet und noch unendlich verschönert wurde. Der nächtliche Himmel dehnte sich mit seinen zahllosen Sternenheeren in gleichfarbiger Bläue weit über die ruhende Erde aus und diese selbst sandte als freudige Opfergabe ihren tausendfältigen Duft nach dem so dankbar lächelnden Firmamente empor. Eine milde, halbdurchsichtige Klarheit

breitete sich zwischen Beiden aus und verschmolz sie lieblich mit einander, wie am Tage die unabsehbare Ferne die grüne Erde mit dem dunkelblauen Himmel zu einem wohlthuenden Ganzen verschwimmen läßt. Kein Lüftchen regte sich dabei, die Blätter und Blüten ruhten nach dem heißen Sommertage und ein unendlich befriedigendes Schweigen herrschte ringsum in der ganzen Natur, auf die sich der wohlthuende Schlummer niedergesenkt.

Doch nein, nicht ganz schwieg und schlummerte es in den stillen Lüften, denn aus der Ferne drangen verschiedene Töne zu dem wachenden Ohre der Menschen herüber, aber sie beängstigten es nicht, wie bei Tage oft die Fülle der Stimmen in der belebten Natur es so unangenehm berührt. Von verschiedenen kleinen Gewässern her ließ sich, durch die Ferne unendlich gemildert, das melancholische Gequak der Frösche vernehmen und die kleinen Wellen des Stromes, der seine Fluthen unaufhaltsam dem Meere zusendet, murmelten ihr melodisches Lied leise und wohltönend zur Höhe herauf, auf dem das wohnliche Sellhausen lag.

Den herrlichsten Genuß aber gewährte der Anblick der zitternden Lichtreflexe, die der Mond auf diesen ewig beweglichen Wellen hervorzauberte, denn in einem langen, fast unabsehbaren Streifen, wie von Gold glitzernd und von Diamanten funkelnd, zogen sie gleich einer leuchtenden Schlange mit den Windungen des Flusses dahin, die sich erst in meilenweiter Ferne in matt rosigem Schimmer verlor.

Wenige Augenblicke später, nachdem die lärmvolle Gesellschaft das gastliche Haus verlassen, weilte auf diesem Anblick und lauschte diesen sanften Tönen ein menschliches Auge und Ohr mit unendlich süßer Befriedigung. Bodo hatte nur wenige Worte mit der ämsig beschäftigten Treuhold

gewechselt und ihr auf Befragen seine volle Zufriedenheit in Betreff ihrer Anordnungen kund gethan, dann hatte er sich eine Cigarre angezündet und war sogleich auf die oberste Terrasse des Gartens geeilt, wohin ihn ein unwiderstehliches Verlangen und das Bedürfniß nach innerer und äußerer Ruhe zog.

Er hatte in der That nicht nur einen höchst unruhigen und qualvollen, sondern, wie er meinte, auch nach verschiedenen Richtungen hin einen höchst bedeutungsvollen und wichtigen Tag verlebt. Es gab da so Vieles zu bedenken, zu erwägen, im Innern zurechtzulegen, denn nicht nur glaubte er in den vielfachen ihm zu Theil gewordenen Besuchen reichlichen Stoff zum Nachdenken zu finden, sondern es wollte ihn bedünken, als seien auch seine bisher völlig dunkelen Empfindungen, so dunkel daß er sich noch in keiner Weise Rechenschaft von ihnen abgelegt, zu klareren Gefühlen zum Durchbruch gekommen.

Daß die Grotenburg'sche Familie ihn heute ohne alle Vorverkündigung und in solchem Pompe überfallen, war gewiß kein ganz zufälliges und bedeutungsloses Ereigniß. Seine guten Augen waren jederzeit thätig und aufmerksam gewesen und hatten Blicke an den Gästen bemerkt, die ein gewisses geheimes Einverständniß unter einander, eine Absicht, die man consequent verfolgte, ein bestimmtes Ziel, das man vor Augen hatte, verriethen.

Was das für eine Absicht und für ein Ziel sei, schien ihm nicht schwer zu errathen, allein es lag doch in dem ganzen Benehmen der Leute, namentlich in dem gedrückten Wesen des Barons Grotenburg selber eine gewisse Besorgniß vor irgend Etwas, die Bodo nicht ganz klar in das ihn umgebende Verhältniß schauen ließ. Einen ganz anderen Eindruck

dagegen hatte das gewöhnliche Betragen des lustigen Barons Haas auf ihn gemacht. Dieser Mann schien ihm der Vorkämpfer in dem Kriege zu sein, der zwischen ihm und jener Partei auszubrechen drohte, und der Feldzugsplan wie das Ziel dieses vorlauten Lebemanns war allerdings schon leichter in's Auge zu fassen. Unbedingt hatte er daher, da er sich kräftig genug fühlte, dem in der Ferne winkenden Kampfe entgegenzutreten, die Zusage seiner Theilnahme an dem Feste des 30. Juli gegeben, eines Festes, welches dem ersten August, dem Tage der Testamentseröffnung so nahe lag, daß es leicht war, einen gewissen inneren Zusammenhang zwischen beiden Tagen zu argwöhnen. Mochte dies aber sein, wie es wollte, ja, mochte man selbst einen kleinen Hinterhalt gelegt haben, Zwang konnte ja auf keine Weise gegen einen Mann ausgeführt werden, der freier Herr seiner Entschlüsse und überdieß den Ueberredungskünsten oder gar der Verführung, auf welchem Wege man ihm nun beizukommen suchen wollte, vollkommen gewachsen war.

Von der Betrachtung dieses unerquicklichen Verhältnisses ging Bodo in seinem Nachsinnen zu dem unerwarteten Erscheinen der Besitzerin der Cluus über. Er mußte unwillkürlich lächeln, als er an den Empfang dachte, den sie den drei Familien hatte zu Theil werden lassen, obwohl ihm, als er demselben persönlich beiwohnte, nicht behaglich zu Muth gewesen war. Hatte die alte Frau vielleicht eine Ahnung gehabt, daß sie mit ihrer Nichte und deren Familie auf Sellhausen zusammentreffen würde, oder war es ein Zufall gewesen, der sie herbeigeführt und nun den Zusammenstoß zu Wege gebracht? Bodo war sich hierüber nicht ganz klar; den Meier hatte er leider nicht mehr danach fragen können, obwohl es bei ihm nicht dem geringsten Zweifel unterlag,

daß dieser von dem Besuche der Frau Birkenfeld gewußt habe.

Alein auch über das in diesem Vorfall liegende Räthsel dachte Bodo in dieser Abendstunde nicht allzu lange nach. Was konnte es ihm auch helfen, da der eigentliche Kern der Wahrheit doch unerreichbar blieb? Es gab vielmehr da noch etwas ganz Anderes in seiner Seele, was einer Aufklärung, einer Enträthselung bedurfte, und das waren seine eigenen Empfindungen, die sich zu halb bewußten Gefühlen zu gestalten begannen, worüber er im ersten Augenblick zwar fast erschrak, die ihn aber doch wieder in ein süß wonniges Behagen einzulullen vollkommen geeignet waren.

Er hatte an diesem Tage einen Anblick gehabt, der ihm immer noch frisch und lebhaft vor Augen stand, und dieser Anblick hatte gleichsam mit unwiderstehlicher Gewalt an seinem bisher verschlossenen Innern gerüttelt, eine ganz neue Anschauung der Verhältnisse und Menschen in ihm wachgerufen und schließlich ein geheimes Fach in seiner Seele geöffnet, zu dem er bisher selbst keinen Schlüssel gehabt und das also aller Welt verborgen geblieben war.

Jener seltsame Anblick nun – wir meinen den, als er die einfache, stille Gertrud vor der glänzenden und prunkvollen Tochter des stolzen Barons stehen sah – beschäftigte ihn auf eine unbegreiflich lebhafte Weise und zog sein ganzes Denken und Fühlen auf einen Punkt, der – ach! schon manchen ernsten, gediegenen Mann wie mit einer Feuerzange gepackt, ihn um so fester gehalten und tiefer verwundet hat, je weiter entfernt er bisher davon in seinem Leben geblieben war und je weniger er seinem Kopfe gestattet, in den geheimnißvollen Zauberkreis zu treten, den nur die Empfindungen eines warm schlagenden Herzens beherrschen.

Von dieser nicht immer ganz gefahrlosen Feuerzange – man verzeihe die Wiederholung dieses nicht gerade poetischen Bildes – zwar nur erst von ferne und ganz leise gefaßt, und vor allen Dingen sich bemühend, in die ihn umgebenden Verhältnisse Ordnung und Klarheit zu bringen, wandelte Bodo nun auf der obersten Terrasse langsam hin und her. Seine Brust dehnte sich dabei weit aus und er zog mit Entzücken die balsamische Nachtluft ein, der tausend Blüten ihren Duft und ihre berauschende Macht geliehen, und die der sternbesäete blaue Himmel mit dem großen göttlichen Nachtauge, die einullende Stille um ihn her und jene große geheimnißvoll leuchtende Wasserschlange so unendlich lieblich und genußreich machte.

Aber da zog ihn der klagende Ton einer verspäteten Nachtigall, die er schon seit mehreren Abenden im Lindensaal belauscht, seitwärts und langsam trat er auch jetzt in die vordere Thür des dunklen Blätterdomes, um sein Ohr zu erfreuen und dadurch vielleicht auch seinem hämmernden Herzen eine süße Labung zu bereiten.

Der Lindensaal lag still und einsam wie immer da. Es herrschte fast vollständige Dunkelheit in seinem weiten Innern; nur auf die höchsten Spitzen der Baumwipfel ließ der Mond sein silbernes Licht fallen, so daß es auch an dem grünen Gewölbe da oben flimmerte und blitzte, nur stiller und schwächer, als in den höheren freien Regionen da draußen, in deren ungemessenen Räumen die glanzvollen Sterne selber ihre Wohnung haben.

Bodo trat in den friedlichen Raum ein und da die Nachtigall in diesem Augenblick schwieg, setzte er sich geduldig

wartend auf die nächste Bank, bald wieder in die dämmern-  
de Traumwelt versinkend, die ihn noch eben im Freien um-  
gaukelt.

Allein er hatte noch nicht lange seinen Platz behauptet, so  
begann die Nachtigall wieder ihren köstlichen Gesang. Aber  
merkwürdig, sie schmetterte plötzlich ganz fröhlich, als hät-  
te sie ihre Klage ausgeschüttet und wolle nun einmal ein  
Jubellied anstimmen. Bodo horchte entzückt auf und neig-  
te sein Ohr aufmerksam den Tönen des kleinen Geschöpfes  
zu, welches an der entgegengesetzten Seite des Lindensaals  
ungefähr in der halben Höhe eines Baumes zu sitzen schien.

Bodo hatte schon einige Minuten zugehört, da wandelte  
ihn plötzlich die Neigung an, dem Vogel näher zu treten und  
sich seines Sitzes zu vergewissern, wie man oft auch bei Ta-  
ge bei dergleichen Veranlassung thut, als habe man einen  
Genuß davon, das kleine unscheinbare Wesen auch mit den  
Augen zu erblicken, das unser Ohr so süß berauscht.

Langsam schritt er durch den langen Raum, ruhig seine  
Cigarre weiter rauchend, die roth glühte und dadurch sei-  
ne Anwesenheit sichtbar verrieth, wenn man sie auch sonst  
nicht wahrgenommen hätte. Als er aber ungefähr die Mit-  
te des Lindensaals erreicht und sein Auge sich bereits an die  
Dunkelheit darin gewöhnt hatte, so daß er schon seine näch-  
ste Umgebung unterschied, blieb er plötzlich stehen und ein  
jäh Schreck durchfuhr seine Glieder.

Er hatte in der entferntesten Ecke, der er eben zuzuschrei-  
ten im Begriff stand, ein eigenthümliches Rauschen vernom-  
men und gleich darauf erhob sich eine menschliche Gestalt  
von der in der Ecke stehenden Bank, als wolle sie schnell  
aus dem zweiten Ausgange flüchten, der auf derselben Seite  
lag, wo die Nachtigall geschlagen.

Bodo stand also still, strengte seine Augen, sobald er den ersten Schreck überwunden, möglichst an und suchte die vor ihm liegende Dunkelheit zu durchdringen. »Ist Jemand hier?« brachte er endlich mit unsicherem Tone hervor, als gebe es eine Gewalt in der Welt, eine geheimnißvolle aber zwingende Gewalt, die seine Sprache beherrschte und, seltsam genug, auch sein männliches Herz zu schnellerem Schlagen veranlaßte.

»Ja, Herr von Sellhausen, ich bin es und ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie störte. Ich wußte nicht, daß Sie hierher kommen würden.«

Die Stimme, eine wohlbekannte, liebe, süße Stimme, hatte es gesprochen und wie seltsam war die Wirkung, die sie aus den sie hörenden und sogleich stehen bleibenden Mann hervorbrachte! Die Feuerzange, von der wir vorher gesprochen, packte ihn aus näherer Ferne und fester, wie von einer allmächtigen höheren Hand in Bewegung gesetzt; dieselben unbestimmten, seltsam wonnigen Gefühle, der Mark und Bein durchdringende Schauer, die am Nachmittage dieses Tages ihn schon einmal durchzittert, machten sich in intensiverer Kraft und Fülle bemerkbar und bewegten den starken Mann so sehr, daß er kaum im Stande war, sogleich eine Antwort zu finden, noch weniger aber sie laut auszusprechen. Dabei sauste es vor seinen Ohren wie ein gewaltig vorüberrauschender Windstoß. Die Blutwellen in seiner Brust jagten sich stürmisch aufeinander. Er fühlte selbst, daß sein Gesicht glühte, daß sein Kopf wirbelte und daß eine unsagbare, unwiderstehliche Gewalt sich seiner ganzen Empfindung, seines ganzen Wesens bemächtigte.

»Gertrud!« sagte er endlich mit möglichster Ruhe und Fassung, indem er seine kräftige Stimme zu sanfteren Tönen

zwang – »Sie sind es! Ich erkenne Sie. O, verzeihen Sie mir nun, daß ich Sie gestört. Auch ich wußte nicht, daß der Platz besetzt war, sonst hätte ich meinen Weg wo anders hingelenkt.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so bereute er sie auch schon, wenigstens den Schluß derselben. Um ihn aber rasch wieder gut zu machen, trat er schnell dem jungen Mädchen nach, das aus dem hinteren Ansgange des Linden-saals geschlüpft und in einen breiten Weg getreten war, auf den der Vollmond seinen ganzen strahlenden Glanz nieder-goß.

Wie es geschah, daß er dicht an ihre Seite gekommen, wußte er selber nicht, indessen war keine halbe Minute verstrichen, so wandelte er langsam neben der nachdem Hause Zurückkehrenden hin, ohne im Stande zu sein, ein Wort weiter zu sprechen um so weniger, da auch Gertrud in ein ungewöhnliches Schweigen versunken blieb. Als nun aber Beide, immer noch schweigsam, die Stelle der Terrasse erreicht, wo die Gesellschaft am Nachmittag ihren Kaffee getrunken, blieb er plötzlich stehen, streckte seine Hand aus, als wollte er seine Gefährtin an den Ort fesseln, ohne sie jedoch zu berühren, und sagte:

»Es ist eigentlich närrisch, daß wir Beide so ohne allen Grund wie vor einem uns bedrohenden Feinde davonlaufen und uns dadurch den schönsten Genuß an einem so schönen Abende verkümmern. Keiner von uns hat um Entschuldigung zu bitten, denn keiner that dem Andern irgend etwas zu Leide. O bleiben Sie noch einen Augenblick – und sehen Sie dahin. Ist der golden blitzende und wie eine feurige Schlange fortzitternde Widerstrahl des Mondes im Wasser

nicht schön? Lächelt der sternenklare Himmel nicht unendlich gütig und freudenvoll auf uns hernieder? Duften die Blumen nicht mit unendlicher Süße um uns her? Wenn Sie einen Genuß an dem Allen finden, o so möchte ich um keinen Preis Derjenige sein, der Sie darin stört, und so wollen wir lieber Beide uns darin vertiefen, indem wir ihn theilen – meinen Sie nicht?«

Gertrud antwortete anfangs nichts, dann aber sagte sie mit etwas gedämpfter Stimme, als habe sie noch nicht ganz den ersten Eindruck ihrer Ueberraschung überwunden: »Gern, Herr Legationsrath, wir wollen ihn theilen – ja, Sie haben Recht, es ist dies ein wonniglicher Anblick in so milder, schöner und friedvoller Nacht!«

»Und doppelt wonnig nach einem solchen Tage der Unruhe, der Selbstbezwingung, der großen Gewalt, die man sich anthun mußte, um ein heiteres Gesicht zu zeigen, wo man lieber düster geblickt hätte.

Gertrud schwieg wieder, obgleich sie bei den letzten Worten etwas lebhafter zu athmen begann, was ihr Gefährte jedoch nicht bemerkte und höchstens aus dem bewegten Ton ihrer Stimme schließen konnte, als sie endlich weiter sprach.

»Ich habe Sie noch einmal um Ihre Verzeihung anzusprechen,« fuhr Gertrud fort, »und bitte Sie, mir dieselbe angedeihen zu lassen, Herr Legationsrath.«

Bodo richtete sein leuchtendes Auge verwundert auf das hell vom Monde beschienene Gesicht der Redenden, die diesem Blick aber nicht mit ihrem Auge begegnete, sondern dasselbe niedergeschlagen hielt.

»Was wollen Sie sagen?« fragte er.

»Tante Treuhold hat mir gesagt, daß Sie unwillig waren; weil ich –«

»O, bitte, reden Sie nicht davon,« unterbrach er sie. »Unwillig war ich übrigens nicht, nur erstaunt, daß Sie – daß Sie – doch still, lassen Sie uns lieber darüber schweigen. Wenn mir jener unerwartete Vorfall, den Sie meinen, in einer Beziehung auch wehe gethan hat – ja, das ist das rechte Wort – so hat er mir in anderer auch wieder unendlich wohlgethan.«

Gertrud hob das schöne Auge fragend zu ihm empor und Bodo glaubte sogar jetzt den warmen Strahl zu empfinden, den dieses sanfte blaue Auge zu werfen die Kraft und das Feuer besaß. »Jetzt verstehe ich Sie nicht!« sagte sie mit ihrer alten Offenheit. Bodo bemerkte sogleich diesen Wechsel ihrer Stimmung und lächelte sanft.

»Kommen Sie,« sagte er, »lassen Sie uns hier noch ein wenig herumspazieren, wir können ja unsre Unterhaltung dabei fortsetzen.« Gertrud folgte ihm sogleich, Bodo aber fuhr im Sprechen fort. »Sie verstehen mich nicht,« sagte er, »und ich glaube Ihnen das wohl. Ich verstehe mich sogar selbst noch nicht ganz und es ist ein wundersam Ding, wenn man sich dann einem Andern klar machen will. Darum lassen Sie uns hiervon abrechnen und sagen Sie mir lieber, wie der heutige Tag auf Sie gewirkt hat.«

»Auf mich?« fragte Gertrud erstaunt.

»Ja, auf Sie, denn er hat doch ganz gewiß auf uns Alle eine bestimmte Wirkung hervorgebracht.«

»Ich habe darin kein bestimmtes Urtheil. Ich bin ja auf Ihren Wunsch und später auf den der Tante Grete fern von der Gesellschaft geblieben. Aber ich dünkte – ich dünkte – auf Sie könnte diese Wirkung nicht ganz von der Art gewesen

sein, daß Sie, wie Sie vorher sagten, hätten düster blicken mögen.«

Bodo stand wieder still und sah Gertrud von der Seite erstaunt an. »Wie,« sagte er, »wie meinen Sie das? Ah, sollte ich mich nicht täuschen? Sie deuten auf mein Verhältniß zu den Grotenburgs hin, wenn man meine Lage, ihnen gegenüber, ein Verhältniß nennen kann.«

»O, gewiß ist das ein Verhältniß und ein sehr eng umgränztes – so sollte ich wenigstens meinen.«

»Ja, ja,« sagte Bodo nachsinnend, »Sie haben eigentlich Recht. Ein Verhältniß ist da und ein recht hübsches und zärtliches sogar!« Und er lachte still vor sich hin, worin sich unläugbar ein bitteres Gefühl aussprach. »Natürlich,« fuhr er fort, »wissen Sie von Ihrem Vater, um was es sich hier handelt, nicht wahr?«

»Ja wohl, ich weiß es.«

»So. Nun, dann brauchen wir ja keine Geheimnisse vor einander zu haben. Das ist angenehm. Wie hat Ihnen denn Fräulein Clotilde gefallen?«

Gertrud sah ihn flüchtig mit einem raschen Blick von der Seite an. Sein Gesicht war ernst, fast streng auf sie gerichtet und aus seiner Stimme klang ein fremder Ton heraus, der etwas ungemein Kaltes hatte.

»Darüber lassen Sie mich schweigen,« sagte Gertrud entschieden. »Es würde sich für mich nicht ziemen, Ihnen meine Meinung über eine Dame zu sagen, der Sie, wie man sagt, einst so nahe treten sollen.«

»Sollen! Ja, das ist das Wort, aber es ist nicht richtig, paßt wenigstens auf mich nicht. Mich *zwingt* Nichts auf der Welt, wenn ich mich nicht selbst zu Etwas zwingen. Doch weg mit der Wortspielerei – ich liebe die Maskeraden nicht und sehe

gern jedem Menschen mit freiem Auge in's freie Herz. Sagen Sie mir also, wie *Ihnen* diese Dame gefallen hat. Ich bitte darum.«

In den letzten Worten lag wirklich eine Bitte, schon in dem Tone, womit sie gesprochen wurden. Dieser Ton übte stets eine große Wirkung aus, auf Alle, die ihn hörten, auch auf Gertrud. »Sie ist hübsch,« sagte sie auch sogleich ohne Ziererei, »das ist keine Frage, aber sie macht sich weniger hübsch dadurch, daß sie noch hübscher erscheinen will, als sie ist. Das ist mein ganzes Urtheil und mehr *kann* ich nicht sagen.«

»Sie haben auch genug gesagt. Ich danke Ihnen. Das ist ganz meine Meinung. O – Sie glauben nicht, wie froh ich bin, daß dieser Tag vorüber ist. Zum ersten Mal seit langer Zeit habe ich mir wieder Gewalt anthun müssen und das stimmt mich nicht froh. Jetzt aber ist es vorbei; die Stunde ist auch durch diesen rauhen Tag gerannt und wir haben einen ruhigen, friedlichen, einen – *glücklichen* Abend.«

Gertrud bebte vor diesem stark betonten Worte zusammen. Ihr Busen hob sich, wie er sich bei der seltsamen Frage der alten Frau gehoben, und sie schaute zu Boden, als suche sie daselbst Etwas.

Beide waren auf ihrem Gange unwillkürlich auf die zweite und dritte Terrasse niedergestiegen, anstatt nach dem Hause zu gehen, wohin Gertrud zurückkehren gewollt, und hier merkte sie plötzlich, daß sie von ihrem Wege abgewichen war. »Es wird spät,« sagte sie mit einiger Befangenheit, »ich möchte lieber in's Haus gehen.«

»So kommen Sie. Aber da haben wir den steilen Berg vor uns. Geben Sie mir Ihren Arm.«

Gertrud legte sanft ihren vollen runden Arm in den seinen und nun bebte Bodo unwillkürlich zusammen. Die Berührung regte seinen Herzschlag wieder auf, der sich schon beruhigt hatte, der alte Schauer kam wieder und es war, als ob eine große mächtige Welle sich in ihm bewege und bis in seinen Kopf hinauf ihre dröhnende Wucht wälze. Er schwieg, denn er mußte schweigen, weil er nicht reden konnte. Auch Gertrud schwieg. Ihre Kleider aber streiften, wie es bei so nahem Zusammengehen natürlich war, an ihren Begleiter an und dieses Streifen befeuerte merkwürdiger Weise seinen Pulsschlag nur noch mehr und die große innere Woge stieg immer höher empor. Er athmete laut. Auch Gertrud's Athem wurde kürzer. Endlich aber waren sie oben und standen einen Augenblick still.

»Gertrud,« sagte da Bodo und nahm den Arm des Mädchens aus dem seinen, hielt aber wider Wissen ihre Hand fest, »ich habe heute einen sauren, einen bitteren, ja einen schweren Tag verlebt. Aber diese halbe Stunde am Abend hat ihn aus meiner Erinnerung verwischt und ich bin wieder zufrieden, ja vielleicht noch zufriedener, als ich heute Morgen war. So viel für heute. Grüßen Sie Ihre Tante von mir. Ich mag heute nicht mehr mit ihr sprechen, denn ich habe noch viel mit mir selbst zu sprechen. Morgen aber, morgen in aller Frühe, wenn wir uns Alle von unsrer Anstrengung ausgeruht, wollen wir plaudern über das, was heute geschehen, und ich hoffe, wir können es mit aller Ruhe thun. Gute Nacht und schlafen Sie recht wohl. Ihrem Vater aber bin ich doppelt dankbar, daß er gekommen ist und Frau Birkenfeld in Beschlag genommen hat. Ah, da bin ich schon wieder mit meinen Gedanken, wo ich nicht sein sollte – und darum – gute Nacht!«

Er ließ ihre Hand langsam los, sie verneigte sich und bald war sie im Innern des Hauses verschwunden, in das Bodo erst nach einer Stunde einsamen Umherwandeln und Nachdenkens zurückkehrte.

---

Der Menschen Gedanken und Wünsche, im Großen und Ganzen, erreichen im Leben sehr häufig ihr Ziel, aber doch bei Weitem nicht immer, und oft sogar wird vor die Erfüllung der kleinsten und unbedeutendsten unvermuthet ein Riegel geschoben. So sollte auch aus der Plauderei über den vergangenen Tag, wie Bodo gehosft und gesagt, am nächsten Morgen nichts werden, und zwar aus einer Ursache, die Niemand hatte vorhersehen können. –

Als der Legationsrath am nächsten Morgen etwas später als gewöhnlich aufstand, denn er wurde durch eine auffallende Abspannung in langem Schläfe festgehalten, fand er in seinem Zimmer, das, seitdem Frau Birkenfeld und Gertrud es verlassen, noch Niemand wieder betreten hatte, in der Ecke des Sophas eine grüne Sammttasche, fest verschlossen und auf allen Seiten dicht zusammengefügt, die, nach dem äußeren Gefühl zu urtheilen, Papiere enthielt. Der Finder glaubte, Fräulein Treuhold habe sie bei ihm liegen lassen und so genoß er ruhig sein Frühstück, mit dem Vorsatz, die Tasche mit hinunter zu nehmen und sie der Eigenthümerin einzuhändigen, wenn er zum zweiten Frühstück hinabginge, da das Wetter zu einem Morgenspaziergang im Garten nicht einladend genug war.

Es wehte ein feuchter, mit Regen drohender Wind aus Westen, wonach die Natur schon lange schmachtete, denn die

Hitze war anhaltend und mit einer großen Dürre verbunden gewesen.

Indessen fiel Bodo zu rechter Zeit ein, was er mit Gertrud am Abend vorher verabredet, und da es ihn nicht länger im Zimmer dulden wollte, so ging er wohl eine Stunde vor der eigentlichen Frühstückszeit hinab und traf das alte Fräulein eben beim Ordnen des Tisches an.

Nachdem er sie begrüßt, reichte er ihr die Tasche hin und sagte: »Hier haben Sie Ihre Tasche. Sie haben sie gewiß auf meinem Zimmer liegen lassen, denn sie lag in der Sophaecke.«

»Um Verzeihung, Herr von Sellhausen,« lautete die unerwartete Antwort, »ich bin gestern gar nicht auf Ihrem Zimmer gewesen und kenne die Tasche auch nicht. Aber Frau Birkenfeld hat mit dem Meier und Gertrud lange darin gesessen, und am Ende hat sie sie oben liegen lassen.«

»Ist Ihre Nichte nicht da?« fragte Bodo einigermaßen betroffen, als er diese Mittheilung vernahm.

»Ich werde sie sogleich rufen; sie schreibt sehr ämsig einen Brief,« sagte Fräulein Treuhold.

Nach wenigen Minuten trat Gertrud mit rosigem Gesicht herein, und als sie die Tasche sah, erklärte sie sogleich, daß sie Tante Grete gehöre, und daß diese über ihren Verlust sehr empfindlich sein werde, da dieselbe, so viel sie wisse, wichtige Documente enthalte und fast nie von ihrem Arme komme, wenn sie außer dem Hause sei.

»Dann muß sie sie so bald wie möglich wieder haben,« entgegnete Bodo, »und ich selbst werde sie sogleich nach der Cluus bringen.«

Gertrud antwortete nicht, schien aber etwas Wichtiges zu überlegen und warf dann ihrer Tante einen bedeutungsvollen Blick zu.

»Ich kann heute zu Wasser hinfahren,« fuhr Bodo fort, »das geht schneller, da wir guten Segelwind haben; ich will mir sogleich ein paar Ruderer bestellen. Lassen Sie uns bald frühstücken, Liebe, die Tasche hat Eile.«

»Ah,« sagte da Fräulein Treuhold plötzlich, während Gertrud ganz leise das Zimmer verließ, »das trifft sich herrlich, Herr von Sellhausen. Wenn Sie nach der Cluus fahren, bleiben Sie doch gewiß zu Mittag da?«

»Das könnte wohl geschehen. Warum fragen Sie so?«

»Weil ich die Absicht hatte, heute mit Gertrud, falls Sie nichts dagegen haben, nach der Stadt zu fahren.«

»Was soll ich dagegen haben – fahren Sie alle Tage hin. Aber was wollen Sie in der Stadt?«

Fräulein Treuhold machte sich irgend etwas im Zimmer zu schaffen, wobei sie das Gesicht abwenden konnte und sagte: »Wie Sie auch fragen! Hat denn ein junges Mädchen nicht manches Bedürfnis aus der Stadt zu beziehen? Sie will Einkäufe machen und ich auch, und da können wir gleich Beide unsern Geschäften nachgehen.«

»Gut, thun Sie das. Dann treffen wir uns also erst gegen Abend wieder?«

Mit diesen Worten trug er die Tasche auf sein Zimmer zurück, verschloß sie und ging dann in den Hof, um Herrn Hinz aufzusuchen, der die Leute zu bestimmen hatte, die den Nachen nach der Cluus rudern sollten.

Kaum aber war er aus der Treuhold Zimmer getreten und diese hatte ihn im Hofe beschäftigt gesehen, so öffnete sie

die Thür nach Gertrud's Stübchen, die eben einen schon adressirten Brief zusiegelte, und rief:

»Trude, nun rasch, jetzt ist die rechte Zeit, wenn wir es vollbringen wollen. Er könnte am Ende nachher sein Zimmer zuschließen, wie er es bisweilen aus Zerstretheit thut.«

Gertrud stand schon bereit, der Brief war versiegelt und lag auf dem Tische. Sie sah ihre Tante mit gerötheten Wangen an, athmete kürzer als gewöhnlich und sagte beklommen: »Ja, Tante, wenn es sein *muß*, wollen wir es thun. Aber ich zittere, wenn ich an eine Entdeckung denke.«

»Ich nicht, er ist nicht so schlimm, und Deine Tante Grete, wie Du sie nennst, muß alle Verantwortung tragen. Nun schnell, er könnte sonst zurückkommen. Du aber mußt dabei sein, denn ich verstehe mit dem Dinge nicht umzugehen.«

Die beiden Frauen warfen noch einen raschen Blick nach dem Hof, und da sie den Legationsrath mit dem Verwalter langsam nach den Feldern gehen sahen, huschten sie aus dem Zimmer, wie zwei flüchtige Schatten, sprangen hurtig die Treppe hinauf und betraten des Abwesenden Zimmer, wo sie sich einige Minuten zu schaffen machten, dann aber mit ängstlicher Miene, als hätten sie einen Diebstahl vollführt, in das untere Stockwerk zurückkehrten und den Tisch ordneten, um das Frühstück baldmöglichst auftragen zu lassen. Nach einer halben Stunde stand es auch schon bereit und da sich Bodo pünktlich dazu einfand, aß man rasch, weil alle Drei einige Eile zu haben schienen, zumal die Frauen, die diesmal nicht schnell genug aus dem Bereich der scharfen Augen des Legationsraths kommen zu können glaubten.

Da Herr Hinz an dem Frühstück Theil nahm, sprach man wenig über den vergangenen Tag, auch schienen die beiden Frauen zu einer ernsten Unterhaltung kaum aufgelegt zu sein, was Bodo nicht entging, es jedoch auf die beabsichtigte Reise schob, da Dergleichen Frauen immer in einigen Anspruch zu nehmen pflegt. Nachdem aber Herr Hinz sich entfernt, um, wie er sagte, nach dem Wagen zu sehen, der die Damen fortbringen sollte, wandte sich Bodo nach Gertrud um, deren Miene ihm doch zu befangen vorkam, als daß die Reise allein sie verschulden sollte, und sagte:

»Aus unserer Morgenplauderei ist nun nichts geworden, Fräulein Gertrud, aber dafür wollen wir am Abend nachholen, was wir jetzt versäumt. Wissen Sie aber, wie Sie aussehen?«

»Nun?« fragte Gertrud, wieder erröthend und ihre Augen niederschlagend, was sonst nicht ihre Art war.

»Als ob Sie Etwas auf dem Herzen hätten, was nicht darauf liegen soll.«

»Ihre Augen sind fast zu scharf,« bemerkte Gertrud, mit Mühe lächelnd, »und auch diesmal haben Sie richtig errathen, daß Etwas auf meinem Herzen liegt. Ob es aber Etwas ist, was nicht darauf liegen soll, mögen Sie gleich selbst entscheiden. Ich habe einfach eine Bitte auszusprechen, und nur der Gedanke, Sie möchten sie übeldeuten, setzt mich in einige Verlegenheit.«

»Ah, ist es das? So sprechen Sie.«

»Ich habe der Tante Grete einen Brief geschrieben – sie hat mich um Auskunft über Mancherlei gebeten, was ich ihr gestern in der Hast nicht sagen konnte. Hätten Sie wohl die Güte, ihr diesen Brief mit meinem Gruß zu überbringen? Sie

ist eine Freundin von sicheren Boten, und Sie sind gewiß der allersicherste.«

Bodo lächelte, als könne er die Verlegenheit, eine so kleine Bitte auszusprechen, nicht recht begreifen und sagte nur: »Geben Sie gleich den Brief her, er soll sicher bestellt werden.«

Zwei Minuten später hatte er ihn in der Tasche und gleich darauf von den Damen Abschied genommen, die in ihren Wagen stiegen, während Bodo nach der Weser hinabschritt, wo ihn schon zwei Leute vom Hofe erwarteten, die mit Segeln und Rudern umzugehen verstanden.

Die Wasserfahrt ging schnell und günstig von Statten, denn schon nach einer guten Stunde legte das Boot, trotzdem es gegen die Strömung gefahren, an dem Landeplatz der Fähre vor der Cluus an. Bodo gebot den Leuten, ihn zu erwarten, wenn er auch lange ausbliebe, und schritt nun, seine Tasche unter dem Paletot am Arm, und den Brief in der Rocktasche tragend, ruhig den grünen Abhang hinan, ohne, wie das erste Mal, Frau Birkenfeld am Fenster wahrgenommen zu haben. Die Erklärung davon sollte ihm jedoch bald zu Theil und damit zugleich eine Ueberraschung bereitet werden, die er gewiß am wenigsten erwartet und gewünscht, als er den Weg hierher angetreten hatte.

Die Thür wurde ihm, nachdem er geschellt, von Dina geöffnet, die, ihn sogleich wiedererkennend, sichtbar erschrak, als sie ihn so plötzlich vor sich sah. Das alte Mädchen wurde erst blaß und dann blutroth und bat den Herrn Legationsrath, in ein Zimmer zur linken Hand zu treten, da die Frau Birkenfeld eben Besuch habe und mit dem Herrn in ihrer Stube spreche.

Nachdem Dina Bodo eingeführt, entfernte sie sich rasch, um das Neueste sogleich Boas mitzutheilen und mit ihm eine Berathung zu halten, was unter diesen Umständen zu thun sei, da ihrer Gebieterin Unterhaltung mit einem Besucher niemals durch einen andern gestört werden durfte. Kaum aber hatte Boas erfahren, wer da sei, so kam er selbst zu dem Legationsrath in Zimmer gestürzt und betrachtete den jungen Mann mit bebenden Lippen und sprühenden Augen, aber im Ganzen mit einem so ehrfurchtvollen Wesen, als ob er eine hohe Person vor sich habe.

»Ach Gott, Herr Legationsrath,« sagte er, »wie würde sich Frau Birkenfeld gefreut haben, wenn Sie heute zuerst gekommen wären! Aber da hat sie drüben einen Besuch, der ihr gewiß nicht halb so angenehm ist.«

»Wer ist es denn?« fragte Bodo, der dem guten Alten eine gewisse Angst und Beklemmenheit anmerkte und doch von seiner Freude, ihn wiederzusehen, befriedigt wurde.

Boas näherte sich ihm mit geheimnißvoller Miene, riß die Augen weit auf und sagte mit halb flüsternder Stimme, als dürfe Niemand seine Mittheilung vernehmen: »Es ist der Herr Baron von Grotenburg, Herr Legationsrath!«

»Wie,« rief Bodo voller Erstaunen aus, »Baron von Grotenburg? Ist's möglich! Und wie lange mag er wohl bleiben?«

»O, gewiß nicht länger als nöthig ist,« erwiderte Boas mit schlaudem Lächeln, »der Herr wird stets kurz abgespeist. Er ist schon eine halbe Stunde da und ich denke, er wird bald genug haben. Haha! Wollen Sie aber nicht solange in den Garten treten?«

»Darf ich es denn, wenn Ihre Herrin nicht da bei ist?«

»Sie? Ei, warum nicht? Sie dürfen überall hin, das weiß ich gewiß.«

»So kommen Sie, wenn Sie die Verantwortung übernehmen wollen.« Boas führte den Gast seiner Herrin nun selbst durch das Treibhaus und den Glassaal in den schönen Garten und zeigte ihm manches Neue und Seltene, wozu ein eifriger Gärtner ja immer reichliche Gelegenheit hat. Dabei aber blickte er mehr auf den Gast als auf seine Blumen hin, und wenn dieser ihn nicht gerade ansah, betrachtete er ihn mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, der mit herzlicher Rührung innig gepaart war.

Um aber den Leser von der Unterhaltung in Kenntniß zu setzen, die zwischen Frau Birkenfeld und Baron Grotenburg in diesem Augenblick stattfand, wollen wir zu der Ursache übergehen, welche den Letzteren zu so ungewöhnlicher Zeit nach der Cluus führte, eine Ursache, die offenbar von Bedeutung sein mußte, da er nur selten hier erschien und nun sogar gekommen war, nachdem er erst am Tage vorher einen so üblen Empfang von Seiten der alten Dame erfahren hatte.

---

Die Nachhausefahrt der drei Familien in der vergangenen Nacht war auf der einen Seite sehr laut, auf der andern dagegen sehr schweigsam von Statten gegangen, je nachdem die Lebensgeister der Einen durch den überreichlichen Weingenuß sehr erregt, die Gemüther der Andern aber durch die verschiedenen Erlebnisse mehr oder weniger beunruhigt und niedergedrückt worden waren. In dem Wagen des Barons Kranenberg herrschte noch die meiste Ruhe vor, obwohl der Baron selbst sich sehr gern in Beifallsrufen ergangen hätte; allein er war daran gewöhnt, in Gegenwart der frommen Theodolinde und des heiligen Mannes

seinen Mund zu halten, und so hielt er ihn auch diesmal. Baron Haas hingegen ward durch Nichts in seiner guten Laune gehindert und er kehrte übergücklich in sein Haus zurück, wovon er schon unterwegs durch lautes Schreien und Singen die deutlichste Kunde gegeben. Er war so von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Alles prächtig gegangen und in Zukunft das Beste zu erwarten sei, daß Niemand auf der Welt im Stande gewesen wäre, ihm eine Ahnung des Gegentheils beizubringen. Vorzüglich aber war er dadurch beglückt, daß seine Umsicht und Klugheit das Größte und Schwerste geleistet und daß man nur ihm für den günstigen Erfolg der Unternehmung verpflichtet sei. Er überschlug sich fast vor Uebermuth, hielt in seinem Sinn den Legationsrath für einen leicht lenkbaren Mann, wenn man ihn nur an der rechten Seite zu packen wisse, und vermaß sich hoch und theuer, aus und mit ihm Alles zu machen, was nur aus einem Menschen zu machen sei, den man zum eigenen Besten auf einen bestimmten Weg des Handelns und Wirkens leiten wolle.

Mit ganz entgegengesetzten Empfindungen waren die Grotenburg'schen Eheleute nach Hause zurückgekehrt und in ihrem Innern gab es eigentlich Nichts, was, für den Augenblick wenigstens, eine bestimmte Aussicht auf den nothwendigen Sieg erkennen ließ. Nachdem sie sich von der leichtfertigen Tochter rasch getrennt, die singend und tänzelnd ihr Zimmer suchte und schon dadurch befriedigt war, daß man heute auf Sellhausen mit silbernen Messern und Gabeln gespeist, ließen sie sich in der Baronin stillem Zimmer nieder, um eine ernstliche Berathung mit einander zu halten, denn seltsamer Weise war die gnädige Frau diesmal

mit ihrem Gemahl über die Hauptpunkte des verlebten Tages einig, sie wie er hatten diesmal mit offenen Augen ihre Beobachtungen angestellt und sich weniger von ihren Wünschen und Hoffnungen bethören lassen, als der liebe Schwager vom Kolkhof.

Was zunächst den Schwiegersohn »in spe« betraf, so waren sie mit der Aufnahme, die ihnen bei ihm zu Theil geworden, ziemlich zufrieden, ja, sie hatten ihn sogar viel aufmerksamer, höflicher, selbst freundlicher gefunden, als sie ihn zu finden erwartet. Auf dieser Seite war also ihre Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der wichtigsten Angelegenheit der Gegenwart nicht trübe zu nennen. Auch sein ganzer Besitz, Haus und Hof Garten und Feld, hatte ihnen wohlgefallen und der Gedanke, dies Alles in kürzester Zeit ihrer Tochter zufallen zu sehen, hatte etwas so Verführerisches für sie, daß sie alle Segel aufzuspannen beschlossen, um ihr Schiff in den richtigen Hafen zu steuern.

Allein ein ganz anderes Ding war es mit dem Besuche der Frau Birkenfeld auf Sellhausen an diesem Tage. Was hatte dieser seltsame Vorfall wohl zu bedeuten? Wie kam es, daß diese Frau, die Sellhausen so viele Jahre nicht betreten, die mit dem früheren Besitzer desselben in offener Fehde gelebt, wie alle Welt wußte, wie kam es, daß sie jetzt plötzlich das Gut besuchte und dem jungen Manne dadurch einen auffallenden Beweis ihrer Gewogenheit und Freundschaft lieferte? Dieses Ereigniß – denn ein solches war es in ihren Augen – mußte etwas zu bedeuten haben und den Grund desselben zu erforschen, mußte unternommen werden, koste es was es wolle, selbst wenn damit eine große Mühe oder irgend eine andere Aufopferung verbunden war.

Jedenfalls war durch diesen unerklärlichen Besuch der alten Frau der Legationsrath selbst in ihren Augen gestiegen, eine wichtigere Person geworden, und man mußte unter allen Umständen vorsichtiger, zurückhaltender gegen ihn zu Werke gehen, als es ohne diesen leidigen Zwischenfall nöthig gewesen wäre.

Daher beschlossen die würdigen Eheleute denn, ganz behutsam vorzuschreiten, nichts zu übereilen und insbesondere den vorlauten Haas von jedem ferneren gewaltsamen Eingriff abzuhalten, was, im Voraus gesagt, eine ganz vergebliche Bemühung war, da dieser sich seine Bahn im Geiste schon fest vorgezeichnet hatte und, in seinem störrischen Sinne immer blindlings verfahren, so leicht von nichts abzubringen war, was er sich einmal in den Kopf gesetzt. Nach reichlicher Ueberlegung also kamen sie überein, sich gegen Bodo außerordentlich leutselig, freundlich und abwartend zu verhalten, sie wollten ihn zu sich einladen, ohne ihn im Geringsten zu bedrängen, ihn mit einem Worte warm halten und sein Gefühl für die schöne Tochter anwachsen lassen, was ja nicht ausbleiben konnte, sobald er ihr nur öfter begegnen und ungestört ihre noblen Eigenschaften sich entwickeln sehen würde. Und in diesem Punkt glaubten Beide schon einen bedeutenden Fortschritt in der Neigung des Legationsraths bemerken zu können. Hatte er zum Beispiel nicht oft und lange Clotilden von der Seite angeschaut, sie heimlich beobachtet und den vollen Reiz ihrer Persönlichkeit behaglich auf sich wirken lassen? Hatte er nicht wiederholt bei Seite freundliche Worte an sie gerichtet, ihr Fragen gestellt, wie ihr Dies und Jenes gefalle, wo sie Dies und Jenes anders gesehen habe und dergleichen mehr? In der

That, das war nach der Meinung so scharfsichtiger Eltern schon Etwas, nein, das war sogar schon sehr Viel.

Ganz anders aber verhielt es sich mit der *Tante* Birkenfeld. Hier mußte durchaus etwas geschehen, um ihre durch frühere Mißgriffe und verschwenderische Lebensweise verscherzte Gunst wiederzugewinnen oder wenigstens ihre verwandtschaftliche Liebe von Neuem anzufachen. Allein das gestanden sich Beide: hier war guter Rath theuer, und deshalb dauerte ihre Berathung bis tief in die Nacht hinein. Das Resultat derselben, zu dem sie endlich gelangten, war aber folgendes. Diese alte Frau war kein gewöhnliches Wesen, welches durch vornehme Mienen, durch Prunk und Pomp, durch Glanz und Flitter zu bestechen und zu erobern war. Ihr mußte man mit dem Gefühl beizukommen suchen und, um in ihren Augen wenigstens etwas zu scheinen, was man nicht war, lieber eine Maske vornehmen. Und da hier so Großes auf dem Spiel stand, konnte es auf ein Mehr oder Weniger in der Maskerade nicht ankommen, man mußte, mit einem Wort, energisch zu Werke gehen. So kam man denn überein, sich vor der Hand in das Gewand der Demuth zu hüllen, eine Unterordnung an den Tag zu legen, die ihre Gunst erringen mußte, und dabei, wenn es durchaus nöthig sei, selbst ihre Grobheiten zu ertragen, falls denselben nur endlich ein freundschaftliches und verwandtschaftliches Wohlwollen nachfolge.

Daß man sich zu dieser Nachgiebigkeit entschloß und die vornehme Miene ganz bei Seite lassen wollte, hatte aber noch einen viel triftigeren Grund, der an diesem unseligen Abend zwischen den beiden Gatten zur Sprache kam, indem Baron Grotenburg schlau genug war, die weiche Stimmung seiner Gemahlin zu benutzen und sie einen Blick –

nicht in sein volles Herz allein, sondern auch in seine leere Kasse thun zu lassen. Der Baron hatte nämlich den Muth, zu bekennen, daß seine Mittel vollständig und auf Jahre hinaus erschöpft seien, und daß sie auf irgend eine Weise möglichst bald ersetzt werden müßten, wenn man das Schiff des so regellosen und prunkvollen Haushalts nicht völlig auf den Grund wolle laufen lassen. Daß man dies Geld nun am leichtesten von der reichen Tante der Baronin erlangen könne, wenn man es geschickt anfrage, war ausgemacht, und so entschloß man sich nach langer Ueberlegung zu folgender Operation. Baron Grotenburg sollte den letzten Fechterstreich versuchen und sich auf Gnade oder Ungnade in den Bereich des schrecklichen Drachens, des grünen Pelzes begeben. Der arme Mann zitterte zwar bei diesem tollkühnen Wagniß, aber die Handlung war nicht mehr zu umgehen, die eiserne Nothwendigkeit drängte zu hart, zu schwer. Er wollte sich also unterthänig und gehorsamst der alten Tante zu Füßen legen, ihr seine Noth gestehen, an ihr Herz appelliren und, wenn es denn sein müsse, frühere Schwächen bekennen, um auf spätere Tugenden hoffen zu lassen. Um sein Gesuch eines Vorschusses von einigen tausend Thalern aber um so sicherer zu begründen, sollten die bevorstehenden Ausstattungskosten Clotildens in den Vordergrund gestellt werden, und das war ja ein Punkt, der selbst auf ein Felsenherz nicht ohne Wirkung bleiben konnte.

»Deine Aufgabe ist schwer, Grotenburg,« sagte am Schlusse der langen Berathung die Baronin, »aber Du bist ein Mann und wirst für Deinen und unser aller Vortheil zu kämpfen verstehen. Zeig, was Du kannst, und laß mich einmal wieder stolz auf Dich werden, wie ich es früher gewesen bin. Solltest Du aber wider Erwarten auch diesmal das

steinerne Herz dieses alten Weibes, das sich schimpflicher Weise meine Tante nennt, nicht erweichen, nun, dann sehe ich mich selbst genöthigt, mich so weit zu erniedrigen, um ihre Gunst zu buhlen und sie um ein Darlehn anzuflehen, was eigentlich unter meiner Würde ist, wie Du begreifen wirst. Indessen so weit wird es hoffentlich nicht kommen, und nun küß mir die Hand und geh', ich bin todtmüde und fast der Erschöpfung nahe. Mein Gott, mein Gott, was sind das für empörende Zeiten und wie kann die Vorsehung so ungerecht sein, dieser alten Person Alles zu geben und uns Alles zu versagen. Doch – das Klagen hilft zu nichts – schlaf wohl, Grotenburg!«

Auf diese Weise zärtlich und liebevoll befeuert, verließ der edle Gemahl seine noch edlere Gemahlin. Beide aber hatten eine schlaflose Nacht, denn an Beider Herzen zehrte der Gram, daß es ihnen nicht vergönnt sei, den gordischen Knoten ihres Wehs durch einen kühnen Schlag zu lösen, eine herrliche Manier, zum Zweck zu kommen, wenn man die eiserne Gewalt in Händen hat, und ein Beispiel für das man dem großen macedonischen König in gewissen Regionen nicht oft genug seinen Dank sagen kann.

Baron Grotenburg aber war schon am frühen Morgen gerüstet, den schweren Gang anzutreten, nachdem er während der Nacht in seinem diplomatischen Geiste die Art und Weise überlegt, wie er den ihm übertragenen Feldzug am besten und »mit Ehren« eröffnen wolle. Er stieg schon um acht Uhr in einen bescheidenen Wagen, ließ sich von einem einfach gekleideten Kutscher fahren und schlug denselben Weg nach der Cluus ein, auf dem wir schon Bodo von Sellhausen bei seinem ersten Besuche daselbst begleitet haben.

Frau Birkenfeld war an diesem Morgen etwas spät aufgestanden; die alte Frau fühlte sich wirklich von ihrer Reise am vorigen Tage und den damit verbundenen gemüthlichen Aufregungen angegriffen und ermüdet. In der Regel war sie unter solchen Verhältnissen nicht gut gelaunt, aber heute war sie im Ganzen ruhig gestimmt, denn was sie gesehen und erfahren, hatte sie mit Zufriedenheit erfüllt und über Mancherlei war sie sogar entzückt, wie sie dem Meier auf dem Heimwege das offene Bekenntniß abgelegt.

So war sie im Ganzen also nicht übel aufgelegt und selbst die Art und Weise, wie sie ihrem Herzen gegen die Grotenburger Sippschaft, wie sie sie nannte, Luft gemacht, bereitete ihr noch in der Erinnerung Vergnügen, da sie nur selten Gelegenheit fand, den Herrschaften ihre Meinung zu sagen, wozu doch so mancher triftige Grund vorlag. Als sie aber von ihrem Fenster aus, an dem sie schon seit zehn Uhr strickend saß, den Baron anlangen sah, ergriff sie ein ungewöhnliches Staunen, denn daß dieser Mann so bald nach der gestrigen Demüthigung zu ihr kam, mußte in der That etwas zu bedeuten haben. Schnell genug jedoch faßte sie sich, und ihre Arbeit, die sie einen Augenblick hatte ruhen lassen, wieder aufnehmend, sagte sie zu sich:

»Sieh Dich vor, Grete, der kommt nicht umsonst. Es ist irgend Etwas nicht ganz in Ordnung, sonst käme er gerade heute nicht. Ruhig, Alte, ruhig! Sei schlau und mache ihm Muth, damit er sich frei ausspricht, und erst wenn er fertig ist, zieh Deine Ruthe und schlage ihn damit in die Flucht, denn so viel ist ausgemacht – fliehen muß er und das Schlachtfeld ist Dein.«

Nachdem der Baron geschellt, ward er durch Boas gemeldet und angenommen. Er fand Frau Birkenfeld ruhig auf ihrem Platze am Fenster sitzen, und die großen Nadeln bewegten sich eifrig in ihren kleinen Händen, während ihr Auge durch ihre blaue Brille, die sie schnell aufgesetzt, möglichst gleichgültig auf den eintretenden Besuch blickte.

Der Baron trat ein, ein ganz anderer Mann als sonst bei irgend einer wichtigen Gelegenheit. Seiner Rolle getreu, kehrte er heute nicht den vornehmen Herrn, den Baron heraus, nein, durchaus nicht, er trat vielmehr ganz bescheiden und fast schlicht einher, zeigte eine freundliche, demüthige Miene, wie ein Mann, der sich bewußt, daß er nichts ist, wenn die Großmuth seiner theuren Verwandten ihn nicht hebt und trägt, und so verbeugte er sich mit einer so unterwürfigen Haltung, daß Frau Birkenfeld nur noch mehr erstaunte, aber auch um so wachsamer mit ihren Blicken und in ihrem ganzen Benehmen blieb.

»Ich wünsche Ihnen von Herzen einen guten Morgen, theuerste Frau Tante,« begann er und schien sich der alten Dame nähern zu wollen, um ihr die Hand zu reichen, allein da sie keine entgegenkommende Miene zeigte, blieb er vier Schritte von ihr entfernt stehen und schaute die fleißige Arbeiterin aufmerksam an.

»Guten Morgen, Herr Baron,« sagte diese gleichgültig. »Nehmen Sie sich einen Stuhl. Sie sind früh aufgestanden heute.«

»Ach Gott, liebe Frau Tante, ich bin die ganze Nacht nicht im Bett gewesen und habe sie kummervoll genug zugebracht.«

»So! Warum denn?«

»Mein ganzes Haus ist wie ein Lazareth; meine Frau und Tochter krank, elend, wie gebrochen, und Beide haben mich in unendliche Sorge gestürzt.«

»Ei! Woran leiden sie denn und was hat sie so schnell krank gemacht? Sie waren doch gestern noch gesund und übermüthig genug.«

»*Gestern!* Ach!« sagte der Baron und zuckte die Schultern wie ein Mann, dessen empfindlichste Stelle man mit einer glühenden Nadel berührt. »Gerade der gestrige Tag hat sie krank und elend gemacht, verehrte Frau Tante.«

»Das ist ihre eigene Schuld. Warum gehen sie halb nackt. Pfui, was ist das für eine schimpfliche Mode!«

»Das ist es nicht,« fuhr der Baron langsamer fort, der schon die erwarteten Schwierigkeiten sich vor seinen Augen gewaltig aufthürmen sah, »erkältet haben sie sich nicht, sie sind ja an diese – diese alberne Tracht gewöhnt. Sie haben Recht – meinen Beifall hat diese Mode auch nicht. Aber was soll man machen!«

»Was soll man machen?« fuhr die alte Frau heftiger auf. »Warum ist man Mann? Warum befiehlt man nicht Ordnung und Zucht, wenn sie nicht vorhanden ist? He? Doch – das ist nicht meine Sache. Sie sind einmal nicht zum Befehlen geschaffen, das hat Ihr ganzes Leben bewiesen. – Sprechen Sie weiter – woran leiden Ihre Damen? Haben sie sich etwa den feinen Magen an des Meier's *gemeinen* Forellen verdorben?«

»Ach Gott nein, auch das nicht, beste Frau Tante. Es ist etwas ganz Anderes. Und um es Ihnen offen zu gestehen – sie fühlen sich Beide verletzt, tief gekränkt, weil Sie – Sie selbst sie in Gegenwart Fremder so übel behandelt.«

»Verletzt? Tief gekränkt?« fuhr die alte Frau auf. »Wie meinen Sie das? Ist Ihre hochnasige Frau noch durch Worte zu verletzen? Ei, nein, Mann, die hat eine zu harte Haut. Und übel behandelt habe ich sie? Nennt man das übel behandeln, wenn man Jemanden die Wahrheit sagt?«

»Eben das ist es, was die jetzige Welt nicht vertragen kann – kein Mensch will die Wahrheit mehr hören, ich beklage es alle Tage.«

»Sie beklagen es? Also Sie können sie noch vertragen? Nun gut, Sie sollen sie heute noch hören, ich bin bereit dazu. Fahren Sie fort. Die Krankheit aber, an der Ihre *Damen* leiden, wird nicht lange dauern. Ich kenne das. Heute Mittag oder Abend werden sie herrlich da oder dort *soupiren* und dann sind sie wieder gesund – haha!«

»Ach nein, liebe Frau Tante. Wir leben jetzt sehr häuslich und finden auch unser ganzes Glück darin.«

Frau Birkenfeld richtete ihre Augen bei diesen Worten scharf auf den Baron. Sie hatte seine Maske längst durchschaut und wußte nun auch schon, um was es sich demnächst handeln würde. – »So,« sagte sie, »Sie leben also jetzt häuslich. Na, da muß es nahe vor Ihrem Untergange sein, sonst kann ich es mir nicht erklären.«

Der Baron schauderte zusammen, als er dies so kalt aussprechen hörte. »Ja, ja,« rief eine Stimme in ihm, »sie hat Recht!« Und die trostlose Ueberzeugung von diesem Rechte gab ihm eine wahrhaft klägliche Miene.

»Nun weiter!« fuhr Frau Birkenfeld ohne Erbarmen fort. »Wollen Sie mich zur Rede stellen, daß ich Ihre Frau und Tochter krank *gesprachen* habe?«

»Ach nein, das will ich gewiß nicht. Ich komme vielmehr, um Ihnen mitzutheilen, daß meine Frau in ihrer tiefen Kümmerniß endlich eingesehen hat, daß sie bisher nicht – nicht so gelebt, wie sie eigentlich hätte leben sollen. Und so ist sie zur Umkehr entschlossen –«

Ein lautes Lachen unterbrach ihn. Die alte Frau war von ihrem Stuhle heruntergesprungen und drehte sich, immer lachend, wie ein Kreisel im Zimmer umher, zum größten Erstaunen des Barons. Plötzlich stand sie still, hörte zu lachen auf, stemmte beide Hände in die Seiten, trat dicht an ihren Besuch heran und sagte bitter: »Um es kurz zu machen, ich kenne schon Ihren Plan. Ihrer Frau fehlt es an Geld und Ihnen auch. Darum die Krankheit – darum die Umkehr – darum Ihre Armesündermiene! Pfui, Mann, wie kann man sich zu einem solchen Puppenspiel gebrauchen lassen! Mit einem Wort: Sie sind von meiner lieben Nichte abgesandt, um zu pumpen. Das ist des Pudels Kern – und nun pumpen Sie – da haben Sie den Schwengel, aber ich glaube nicht, daß etwas Anderes als Wasser aus mir herauskommen wird. Haha!«

Bei diesen Worten hielt sie ihm einen Arm hin, als wolle sie ihm den Schwengel in die Hand geben. Der Baron aber stand ganz verduzt da. Er sah ein, daß Schauspielerkünste, wenn sie nicht von einem größeren Meister ausgeführt würden, als er war, hier nicht viel Wirkung übten. Dennoch aber faßte er sich bald wieder und sagte mit einem so ehrlichen Gesicht als möglich: »Allerdings habe ich ein gehorsamstes Gesuch an Sie zu richten, doch davon nachher. Zuvörderst aber will ich Sie bitten, sich selbst zu überzeugen, daß es bei uns gegenwärtig einfach genug hergeht, und ich komme

deshalb, um Sie zu einem Besuche einzuladen, zumal Sie so lange nicht auf der Grotenburg gewesen sind.«

»Nun, da haben Sie Recht, da bin ich lange nicht gewesen und – offen gesagt, denke auch nie wieder hin zu kommen. Also ich danke für Ihre Einladung – bei mir gefällt es mir besser und wenn ich eine einfache Haushaltung sehen will, brauche ich nur meine anzusehen – die ist noch einfacher als Ihre. – Doch zur Sache, ich habe keine Zeit zum langen Plaudern über unnütze Dinge. Kommen Sie jetzt zum Hauptpunkt. Sie sprachen von einem gehorsamen Gesuch – erklären Sie sich deutlicher.«

Der Baron raffte sich zusammen. Es galt. Ein Kampf stand bevor und noch hoffte er zu siegen, wenn er seine Haupttruppen in's Feld führte, unter denen er eine mächtige Hülfe zu haben glaubte. Nachdem er sich daher geräuspert und wieder gesetzt, da auch Frau Birkenfeld wieder ihren Platz eingenommen, sagte er:

»Ja, ich will es wagen und gestehe zugleich offen, daß ich mein ganzes Glück der Gegenwart, meine Hoffnung der Zukunft in Ihre Hände lege und zwar mit einem Vertrauen, daß Sie meine Empfindungen theilen werden, welches – ich spreche ganz unumwunden – unbegrenzt ist.«

Frau Birkenfeld nickte mit dem Kopfe, sah aber nicht von ihrer Arbeit auf.

»Ja,« wiederholte der Baron, »ich komme, um ein Darlehn zu bitten, und es soll das letzte Mal sein, daß ich Ihre Güte in Anspruch nehme. Ich brauche Geld, es ist leider wahr, aber diesmal zu einem unzweifelhaft guten Zweck.«

»Nennen Sie ihn kurz.«

»Ich will meine Tochter verheirathen!« stieß der Baron mit schwerem Athem hervor.

Frau Birkenfeld sank das Strickzeug aus der Hand. Auch sie fühlte jetzt, daß der Hauptkampf vor der Thür stand, und sie rüstete sich mit ihrer ganzen Geistesschärfe, den Mann zu durchdringen, der in höchster Qual vor ihr saß, was ihr nicht verborgen blieb.

»Mit Wem?« fragte sie ruhig.

»Mit dem Legationsrath von Sellhausen!« lautete die Antwort, die etwas lange auf sich warten ließ.

»So. Ist das bestimmt? Hat er schon um die Hand Ihrer Tochter angehalten?« fragte die alte Frau mit hörbar schnellerem Athem.

»Nein, bis jetzt noch nicht, allein sein ganzes Benehmen läßt dasselbe demnächst vermuthen. Auch ist es ein bestimmtes Abkommen zwischen seinem Vater und mir –«

Die Alte hob die Hand, wie um ihn zum Schweigen zu bewegen. »Ein Abkommen!« sagte sie verächtlich. »Wie kann ein Vater ein Abkommen von einer solchen Bedeutung über seinen an Alter und Verstand reifen Sohn treffen?«

»Er hat es aber doch getroffen, denn sein sehnlichster Wunsch bestand darin, seinen Sohn mit Clotilden, die er wie eine Tochter liebte, vermählt zu sehen. Außerdem aber, verehrteste Frau Tante, und das ist die Hauptsache, schließt die Erfüllung dieses Wunsches seines Vaters den größten Vortheil für den jungen Mann ein, weil er, wenn er diesen letzten Willen seines Vaters nicht erfüllt, wahrscheinlich – ich sage wahrscheinlich – kraft eines hinterlegten Testamentes einen Theil seines Erbes verliert –«

Der Baron stockte – es wurde ihm schwer, dieser Frau gegenüber von diesem letzten Willen zu sprechen, auch konnte er kaum den scharfen Blick ihres Auges ertragen, das ihn plötzlich ohne Brille anschaute, als wollte sie ihn eben

so ehrlich in ihr Herz schauen lassen, wie sie in das seine schaute.

»Ich habe von dieser merkwürdigen Sache schon reden hören,« sagte sie, mit einem Mal wunderbar ruhig werdend, »aber ich habe sie nicht glauben wollen. Sie bestätigen mir jetzt die Wahrheit, aber mein Unglaube wächst dennoch frisch hervor. – Was hat Ihnen der alte Sellhausen denn für einen Grund zu diesem seltsamen Thun angegeben?« fragte sie, fast athemlos und mit lebhaftester Spannung den Baron beobachtend.

»Was für einen Grund?« sagte dieser ganz ruhig, so daß die alte Frau sich sogleich auch beruhigte. »Keinen andern als seine innige Freundschaft zu mir und die Anhänglichkeit an und die Dankbarkeit gegen meine Familie.«

»So. Na, wenn er keine anderen Gründe gehabt hat, dann will, dann muß ich Ihnen sagen, daß der alte Sellhausen – als Vater – abscheulich, schlecht und unväterlich gegen seinen Sohn gehandelt hat, und eben so, daß Sie, mein werther Herr Baron, an dieser Schlechtigkeit einen sehr regen Antheil genommen haben. Da haben Sie meine Meinung.«

»Das wüßte ich doch nicht!« bemerkte der Baron in seinem natürlichen hochtrabenden Ton, der ihn wider Willen und zu seinem Schaden bei dieser peinlichen Auseinandersetzung überkam.

»Es ist aber meine Meinung, und ich habe darin auch eine, so gut wie Sie, – um so mehr, weil Sie von mir Geld zur Ausstattung Ihrer Tochter zu dieser Verbindung verlangen und mich also auch zur Theilnehmerin Ihres Streiches anwerben wollen. Haha! Doch was quälen wir uns! Abgemacht! Zu einer solchen Ausstattung, die ja noch gar nicht mal in Aussicht steht, da der Legationsrath sich noch nicht

erklärt hat, habe und gebe ich kein Geld. Sie müssen eine andere Nothwendigkeit ausfindig machen – diese erste war – Wind!«

Diese mit herbem und schneidend sicheren Tone gesprochenen Worte donnerten den Baron fast nieder. Seine Hülfsstruppen wichen, seine festeste Stütze wankte.

»Aber mein Gott,« stöhnte er endlich, »haben Sie denn gar kein Gefühl für Ihre Nichte, nehmen Sie keine verwandtschaftliche Rücksicht?«

»Nein, gar keine. Eine bloße zufällige Verwandtschaft des Blutes, wenn sie sich nicht auf innere Uebereinstimmung, Einsicht, auf gemeinsames Gefühl, Liebe und Neigung, und was zur Verwandtschaft gehört, gründet, eben so wenn meine Verwandten meine Liebe und Theilnahme nicht verdienen, Herr Baron, existirt für mich nicht, und ein braver, armer fremder Mann ist mir lieber und steht mir näher als hundert hochtrabende, schwelgerische, werthlose Verwandte, die nur dann sich erinnern, daß sie in irgend einem Verbande mit mir stehen, wenn sie mein Geld gebrauchen, sonst aber mich das alte geizige Weib, den giftigen Drachen, den grünen Pelz nennen. Da haben Sie es. Und Sie sind mit Ihrem Gelde von jeher ein Verschwender gewesen. Sie waren ein wohlhabender, ein reicher Mann. Sie haben aber Alles zum Schornstein hinausgejagt, auf jede Weise verpraßt, mit vollen Fäusten auf die Straße geworfen. Und wie leben Sie denn etwa jetzt, da Sie selbst sich für bedürftig erklären? Sind Sie es denn? Nein, Sie sind es nicht. Denn wer mit kostbaren Pferden und Wagen, Vorreitern und Jägern fahren, sich sechs Bediente halten, seine hochmüthige Frau und seine alberne Tochter in langen Schleppekleidern von Sammt und Seide, mit Gold und Edelsteinen beladen, einhergehen

lassen, wer große Feste geben und den Fürsten im Kleinen spielen kann, der ist nicht arm, nicht bedürftig und der muß sich nicht so weit erniedrigen, zum zehnten Mal schon um ein Darlehn zu bitten, was er niemals wieder bezahlen kann und niemals wieder zu bezahlen die Absicht hat. Nein, nein, Herr Baron, ich kann Ihnen diesmal nicht helfen, also helfen Sie sich selbst – arbeiten Sie, wie alle anderen ehrlichen Leute – das ist mein letzter Rath. Und um mit mir ganz fertig zu werden, nehmen Sie noch meine letzte Antwort für unterwegs mit: Mögen Sie und Ihre Frau mich bitten und quälen, so viel Sie wollen – Sie erhalten, so lange ich lebe, auch keinen Groschen mehr von mir. Die Tausende, die Ihnen früher mein Mann, der alte Sellhausen und ich selbst gegeben, sind alle in die Lüfte geflogen, ohne Ihnen auch nur das Geringste zu nützen. Sie haben sich nie eingeschränkt, nie nach Ihren Einkünften gelebt, und wie ein kluger Mann gewirthschaftet, sondern wie ein Mensch, der keine Einsicht hat, welche werthvolle Gottesgabe das Geld ist. Sie und Ihre Frau, Jedes auf seine Weise, haben sich von jeher unsrer Unterstützung, unsrer Hülfe unwürdig erwiesen, unwürdig, sage ich, und ich appellire dabei an Ihr eigenes Gewissen, das hier vor mir deutlich auf Ihrem kreideweißen Gesicht zu lesen ist. Ja, ich lese es, machen Sie nur die Augen noch größer auf. Also noch einmal – damit Sie es behalten – so lange ich lebe, erhalten Sie Nichts von mir, und was Ihrer Frau, meiner Nichte, einst nach meinem Tode zufallen wird, das weiß ich noch nicht, und damit muß sie sich, ob es Viel oder Wenig ist, begnügen. Jetzt haben Sie mich lange genug gestört, Herr Baron, und können zu Ihrer Frau Gemahlin zurückkehren und ihr meinen Gruß bringen. Geld habe ich, sagen Sie ihr, ja, das ist wahr, aber zu edlen Zwecken

und für brave, arbeitsame Menschen. Daß Sie keine *edlen* Zwecke verfolgen und kein braver und arbeitsamer Mann sind, Herr Baron, das, wenn Sie es noch nicht wissen, sage ich Ihnen, denn sonst würden Sie den altersschwachen Narren, den Sellhausen, Ihren Freund und Schwager, der durch Sie geadelt, aber gewiß nicht veredelt ist, nicht so gemißbraucht haben, Sie würden nicht mit dem Glücke seines Sohnes gespielt und durch sein Unglück Ihre eigene Niederlage zu vergolden und in einen scheinbaren Sieg zu verwandeln getrachtet haben. Und nun bin ich fertig und Sie sind es auch, denn daß Sie mit Ihrem Latein zu Ende gekommen, sehe ich an Ihrer Miene, Ihrem Auge, das Sie nicht mehr zu mir zu erheben im Stande sind. So machen Sie denn bald Kehrt und sagen Sie mir Lebewohl, wie ich es Ihnen sage.«

Der Baron stand vernichtet vor der alten, ihn mit ihren blitzenden Augen durchbohrenden Frau. Ihre Geradheit hatte seine Diplomatie geschlagen und ihre Schwäche seine Kraft gelähmt. Er griff zitternd nach seinem Hut, aber im Begriff, zu gehen, wandte er sich noch einmal um und sagte in flehendem Tone:

»Und ist das Ihr letztes Wort?«

»Mein allerletztes. Mit Männern, wie Sie und Ihre Sippschaft es sind, muß man verständlich reden, denn Sie sehen und hören nicht, wie andre gemeine Leute, mit den von Gott geschaffenen Augen und Ohren die Welt an, wie sie ist und wie sie spricht, sondern Sie betrachten Alles um sich her durch die künstliche Brille, die Ihre in Stahl und Eisen gepanzerten Vorfahren für Sie geschliffen und geputzt und Ihnen unabreißbar auf die Nase gebunden haben – aber die Welt ist anders geworden, seitdem es keine Raubritter mehr giebt, und wenn Sie diese Welt nicht begreifen, so sind

Sie selbst, aber nicht die Welt daran schuld, die sich durch Nichts aus ihrem Geleise bringen läßt, selbst wenn Tausend und Millionen Barone ihre Schultern gegen ihre Achse stämmen, um sie aus den Fugen zu heben. Leben Sie wohl, Sie Einer von diesen Tausend und – behalten Sie mich in gutem Andenken. Ich grüße Sie!«

Sie machte ihm eine tiefe ironische Verbeugung und verließ, stolz von ihm fortschreitend, indem sie in das benachbarte Zimmer ging, den gedemüthigten Mann, der noch eine Weile wie vernichtet auf der Stelle stand, die er bisher eingenommen, dann aber, von tausend Aengsten gequält, mit röchelndem Athem das Zimmer verließ und selbst nicht wußte, wie er zum Hause hinaus, den Berg hinunter, über das Wasser kam, wie er in seinen Wagen kletterte und, halb zerschmettert, seiner stolzen Burg zufuhr, um seine ganze Niederlage, seine Verzweiflung, seinen Jammer der edlen Amalie zu verkünden, die von den diplomatischen Künsten ihres Gemahls, auf den sie wieder stolz werden wollte, einen ganz anderen Umschwung der Dinge erwartet hatte.

#### VIERTES KAPITEL. DAS LEERE BLATT IM ALBUM.

Fünf Minuten, nachdem Baron Grotenburg die Cluus verlassen hatte, klopfte es leise an die Thür von Frau Birkenfeld's Wohnzimmer, in das diese wieder getreten war, und an der Art und Weise des Klopfens erkannte sie sogleich, daß Boas sie zu sprechen begehre.

»Komm herein!« rief sie, ihr glühendes Gesicht mit einem Tuche trocknend und ihren grünen Pelz, der sich etwas verschoben hatte, wieder in Ordnung bringend.«

Boas trat rasch herein und auf der Stelle bemerkte die alte Frau an seinem glücklichen Gesicht, daß er der Ueberbringer einer frohen Botschaft sei.

»Was giebt's?« fragte sie hastig, dem alten Mann freundlich zunickehend.

»Der Herr Legationsrath ist da, Frau Birkenfeld, und wartet schon seit einer Viertelstunde auf Sie.«

»Ah!« rief die alte Frau, lebhaft emporfahrend, »das ist doch Was! Sieh, wie der liebe Gott mir noch wohl will, Alter, daß er mir gleich den lindesten Balsam auf die schmerzende Wunde träufelt! – Wo ist der Herr?«

»Ich habe ihn in den Garten gelassen und jetzt ist er bei den Bienen.«

»Ha! Daran erkenne ich ihn! Er hat seine Freude an Fleiß und Arbeit, wie ich und andere vernünftige Leute – nun, nun, das ist natürlich. Geh zu ihm, Boas, und sage ihm, daß ich gleich kommen werde, er soll mich im Gartensaal erwarten, ich will mich nur einige Minuten abkühlen. Dann aber sage der Dina, daß sie zwei Couverts auflegt. Der Herr speist bei mir.«

Boas lief, so rasch ihn seine Füße tragen konnten, nach dem Garten, keuchte die Anhöhe nach den Bienenhäusern hinauf und richtete an Bodo seine Bestellung aus, der vor einem der gläsernen Stöcke stand und das Treiben darin eifrig beobachtete. Einige Minuten später aber trat er in den freundlichen Gartensaal, in den er bald auch Frau Birkenfeld kommen sah, die noch immer sehr erregt schien, aber sogleich eine heitere Miene annahm, als sie ihren jungen Gast erblickte.

Bodo trat ihr entgegen und begrüßte sie herzlich, wobei er den linken Arm, womit er unter dem Rock etwas zu halten schien, fest gegen die Brust gepreßt hielt.

»Sie kommen zur günstigen Stunde,« rief die alte Dame freudig aus, »und sind mir heute doppelt willkommen. Nun vergesse ich um so schneller, was ich eben erlebt. Natürlich essen Sie bei mir. Sie wissen wohl schon, daß der Baron Grotenburg hier war?«

»Ja, ich weiß es. Er hat Sie warm gemacht, wie ich sehe.«

»O ja, aber ich habe ihn dafür heiß oder eigentlich kalt gemacht, was bei dergleichen Leuten freilich ziemlich einerlei ist. Na, das war die Fortsetzung von gestern und nun wollen wir beide Begegnungen vergessen. Was halten Sie da so fest unter dem Arm?«

Bodo lächelte auf seine freundlichste Art. »Es ist der Grund meines heutigen Besuchs,« sagte er, die Tasche unter dem Rock hervorziehend und sie ihrer Eigenthümerin überreichend. »Ich fand sie heute Morgen auf meinem Sopha liegen und hielt es für gerechtfertigt, so eilig wie möglich der Ueberbringer derselben zu sein.«

Die alte Frau trat unwillkürlich einen Schritt zurück und auf ihrem plötzlich bleich werdenden Gesicht malte sich ein lebhaftes inneres Erschrecken ab. »Das ist seltsam,« versetzte sie mit nachdenklichem Wesen, »das ist mir noch nie passiert! Da sehen Sie, daß ich alt werde – und ich habe sie noch nicht einmal vermißt! Das ist seltsam, sage ich, sehr seltsam! Und doch,« fuhr sie lebhafter und wieder heiter werdend fort, nachdem sie die Tasche flüchtig betrachtet und an ihren Arm gehängt hatte, gleichsam um ihre unverminderte Schwere zu prüfen – »doch können Sie daraus entnehmen,

wie wichtige Dinge mich gestern beschäftigt und wie angenehm ich mich bei Ihnen unterhalten habe. Ha, ja! Kommen Sie nun und setzen wir uns. Aber ich muß erst um Verzeihung bitten, daß ich gestern ohne Ihre Erlaubniß in Ihrem Zimmer Platz nahm, – ja, ja, der Verräther schläft nicht – doch – sehen Sie, es kam mir so vor, als müßte es so sein und als würden Sie nichts dagegen haben.«

»Das habe ich auch in der That nicht gehabt und ich freue mich sogar, daß Sie diese Voraussetzung hegten. – Ich bringe aber außer dieser Tasche noch etwas Anderes,« fügte er lächelnd hinzu, indem er schon mit der Hand nach der Brusttasche griff.

»Wie, noch Etwas? Was denn?«

»Diesen Brief. Fräulein Gertrud hat mich gebeten, ihn mit ihrem herzlichsten Gruße zu überreichen. Das thue ich jetzt.«

Frau Birkenfeld machte abermals ein etwas verwundertes Gesicht, dann aber lächelte sie vergnügt vor sich hin, nahm den Brief und legte ihn vor sich auf den Tisch. »Ei, ei,« sagte sie, »das ist hübsch. Die Kleine ist pünktlich und nimmt es sehr ernst. Man kann sich auf sie verlassen. Und sieh, was für einen sicheren Boten sie zu finden weiß. Haha! Aber, mein lieber Herr Legationsrath, da muß ich Sie schon gleich mit einer Bitte plagen. Ich bin nämlich in manchen Dingen sehr neugierig. Was wollen Sie! Das liegt in der Natur des Weibes und im Alter erst recht. Ich möchte am Ende der Kleinen eine Antwort zu sagen haben und da will ich den Brief lieber gleich lesen. Erlauben Sie das?«

»Ich bitte sehr darum, thun Sie sich meiner wegen keinen Zwang an. Soll ich mich so lange entfernen?«

»O nein, bleiben Sie und verhalten Sie sich nur etwas ruhig.«

Sie erbrach darauf den Brief und las ihn sogleich. Er war ziemlich lang und Bodo hatte Gelegenheit genug, in dem sprechenden Mienenspiel der Frau ihre Freude und den offenen Genuß wahrzunehmen, den sie während des Lesens empfand. Bisweilen hielt sie inne, warf einen raschen kurzen Blick auf Bodo und nickte dann befriedigt mit dem Kopfe. Endlich war sie fertig, faltete den Brief wieder zusammen und steckte ihn in ihre Rocktasche.

»So,« sagte sie, »nun weiß ich, was darin steht, und ich bin zufrieden damit. Sagen Sie der Trude das. Sie soll fortfahren, wie sie begonnen, ich wünsche es. Wollen Sie ihr das sagen?«

»Gewiß, sobald ich nach Hause gekommen bin, falls ich sie schon daheim finde.«

»Wo ist sie denn?«

»Sie ist mit Fräulein Treuhold nach der Stadt gefahren.«

Die alte Frau riß beide Augen weit auf. »O,« sagte sie, »nach der Stadt? Was macht sie denn da?«

»Sie mag wohl Einkäufe zu besorgen haben.«

»Richtig, richtig, das ist natürlich. Morgen fahre ich auch hin, ich habe ebenfalls Einkäufe zu besorgen. Haha! – Doch, was ist jetzt die Uhr?«

Bodo sah nach und fand, daß es zwölf Uhr sei.

»Gut,« sagte die kleine Frau und stand auf. »So kommen Sie. Wir wollen jetzt essen und nachher weiter plaudern. Sie müssen sich schon nach meiner Gewohnheit zu einem frühen und bescheidenen Mahle bequemen, aber schmecken wird es doch. So, bitte, führen Sie mich, ich gehe gern an Ihrem Arm.«

Bodo reichte höflich seinen Arm dar und Beide gingen nach dem Zimmer, in welches er an diesem Tage zuerst eingetreten war und wo er den Tisch jetzt mit zwei Couverts belegt fand. Das Essen war allerdings einfach, aber kräftig und gut, und nachdem die Speisenden ziemlich eine Flasche von dem schönen Johannisberger geleert, begaben sie sich wieder in den Garten zurück, wo Frau Birkenfeld ihren Gast aufforderte, ihr noch Verschiedenes aus seinem Leben zu erzählen, indem sie durch reichliche Fragen die betreffenden Punkte selbst angab.

Eine Weile hörte sie ganz aufmerksam zu, allmählig aber glaubte Bodo einige Zerstretheit an ihr wahrzunehmen. »Sie sind doch nicht müde?« fragte er theilnehmend. »Oder ich langweile Sie doch nicht?«

»O bewahre, was denken Sie. Ich schlafe nie nach Tische und heute bin ich doppelt munter. Sie haben mir da recht was Hübsches und Merkwürdiges erzählt, aber wissen Sie, wovon Sie mir noch gar nichts gesagt?«

Bodo blickte sie fragend an und lächelte dabei. »Wovon denn noch nicht?«

»Nun, es ist freilich ein etwas delicateser Punkt, aber ich bin ja eine alte Frau. – Ihre Liebesaffären kenne ich noch gar nicht und doch – doch möchte ich wohl Einiges – nur Einiges davon wissen.«

Bodo wurde ernst, blickte vor sich nieder, hob aber dann sein dunkles Auge wieder empor und richtete es so klar und ehrlich auf die ihn scharf beobachtende Frau, daß diese augenblicklich erkannte, daß das, was er jetzt sagen wolle, eine unumstößliche Wahrheit sei.

»Sie werden mir kaum glauben,« versetzte er, »daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich Ihnen Folgendes sage, und

doch ist es so. Es hat mir schon oft so geschienen, als ob mir von der Natur der rechte Sinn für das weibliche Geschlecht – wenn nicht versagt, doch sehr kärglich zugeteilt oder wenigstens verschlossen sei. In meiner Jugend habe ich fast gar keine sogenannte Leidenschaft für ein junges Mädchen gekannt und später zogen mich die Unterhaltungen gereifter, geistig und herzlich gebildeter Frauen viel mehr an, als das in der Regel langweilige und oberflächliche Gespräch mit jüngeren Evastöchtern. Ich habe aber stets sehr gern den Umgang mit den Frauen gesucht, sie haben mich in Manchem belehrt, ich habe mich in ihrer Nähe oft wohl gefühlt, aber gewaltsam, leidenschaftlich, sehnsuchtsvoll zu der einen oder andern hingezogen hat mich Nichts.«

Er schwieg und auch Frau Birkenfeld schwieg eine Weile. Dann aber sagte sie: »Ich glaube Ihnen das – so mag es in Ihrer früheren Jugend gewesen sein. Später aber, als Sie in die große Welt eintraten – wie war es da?«

Bodo sann nur einen Augenblick nach, dann sagte er ruhig und mit fast gleichgültigem Tone: »Später war es kaum anders, nur bei Weitem nicht so interessant. Als ich die Frauen der sogenannten großen Welt näher kennen lernte, hat sich sogar meine Achtung vor Ihrem Geschlecht – verzeihen Sie mir das, aber ich spreche gern wie ich fühle und denke – vermindert. Ich fand es nicht so, wie ich manchmal geträumt, daß es sein müßte. Die Eine war mir zu glänzend, die Andere zu wenig geistig gebildet, die Dritte zu vorlaut, die Vierte zu dünkelhaft, die Fünfte zu eitel, die Sechste – o, was soll ich noch weiter an dem *schönen* Geschlechte kritisieren – mit einem Wort, ich könnte auf diese Weise bis Hundert zählen und Sie würden nichts Befriedigendes von mir vernehmen.«

»Ei, das ist seltsam. Also eine wahre Leidenschaft, eine wirkliche Liebe haben Sie *nie* gefühlt?«

Bodo's lebenswarmes Gesicht erwärmte sich noch mehr. Er blickte nachdenklich vor sich hin und schwieg abermals.

»Aha,« sagte die kleine Frau mit schelmischem Gesichtsausdruck, »ich merke schon – ich dringe etwas zu tief in Ihr Gewissen. Aber das schadet nichts. Sie sind mir aber noch eine Antwort schuldig.«

»Ach ja! Und ich will mich bemühen, Ihnen klar zu werden – so weit ich es mir selbst bin. Eine sogenannte Leidenschaft, stürmisch und gewaltig, die alle Schranken zu Boden reißt, wie man sie so oft geschildert findet, habe ich nie kennen gelernt« – die alte Frau seufzte hierbei laut auf – »nein! Eine wirkliche, sanfte, freundliche, das ganze Wesen wie mit Licht und Wärme erfüllende Liebe aber, die kann sich vielleicht doch noch in mir entwickeln – wenigstens verzweifle ich nicht mehr daran, wie ich es früher so oft gethan.«

Er sprach dies etwas beklommen und langsam, und Frau Birkenfeld merkte mit ihren scharfen Sinnen auf die leiseste seiner Regungen. Sie dachte sich gleichsam in die Seele des jungen Mannes hinein und fand ganz natürlich, was er ihr hier gestand. Da brach sie plötzlich ab und sagte, als ob sie sich selbst Vorwürfe über ihr bisheriges Verfahren mache: »So. Jedoch, Herr Legationsrath, es ist eigentlich unverantwortlich von mir, daß ich zu neugierig bin und Sie so lange mit Gewissensfragen belästige. Lassen wir also dies Gespräch, wir wollen lieber von alltäglichen Dingen reden. Also die Treuhold ist mit der Trude in die Stadt gefahren?«

Bodo's Auge leuchtete plötzlich auf. »Ja,« sagte er heiter.

»Die Trude ist ein braves Mädchen und hat einen eben so braven Vater. Ich liebe den Mann sehr.«

»Ich auch,« versetzte Bodo mit voller Hingebung.

»Haben Sie schon mit seiner Tochter ein ernsthaftes Gespräch geführt? Der Meier meint, sie habe viel gelernt und einen offenen Kopf. Ob das wohl wahr sein mag?«

Bodo's Brust dehnte sich weit aus. Sein Auge leuchtete noch einmal so hell auf und sein Gesicht nahm einen wunderbar belebten Ausdruck an, wobei es ihm gar nicht einfiel, an den luchsartigen Blick zu denken, den die alte Frau in diesem Augenblick auf ihn heftete. »Das ist gewiß wahr,« bestätigte er. »Ich habe es an hundert verschiedenen Dingen bemerkt, und ich rede sehr – sehr gern mit ihr, selbst über Gegenstände, die ihr vollkommen fremd sind und deren Wesen, Inhalt und Form sie sich wie im Fluge zu Eigen macht.«

»Ei, das ist hübsch, das habe ich nicht gedacht. Das freut mich, des Meier's wegen. Sie ist seine einzige Tochter. Sie wird einst ein recht hübsches Vermögen erhalten.«

»O, das ist eine Eigenschaft, die ich ihr nicht am höchsten anrechne,« rief Bodo lebhaft aus – »sie hat bessere, schönere, werthvollere –«

»Welche zum Beispiel denn?«

Bodo lehnte sich in seinen Stuhl zurück, faßte wie bewußtlos nach seiner Stirn, strich mit der Hand über die Augen, als wolle er einen unsichtbaren und doch fühlbaren Schleier davon wegwischen, und sagte dann mit ganz eigenthümlich leiser Stimme, wie halb zu sich selbst sprechend: »Es geht mir ganz eigen mit diesem Mädchen und dergleichen ist mir eigentlich noch nie vorgekommen. Ich habe schon darüber nachgedacht, aber alles Denken hilft nichts, ich kann nie so recht auf den Grund meiner Empfindung kommen. Ja, Empfindung, denn das ist wohl hier das rechte Wort.«

Frau Birkenfeld rückte auf ihrem Sopha hin und her, wie in eine große Unruhe versetzt. Sie blickte dabei links und rechts, als suche sie etwas, und sah dann wieder ihren Gast an, der dies Alles gar nicht zu bemerken schien, sondern sich unbewußt in die ihn jetzt erfüllenden Gedanken vertiefte. »Was sind denn das für Empfindungen?« fragte endlich die alte Frau, gleichsam ganz zufällig.

»Es sind ganz seltsame Empfindungen, Frau Birkenfeld, und ich kann nur hinzufügen, daß sie vom ersten Augenblick an, wo ich Gertrud in der Spinnstube zu Allerdissen sah, im Wachsen und Zunehmen begriffen sind, was bei mir stets nur dann der Fall ist, wenn ich die zuerst empfangenen Eindrücke späterhin begründet und bestätigt finde. Als ich das schöne Mädchen zum ersten Male sah, ward mir ganz eigenthümlich zu Muthe. Es war mir, als sei sie kein Mädchen, kein Weib, keine bestimmte Person, nein, vielmehr etwas ganz Unbestimmtes, Räthselhaftes, Geheimnißvolles, was dennoch sehr lieblich, anziehend und heiter stimmend ist. Etwa wie der Frühling, wenn er eben erwacht, die ganze Natur um uns her plötzlich verändert, sie belebt, verjüngt und uns mit, indem er unsre Brust mit einem seltsamen Schauer ich möchte sagen – der Andacht erfüllt. Es lag etwas ungemein Anziehendes in ihrer Persönlichkeit. Ihr wundervoller Wuchs, das sanfte, sinnige Gesicht, die ruhige, verständige Miene, die leichte milde Geberde – kurz Alles, Alles an ihr schien mir etwas Fremdartiges zu haben, etwas, was einst in guter alter Zeit gelebt und gewesen und wonach wir noch heute sehnsuchtsvoll unsere Blicke zurückwenden, da wir es vergeblich in unsrer Umgebung suchen. Das romantische Mittelalter, die Poesie längst vergangener Zeiten schien mir in irgend einer Weise hier verkörpert zu sein, und wenn

ich mir dabei dachte, daß sie die Tochter eines Mannes sei, dessen Vorfahren einst Helden und wirkliche Männer der That gewesen, so war ich ihrem Wesen schon näher gerückt, denn dieser Meier *mußte* eine solche Tochter haben, wie sie nur einen solchen Vater haben *konnte*. Wenn ich daher den Meier sah, dachte ich an seine Tochter, und wenn ich diese sah, dachte ich an ihren Vater, und wenn ich daher den Einen lieb und werth hielt, so mußte das bei der Andern eben so der Fall sein, oder – ich müßte lügen, wollte ich anders sprechen.«

Frau Birkenfeld lächelte und war schon wieder ruhiger geworden. »Sie wird einst eine treffliche Hausfrau werden,« sagte sie fast gleichgültig.

»Ganz gewiß, und sie ist es sogar schon, trotzdem sie sich gewiß mehr mit Lesen und Schreiben beschäftigt hat, als mit der Wirthschaft. Aber so will ich die Frau haben. Sie soll im Hause, nicht wie eine Magd, aber doch wie ein ordnender Geist arbeitsam und fleißig sein und dabei durch allmälige Fortbildung ihren Geist dem Geist des Mannes anzupassen suchen, denn Beides gehört eng zusammen, wenn man ein Weib für gut, schön und begehrenswerth halten will.«

»Sie haben sehr Recht, das ist auch meine Meinung. Na, ich danke Ihnen für diese Unterhaltung. Sie war hübsch. Sie hat mir Freude gemacht. O ja. Und jetzt soll uns der Kaffee schmecken! – Entschuldigen Sie einen Augenblick.«

Die kleine Frau ging rasch nach dem Treibhause, und kam erst nach einigen Minuten zurück. Bald daraus brachte Dina den Kaffee, den Beide gemüthlich mit einander tranken. Dann spazierten sie, bei heiterer gewordenem Wetter, durch den Garten, wie das erste Mal und um sechs Uhr endlich beurlaubte sich Bodo, da er die Leute von Sellhausen unten im

Boote, wie er sagte, nicht gern länger wollte warten lassen. Frau Birkenfeld hielt ihn diesmal nicht auf, sie war vielleicht müde. Dennoch begleitete sie ihn selbst nach der Weser hinab, nahm einen herzlichen Abschied von ihm und als er auf dem Flusse rasch mit der Strömung dahinfuhr, deren Hast und Eile die beiden Ruderer noch beflügelten, sah sie dem jungen Manne heimlich lächelnd lange nach, nickte wiederholt mit dem Kopfe und sagte im Stillen zu sich: »Sein Schiff geht mit dem Strome lustig thalwärts. Das ist gut. Er wird bald an seinem Ziele sein. Das ist noch besser. Am Ufer auf seinem Wege liegen zwar scharfe Steine und drohen starre Felsen – aber das schadet nichts. Ueber ihm ist der Himmel blau und in ihm – leuchten Gottes heilige Sterne. Das ist das Beste. Gott segne ihn! Ich aber, ich – nun ich freue mich und denke, ich habe trotz dieser Grotenburgs wohl Grund genug dazu!«

Als Bodo an diesem Abend mit seinem Boote am Fuße des Parks anlangte, neigte sich die Sonne eben dem Untergange zu, allein sie überstrahlte mit ihrem Abschiedsblick noch freundlich genug die stufenweise über einander gethürmten Terrassen und die Gebüsche und Blumen, um sie einem aufmerksamen Auge in ihrer ganzen Schönheit erscheinen zu lassen. Bodo's Auge indessen war diesmal weniger hierauf gerichtet als sonst, denn sein Gemüth war vollauf in Anspruch genommen und sein Geist mehr mit Menschen als mit Dingen beschäftigt. Er stieg daher rasch und auf den kürzesten Wegen die Anhöhe hinan, warf nur hie und da einen Blick um sich her, ob er noch keinen bekannten Menschen wahrnähme, aber er erreichte das Haus, ohne irgend Jemanden begegnet zu sein. Auch der Hof selbst lag ungewöhnlich still und als er das Haus betrat, erschien es ihm

so öde und leer wie noch nie zuvor. Die beiden Frauen waren noch nicht von ihrem weiten Ausfluge zurückgekehrt, wie er sogleich von Rieke erfuhr, Herr Hinz war auf die Felder geritten und so fand sich Niemand, mit dem er einige Worte hätte wechseln können. Der einsame Hausherr kam sich unter diesen Umständen fast wie von aller Welt verlassen vor und ein eigenthümliches Gefühl des Sehns nach Mittheilung und Gedankenaustausch bemächtigte sich seiner, obwohl er sich nicht gestand, wen er am liebsten in seiner Nähe gehabt hätte. Dergleichen Empfindungen hatte er noch nie im Leben kennen gelernt und sie schienen ihm, als er ihnen jetzt zum ersten Mal zur Beute fiel, keineswegs angenehm zu sein. Um sie daher so rasch wie möglich los zu werden, suchte er sein Zimmer auf, um sich die Zeit mit Lesen zu vertreiben, aber auch dazu fehlte ihm die nothwendige Spannkraft und Aufmerksamkeit, sein Geist flatterte zerstreut bald hier, bald da herum und beim besten Willen von der Welt konnte er nicht seiner Herr werden und ihn wie sonst in irgend eine bestimmte Richtung treiben.

So legte er auch bald das ergriffene Buch wieder bei Seite, lehnte sich aus dem Fenster und blickte, so weit er ihn überschauen konnte, nach dem Wege zur Rechten hinaus, auf dem die nach der Stadt gefahrenen Hausgenossinnen zurückkehren mußten.

Die Chaussee, die man von den hochgelegenen Fenstern von Sellhausen aus bis zum Meierhofe nur zum Theil übersah, hinter demselben aber wohl eine halbe Meile weit genau verfolgen konnte, lag unbelebt und still vor den Augen des Schauenden, wie der Garten und das weite liebliche Thal unter ihm. Selbst sein zu Hülfe genommenes Fernrohr zauberte keinen Wagen, keinen Menschen vor ihn hin,

und sich nun in sein Schicksal ergebend, wollte er eben wieder ein Buch ergreifen, als ihm plötzlich der Gedanke kam, Fräulein Treuhold und ihre Nichte seien am Ende im Vorüberfahren beim Meier eingekehrt. Schon hatte er Lust, sich seinen Braunen satteln zu lassen und auch nach Allerdisen zu reiten, als ihm seine Ungeduld selbst auffällig wurde, er darüber den Kopf schüttelte und sich nun zum ruhigen Ausharren verurtheilte, um durch festen Willen dem ungestümen Verlangen seines Innern einen Damm entgegenzusetzen.

Während er diesen kleinen Kampf mit sich selbst bestand, wie er ähnliche in den letzten Tagen schon öfter zu bestehen gehabt, bald aber noch viel größere zu bestehen haben sollte, ging er langsam, mit auf dem Rücken verschlungenen Händen im Zimmer auf und nieder, und dabei fiel sein Blick zufällig auf ein umfangreiches Album, das, wie auch sonst, auf seinem Büchertische lag, diesmal aber, gleichsam von hastiger Hand und in einer Weise von seinem gewöhnlichen Platze fortgerückt war, daß die Aenderung, so unbedeutend sie sein mochte, seinem scharfen Auge dennoch nicht entgehen konnte. Dies Album war eins jener jetzt so häufig gefundenen und beliebten Erinnerungsbücher, deren Seiten keine geschriebenen Angedenken, wohl aber die Züge bekannter und geliebter Personen in photographischer Abbildung enthalten. Das Album in Rede war damit überaus reich ausgestattet und enthielt eine Menge bedeutender Personen, denen Bodo auf seinem Lebensgange begegnet war. Er hatte dasselbe lange nicht zur Hand gehabt, jetzt aber, einer ableitenden Zerstreung bedürftig, ergriff er es und fing anfangs mechanisch darin zu blättern an. Allmähig aber, je lauter die

wohlgetroffenen Physiognomien zu seinem Herzen sprachen und je lebhafter die Vergangenheit selbst vor seinen Augen auftauchte, um so mehr nahm ihn die Betrachtung derselben in Anspruch und zuletzt studirte er aufmerksam die verschiedenen Züge der Menschen, rief sich ihren Geist, ihr Wesen, alle ihre äußeren Verhältnisse in's Gedächtniß zurück und brachte so eine halbe Stunde auf die angenehmste Weise zu, wie es gewiß schon recht vielen Lesern ähnlich ergangen ist.

Da, ein neues Blatt umschlagend, hielt er plötzlich in seiner Betrachtung inne und starrte verwundert in die leere Luft vor sich hin. Denn das Blatt, worauf so eben sein Auge gefallen, war weiß, das kleine Bild selbst fehlte – ein Umstand, den er sich auf keine Weise zu erklären vermochte, da er bestimmt wußte, daß das Album früher gänzlich gefüllt gewesen und kein leeres Blatt enthalten hatte.

Bei dieser an und für sich unbedeutenden Entdeckung fühlte er sich, er wußte selbst nicht warum, eigenthümlich bewegt, um so mehr, da er durchaus nicht ergründen konnte, welches Bild an der leeren Stelle früher gehaftet habe. Alle vorhergehenden, wie alle bis zur letzten Seite folgenden Blätter zeigten irgend ein Portrait, nur dies eine allein zeigte keins.

Er fing noch einmal von vorn zu blättern an und blätterte bis an's Ende durch, um die Gestalten seiner Freunde zu zählen und vielleicht doch noch auf die fehlende zu gerathen, aber so viel er sich bemühte, er fand nicht, was er suchte, was schon wegen der großen Anzahl der vorhandenen leicht erklärlich war.

Endlich schlug er das Buch zu und legte es vor sich hin auf den Schreibtisch. Wieder auf und niedergehend suchte

er sich zu besinnen, wann er es zum letzten Mal in der Hand gehabt, und ob er nicht vielleicht selbst das fehlende Bild, mochte es sein, welches es wollte, irgend wo anders hingethan. Allein, so viel er auch denken mochte, er erreichte seinen Zweck nicht und konnte auf keine Weise auf irgend eine Spur gerathen, die ihm das kleine Räthsel gelöst hätte.

Das Durchblättern des Buches, das Nachdenken über das verloren gegangene Bild mochte mehr Zeit in Anspruch genommen haben, als er selbst wußte; so viel aber ist gewiß, daß es ihm die vorher so träge vorüberrauschende Zeit rasch vertreiben half, denn plötzlich hörte er Bewegung im Hofe, durch das offene Fenster drang das freudige Gebell der Hofhunde herein, die einen Bekannten begrüßten, und als er bald darauf die Treppe hinabschritt, sah er durch die geöffnete Hausthür eben wieder den Wagen von der Rampe fahren, der die beiden Damen von ihrer kleinen Reise zurückgebracht haben mußte.

Schnell trat er an Fräulein Treuhold's Thür, klopfte bescheiden an und siehe da, ein lebhaftes »Herein!« drang ihm entgegen und gleich darauf sah er die Treuhold und Gertrud vor sich stehen, die erst vor wenigen Augenblicken eingetreten waren. Bei diesem Anblick war es dem bisher so einsamen Mann zu Muthe, als ob plötzlich ein warmer Hauch gleich einem belebenden Lustzug durch sein kaltes Dasein strömte. Der Himmel, trotzdem die Sonne schon längst untergegangen, schien ihm mit einem Male heiterer, lichter zu glänzen und ein neues Leben pulsirte in Geist und Herz, wie er es noch bei keiner ähnlichen Gelegenheit jemals empfunden zu haben glaubte.

Aber noch einen anderen Vorgang in seinem Innern sollte er sich später zu erklären haben, da er sich im ersten Augenblick keine Rechenschaft darüber abzulegen im Stande war. Als er jetzt Fräulein Treuhold's Nichte vor sich stehen sah – sie hatte auch auf diesem kurzen Ausfluge ihre ländliche Tracht beibehalten – fiel ihm durch eine leicht erklärliche Ideenverbindung das Gespräch ein, welches er vor wenigen Stunden mit Frau Birkenfeld über sie geführt hatte. Dabei wollte es ihn bedünken, als ob er sich gegen die alte Frau nur sehr matter Ausdrücke und Vergleiche bedient, denn die eben so anmuthsvolle wie frische Schönheit Gertrud's, wie er sie jetzt vor Augen sah, schien ihm von so ergreifender Art, daß er sich selbst wunderte, vor kurzer Zeit über sie so wortarm gewesen und ohne allen Schwung des Ausdrucks zu Werke gegangen zu sein. »O,« flüsterte er sich im Stillen zu, »was wollen hier alle armseligen Worte besagen! Sehen muß man diese Gestalt, dies Gesicht, hören den warmen, milden, aus dem Herzen kommenden Stimmlaut, wenn man einen richtigen Begriff von dem schönen Ganzen haben will!«

»Nun,« sagte Fräulein Treuhold nach der ersten kurzen Begrüßung von beiden Seiten, »Sie sehen uns ja so erstaunt und nachdenklich an, Herr Legationsrath. Ist irgend Etwas vorgefallen? Sind Sie schon lange von der Cluus zurückgekehrt?«

Diese einfachen Worte gaben dem Legationsrath seine ganze Ruhe und damit auch seinen Gleichmuth wieder. »Nein,« erwiderte er lächelnd, »es ist nichts vorgefallen und ich bin seit einer Stunde etwa wieder hier. Ich freue mich nur, daß auch Sie wieder da sind. Haben Sie Ihre Einkäufe glücklich besorgt, Fräulein Gertrud?«

»Ganz glücklich, *hoffe* ich, Herr Legationsrath!« lautete die freundliche Antwort. »Und haben Sie selbst Vergnügen an Ihrer Fahrt gehabt?«

»O gewiß, sehr großes Vergnügen. Auch habe ich sowohl die Tasche wie Ihren Brief richtig abgeliefert und *hoffe*, für Letzteres auf einigen Dank Anspruch machen zu dürfen.«

Gertrud sah ihn verwundert an. In seiner Miene lag – so kam es ihr wenigstens vor – etwas Geheimnißvolles, und doch bezogen sich die Gedanken, die Bodo jetzt hegte und die vielleicht einen leichten Abdruck auf seinen sprechenden Gesichtszügen hervorriefen, auf etwas ganz Anderes, als Gertrud besorgen mochte.

»Ich bin Ihnen auch in der That dankbar für Ihre freundliche Besorgung,« entgegnete sie, in der Verlegenheit irgend eine weibliche Handarbeit ergreifend. »Hat Tante Grete nichts darauf erwidert, oder – hat sie den Brief gar nicht gelesen, so lange Sie bei ihr waren?«

»Sie hat ihn auf der Stelle gelesen,« erwiderte Bodo lächelnd, der sich an dem Ausdruck der Befangenheit des lieblichen Gesichts vor ihm weidete, »und sie hat mir auch eine Bestellung aufgetragen.«

»Nun?« hauchte Gertrud kaum hörbar und fast beklommen hervor.

»Ihre Tante ist sehr zufrieden mit Ihrer Aufmerksamkeit und bittet Sie, fleißig in dem Begonnenen fortzufahren. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen soll; was aber ferner geschehen, will ich Ihnen nachher erzählen. Jetzt muß ich Sie noch allein lassen,« fuhr er, an's Fenster tretend fort, »ich habe noch mit Herrn Hinz zu sprechen, den ich da eben kommen sehe, nach dem Essen aber können wir plaudern, wenn es Ihnen recht ist.«

Damit grüßte er die beiden Damen und verließ sie. Kaum aber hatte er die Thür hinter sich zugemacht, so gab die Treuhold ihrer Nichte einen bedeutsamen Wink und legte einen Finger auf ihre Lippen. »Still,« sagte sie flüsternd, »sprich nicht laut, er hat scharfe Ohren. Na, das ist überstanden,« setzte sie lauter hinzu, da man den Legationsrath schon auf dem Hofe sah, »und wir haben uns vergebens vor der ersten Begegnung gefürchtet. Er hat nichts gemerkt und Alles geht gut. Sieh, da nimmt ihn Hinz mit nach der Scheune. Jetzt haben wir die beste Zeit. Komm schnell, damit das Werk bald vollbracht werde.«

Und wie das erste Mal an diesem Tage huschten Beide schnell zur Thür hinaus und die Treppe hinauf. Bodo's Zimmer nahm sie nochmals auf und nach wenigen Minuten, nachdem sie geheimnißvoll darin irgend etwas zu Stande gebracht, kamen sie mit übergläcklichen Gesichtern und heiter scherzend wieder die Treppe herunter und traten in die Küche, um nach der Anordnung des schon vorher befohlenen Abendessens zu sehen.

Allein Fräulein Treuhold sowohl wie Gertrud hatten sich geirrt, wenn sie nur vor der ersten Begegnung mit dem scharfsichtigen Legationsrath Besorgniß hegen zu müssen geglaubt, das sollten sie zu ihrem größten Schrecken und Staunen erfahren, als er später in das Speisezimmer trat und in der Hand das Album hielt, das ihm kurz vorher ein so seltsames Räthsel zu lösen gegeben.

Indessen da er es vorläufig auf einen Nebentisch legte und sich in seiner gemüthlichen Weise zu ihnen setzte, faßten sie sich herzhaft, indem sie so viel wie möglich ihre Mienen beherrschten; ihre innere Besorgniß dagegen so weit zu bezwingen, daß sie sich ermuthigend anblickten, gelang ihnen

nicht, denn dieselbe war so groß, daß sie fast starr vor sich nieder sahen, – am wenigsten aber Bodo's Augen begegnen konnten, der wiederum nicht zu begreifen vermochte, welche eigenthümliche Stille und Befangenheit sich plötzlich um ihn her kund gab, und seinerseits bemüht war, das Gespräch in lebhafteren Gang zu bringen, was ihm auch nach einiger Zeit so ziemlich gelang.

So ging das Essen ungestört vorüber; Herr Hinz stellte sich auch auf eine halbe Stunde ein und berichtete, er habe die Felder beritten und bereits die Schläge bezeichnet, auf denen man in den nächsten Tagen die Ernte beginnen könne. Herr von Sellhausen möge ihn morgen begleiten und wenn er es für ersprießlich halte, wolle man die guten Tage ämsig benutzen, um so rasch wie möglich vorzuschreiten, da das Wetter sich seiner Meinung nach zu dem so wichtigen landwirthschaftlichen Vorhaben nicht allzu günstig anlasse. Nachdem Bodo ihm beigestimmt und seiner Begleitung für den folgenden Tag zugesagt, entfernte sich der bescheidene Mann, um seinen weiteren Geschäften nachzugehen.

Gleich darauf war man vom Tische aufgestanden und hatte sich in Fräulein Treuhold's trauliches Zimmer zurückbegeben, in dem man in der Regel Abends verweilte, wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien nicht gestattete. Diesen Abend war es nun wieder windig und sehr kühl geworden und so zog man es vor, im Hause zu bleiben.

Bevor aber Bodo das Speisezimmer verließ, nahm er das Album wieder auf, trug es mit sich und legte es dann vor sich auf den Tisch, zum Entsetzen der beiden Frauen, die sein Vorhaben zu durchschauen glaubten und sich schon auf eine fürchterliche Niederlage im Stillen gefaßt machten. Allein davor sollten sie, Dank seinem Zartgefühl, diesmal noch

bewahrt bleiben und in Folge des eigenthümlich gefaßten und herzhaften Benehmens von Seiten Gertrud's, das seine Wirkung nicht verfehlte, sollte der kurze Abend sogar leidlicher hingbracht werden, als die beiden Frauen in ihrer geheimen Angst befürchtet hatten.

Kaum hatte man um den Tisch vor dem Sopha Platz genommen, den eine große Lampe hell erleuchtete, so nahm Bodo das Album vor und legte es dicht vor sich hin. »Ich habe Ihnen etwas mitgebracht,« sagte er unbefangen, »was Ihnen neu und hoffentlich auch etwas interessant sein wird. Ich habe hier die Photographieen meiner Freunde hervorgeholt, die mir auf meinem letzten Lebensgange begegnet sind, und will sie Ihnen ihrem Namen und ihrer Stellung nach näher bezeichnen, wenn Ihnen diese Unterhaltung einigermaßen zusagt.«

Er hatte, während er dies sprach, ruhig vor sich hingeblickt; da er aber keine Antwort erhielt, sah er auf und schaute wechselsweise die Treuhold und des Meier's Tochter an. Aber da hielt er betroffen inne, – denn er bemerkte etwas, was er nicht im Entferntesten zu finden erwartet.

Die Treuhold bebte sichtbar vor innerer Angst und Besorgniß, hielt ihr Strickzeug krampfhaft mit den Händen umfaßt und starrte wie eine Bildsäule, und fast eben so blaß wie sie, auf Gertrud hin. Diese dagegen hatte gleichfalls die Farbe gewechselt, eine auffallende Blässe bedeckte ihre sonst so lebenswarmen Wangen, ihr Busen hob und senkte sich stürmisch, trotzdem sie sich die größte Mühe gab, ihre innere Aufregung in mäßigen Schranken zu halten, und ihr großes blaues Auge hatte sich mit einer milden, schimmernden Feuchtigkeit gefüllt, den Vorboten von Thränen, die schon im Hintergrunde zu wogen schienen.

Bodo wandte erstaunt den Blick von der Einen zur Andern und konnte sich die so deutlich erkennbare Veränderung in dem Wesen beider Frauen gar nicht erklären. Vielleicht hätte er es gekonnt, wenn er das Buch, seitdem beide Frauen zum letzten Male auf seinem Zimmer gewesen, wieder geöffnet hätte, allein das hatte er nicht gethan, er hatte es vielmehr in keiner andern Absicht mit heruntergebracht, als um es, wie jetzt geschah, seinen Gefährtinnen zu zeigen und ihnen damit eine neue Unterhaltung zu gewähren.

»Was haben Sie denn nur?« fragte er plötzlich, als er noch einmal die Treuhold angeblickt und dann mit seinem Auge auf Gertrud haften geblieben war, deren Aussehen ihm peinlich zu werden begann.

Da faßte sich diese ein Herz, legte ihre Strickerei bei Seite und sagte mit aufrichtig warmem Tone: »Herr von Sellhausen, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, denn ich sehe nicht ein, was das schaden kann. Das Album, welches Sie uns zeigen zu wollen die Güte haben, kennen wir schon. Als wir gestern mit Tante Grete aus Ihrem Zimmer waren, sah dieselbe es liegen, und wie sie Alles um sich her genau zu betrachten pflegt, was ihr neu und fremd ist, so nahm sie es zur Hand und durchblätterte es mit *großem Interesse*. Auf diese Weise finden Sie uns mit einer Unterhaltung bekannt, die Sie für uns fremd erachten und da haben Sie *mein* Bekenntniß. Mehr aber kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Ah,« erwiderte Bodo freundlich und augenblicklich zufriedengestellt, denn er wollte auf keine Weise dem lieben offenerzigen Mädchen eine Pein bereiten, »so also ist es! Nun, dann brauche ich Ihnen mein Album nicht mehr zu zeigen. Lassen Sie uns von etwas Anderem reden, ich habe noch Stoff genug in Vorrath.«

Nach diesen Worten stand er auf und legte das Buch rasch bei Seite, was den beiden Frauen augenblicklich eine ungeheure Erleichterung gewährte. Allmählig beruhigten sie sich ganz, ein munteres Gespräch über die Vorfälle des Tages kam in Gang und als sie nach zehn Uhr von einander schieden, war kein einziger unter ihnen, der sich mit dem verlebten Abend nicht zufrieden erklärt hätte, trotzdem er so ängstlich begonnen.

Als Bodo aber auf seinem Zimmer wieder allein war, dachte er noch einmal über den letzten Vorfall und die damit verbundenen Erscheinungen nach. Er fühlte sich dabei nur halb befriedigt und Manches war ihm vollkommen dunkel geblieben. Dieses Dunkel aber sollte noch viel tiefer und unergründlicher werden, als er das Album wie zufällig noch einmal aufschlug und abermals über das fehlende Portrait nachzudenken begann. Denn sobald er die Reihen der auf einander folgenden Bilder aufmerksam betrachtete und endlich zu dem vorher leeren Blatte kam – fehlte das Portrait desselben nicht mehr, wie nun kein einziges mehr fehlte. Mit dem höchsten Erstaunen blickte er darauf hin und dazu lag auch wohl einiger Grund vor. Es war sein eigenes Portrait, welches sich unter denen seiner Freunde befand, was vorher seinem Gedächtniß ganz und gar entfallen gewesen war.

»Was ist das und was hat es zu bedeuten?« fragte er sich, langsam wie vor einigen Stunden durch sein einsames Zimmer hin und her gebend. »Mein eigenes Bild ist es, welches fehlte? Wer hatte es genommen und wer hat es wieder hineingefügt? Ah, ein artiges Räthsel, fürwahr! Es kann nur die Treuhold oder Gertrud gewesen sein, die hier eine kleine Comödie gespielt, und Tante Grete scheint aus dem Hintergrunde ihre Rollen geleitet zu haben! Haha! Das ist hübsch

– wie sie sagt – das ist neu, das ist interessant! Nun gut – sie haben also Alle zusammen ein kleines Complot gegen mich geschmiedet und ich muß vor so schlaun Spielerinnen auf meiner Huth sein. Aber wie löse ich mir das Räthsel?«

Diese Frage indeß sollte zur Zeit noch unbeantwortet bleiben, denn wie des Herrn Legationsraths kluger Kopf auch sinnen und grübeln mochte, er fand die Antwort nicht, und bald auch sollten so wichtige Dinge in sein Leben greifen, daß er die Wiederholung der Frage vergaß, und als ihm endlich die Antwort von selbst gegeben ward, war Alles in und um ihn so verändert und gewandelt, daß das kleine Interesse an dem verschwundenen und nun wieder erschienenen Bilde von viel größeren ganz in den Hintergrund gedrängt wurde.

Was für wichtige Ereignisse es aber waren, die sein Leben so seltsam umwandeln und seine ganze Existenz anders gestalten sollten, wollen wir in den nächsten Kapiteln zu enthüllen versuchen; bevor wir indessen zu der allmäligen Entwicklung unserer Erzählung schreiten, müssen wir zunächst im Fluge einen Blick auf die Zeit werfen, die noch vor den beiden wichtigen Tagen lag, die auf das gegenwärtige und künftige Geschick unsers Helden einen ungeahnten Einfluß zu üben bestimmt waren – wir meinen den 30. Juli und den 1. August – zwei Tage, die so wichtig und bedeutungsvoll für ihn sind, daß wir sie der Reihe nach in genauester Beschreibung dem Leser vorführen müssen.

#### FÜNFTES KAPITEL. BIS ZUM DREISSIGSTEN JULI.

Die Ernte hatte in den nächsten Tagen unter sehr mißlichen Aussichten auf Sellhausen begonnen. Herr Hinz war diesmal ein untrüglicher Wetterprophet gewesen; die von

ihm vorausgesagte Wandelung zum Schlimmen war wirklich eingetreten und hielt fast ununterbrochen bis zum Ende des Monats an. Zwar war die Witterung nicht unaufhörlich und gleichmäßig schlecht, aber die guten Stunden ließen sich sehr selten finden und die Sonne kam nur spärlich und dann von heftigen Windstößen aus Westen begleitet zum Vorschein. In der übrigen Zeit stürmten Regenschauer auf Regenschauer nieder und es war dabei so kalt geworden, daß kein Mensch Lust verspürte, in's Freie zu gehen, wenn er nicht durch eine geschäftliche Veranlassung dazu gezwungen wurde.

Herr Hinz war darüber in Verzweiflung; er brummte mit sich und der ganzen Welt über das Mißgeschick, denn gerade auf diese Ernte, als die erste seines jungen Herrn, hatte er sich über die Maßen gefreut. Daß der Legationsrath dagegen dies Mißgeschick mit seltener Ruhe und Kaltblütigkeit ertrug, schien ihm ein Räthsel zu sein, er glaubte, die ganze Welt und Herr von Sellhausen insbesondere müsse bis in's Herz davon getroffen werden, und das war doch bei Letzterem gewiß nicht der Fall, wenn man aus seiner stets heiteren Miene und seinem unverändert freundlichen Gebahren gegen Jedermann auf seine Empfindung schließen wollte.

Wie nun das böse kalte Wetter auf die Ernte und alle Diejenigen, die zunächst damit zu schaffen hatten, übel einwirkte, so schien es auch auf die Verhältnisse im Gutshofe selbst von keinem günstigen Einfluß zu sein. Alle Bewohner des Herrenhauses waren mehr oder minder auf ihre Zimmer und die alltäglichen Beschäftigungen darin beschränkt. Die schönen Spaziergänge mit den Frauen mußten unterbleiben, der Aufenthalt im nassen und durchweichten Garten war unmöglich geworden, vor Allem aber die herrlichen,

milden Abende, sonst so genußreich auf der obersten Terrasse, in einer grünen Laube, bei gemüthlichem Hin- und Hergehen, mit Erzählen, Fragen und Antworten zugebracht, wo waren sie geblieben, wann kamen sie wieder? Ach, vielleicht niemals mehr und nur die Erinnerung bewahrte sie treu im Gedächtniß oder gar im Herzen auf, denn daß sie schön und herrlich gewesen, das läugnete sich wohl Keiner, der irgend einen kleinen Antheil daran genommen hatte.

Waren nun schon diese genußreichen Abende aus Gertrud's Leben gestrichen, blieb sie vor der Hand fast nur auf den Umgang mit der Tante Treuhold beschränkt, so sollten ihr auch nicht einmal die Tage die Unterhaltung früherer Zeiten gewähren, so weit dieselbe vom Legationsrath ausgegangen war. Bodo war mit Herrn Hinz jetzt fast den ganzen Tag im Freien, denn trotz des bösen Wetters hielt er es für seine Pflicht, gerade durch seine Anwesenheit den Arbeitern mit gutem Beispiel voranzugehen und sich nicht scheu vor Regen und Wind im warmen Hause zu verkriechen. Kam er dann zu den Mahlzeiten durchnäßt nach Hause, so mußte er sich rasch umkleiden und erschien nur auf kurze Zeit am Mittags- und Abendtisch bei den Frauen, die oft nur mit Minuten abgespeist wurden, wo sie früher Stunden lang den Genuß vielseitiger Unterhaltung und freier Meinungsäußerung gehabt hatten.

Ob Bodo wohl sehr unter diesen so plötzlich in sein vorher so angenehmes Leben tretenden Verhältnissen litt? Wir wollen es nicht zu erörtern wagen, obgleich es Manchem der ihn Umgebenden wohl bisweilen so scheinen mochte. Trotz seiner heiteren Miene, die er gegen Jedermann an den Tag legte, schien er nicht ganz glücklich zu sein, denn ihn peinigte eine sichtbare Unruhe, die ihn von Diesem zu Jenem

trieb und die vielleicht mit daran schuld war, daß er die Unterhaltungen im Hause vernachlässigte und sich oft im Freien zu schaffen machte, wozu häufig gar keine Nothwendigkeit vorlag.

War diese Unruhe, diese seltsame Hast, mit der er Alles betrieb, eine Folge seiner inneren Gemüthskämpfe oder war sie vielleicht auch der Schatten, den die in der Nähe lauerten Tage, der 30. Juli und der 1. August, schon jetzt über ihn und seine Empfindungen voraus warfen? Wir wollen es nicht entscheiden, möglicher Weise aber war Beides der Fall. Mochte er noch so männlich gefaßt auf jederlei Vorkommniß sein, je näher die Zeit heranrückte, die sein Vater durch seinen letzten Willen so bedeutungsvoll hingestellt, um so ernstlicher richteten sich seine Gedanken darauf hin, um so eifriger überlegte er hin und her, wie er sich zu verhalten, was er zu erwarten, zu besorgen habe, denn daß etwas Unheimliches im Schooße der Zukunft drohte, das fühlte er an der Unruhe seines Herzens, an dem Mißmuth seiner Seele, deren stürmisches Fluthen sein starker Geist auf keine Weise mehr beherrschen und beeinflussen konnte.

Und wie gestaltete sich in diesem schwankenden Zustande, den er Niemanden verrathen wollte und der ihm eben deshalb so große Pein verursachte, sein Verhältniß zu Gertrud selbst, das in den vorher genauer geschilderten Tagen ein so freundliches Ansehen gewonnen hatte?

Seltsam! Je länger Beide zusammen blieben und je bekannter sie mit einander wurden, um so vertraulicher, sollte man denken, hätte sich das Verhältniß zwischen ihnen gestalten müssen. Allerdings, das war auch mit merklichem Fortschritt bis zu dem Tage der Fall, wo die Grotenburg'sche Familie zum Besuch auf Sellhausen eintraf. Seitdem sie aber

an demselben schönen Abend bei vollem Mondschein die Nachtigall im Lindensaal schlagen gehört und die goldene Feuerschlange im Wasser sich von Berg zu Thal ringeln gesehen, schien es, als ob ihr ferneres Beisammensein durch eine gewisse Befangenheit, eine Art fremder Zurückhaltung, die freilich nur sie selbst merkten und empfanden, getrübt werden sollte.

Wenngleich nun diese Befangenheit im täglichen allgemeinen Verkehr, hauptsächlich aber im Gespräch unter vier Augen mehr auf Seiten Gertrud's zu finden war, so blieb sie doch auch bei Bodo von Sellhausen nicht ganz aus. Trotz aller Mühe, die er sich gab, das alte schöne und so behaglich stimmende Verhältniß zurückzurufen, es wurde ihm selbst schwer, wieder in den ehemaligen natürlichen Ton zu fallen, das frühere sanfte Geleise gegenseitigen freundlichen Mittheilens und Ergänzens aufzufinden, und so blieb endlich wirklich eine Schranke zwischen ihnen stehen, die sogar von Tage zu Tage zu wachsen schien, bis sie zuletzt, wie das gewöhnlich geschieht, beiden Theilen unübersteiglich geworden war und allen Bemühungen, mochten sie auch aus tiefstem, reinstem Gemüthe hervorgehen und das edelste Ziel erstreben, Hohn sprach.

Jedenfalls trugen die schon erwähnte schlechte Witterung und die häufige Abwesenheit Bodo's hierzu das Ihrige bei; die Begegnung Beider geschah immer seltener, die Kluft zwischen ihnen wurde immer bemerklicher, und wenn ein zartbesaitetes Gemüth erst merkt, daß eine früher vorhanden gewesene Brücke im Verkehr abgebrochen ist, so gewöhnt es sich allmählig an diese Trennung, sie erscheint ihm immer natürlicher und nothwendiger, mag sie so unnatürlich und überflüssig sein wie sie will.

Im Hause selbst, wenn Bodo dahin zurückkehrte, waren zuletzt die sich darbietenden Unterhaltungen nie mehr ungestört zu führen, ja; es wollte Ersteren bedünken, als ob sogar die Gelegenheiten dazu absichtlich hinausgeschoben würden, wenigstens war Gertrud stets irgend wo beschäftigt, wenn er zu einer ungewöhnlichen Zeit auf einige Minuten eintraf, und in den gewohnten Unterhaltungsstunden, bei Tische oder am späteren Abend, hielt die Anwesenheit der Treuhuld oder des Verwalters die beiden jungen Leute von einander fern, was, früher doch niemals, wenigstens in dem Grade nicht, der Fall gewesen war.

An die Stelle dieser mündlichen Unterhaltung, mochte sie sie nun entbehren und ihren Verlust bedauern oder nicht, war dafür eine andere getreten, die schriftliche, die sie auf den Wunsch der Frau Birkenfeld eifrigst fortzusetzen sich angelegen sein ließ. Die alte Frau hatte sogar einige Male selbst geschrieben und bestimmte Fragen an Gertrud gerichtet, deren gewissenhafte Beantwortung dieser nun so pflichtgemäß erschien, daß sie sie vielleicht zu genau nahm und in ihrer aufrichtigen Ergebenheit gegen die alte Freundin mehr aus sich heraus schrieb, als erwartet oder gar verlangt worden war.

Ob die eifrige Berichterstatterin sich ihres Handelns und des Grades ihres Vertrauens im ganzen Umfange bewußt war, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Vielleicht that es ihr wohl, ein theilnehmendes weibliches Herz auf der Welt zu haben, dem sie, nicht *ihre* Empfindungen und Anschauungen, wie sie meinte, sondern die eines Anderen mittheilen konnte, und glücklicher Weise war ihr fast unbegrenztes Vertrauen in diesem Punkte auf eine Person gefallen, die dasselbe zu würdigen verstand und die in ihrer reichen

Erfahrung und in ihrem hellsehenden Geiste Mittel genug besaß, zur geeigneten Zeit einzuschreiten, wenn das junge Mädchen, vielleicht unbewußt, über ihr Ziel hinausgehen und so des Beistandes einer kräftigen Hand bedürfen sollte.

–

Etwa in der Mitte des Monats an einem verhältnißmäßig günstigen Tage wurde Bodo eine unerwartete Begegnung zu Theil. Er hatte an diesem Nachmittage das Bedürfniß zu einem tüchtigen und schnellen Ritt gefühlt und da er gerade nichts Wichtiges auf dem Felde zu besichtigen hatte, überließ er die vorliegenden Geschäfte dem Verwalter und jagte querfeldein, vielleicht um seinem unruhigen Blute durch die mächtige Körperbewegung ein angemessenes Gegengewicht zu bieten. Wie man sich aber oft bei solchen Gelegenheiten, die man für heilsam hält, in noch heftigere Wallung versetzt, so geschah es auch unserm Freunde diesmal: der gehoffte Genuß sollte ihm theuer zu stehen kommen und das erwünschte Ziel sollte durch diesen Ritt nicht erreicht werden.

Etwa eine halbe Meile von der Grotenburg entfernt, sah er plötzlich einen Reiter auf sich zukommen; sein scharfes Auge erkannte sehr bald, wer es war, und da er ihm nicht ausweichen mochte, um nicht etwa abermals mit einem unerwarteten Besuch beglückt zu werden, mäßigte er den Schritt seines Pferdes, was jener Reiter aber nicht that, vielmehr in der Freude seines Herzens rascher als vorher Bodo entgegenaloppierte.

»Ha! Mein lieber theurer Vetter!« rief Baron Grotenburg schon von Weitem, »dachte ich mir es doch, daß Sie es waren. Sie wollen zu uns – ja, ja, läugnen Sie es nicht, und das beglückt mich ungemein und wird auch Andere beglücken!«

Bodo liebte das Lügen nicht, und auch in diesem Falle gab er die ihm unterlegte Absicht nicht zu, wobei er zur größeren Bekräftigung seiner Aussage auf seine Kleidung und seine langen Stiefel wies, wie er sie auf dem Felde und bei der Arbeit zu tragen pflegte.

»Nein, nein,« rief der mit verhängnißvoller Blindheit geschlagene Baron, »Sie täuschen mich nicht. Sie wollten sich gerade in diesem Aufzuge, inmitten Ihrer Thätigkeit einmal zeigen, und ich finde das ungeheuer schlaue. Kommen Sie also, kommen Sie – ich wollte nur zu Haas, aber der kann warten bis morgen.«

Bodo sah, daß kein Entkommen möglich war, und so fügte er sich mit ruhigem Herzen in den Beschluß des Zufalls. Wie der Baron es ihm gesagt, so erregte sein Erscheinen auf der Grotenburg eine allgemeine Freude. Die Baronin hätte ihn beinahe vor Entzücken umarmt, trotz seines Landrocks oder gerade wegen desselben, denn sein Besuch in dieser Tracht deutete ja gerade seine herzliche Vertraulichkeit an – und selbst Fräulein Clotilde, sonst immer gleichgültig und vornehm kalt, empfing ihn mit sichtbarer Wärme und gab sich alle Mühe, dem geehrten und so selten gesehenen Gaste ein freundliches Gesicht und – ein warmes Herz zu zeigen.

Der Grund dieser allgemeinen Freude blieb Bodo vielleicht tiefer verborgen, als er dem Leser bleiben darf. Seit dem verunglückten letzten diplomatischen Versuche des Barons auf der Cluus war man auf der Grotenburg schier in Verzweiflung gerathen. Die Behandlung ihres Mannes Seitens »des alten Drachens« hatte die Baronin fast außer sich gebracht, sie war wieder vor Wuth in Krämpfe und Ohnmachten verfallen und hatte das ganze Haus damit in die größte Bestürzung versetzt. Dieser unglückselige Zustand

hatte Tage lang gedauert und erst das Erscheinen des Barons Haas hatte besänftigend auf die Kranke und ihre ganze Umgebung gewirkt, denn er hatte nicht allein die so nothwendige, ziemlich bedeutende und ihm gerade zu Händen gekommene Summe Geldes verheißen, sondern auch anderweitige Hoffnungen ausgesprochen, die sich auf Bodo bezogen, den er völlig in seiner Hand zu haben und nach seinem Willen tanzen zu lassen sich rühmte. Näheres freilich wollte er über diesen Punkt nicht angeben, so hart er bedrängt wurde; indessen er zeigte sich seiner Sache so gewiß, daß man in dem Zustande der Aufregung, in dem man sich befand, und worin schon die leiseste Hoffnung ein ungeheurer Gewinn zu sein scheint, ihn als einen vom Himmel gefallenen Retter pries und sich seinen Anordnungen auch fernerhin zu fügen versprach.

»Gebet Acht,« sagte er, bevor er an diesem Tage nach Hause fuhr, »ich kenne meinen Mann und ich stehe für den Riß. Es ist ein ganz seltsamer Ca – *Casum*. Der Legationsrath ist ein schlauer und feiner Kerl, aber ich bin doch noch etwas schlauer und feiner, denn ich durchschaue ihn vom Kopf bis zu den Fußzehen. Er macht sich rar, um interessant und neu zu bleiben – und das ist ihm trefflich gelungen. Er spricht kein Wort über sein Vorhaben, seinen Entschluß, wenn aber der Tag kommt, wo er sprechens muß, ist er da und legt sich Euch zu Füßen. Wahrhaftig, das ist auch das Klügste, was der Mensch thun kann, und er ist klug genug, seinen besten Vortheil wahrzunehmen. Es kommt also nur darauf an, daß man zur rechten Zeit mit einem Hebel bei der Hand ist, um ihm die große Last vom Herzen zu wälzen. Diesen Hebel nun halte ich bereit – im rechten Augenblick ist er da und ich – ich, Kinderchen, ganz allein spiele den Trumpff

aus, der uns Allen die Parthie gewinnen macht! Haha! Und nun gute Nacht, Brüderchen, gute Nacht, schöne Schwägerin! Behaltet den Kopf oben – und das Geld kannst Du Dir morgen holen. Ich wollte zwar Champagner, Johannisberger und Burgunder kaufen, aber damit hat es noch bis nach dem ersten August Zeit – haha! so lange reicht der Vorrath noch. Doch halt – noch Eins! Ihr müßt,« flüsterte er, »der Clotilde etwas den Kopf zurecht setzen. Sie ist mir gegen den steifen Freier zu steif – versteht Ihr? Sie muß sich ein Bischen gehen lassen – den Zügel nicht zu straff anziehen, ehe er fest umgelegt ist – nachher geht es schon eher. Na, das wollte ich noch sagen und nun – Gott befohlen! Vorm Dreißigsten seht Ihr mich nicht wieder – dann aber mit Trumpfen gefüllt – bis an den Hals. Ade!«

Baron Haas hatte also wie ein glückbringender Zauberer auf die Bewohner der Grotenburg eingewirkt und auch Fräulein Clotilde hatte in Folge eines ernsten mütterlichen Rathes die Zügel des edlen Rosses gelockert, um ihm nicht, noch bevor sie in den Sattel gestiegen, als eine zu strenge Herrin zu erscheinen. Diesem Umstande allein hatte also Bodo den ihm auf der Grotenburg zu Theil werdenden freundlichen Empfang auch von dieser Seite her zu verdanken.

Als er an diesem Abend ungewöhnlich spät nach Hause kam, erzählte er den beiden Frauen, was ihm begegnet, auch daß Fräulein Clotilde sehr gütig gegen ihn gewesen sei.

Gertrud schwieg nach Anhörung dieses unerwarteten Berichts, die Treuhold aber, deren Stimmung, je näher der erste August heranrückte, um so gereizter und bitterer wurde, weil sie sich vor innerer Angst kaum zu lassen wußte, sagte

mit einem bedeutsamen Blick auf die still vor sich hin sehende Gertrud: »Na, das ist ja natürlich, Herr Legationsrath. Warum soll sie nicht gütig gegen Sie sein?«

»Wie so?« fragte Bodo, das heute so ernste Auge verwundert auf das alte Fräulein richtend.

»Nun, mein Gott, hängt denn von Ihnen nicht ihr ganzes ferneres Schicksal ab?«

»Ihr ferneres Schicksal? Ich verstehe Sie gar nicht«

»Wie Sie so fragen und sich so erstaunt stellen, können! Nun freilich. Und da sie hofft und erwartet, daß sich das Schicksal zum Guten wenden werde, so ist sie freundlich und gütig gegen Sie. Es wäre auch noch besser, wenn sie einen Mann, wie Sie sind, und einen so reichen Besitz, wie Sie ihn in der Tasche haben, mit Grobheiten kirren wollte!«

»Fräulein Treuhold!« entgegnete Bodo erstaunt, »ich weiß nicht, wie Sie mir heute vorkommen. Sie sind ja förmlich bissig! Wer hat Ihnen denn was zu Leide gethan?«

Die alte Dame brach plötzlich in Thränen aus und verließ das Zimmer. Bodo stand noch immer erstaunt vor Gertrud und sah sie fragend an, ohne im Stande zu sein, ein Wort an sie zu richten, da auch ihre Miene ihm wie ein verschlossenes Buch vorkam. Endlich aber wurde ihm die lange Pause peinlich und indem er sich dem lieben Mädchen näherte, sagte er freundlich:

»Ich bitte Sie, Fräulein Gertrud, sprechen Sie wenigstens zu mir. Hat auch Ihnen Jemand etwas gethan, frage ich noch einmal?«

Gertrud schüttelte sanft den Kopf. »Ach nein,« sagte sie, »gethan hat uns Niemand etwas, aber ich will es Ihnen erklären, warum Tante Treuhold in dieser Stimmung ist. Mein Vater war hier und, ob nun im Ernst oder Scherz, ich weiß es

nicht, da er bei guter Laune war, neckte er die Tante mit ihrer neuen Gebieterin auf der Grotenburg, die nun bald hier befehlen werde, und das hat sie ihm übel genommen. Weiter ist es nichts.«

Bodo lächelte. »Ihr Vater war also hier,« fuhr er, von dem vorigen Gegenstande, wie es schien, mit Freuden abbrechend, fort, »das thut mir leid. Er kommt jetzt so selten.«

»Er hat viel zu thun, so wie Sie, Herr Legationsrath.«

»O, viel mehr als ich, Fräulein; seine Felder sind doppelt so groß wie die von Sellhausen und seine Wirthschaft dergleichen.« –

Aehnliche kleine Auftritte kamen in der letzten Zeit häufiger vor und Bodo ertrug sie mit ruhigem Gleichmuth, da er sich wohl den Zustand der alten Dame erklären konnte, die zwanzig Jahre als fast unumschränkte Gebieterin auf Sellhausen gewaltet hatte und es nun nicht ertragen konnte, sich plötzlich verdrängt und eine Dame, wie Fräulein Clotilde war, an ihre Stelle treten zu sehen.

Was den Meier anbetrifft, so war Bodo in den letzten vierzehn Tagen seltener als sonst mit ihm zusammen getroffen, und das war sehr natürlich. Jeder hatte vollauf bei sich zu thun und die Besuche stockten überall in dieser Zeit. Dennoch war er zweimal auf Sellhausen gewesen, hatte aber jedesmal Bodo verfehlt, weshalb denn dieser am nächsten Tage nach jenem Abend nach Allerdissen ritt und dem Freunde eine Stunde auf dem Felde, wo er ihn fand, Gesellschaft leistete. Ein längeres und ernsthaftes Gespräch hatte hier nicht stattfinden können, der Meier aber hatte dem Legationsrath eine wahrhaft herzliche Miene gezeigt und dieser glaubte in seinen Augen gelesen zu haben, daß er unter allen Umständen, komme was da wolle, einen Freund an ihm besitze,

auf den er sich verlassen könne, und mit diesem wohlthätigen Eindruck war er wieder heimgekehrt, um seine Arbeiten wie früher fortzusetzen, seine Pflicht als Landwirth zu erfüllen und – mit Geduld den Verlauf der Tage abzuwarten, die unaufhaltsam ihren Gang nahmen und endlich – o wie Vielen! – theils zur Hoffnung, theils zur Besorgniß oder gar zur Qual, dem Ziele nahe gekommen waren, das, eingestanden oder nicht, wie ein verhängnißvoller Alp auf allen Seelen der dabei Betheiligten drückte.

---

Der 30. Juli war also vor der Thür und man zählte schon den 29. Das Wetter hatte sich seit dem Abend vorher wieder zum Besseren gewandt und die Sonne schien nachholen zu wollen, was sie so lange versäumt, denn sie sandte mit ihren goldenen Strahlen eine Wärme hernieder, wie man sie lange nicht empfunden und vergebens herbeigewünscht hatte.

Nicht so angenehm und freundlich sah es an diesem Morgen im Hause von Sellhausen aus.

Was den Hausherrn selbst betrifft, so war er am Abend zuvor mit dem größten Theil der Ernte zu Stande gekommen und durfte sich einiger Ruhetage erfreuen, die er nach so bewegter Zeit gebrauchen konnte, um sich zu sammeln und auf die Ereignisse vorzubereiten, die ihm in wenigen Tagen unzweifelhaft bevorstanden. Mochte er so gefaßt und in sein Schicksal ergeben sein, wie er wollte, ein wichtiges Ereigniß sieht immer ganz anders aus – ähnlich einem gewaltigen Berge, der von ferne in milden blauen Umrissen erscheint, in der Nähe aber oft wild zerklüftet ist – wenn man dicht davor steht und mit seinen offenen Sinnen fast schon hineinragt,

als wenn man es noch von nebelhafter Ferne still- umschleiert sieht. Das sagte er sich selbst, als jetzt nur noch wenige Stunden ihn von dem ersten August trennten, dem er nun schon fast seit dreiviertel Jahren mit verschiedenen Empfindungen entgegengesehen. Unbekümmert um das, was ihm bevorstand, war er ruhig und still seinen Pflichten nachgegangen, hatte nicht rechts, nicht links geblickt und war einzig und allein bemüht gewesen, sein Inneres in Ordnung zu bringen, worin er seit längerer Zeit ein Ebben und Fluthen wahrgenommen, das jetzt eigentlich, seiner Meinung nach, nicht darin sein sollte.

Am Morgen des genannten Tages nun war er nach einem nochmaligen Ritt über die Felder nach Hause zurückgekehrt und hatte sich ruhig auf seinem Zimmer niedergelassen, um einige Briefe zu schreiben, woran er in der letzten Zeit gar nicht hatte denken können. Während er nun auf diese Weise beschäftigt war, ging es im unteren Stockwerke viel unruhiger her, denn am frühen Morgen schon war eine Nachricht daselbst eingetroffen, die das Letzte gethan, um Fräulein Treuhold's Fassung ganz und gar über den Haufen zu werfen. Hatte sie in den letzten Wochen schon in geheimer Spannung, in Angst und Bangen zugebracht und, seltsam genug, nicht einmal an Gertrud einen erheblichen Trost gefunden, da diese eigenthümlich zerstreut und mit sich selbst übermäßig beschäftigt war, so sollte dieser Morgen den Höhepunkt ihrer Unruhe und Qual bezeichnen, da nun außer der Besorgniß vor der bevorstehenden Testamentseröffnung noch eine andere Mittheilung zu ihr gelangt war, die den 30. Juli betraf.

Herr Hinz war nämlich mit dem Pächter von Grotenburg, der mit dem Baron in naher Beziehung stand und in seiner

unmittelbaren Nachbarschaft wohnte, zufällig zusammengetroffen und hatte von diesem, seinem alten Freunde, die für ihn unglaubliche Nachricht vernommen, daß am 30. Juli die Verlobung Fräulein Clotildens mit dem Legationsrath von Sellhausen gefeiert werden solle. Der Pächter wollte davon wie von einer ausgemachten Sache sprechen gehört haben und war ganz erstaunt, in dem Verwalter von Sellhausen einen in dieses offenkundige Geheimniß noch Uneingeweihten zu finden.

Mit dieser Nachricht war Herr Hinz am Morgen nach Hause gekommen und hatte sich sogleich zu Fräulein Treuhold begeben, um, noch ganz ergriffen von Staunen und Verwunderung, der alten Dame die Neuigkeit zu überbringen. Da war denn in dem treuen Gemüthe des guten Fräuleins ein gewaltiger Sturm ausgebrochen, zahllose Thränen waren geflossen und Gertrud war natürlich die Erste gewesen, der sich das übervolle Herz der Tante geöffnet hatte.

Aber da war diese wieder gänzlich an dem sonst so warm theilnehmenden Herzen des jungen Mädchens irre geworden, denn Gertrud hatte sie nach ihrer geheimnißvollen Mittheilung mit großen Augen starr und kalt angesehen, kein Wort erwidert und still ihr Zimmer aufgesucht, um, wie sie schon vorher gesagt, an Tante Grete zu schreiben, was Fräulein Treuhold als eine Pflicht zu betrachten gelernt hatte, die weder aufgeschoben noch beeinträchtigt werden durfte.

In diesem wenig beneidenswerthen Zustande nun befanden sich die Bewohner von Sellhausen, als die Ruhe des Einen von Neuem auf unerwartete Weise gestört werden und die Angst und Besorgniß der Andern frische Nahrung empfangen sollte, denn, wie vom Winde des Unheils herbeigeweht, fuhr um zehn Uhr höchst eilig ein Wagen in den

Hof, in dem Niemand anders als Baron Grotenburg selber saß.

»Ist der Herr Legationsrath zu Hause?« fragte der Baron hastig die ihm entgegeneilende Rieke.

»Ja, Herr Baron, er sitzt auf seinem Zimmer und arbeitet.«

»Gut, führe mich zu ihm, ich habe ihn nothwendig zu sprechen.«

Nach einem schmunzelnden Blick auf das schöne Haus, den in sauberster Ordnung prangenden Hof, was er Alles schon für sein halbes Eigenthum betrachtete, folgte er nun der voranschreitenden Magd und trat, sobald er gemeldet, bei Bodo ein, der ganz erstaunt von seinem Stuhle aufstand und dem unerwarteten Gaste mit unruhig schlagendem Herzen entgegenging.

Das Gesicht des Barons deutete durch den Glanz seiner Augen und die erhöhte Farbe seiner Wangen auf eine fiebrische Unruhe, die, fast Jedem erkennbar, sein ganzes Wesen verzehrte. Zu Hause an Nichts, an Niemanden einen Halt findend, hatte er die Zeit nicht erwarten können, dem Manne noch einmal gegenüberzustehen, von dessen nächster Entscheidung so viel abhing, und so war er gekommen, auch theilweise aus Furcht, der 30. Juli könne in Sellhausen vergessen werden, um seinen Freund an die frühere Zusage zu erinnern und vielleicht, durch irgend ein Wort, eine Bemerkung getröstet, nach seinem unruhigen Hause zurückzukehren und gute Botschaft heimzubringen. Fein gekleidet wie immer und in Benehmen und Zügen die glatteste Herzlichkeit an den Tag legend, die aber wider sein Wissen einen schmeichlerischen Beigeschmack trug, dem Bodo von Natur aus im höchsten Grade abgeneigt war, trat er bei diesem

ein, streckte ihm in vertraulichster Weise die Hände entgegen und rief:

»Mein lieber Vetter, ich freue mich unendlich, Sie zu Hause zu finden. Ah, jetzt schon wieder am Schreibtisch und doch sehe ich an Ihren Stiefeln, daß Sie bereits auf dem Felde thätig gewesen sind! Na, das sind wir ja Alle, und es ist ja auch die rechte Zeit dazu!«

Bodo warf nur einen Blick auf die feinen lackirten Stiefel des Barons und lächelte. »Auf dem Felde sind Sie wohl mit *dem* Schuhwerk da nicht gewesen?« sagte er, seinem Gaste einen Platz auf dem Sopha anweisend.

»Auf dem Felde – nein, lieber Freund; meine Thätigkeit ist freilich eine andere als die Ihre gewesen, aber doch eben so wichtig. Doch lassen Sie mich gleich auf den Hauptpunkt meines Kommens eingehen, denn ich möchte gern bald wieder bei meiner Frau sein, der ich gar nicht gesagt, wohin ich meine Schritte richtete.«

»Sprechen Sie,« erwiderte Bodo mit seiner ruhigsten Miene, »was führt Sie hierher?«

»Ah, ja, freilich! Sie haben am Ende kein so gutes Gedächtniß, wie andere arme Sterbliche, da Sie stets in Ihre Arbeiten vertieft sind –«

»Mein Gedächtniß ist gut, aber frischen Sie es nur auf, das kann nichts schaden.«

»Nun denn – wir haben heute den 29. Juli!« sagte der Baron mit weit aufgerissenen Augen, um damit wie mit zwei Pfeilen in Bodo's Inneres zu dringen.

»Ja, da haben Sie Recht,« erwiderte dieser, »und morgen ist der 30. Juli.«

»Da haben Sie auch Recht und Sie wissen doch, was Sie uns Allen versprochen haben?«

»Gewiß weiß ich das und ich werde mein Wort halten.«

»Herrlich, prächtig, fürwahr! Sie sind mein Mann. Na, aber wissen Sie was? Die paar Abendstunden verlaufen so rasch und es sind so viele Leute da – kommen Sie also schon vor Tisch und bleiben Sie dann den ganzen Tag bei uns.«

Bodo besann sich nur einen Augenblick. »Nein, Herr Baron,« sagte er kurz und fest, »das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich habe morgen den ganzen Vormittag zu schreiben, und am Nachmittag vielleicht auch noch ein paar Stunden.«

»O, schreiben! Lumperei! Das ist keine wichtige Arbeit, die können Sie jeden andern Tag auch verrichten.«

»Unter Umständen ist es keine Lumperei, Herr Baron, und jeder Tag hat bei mir seine eigene Arbeit. Diese aber *muß* morgen zu Ende gebracht werden, die nächsten Tage werden mir ohnehin genug Unruhe in's Haus bringen.«

Es war dem dies Sprechenden dabei gewiß nicht lächerlich zu Muthe und doch mußte er unwillkürlich lächeln, als er des Barons aufhorchende Miene wahrnahm. Der ganze Mann war Ohr und es schien, als ob er, nachdem Bodo ausgesprochen, noch Etwas zu hören verlange, was dieser bisher nicht gesagt. Dies Lächeln Bodo's aber schloß dem armen Baron, der nur an sich und seinen Vortheil dachte, gegen alles Uebrige aber blind und taub war, ein ganzes Paradies von Glück, Wonne und Hoffnung auf und indem er sich dabei einer furchtbaren Täuschung hingab, hielt er den Augenblick für günstig, noch einmal durch eine directere Anspielung sein Heil zu versuchen und um eine Hoffnung reicher nach Hause zu gehen.

»Sie haben Recht,« sagte er mit süßlicher Miene, »die nächsten Tage werden uns Allen Unruhe genug bringen,

aber gewiß doch nur eine recht freudige, lange erwartete, ersehnte Unruhe. Ah, Sie glauben gar nicht, wie tief ein Vater fühlt, wenn es sich um das Glück seines Kindes handelt.«

Bodo blickte vor sich nieder und antwortete nicht auf diese Anspielung, die er kaum, da sie zu handgreiflich war, speciell auf sich gemünzt hielt.

»Ich habe nur einen Wunsch noch,« fuhr der Baron, durch dies Schweigen kühner gemacht, fort, »und der betrifft so gut Sie, wie mich und alle die Meinigen.«

»Sprechen Sie ihn aus,« sagte Bodo gleichgültig und unmerklich seine glatte Stirn runzelnd, da er jetzt ahnte, was kam.

Der Baron merkte den aufsteigenden Unwillen seines lieben Veters nicht und fuhr fort: »Ich muß immer und immer wieder in diesen Tagen an Ihren guten Vater denken. Wenn doch sein Wunsch, mit dem sein ganzer Segen gepaart ist, recht, recht bald in Beziehung auf Sie, auf uns in Erfüllung gehen wollte!«

Es entstand eine unheimliche Pause, die namentlich dem Baron schwer auf's Herz fiel. Von seinen inneren drängenden Gefühlen, der Ungeduld und der Besorgniß gefoltert, beschloß er aber noch weiter zu gehen, trotzdem er auf Bodo's kaltem und entschiedenem Gesicht schon die Gränze hätte lesen können, bis zu welcher er diesem entschlossenen Mann gegenüber gehen durfte.

»Wenn Sie,« fuhr er unruhig hin und her rückend fort, vor dem ersten August mit mir einig werden könnten – verstehen Sie mich nicht falsch – ich meine es wahrhaft gut mit Ihnen – so wäre das Testament, welches an jenem Tage eröffnet werden soll, umsonst geschrieben. Es dürfte ungelassen beseitigt werden und – und –«

»Um Entschuldigung, Herr Baron,« warf Bodo mit entschiedenem Wesen dazwischen, »darin bin ich nicht ganz Ihrer Meinung. Das Testament meines Vaters *darf* nicht umsonst geschrieben sein –«

»Aber doch – es giebt *ein* Mittel, dasselbe zu umgehen!« unterbrach ihn der Baron fast ungestüm.

»Lassen Sie mich gefälligst ausreden, Herr Baron – wenigstens was mich betrifft, so bin ich etwas neugierig auf seinen Inhalt geworden und möchte denselben in jedem Fall kennen lernen.«

»In *jedem* Fall?« rief der Baron verwundert. »Das ist ja nicht möglich! O nein doch – ein einziger Fall macht es ja unnöthig, sogar unzulässig, seinen Inhalt näher kennen zu lernen.«

»Ich weiß, ich weiß!« sagte Bodo, den Kopf langsam auf und nieder bewegend und wie in Zerstreuung vor sich hinstarrend, da er dies Gespräch unter jeder Bedingung abubrechen wünschte. »Aber wissen Sie was, Herr Baron,« fuhr er plötzlich mit energischer Geberde fort, »lassen Sie uns hierüber nicht mehr reden, wir verständigen uns *jetzt* darüber nicht – wollen lieber abwarten, was die Zeit bringt, die kurz vor der Thür steht. Ich habe schon neulich Ihrem Herrn Schwager, dem Baron Haas, meine Meinung über diesen Punkt gesagt, als er eine Anspielung darauf versuchte, und der wird mich hoffentlich begriffen haben.«

Bei diesen Worten schaute der Baron verwundert und halb entzückt auf. »Ah,« flüsterte ihm eine geheime Stimme zu, »er hat mit Haas darüber gesprochen! Darum auch! Das ist es, was Haas so sicher macht. Still! nun habe ich genug. – Mein lieber Herr Vetter,« sagte er dann laut, sich rasch von seinem Sitze erhebend, »ich verstehe Sie vollkommen und

will nicht unbescheiden sein. Jeder Mensch hat seine Weise zu handeln, und Sie also auch. Warten wir daher, wie Sie sagen, die Zeit ab. Sie kommen morgen also so früh wie möglich?«

»Punkt vier Uhr reite ich hier ab – früher habe ich keinen Augenblick für mich.«

»So bin ich auch damit zufrieden. Ich will Sie nicht länger stören – wir haben uns verständigt. Leben Sie wohl!«

Er schüttelte Bodo mächtig die Hand und dieser begleitete ihn bis vor die Thür, wo des Barons Wagen noch stand, in den er sogleich stieg und hastig und vollkommen befriedigt von dannen fuhr.

Bodo sah dem Abfahrenden mit keinem Blicke nach, sondern trat unmittelbar darauf in das Frühstückszimmer und nahm an dem Tische seinen Platz ein, nachdem er Fräulein Treuhold und Gertrud einen freundlichen guten Morgen geboten. Beide bemerkten aber doch auf der Stelle, daß er verstimmt war und mit seltener Hast und nur sehr wenig aß. Keine von ihnen sprach über den kurzen Besuch des Barons ein Wort und Bodo selbst schien ihn bereits vergessen zu haben. Man wechselte nur wenige Worte mit einander, sprach über das günstigere Wetter und nachdem Bodo dann einen raschen Blick über das ruhige klare Gesicht Gertrud's und über die angstvolle Miene der Treuhold geworfen, nahm er seinen Hut und empfahl sich.

In ähnlicher Weise verlief das Mittagsessen, das nur durch des Verwalters Anwesenheit und dessen Mittheilungen über verschiedene Wirthschaftsangelegenheiten etwas belebter wurde. Bald nach Tische aber hörten die Frauen den Legationsrath wieder von seinem Zimmer herunterkommen und

bevor er nach dem Hofe ging, trat er bei der Treuhold ein und da er Gertrud bei derselben fand, sagte er freundlich:

»Ich gehe nach Allerdissen, Fräulein, und habe mit Ihrem Vater zu sprechen. Wünschen Sie mir vielleicht einen Auftrag an ihn zu geben?«

Gertrud schaute mit ihrem sinnigen Lächeln zu ihm auf, denn es lag eine überaus herzliche Milde in der Stimme des Redenden. »Nein, Herr von Sellhausen,« sagte sie, »grüßen Sie ihn nur und er soll sich nicht so unablässig quälen.«

»So leben Sie wohl. Adieu, Fräulein Treuhold. Wenn ich wiederkomme, bitte ich mir ein recht freundliches Gesicht von Ihnen aus. Das ist jetzt eine Seltenheit!«

Gleich darauf schritt er in den Hof hinab und trat seinen Weg nach dem Meierhofe zu Fuße an.

Er fand den Meier zu Hause und ward, wie immer, ungemein herzlich von dem braven Manne empfangen. Sie sprachen in ihrer stundenlangen Unterhaltung fast nur von der Ernte und den dahin gehörigen Dingen, und der Eine wie der Andere von ihnen verrieth nicht die geringste Neigung, das Gespräch auf ein anderes Gebiet überzuführen. Der Meier war ruhig wie gewöhnlich, beobachtete aber die Miene seines jungen Freundes mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, was diesem entging, da er etwas zerstreut und innerlich viel zu lebhaft beschäftigt war. Als Bodo aber um sechs Uhr wieder seinen Rückweg anzutreten Miene machte, sagte der Meier mit fester Betonung und scharf aufblickendem Auge:

»Also Sie wollen schon wieder fort? Gut. Das war ein kurzer Besuch. Hoffentlich haben wir bald mehr Zeit für einander und die Arbeit wird ja auch wohl einmal ein Ende nehmen. So leben Sie wohl. Am ersten August sehen wir uns zum ersten Mal wieder, denke ich.«

»Erst am ersten August?« fragte Bodo verwundert. »Ach ja, morgen muß ich nach der Grotenburg, es ist ja wahr. Aber übermorgen ist ja auch noch ein Tag, lieber Freund, wollen wir dann nicht zusammen kommen und noch ein letztes ernstes Wort mit einander reden?«

Der Meier sann einen Augenblick nach, schüttelte dann leise den Kopf und erwiderte: »Uebermorgen? Nein, Herr von Sellhausen, das wird leider nicht gehen. Am Morgen muß ich auf mein Feld und nach Tische habe ich unsrer alten Freundin auf der Cluus meinen Besuch zugesagt. Auch mit Der habe ich Wichtiges zu reden.«

»So, so,« sagte Bodo nachdenklich. »Das ist etwas Anderes. Davon darf ich Sie nicht abhalten. Na, dann also am ersten August! Wollen wir zusammen nach der Stadt fahren?«

»Auch das muß ich leider ablehnen,« sagte der Meier in beinahe schmerzlicher Weise. »Nein, nein, es geht nicht. Ich muß früh nach der Stadt, schon vor sieben Uhr, und so zeitig werden Sie nicht mit wollen, was sollten Sie auch so früh auf dem Gericht?«

»Da haben Sie Recht. Ich treffe keine Minute früher ein als ich muß. Damit ich es nicht vergäße, hat mir der Justizrath Möller gestern noch eine Vorladung gesandt – Punkt elf Uhr beginnt – der Tanz.«

»Ja, der Tanz!« wiederholte der Meier, trübselig lächelnd. »Nun, guten Muth, mein Freund. Sie werden bis dahin wohl schon Ihre Entscheidung getroffen haben – wie?«

»O ja!« erwiderte Bodo mit ausdrucksvollem Nicken des Kopfes. »Die wird bis dahin fertig sein. – Sind Sie etwa neugierig darauf?«

»Nicht im Geringsten!«

»So wollen wir es Beide in Ruhe abwarten. Wenn alle dabei Betheiligten mit so ergebenem und geduldigem Herzen erscheinen können, wie ich, werden wir eine recht friedliche Gesellschaft abgeben. Nun aber Gott befohlen – also am ersten August erst auf Wiedersehen! Grüßen Sie Frau Birkenfeld von mir, ich konnte sie in den letzten Wochen nicht besuchen.«

»Das wird sie sich selbst gesagt haben, sie ist klüger als wir Alle – bitte um Entschuldigung – Sie ausgenommen!«

»O, o!« lächelte Bodo und Beide reichten sich die Hand, schüttelten sie herzlich und trennten sich von einander.

---

Als Bodo, durch die Unterhaltung mit dem biedereren Meier auf eigenthümliche Weise erfrischt, eine Wirkung, die derselbe stets auf ihn übte, nach Hause zurückgekehrt war, ging es gegen sieben Uhr Abends. Die Sonnenstrahlen fielen schon schräg herab, vergoldeten aber noch mit ihrem vollen Glanze den Wald, den Fluß und das ganze Thal mit seinen felsigen Begränzungen und sanft ruhenden Fluren. Es war der lieblichste Abend wieder seit langer Zeit, der Himmel war in seiner ganzen Ausdehnung blau und wolkenlos, kein erkältender Luftzug bewegte die milde stille Luft und das kleine befiederte Völkchen der Lüfte, das so lange geschwiegen und getrauert, hüpfte und tanzte wieder munter zwitschernd von Zweig zu Zweig.

Ein solcher Abend pflegt versöhnend und mildernd auf jedes menschliche Gemüth einzuwirken und auf Bodo that er dies stets, da er ein warmer Freund der Natur und ein eifriger Verehrer aller ihrer wunderbaren Geheimnisse war.

Was er in den letzten Wochen vom Morgen bis Abend in seinem Herzen getragen, was seinen Geist erregt, sein Gemüth beunruhigt hatte – es schien sich allmählig, wie von einer lindernden Hand niedergedrückt, in ihm zu besänftigen und nach dem langen Kampf und Streit mit sich selber, senkte sich in seine Brust der Vorbote eines nahenden Friedens, einer innig ersehnten Ruhe herab.

Als er in dieser Stimmung auf den großen Hof seines Gutes trat, erfaßte es ihn plötzlich wie mit einer geheimen innern Gewalt, die sich seines Willens bemächtigte, und widerstandslos, ohne rechts und links zu blicken, ohne auf irgend Etwas um sich her zu achten, richtete er seine Schritte nach dem Garten, den er so lange nicht betreten hatte.

Das Erste aber, was er erblickte, als er auf die oberste Terrasse hinaustrat, war Gertrud, die auf einer Bank im Schatten einer schönen Linde saß und in einem Buche las, das er ihr selbst einst empfohlen hatte. – Als er das liebe Mädchen von ferne gewahrte, beschleunigte er seine Schritte und rief schon von Weitem:

»Ah, Fräulein Gertrud, daß ich Sie hier finden würde, hat mir eine innere Stimme verrathen. Guten Abend, guten Abend! O sehen Sie die goldene Beleuchtung der Felsen da drüben – wie spiegeln sich die grünen Bäume so natürlich und frisch im Wasser ab! Wie schön und herrlich ist das nach so langer Regenzeit, die, ach! auch noch manches andere Ungemach mit herbeigeführt hat!«

»Es wird auch wieder vorübergehen, Herr von Sellhausen,« erwiderte Gertrud sanft, nachdem sie ihn freundlich begrüßt und auf ihrer Bank zur Seite gerückt war, um ihm Platz zu machen. »Haben Sie meinen Vater getroffen?« fuhr sie dann gleich zu fragen fort.

»Ja, ich traf ihn.« Und Bodo erzählte, daß er sich wohl befinde und daß sie bis zum ersten August von einander Abschied genommen hätten, da er übermorgen den Nachmittag auf der Cluus zubringen werde.

»Das weiß ich schon,« erwiderte Gertrud. »Die Tante hat heute geschrieben und läßt Sie bestens grüßen und Ihnen auch für morgen recht viel Vergnügen wünschen.«

Bodo schwieg. Ein kalter Hauch, in diesen unschuldigen Worten heimlich verborgen, war über sein warmes Herz gefahren, das sich so eben kaum den Strahlen einer gütigen Lebenssonne geöffnet hatte. Da er die Pause ziemlich lang ausdehnte, um sich allmählig wieder zu sammeln, fuhr Gertrud ungestört in ihrem letzten Gedankengange fort:

»Sie werden morgen schönes Wetter zu dem Freudenfest auf der Grotenburg haben.«

»Ach ja, das *äußere* Wetter scheint gut zu werden – zu *diesem* Freudentag! Wenn nur das *innere* auch so wäre! Aber was dem Einen im Leben eine Freude, ist dem Andern eine Qual. O, wenn dieser Tag erst vorüber wäre! Bei Gott, wenn ich dem letzten Wunsche meines Vaters nicht bis zur äußersten Schranke der Möglichkeit folgen zu müssen geglaubt hätte, ich wäre mit diesen Menschen nie in Berührung gerathen, aus eigenem Antriebe gewiß nicht, und nun sind sie mir gar so nahe gerückt! Mein Vater kann mit meinem kindlichen Gehorsam zufrieden sein, denke ich.«

Gertrud ließ bei diesen mit sanfter und leiser Stimme gesprochenen Worten einen fast wehmüthigen Blick rasch auf den vor sich hin schauenden Mann an ihrer Seite fallen, aber eben so rasch zuckte sie wieder davon fort, um nicht etwa seinem Auge zu begegnen, dessen Schärfe und durchdringende Kraft, wenn es aufmerksam war, sie kannte. »Er hat

ja nur mit seinem Wunsche Ihr Bestes bezweckt!« sagte sie sanft und gleichsam um ihm Trost zuzusprechen, wonach seine bekümmerte Miene Verlangen zu tragen schien.

»Mein Bestes?« fragte er mit inniger Betonung und ohne alle Bitterkeit. »Ach, Fräulein Gertrud, die Eltern sind thöricht, die da glauben, was nach ihrer Meinung das Beste sei, müsse es auch nach der Meinung ihrer Kinder sein, und doch hat auch hierin nur der Lebende Recht. Nein, nein,« fuhr er lebhaft fort, »gemeint mag er es mit mir ganz gut haben, aber gethan hat er übel und nun muß ich dafür büßen. Doch – lassen wir das! Heute ist noch nicht morgen und morgen erst werde ich den Kelch trinken gehen, den man mir wider Willen an die Lippen gesetzt.«

Gertrud wiederholte vorsichtig ihren früheren Seitenblick, der diesmal wie zur Prüfung abgesandt war, denn sie sah nicht ganz klar in dem, was Bodo aussprach, wie auch er sich vielleicht in diesem Augenblick nicht ganz klar ausdrückte, da er mehr auf seine eigenen Empfindungen als auf die eines Anderen achtete. »Wie sich im Leben manchmal alles Gute und Schlimme auf einander häuft!« fuhr er gleich darauf fort. »Das Sprichwort: Glück und Unglück kommen nie allein! bewahrheitet sich oft. Da haben wir den morgenden Tag und zwei Tage später einen andern – beide können auf so nahe Vergesellschaftung stolz sein. Das ist noch ein zweiter Kelch, der bis auf die Neige geleert werden muß.«

»Setzen Sie sie beide rasch nach einander an die Lippen,« sagte Gertrud muthig, »und schlürfen Sie wie ein durstiger Trinker das Unvermeidliche flugs hinab. Es geht oft nicht anders. Vielleicht schmeckt der Inhalt Ihnen süßer als Sie denken.«

»Meinen Sie?« fragte Bodo, sich zu ihr wendend und sie mit freundlichem Lächeln aufmerksamer betrachtend. »Fast sollte ich es auch denken, wenn Sie so ermuthigend zu mir sprechen. Sie machen mir ordentlich Lust, die beiden Becher zu leeren.«

»Leeren Sie sie getrost. Auch wenn der Trank bitter schmeckt, trägt er vielleicht Genuß und Stärkung in seiner Nachwirkung.«

»Das denke ich auch. Es sieht Manches anfangs schlimm aus und nachher wird es um so besser. Das habe ich oft genug erlebt und hoffe es auch jetzt ein wenig für mich. – Sie müssen nämlich wissen,« fuhr er vertraulicher fort, was Gertrud indessen ganz anders deutete, da sie Alles, was sie in diesem Augenblick vernahm, ganz allein auf die Grotenburger Verhältnisse bezog, »daß ich seit kurzer – seit sehr kurzer Zeit eine große Hoffnung hege, daß Alles sich besser gestalten wird, als es jetzt aussieht.«

»Das glaube ich wohl!« sagte Gertrud leise, den Kopf senkend und einen tiefen Seufzer soweit standhaft unterdrückend, daß er nur ihren Busen schwellen machte.

»Eine Hoffnung,« fuhr Bodo lebhafter fort, »die mich den eklen Schwindel der gegenwärtigen Tage schon halb vergessen macht und die Erinnerung daran ganz verlöschen wird, wenn sie sich erfüllen sollte.«

»Warum sollte sie das nicht?« fragte Gertrud, auf unschuldigste Weise in einen ihr unverständlichen Gedankengang gerathend.

»Meinen Sie?« fuhr Bodo lebhaft auf. »Wird sie, kann sie sich erfüllen?«

In diesem Augenblick raschelte Etwas hinter ihnen. Die kurze glückliche Stunde war abgelaufen. Der erbarmungslos

fortrauschende Zeiger der Zeit war aber dahin geschlüpft, ohne das Hauptschlagwerk berührt zu haben, und so erscholl kein Klang, kein Sang, der versöhnend den Zwiespalt der beiden Menschenherzen geschlichtet hätte. Dafür war der Irrthum in ihnen geblieben und so saß Bodo mit überschwellender Brust, Gertrud mit überschwerem Herzen auf der Bank, als Fräulein Treuhold zu ihnen trat und mit ihrem Abendgruß den Wecker übertönte, der so eben zum lauten Schlage ausheben wollte.

»Es soll nicht sein, noch nicht!« sprach eine tiefe Stimme in Bodo's Herzen, und er war der Mann, der sich in sein Schicksal zu finden wußte. »Guten Abend, Fräulein Treuhold,« sagte er, seinen Hut leicht lüftend. »Ah, Sie wollen sich nach mir umsehen, das ist Recht. Da bin ich wieder – und Sie, machen Sie jetzt ein freundlicheres Gesicht?«

»Ach Gott,« seufzte das alte Fräulein, sich auf Gertrud's Stelle setzend, die leise und unhörbar von ihrem Platze aufgestanden und in das Haus zurückgeschritten war, »ach Gott, Herr von Sellhausen, wo sollen die freundlichen Gesichter denn herkommen, wenn das Herz so traurig ist?«

»Ist Ihr Herz denn so traurig?« fragte Bodo, sie genauer betrachtend. Aber da sah er freilich ein ganz anderes Gesicht, als er in früheren Tagen zu sehen gewohnt, denn der tiefste Seelenschmerz schien sich auf dies sonst so glatte und wohlgenährte Antlitz niedergelassen und früher unsichtbare Furchen und Falten hervorgezaubert zu haben. Eben so war das alte treue Auge trübe und schwamm in einem feuchten Schimmer, durch den es wie durch einen Schleier voll tiefster Wehmuth zu dem lieben Herrn aufschaute, der, sobald er diesen mit Mühe verhaltenen Ausbruch eines ihm nur halb klaren Schmerzes gewahrte, näher an die treue

Person heranrückte, ihre Hand ergriff und mit freundlicher Stimme, die noch nie ihren Eindruck auf seine Zuhörerin verfehlt, sagte:

»Ja, ich sehe es, Sie sind traurig, liebe Freundin, aber das sollten Sie nicht sein, ich bin es ja auch nicht mehr.«

Auf Fräulein Treuhold übten diese letzten Worte keine er-muthigende Wirkung aus; auch sie hörte, wie Gertrud vorher in ähnlicher Unterhaltung, etwas ganz Anderes aus denselben heraus, als sie ausdrücken sollten. »Ach,« erwiderte sie, den warmen Händedruck des Legationsraths matt zurückgebend, »ach ja, Sie sind es nicht mehr, aber das kann doch kein Trost für mich sein?«

»Warum nicht? Sagen Sie mir, was Sie drückt und sprechen Sie sich einmal die Seele rein, vielleicht sind auch Sie dann nicht mehr traurig.«

»Ach Du lieber Gott, Herr von Sellhausen, die Seele soll ich mir rein sprechen? Na, da müßte ich lange reden und dazu ist auch nun keine Zeit mehr vorhanden. O, wir haben so lange nicht Abends gemüthlich mit einander geplaudert! Wissen Sie noch, wie das früher war, wenn Sie Abends nach Hause kamen und bei mir in der Stube saßen, während es draußen tobte und stürmte?«

»Das wird auch Alles wiederkommen, Liebe.«

»Nein, nein, ich glaube es nicht, das ist nicht mehr möglich. Die schrecklichen Tage sind vor der Thür und bedrücken mich so, daß ich kaum athmen kann.«

»Die *schrecklichen* Tage?« fragte Bodo. »Warum denn das? Ich sehe nur einen, und der ist freilich nicht angenehm, aber er wird sich überstehen lassen. Gertrud hat mir einen guten Rath gegeben und den werde ich befolgen. Ich trinke den

vorgehaltenen Kelch rasch aus und dann ist es mit dem bitteren Geschmack bald vorbei.«

»Ach Gott, Sie scherzen wohl noch gar? Aber mir ist heute gar nicht scherzhaft zu Muthe. Mag es *ein* schrecklicher Tag oder mögen es zwei sein – auch einer ist genug und von ihm fließt das Unheil auf alle übrigen hin. Nein, nein, lieber, guter Herr; mag es kommen, wie es will, so oder so, für mich giebt es keine Freude mehr auf Erden, und die Tage sind da, von denen man sagen muß: sie gefallen mir nicht.«

»Liebe Treuhold,« entgegnete Bodo sehr ernst, »Sie sehen Alles zu schwarz. Lassen Sie kommen was will, es wird sich schon hineinleben lassen, und Sie, mag die Vorsehung bringen was sie will, bleiben bei mir, hier oder da und Niemand anders als Sie sollen mir meine künftige Wirthschaft führen, mag sie groß oder klein sein.«

Das alte Fräulein athmete tief auf. Was war das? Hatte er nur gescherzt? Nein, danach klang seine ernste Stimme nicht und sein Auge blickte zu ruhig vor sich hin. Er sprach von einer kleinen Wirthschaft – sollte es möglich sein, was sie sich dachte? »Herr von Sellhausen,« rief sie plötzlich und faßte seine Hand fester – »machen Sie jetzt gleich mit einem Male dem Elend ein Ende – sagen Sie mir, was ich zu erwarten habe – eine bestimmte Voraussicht, mag sie einen hellen oder dunklen Himmel zeigen, ist immer einer unbestimmten vorzuziehen, und Sie können mir noch ein paar böse Nächte damit ersparen, die mir ohnehin schon Wochen lang böse genug vergehen.«

Bodo blickte von ihrem flehenden Gesichte fort, in einer Art, daß die Treuhold augenblicklich erkannte, sie habe ihn vergeblich gebeten. »Nein, Liebe,« antwortete er auch gleich darauf in entschiedener Weise, »Sie verlangen da zu viel von

mir. Ich kann Ihnen weiter nichts sagen als: haben Sie Geduld!«

»O Gott, das sagt ja Gertrud auch, aber das ist kein Trost, Herr!« rief die Treuhold, fast in Thränen ausbrechend.

»Sehen Sie wohl,« fuhr Bodo lebhafter bei dieser Anführung fort, »es ist *doch* ein Trost und nehmen Sie sich ein Beispiel daran. Des Meier's Tochter ist ein kluges verständiges Weib, trotzdem sie so jung ist, und sie weiß sich in die Umstände zu schicken. Also haben Sie Geduld, wiederhole ich, weiter kann ich Ihnen jetzt nichts sagen. Wir haben noch beinahe vierzig Stunden bis zu dem Augenblick, wo ich zu sprechen gezwungen bin, und wer weiß, was bis dahin noch geschieht!«

»Wie? Sind Sie denn noch nicht entschlossen, wohin Sie sich neigen werden? Ich denke, das ist schon Alles abgemacht?«

»Ja, freilich, es ist Alles abgemacht, darin haben Sie Recht.«

»Also wirklich? O mein Gott!«

»Aber was wollen Sie denn – seien Sie doch froh, daß ich mich entschieden habe –«

»Um Gotteswillen, wie kann ich denn das? Ihre Entscheidung ist ja furchtbar für mich!«

»Furchtbar für Sie? Nun, da verstehe ich Sie nicht. Da sehen Sie, daß alles Reden nichts hilft – noch einmal also, haben Sie Geduld – doch still, ich glaube, da kommt Gertrud zurück, sie soll nicht hören, was wir verhandeln.«

Wie vorher die Treuhold Bodo und Gertrud in einem zur Erklärung neigenden Gespräche unterbrochen hatte, so unterbrach jetzt Gertrud Bodo und die Treuhold in einer ähnlichen entscheidenden Unterhaltung. Aber es sollte einmal so sein, den drei Leuten war es nicht bestimmt, sich vor dem einmal festgesetzten Zeitpunkt zu verständigen, und so nahmen sie es auch endlich auf. In ihrer Aufregung und Spannung, die bei Jedem von ihnen vielleicht einen andern Gegenstand und eine andere Person betraf, verharren sie noch diesen Abend, die Nacht und den ganzen folgenden Tag, und erst in der Nacht, die, auf diesen Tag folgte, sollte sich bei Zweien von ihnen das Dunkel lichten, aber auf eine Weise, die Keins von allen Dreien erwartet hatte und hatte erwarten können.

#### SECHSTES KAPITEL. BARON HAAS SPIELT SEINEN TRUMPF AUS.

Der Morgen des großen Festtages auf der Grotenburg war angebrochen und Gertrud hatte ihn mit Recht im Voraus als einen sehr schönen bezeichnet. Wie herrlich und goldklar aber auch die Sonne am blauen Himmel über dem lieblichen Weserthale thronen, wie farbenreich sich die Felsen, die Bäume, die Wiesen in dem ruhig seine Bahn verfolgenden Flusse spiegeln mochten, der Legationsrath von Sellhausen sah und empfand davon nichts, denn er saß seit dem frühesten Morgen bei ununterbrochener Arbeit, mit einer Aemsigkeit und Ausdauer, als wolle er absichtlich das Nachdenken über das Bevorstehende vermeiden, vielmehr seine Gedanken auf ganz anderem Felde, in weit abgelegener Ferne sich tummeln lassen, um erst dann mit festem Entschlusse zur That zu schreiten, wenn die Stunde geschlagen hätte,

die ihn zum Kampfe gegen ein gewiß unverdientes Geschick rief.

Doch – unverdientes Geschick! Wer kann von sich sagen, daß er sein Geschick verdient oder nicht? Würde unser Leben, unser Genießen, unser Dulden und Leiden nach Verdienst abgemessen, wer dürfte dann mit Recht sich in Purpur und Geschmeide kleiden, wer möchte nicht oft mit Murren sein thränengebades Gesicht zum Himmel erheben und rufen: »Mein Gott, warum muß denn gerade ich das ertragen?« Nein, nein, nein, nach Verdienst werden die Fülle köstlicher irdischer Gaben und die Schmerzen und Leiden auf diesem Planeten nicht ausgetheilt, und das ist vielleicht einer der gerechtesten Vorwürfe, den ein bedrücktes Herz in dem Wust und Chaos dieses Lebens gegen ein unbegreifliches Geschick ausstöhnen kann, denn was wäre es für ein göttliches Dasein hier unten schon, wenn jedem Verdienst seine Krone und jedem Laster seine Strafe allen Augen erkennbar zu Theil würde!

Doch wir kehren zu unserm einsamen Freunde zurück, der Briefe über Briefe schrieb, als wolle er sich damit Wochen der Freiheit erkaufen und als fühle er schon mit seinen zarten Empfindungsorganen, seinem Ahnungsvermögen im Voraus, daß eine lange Zeit vergehen würde, ehe er wieder Ruhe und Gelassenheit dazu fände. Ja, er schrieb so anhaltend und hatte sich einen solchen Berg voll Arbeit aufgehäuft, daß er keine halbe Stunde opfern durfte, wenn er sie ganz bewältigen wollte, und so hatte er Rieke beauftragt, ihm diesmal sein zweites Frühstück auf sein Zimmer zu bringen und ihn bei den Damen zu entschuldigen, daß er sie an diesem Morgen nicht begrüßen könne.

»Na, was ist denn das?« seufzte die Treuhold auf, als sie diese Botschaft empfing. »Das hat er noch nie gethan! Nun soll man nicht einmal mehr sein Gesicht sehen und seine Stimme hören? O Gott, was sagst denn Du dazu, Trude? Du stehst ja so steif und starr da wie eine Bildsäule von Stein!«

»Was soll ich dazu sagen,« lautete es still und leise von Gertrud's jetzt so oft geschlossenen Lippen. »Er hat zu schreiben, Tante, und das ist Alles. Das *muß* man entschuldigen.«

»Trude!« rief Fräulein Treuhold fast ärgerlich. »Du bist mir schon lange unbegreiflich mit Deiner Ruhe und wirst mir jeden Augenblick unbegreiflicher. Hast Du denn gar kein Gefühl, bist Du aus Deiner Gelassenheit durch nichts aufzuscheuchen?«

Gertrud richtete einen Blick auf ihre Tante, so vielsagend, von so tiefem Gefühl zeugend und eine solche Fülle von Unruhe und Sorge verrathend, daß Jedermann sie begriffen haben würde; Fräulein Treuhold aber, die nur ganz in sich und ihrem Kümmerniß lebte, begriff nichts außer sich und also auch Gertrud nicht. So gingen denn die beiden Frauen unverständlich auseinander und doch – und doch lief ihr beiderseitiges ganzes Sinnen und Trachten, Sorgen und Bangen so auf einen einzigen Punkt zustimmen, daß es nur *eines* Wortes bedurft hätte, um sich zu verständigen, dies Wort aber sollte eben so wenig gesprochen werden, wie andere Worte, die noch tief im Herzen zweier Menschen schlummerten, zweier Herzen, deren Auferstehung aus bitterer Qual mit der Enthüllung ihres stillen Geheimnisses ihnen an diesem Tage leider noch nicht vom Schicksal beschieden war.

Die Stunde des Mittagessens hatte geschlagen und Fräulein Treuhold und Gertrud, nachdem sie sich jetzt erst wieder zusammengefunden, standen am Fenster, schweigend und brütend nach dem Hofe hinaussehend und im Stillen jeden Augenblick zählend, ob der Legationsrath noch nicht erscheinen würde, denn da er zum Essen herunterkäme, schlossen sie Beide, daß er nichts darüber durch Rieke hatte sagen lassen. Ehe er aber noch erschien, gesellte sich Herr Hinz in seinem besten Anzuge zu ihnen, ein Umstand, den Fräulein Treuhold an einem andern Tage gewiß bemerkt hätte, der ihr aber heute entging, wie so Vieles, was außer ihrem eigenen Empfinden lag.

Da ging die Thür auf und der Legationsrath trat mit freundlicher Miene ein, nur sah er etwas erregt von der so ämsig betriebenen Arbeit aus. Nachdem er die Anwesenden der Reihe nach begrüßt und man sich am Tische niedergelassen hatte, erhob er plötzlich sein Auge gegen den Verwalter und bemerkte, daß er in seinem besten Rocke dasaß. »Nun,« sagte er, »was haben Sie denn vor, Herr Hinz? Sie sehen ja ganz feierlich aus?«

»So bin ich auch fast gestimmt,« erwiderte der Angeredete mit etwas befangener Miene, was sonst nicht in seiner Art lag, »aber wenn Sie nichts dagegen haben, Herr von Sellhausen, so will ich heute – es ist ja ein Sonntag – zu meinem Freunde, dem Pächter auf der Grotenburg reiten. Er hat mich zu einem Feste eingeladen, das nicht alle Tage bei ihm vorkommt.«

»So, so! Also Sie wollen auch nach der Grotenburg? Nun, da habe ich ja unterwegs Gesellschaft. Das ist gut. Oder reiten Sie früher als vier Uhr?«

»Nein, Herr von Sellhausen, eher nicht, und wenn Sie erlauben, reiten wir zusammen.«

Bodo nickte freundlich und aß seine Suppe ruhig weiter.

»Aber wie ist mir denn,« fing Fräulein Treuhold mit einem Male zu reden an, »Sie wollen heute wieder zu Pferde nach der Grotenburg, Herr Legationsrath? Ich dachte, *heute* würden Sie lieber fahren?«

»Warum denn? Bin ich so oft hingeritten, kann ich es auch diesmal thun.«

»Das thut mir leid,« sagte die Treuhold mit ironisch lächelnder Miene gegen die ruhig und schweigsam dasitzende Gertrud hin, die nur selten einen hastigen Blick über die verschiedenen Personen gleiten ließ.

»Bitte, erklären Sie mir das!« fuhr Bodo fort, nach seiner Gewohnheit ein Stück Brod in kleine Stücke brechend und sie dann langsam, ohne es zu wissen, verzehrend.

»Nun, das ist sehr einfach, denke ich. Ich hatte mir vorgenommen, Fräulein Clotilde zu ihrem heutigen Festtage ein Bouquet mitzuschicken, aber wenn Sie reiten, können Sie es doch nicht mitnehmen?«

»Warum nicht?« fragte Bodo lächelnd. »Immer her damit, es wird schon gehen. Aber wickeln Sie es in Papier, damit die Leute unterwegs nicht sehen, ich – daß ich Ihr – Liebesbote bin.«

Herr Hinz warf bei diesen leicht hingeworfenen Worten sowohl der Haushälterin wie Gertrud einen bedeutsamen Blick zu, aber er wagte keine Bemerkung zu machen. Der Legationsrath merkte nichts davon oder that wenigstens so, vielmehr scherzte er, zum Erstaunen aller Anwesenden, mit Fräulein Treuhold über ihre Aufmerksamkeit und bat sie zuletzt, das Bouquet ja recht schön einzurichten.

»Das ist schon Alles besorgt,« murrte die Treuhold, »Trude selbst hat es gebunden und die versteht es.«

Jetzt leuchtete des Legationsraths Auge hell auf und er wob fast mit dem Glanz desselben Gertrud ein, die erröthend die Augen niedergeschlagen hielt und dem scharfen Auge Bodo's, das sie auf sich ruhen fühlte, nicht zu begegnen wagte.

»Das ist hübsch von Ihnen,« sagte er, »und die *Baroneß*« – er betonte dies Wort mit seltsamem Nachdruck – »soll von Ihrer Güte Kunde erhalten.«

»O, bitte,« flehte Gertrud sanft, »thun Sie das lieber er nicht!«

»Ich sehe keinen Grund ein, es zu verschweigen. Lassen Sie mich nur machen.

« Es würde die *Baroneß* viel mehr erfreuen,« nahm die Treuhold das Wort, »wenn Sie ihr sagten, Sie hätten es selbst gebunden.«

»Das wäre die erste Lüge, die ich dieser Dame in's Gesicht schleuderte,« erwiderte Bodo, »und das darf ich nicht. Zwischen ihr und mir muß Wahrheit walten, und das soll sie. Heute und immer.«

Er richtete bei diesen Worten sein Auge zufällig auf einen ihm dargebotenen Teller und sah so die Gluth nicht, die in den Gesichtern beider Frauen aufloderte. Der Verwalter aber nahm die Gelegenheit wahr, ihnen wieder ein stummes Nicken des Einverständnisses zukommen zu lassen und damit war das Gespräch über die Grotenburgs zu Ende. –

Man hatte abgespeist. Bodo war wieder auf sein Zimmer gegangen, um noch einige Briefe zu schreiben, die letzten an diesem Feiertage. Dann aber kleidete er sich sorgsam an und gegen vier Uhr kam er herunter, so ruhig in Haltung und

Miene, so heiter in Blick und Wort, als ob er zum größten Jubelfest gehen wollte.

Bevor er aber bei der Treuhold eintrat, ging er noch einmal in den Garten, durchspähte ihn überall, fand aber nicht, was er zu suchen schien.

Bald darauf kam er in die Stube des alten Fräuleins und seine erste Frage lautete: »Wo ist Ihre Nichte, Liebe? Im Garten habe ich sie nicht gefunden und bei Ihnen scheint sie auch nicht zu sein?«

»Sie würden sie auch im ganzen Hause vergeblich suchen,« erwiderte die Treuhold, »denn sie ist gleich nach Tische nach Allerdissen zu ihrem Vater gegangen, zu dem sie ja überhaupt, wie verabredet war, am zweiten August zurückkehren wird.«

Bodo stutzte und über sein freundliches Gesicht lagerte sich ein dunkler Schatten. »O,« sagte er, »warum hat sie mir heute Mittag nichts davon gesagt? Das ist unrecht, bestellen Sie ihr das in meinem Namen. Nun kann ich ihr nicht einmal Adieu sagen.«

»Ach!« rief die Treuhold mit einem etwas bitteren Tone, »das sprechen Sie auch wohl nur so hin. Wie konnte sie denken, daß Sie sich aus ihrem Lebewohl etwas machten, wenn Sie einen Brautritt unternehmen?«

Bodo lachte fast hell auf, denn er nahm diese Worte von einer scherzhaften Seite, und indem er der Treuhold mit dem Finger drohte, sagte er:

»Treuhold, liebe Freundin, Sie werden wieder bissig! Aber dafür sollen Sie büßen. Warten Sie, wenn ich zurückkomme, bringe ich Ihnen kein Bouquet mit.«

»Aber was Anderes vielleicht –«

»Ja, möglicher Weise ein Stück Kuchen, wenn ich es nicht vergesse.«

»Den mögen Sie allein essen, mir schmeckt mein selbstgebackener besser.«

Unter solchen Scherzen, mit denen man sich oft das Herz zu erleichtern sucht, wenn es recht voll von Kümmerniß ist, war die Zeit bis zum Abtritt vergangen. Die Pferde wurden vorgeführt, Herr Hinz stand schon bei ihnen und der Legationsrath ging nun auch vor die Thür, um aufzusteigen. Als er es eben thun wollte, brachte die Treuhold ein in feines Seidenpapier gewickeltes Bouquet heraus, das nur klein war, aber nach seinen Spitzen zu urtheilen, die aus lauter halb aufgeblühten Rosenknospen bestanden und zum Theil zu sehen waren, mußte es sehr kostbar sein.

»Da haben Sie es,« sagte die Treuhold, die mit Mühe ihre Thränen zurückhielt, »nun bringen Sie es unversehrt hinüber.«

»Soll ich es tragen?« fragte Herr Hinz, der seines Herrn Bügel hielt.

»Wenn es Fräulein Gertrud nicht gebunden hätte,« erwiderte Bodo mit tiefem Gefühl, »ja, so aber werde ich es selbst halten, bis es mir eine andere schöne Hand abnimmt. Und nun leben Sie wohl, liebe Treuhold. Hüten Sie das Haus gut. Wenn nicht heute Abend, so sehen wir uns doch morgen früh recht fröhlich wieder.«

»Das kann ich mir denken!« stieß die Treuhold mit einem lauten Seufzer hervor. »Nu, Gott gebe seinen Segen – leben Sie wohl!«

Die beiden Männer ritten langsam ab, Herr Hinz in tiefes Schweigen versunken, Bodo aber von Zeit zu Zeit mit lächelnder Miene auf sein Bouquet schauend, welches er in

der rechten Hand hielt und an dessen duftigen Blüten er oft unterwegs mit Wohlgefallen roch.

---

In der Grotenburg waren zu dem bevorstehenden Familienfeste, mit dem sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine viel größere Feier verbinden würde, die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden. Schon mehrere Tage vorher waren an Freunde und Bekannte in Nähe und Ferne, sodann aber auch an einige reich begüterte Edelleute von Ansehen und Auszeichnung, deren Gegenwart man an diesem so wichtigen Tage nicht entbehren zu können vermeinte, Einladungen ergangen, und das giftzüngige Gerücht – von Wem es eigentlich ausgegangen, blieb für immer ein Geheimniß – hatte überall das Seinige gethan, um alle Eingeladenen über die glücklichen Vorfälle aufzuklären, denen man in den gastlichen Räumen des alten Baronenschlosses entgegensah.

Daß man im Hause selbst alles Mögliche aufgeboten, das Geburtsfest des schönen Fräuleins auf das Glänzendste zu begeben, bedarf kaum noch erwähnt zu werden; um es aber an Nichts gebrechen zu lassen, nach allen Seiten hin Ehre einzulegen und das Grotenburger Schloß als einen Sammelplatz herrlicher Freuden und Genüsse vor die bewundernden Augen der ausgewähltesten Gesellschaft zu stellen, hatte Baron Haas in weiser Fürsorge nicht nur seine disponiblen *guillotinirten* Bedienten, sondern sogar seinen rothnasigen Kellermeister mit einem fahrbaren Flaschenkorbe und seine unvergleichliche Köchin herüber geschickt.

So war denn für Alles gesorgt, an Alles hatte der umsichtige Wirth und die liebenswürdige Wirthin gedacht, und auch der Himmel selbst schien seinen Antheil an der häuslichen Familienfeier dadurch aussprechen zu wollen, daß er seine Sonne freundlich wie selten scheinen ließ und gerade die Wärme sandte, die das richtige Maaß hielt, um allen Wünschen gerecht zu werden.

Punkt vier Uhr trat Baron Grotenburg zu seinen Damen in den blitzenden Salon und war schier entzückt, seine liebe Amalie und sein reizendes Töchterchen in einem bewundernswerthen Putze zu sehen.

Die Baronin trug an diesem großen Tage ein eben erst fertig gewordenes mattgelbes Moirékleid von Lyoneser Seide, mit einer Schleppe, die eigentlich zwei Pagen statt eines erfordert hätte, obgleich leider kein einziger vorhanden war. Auf dem mit Perlen, Geschmeide und Bändern übervoll frisirten Kopfe schwebten drei ganz neue Straußenfedern von collossaler Größe und blendender Weiße, und um die züchtig nur halb entblößten Schultern floß diesmal ein schleierartiger Ueberwurf, der eigens für große Hitze berechnet schien, denn für eine Hülle konnte ihn wegen seiner durchsichtigen Nichtigkeit wohl kein Mensch von gesundem Verstande halten.

Fräulein Clotilde dagegen erblickte der entzückte Vater in einer weißen wolkenartigen Spitzenrobe, die durch ihre vielen Volants der etwas mageren Figur der jungen Dame eine Fülle zufügte, daß es eigentlich nicht möglich war, sich ihr auf weniger denn vier Schritte zu nähern. Hals und Schultern – und noch etwas mehr – waren natürlich vollkommen entblößt und erschienen an diesem Tage von einer so blendenden Frische, daß das Spitzenkleid selbst matt dagegen

aussah. Auf ihren wirklich schönen blonden Haaren saß ein umfangreicher Vergißmeinnichtkranz mit obligatem Epheu, aus welchem ellenlange Bänder von blaßblauer Farbe bis auf die Hüften herabfielen. Ihre schneeigen bloßen Arme endlich waren bis fast zum Ellbogen hinauf mit einer solchen Fülle von Spangen, Armbändern und Ketten belastet, daß ein Juwelier seine Freude daran hätte haben können, vorausgesetzt, daß er das Conto dafür in seinem schwarzen Schuldbuche schon gestrichen hatte.

So nun, die feinen Hände in enganschließende Handschuhe gepreßt, die schweren Goldlorgnetten dicht vor die Augen haltend, fand der Baron seine liebe Familie an dem kleinen Guckfenster im Salon sitzen und den Weg bewachen, den von Norden, Süden und Westen her die geladenen Gäste betreten mußten. O, wie gespannt blickten die kleinen Aeuglein in die Ferne und wie hoch auf schlugen ihre Herzen voll Erwartung – nur voll Erwartung, denn an diesem Tage waren alle Sorgen verbannt, die augenblickliche Geldnoth war, Dank der Zuvorkommenheit des getreuen Haas, beseitigt und nur die schöne Hoffnung war lebendig und frisch, daß sich von heute an alle Kummernisse verflüchtigen und eine glanzvolle Reihe neuer herrlicher Tage heraufdämmern würde.

Als der Baron in den Salon trat, erhoben sich beide Damen, traten ihm einen Schritt entgegen und ließen sich von allen Seiten betrachten und bewundern. Nachdem er Augen und Herz eine Weile geweidet, machte er nach beiden Seiten hin eine galante Verbeugung und sagte: »Amalie – Clotilde, Ihr meine lieben Kinderchen, Ihr wißt, ich bin kein

Mann von überflüssigen Worten, aber so viel muß ich sagen, wer Euch heute nicht schön, hinreißend, verführerisch findet, der – ja, der muß mit Blindheit geschlagen sein.«

Die Baronin lächelte »göttlich« über diesen ihr zu Theil werdenden Beifall, klopfte dem Baron mit ihrem Fächer liebevoll auf den Arm und nannte ihn mit kokettem Augenblinzeln einen liebenswürdigen Schmeichler. Clotilde dagegen schlug – verschämt? ach nein, nur mit befriedigtem Selbstgefühl die matt blauen Augen nieder und betrachtete noch einmal, zum letzten Mal, ihre Volants, ob sie auch nicht verschoben und die noble Rundung behalten hätten, da sie die Unvorsichtigkeit begangen, sich zu setzen, bevor der Matador des Festes, Legationsrath von Sellhausen, der Freund des Hauses, Pilatus von Bökenbrink, und die ganze übrige Reihe ausgezeichnete Gäste ihre »wundervolle« Toilette in Augenschein genommen.

Aber die Damen sowohl wie der ungeduldig hin und her trabende Baron sollten noch ziemlich lange auf das Erscheinen des ersten der Gäste warten müssen. Freilich war er, als er endlich kam, noch bei Weitem der Erste von Allen, aber das hatte man ja absichtlich so eingefädelt, denn Herr von Sellhausen mußte wenigstens *eine* Stunde für sich allein haben, um Fräulein Clotilden näher kennen zu lernen und vielleicht – vielleicht schon vor der Tafel, wo Baron Haas erst seine Trümpfe verheißen, das *eine* kleine Wort zu sprechen, von dem jetzt »Leben oder Tod« bei den Grotenburgs abhing.

Endlich, etwa um halb sechs Uhr, erspähte das durch Mutterliebe geschärfte Auge der wachsamem Baronin zwei Reiter, die in der Ferne auf dem Wege nach dem Schlosse sichtbar wurden. Sie näherten sich langsam dem mit grünem

Schlamme ausgepolsterten Burggraben und schienen es also nicht eilig zu haben. Plötzlich hielten sie sogar ganz still und der eine Reiter trennte sich mit ehrerbietigem Gruße von dem andern, um dem seitwärts gelegenen Pächterhause zuzureiten, das nur zweihundert Schritte vom Herrensitze lag.

»*Mais mon Dieu!*« rief da die Baronin angstvoll aus, »Grotenburg, komm her und sieh – ist das der Legationsrath? Wie, zu Pferde, wieder auf dem alten Gaul, und selbst heute kommt er nicht in seinem Wagen gefahren?«

Allgemeines Schweigen folgte auf diesen wehmüthig verhallenden Ausruf, nur sechs Augen bohrten sich mit fast stechender Luchsaugenschärfe auf den einsamen Reiter, der gemüthlich einhergetrottet kam, ohne seinem alten Braunen auch nur die geringste Eile aufzunöthigen.«

»Er ist es, wahrhaftig!« rief der Baron. »Nun, laßt es nur gut sein mit Euren Bemerkungen und tadelt nicht gleich von Anfang an. Seht doch, er ist ja höchst elegant gekleidet – weiße Halsbinde – ha! und ich glaube – er trägt alle seine Orden an dem feinen schwarzen Frack!«

»Ich sehe keine,« rief die Baronin mit Bedauern, durch ein zierliches Opernglas den näher kommenden Reiter betrachtend – »aber was hat er denn da in der Hand? O Clotilde – Glückskind – das ist Dein Brautgeschenk, gieb Acht! Er ist ein seltsamer Mann, ein Sonderling, ja, aber nehmen wir ihn, wie er ist – zustutzen wollen wir ihn künftig schon. Nun aber geh in den Garten, Liebe, und mach ein recht liebliches Gesicht – Du weißt ja! Ich werde ihn Dir senden. Dort seid Ihr allein und von keinem Menschen gestört. Vielleicht ist die Sache abgemacht, wenn Du es richtig anfängst, ehe noch irgend ein anderer Gast kommt.« –

Wenige Minuten später trat der Legationsrath, von dem Baron schon an der Thür bewillkommnet, in den Salon und fand die Baronin allein darin. Er sah in seiner schwarzen Kleidung, obgleich er keinen Orden trug, dennoch untadelig aus. Seine edle Haltung, sein geistreiches, ausdrucksvolles Gesicht, seine höflich ruhige und doch gefällige Miene, Alles, Alles riß die Frau vom Hause zu dem stillen Gedanken hin: »Ach! er ist doch ein interessanter Mann! *O mon Dieu!* Möge es uns gelingen, ihn dauernd an uns zu fesseln!«

»Frau Baronin,« begann Bodo seine kurze Anrede, »ich komme heute früh, vielleicht zu früh, wie ich sehe, aber mich trifft die Schuld davon nicht; Ihr Herr Gemahl hat es so gewünscht und ich bitte deshalb um Verzeihung.«

»Mein lieber Herr von Sellhausen,« erwiderte die Dame des Hauses mit »himmlisch süßem« Lächeln, »ein Mann wie Sie kommt nie zu früh, sondern immer noch zu spät, so angenehm ist er stets. Das soll keine Schmeichelei sein, sondern ist nur die Wahrheit, die mir aus dem Herzen dringt. Aber – Sie blicken sich um, ich merke es, Sie suchen meine Tochter, nicht wahr?«

»Ja, Frau Baronin, ich glaubte sie hier zu finden,, um ihr meinen Glückwunsch zu ihrem heutigen Geburtstage auszusprechen – in Ermangelung ihrer aber spreche ihn vor der Hand Ihnen aus, denn den Eltern kann man mit demselben Recht Glück wünschen, daß sie die Freude erleben, ihre Kinder bis zu solchem Tage erhalten zu sehen.«

»O, o, ich verstehe Sie – mein mütterliches Herz quillt über vor Wonne – und Rührung über solchen Glückwunsch. Aber, um so eher wünschte ich, daß meine gute Clotilde ihn ebenfalls bald empfinde. Wenn Sie sie zu sprechen wünschen, so werden Sie unser Aller Liebling im Garten finden,

wohin sie sich mit ihren stillen Herzenswünschen bescheiden zurückgezogen hat.«

Bodo hielt dies, was es auch war, für einen artigen Wink, die Tochter vom Hause im Garten aufzusuchen. Er erhob sich daher von dem eben erst eingenommenen Stuhle wieder und machte Miene, hinauszugehen. Die Baronin legte ihm kein Hinderniß in den Weg; der Baron aber geleitete den Gast bis an die Gartenthür und da er dann von Weitem seine Tochter vor einer Laube stehen sah, sagte er: »Da ist sie, lieber theurer Vetter, jetzt bringen Sie Ihre Glückwünsche an – Sie bleiben gänzlich ungestört.«

Mit diesen Worten verließ er Bodo und stürzte Hals über Kopf in den Salon zurück, um seiner süßen Amalie um den Hals zu fallen – natürlich, so weit ihre Toilette das erlaubte – und auszurufen: »Amalie! Er ist bei ihr! Er schien mir ganz entzückt bei ihrem Anblick – denn er lächelte! O, Gott segne das große Werk!«

Die Frau Baronin löste sich etwas hastig von ihrem zärtlichen Gemahl los und ging mit klopfendem Herzen im Salon auf und ab, jeden Augenblick nach Außen horchend, ob nicht die Eine oder der Andere, oder gar Beide vom Garten hereingestürzt kommen und rufen würden: »Vater! Mutter! Hier sind wir – segnet unsern Bund!«

Aber nichts von dem Allen geschah. Wir jedoch wollen uns in den Garten begeben und die Mienen und das Gespräch der beiden Personen belauschen, auf deren Verhalten jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet war.

Fräulein Clotilde stand also, nur halb sichtbar, vor dem Eingang einer Laube, damit beschäftigt, eine arme unschuldige Rose zu zerpflücken und dann und wann einen Blick

über die vor ihr liegende niedrige Gartenmauer zu werfen, um zu sehen, ob nicht bald ein neuer Gast, vielleicht Herr von Bökenbrink selber käme, der, wie sie wußte, heute den größten Angsttag seines Lebens zu überstehen hatte. Da sah sie den Legationsrath langsam und ruhig, wie er immer ging, sein Bouquet noch in das Seidenpapier gewickelt in der Hand haltend, daher kommen, und als sie den schönen, stattlichen Mann näher in's Auge faßte, drängte sich auch ihr der sehr natürliche Gedanke auf: »Ein schöner Mann ist er, das ist wahr, aber – kalt – *ohne Herz!*«

»Mein Fräulein,« sagte Bodo, ehrerbietig den Hut ziehend, als er in ihre unmittelbare Nähe gelangt war, »Sie machen es, wie ich bisher, wenn ich meinen Geburtstag recht sinnig feiern wollte, – Sie ziehen sich in die Einsamkeit zurück und denken nach. Verzeihen Sie also, daß ich Sie in diesem Nachdenken unterbreche. Ich thue es in der einzigen Absicht, um Ihnen den aufrichtigen Wunsch auszusprechen, daß Ihre künftigen Tage noch schöner und gehaltreicher sein mögen als die jetzigen.«

»Ich danke Ihnen eben so aufrichtig, Herr von Sellhausen,« erwiderte die Baroneß, ihre kleinen Augen mit den blassen Wimpern schmachtend niederschlagend, »ja, ich danke Ihnen. Aber was haben Sie da?«

»Ein einfaches Bouquet, mein Fräulein, welches Ihnen,« fuhr er langsam fort, indem er das Papier von den köstlichen Blüten streifte, »ein treues Herz sendet, ein Herz, dem ich selbst mit ganzem Herzen, eben wegen seiner treuen Anhänglichkeit, ergeben bin.«

Fräulein Clotilde nahm das ihr hingereichte, aus Rosen, Kamelien, Granaten- und Orangenblüthen reizend zusammengesetzte Bouquet mit zitternder Hand entgegen,

roch mit tiefem Athemzug daran und erwiderte mit etwas verwunderungsvollem Augenaufschlag: »Ich danke Ihnen nochmals, aber ich verstehe Sie nicht recht. Ein treues Herz *sendet* es mir?«

»Ja, mein Fräulein, das meiner guten Treuhold, meiner Haushälterin, die es mir einhändigte, als ich fortritt, mit der Bitte, es als den Ausdruck ihrer Ergebenheit Ihnen freundlichst darzubieten.«

Die Baroneß blickte bei diesen so klaren Worten fast erstarrt auf den ruhig redenden Mann und in ihrer beklommenen Zerstreuung schickte sie sich an, einen Fußsteig zu verfolgen, wobei Bodo nun sogleich neben ihr hinging.

»Ihre Haushälterin!« sagte sie kleinlaut. »Ah, die kenne ich nicht einmal und sie denkt schon an mich. Aufrichtig gesagt, ich dachte mir, Sie selbst hätten es für mich gebunden.«

»O nein, darin täuschen Sie sich, dergleichen verstehe ich nicht. Aber wenn es zu Ihrem Troste reichen kann, will ich bekennen, daß es eine viel schönere als meine und der Haushälterin Hand gebunden und also eigentlich für Sie zurechtgelegt hat.«

Die Baroneß stand einen Augenblick still und sah mit noch verwunderteren Augen zu dem seltsamen Cavalier auf, der ein unerwartetes Geheimniß nach dem andern und mit einer Ruhe vor ihr ausschüttete, die wenigstens zu beneiden war. »Eine noch schönere Hand hat es für mich zurechtgelegt?« fragte sie lauernd. »Wie soll ich das verstehen?«

»Es ist ein ganz einfaches Räthsel, mein Fräulein. Die Nichte meiner Treuhold hat es gepflückt, Gertrud, die Tochter des Meier's zu Allerdissen, die jetzt bei ihrer Tante in Sellhausen weilt.«

»Ah!« entschlüpfte es den Lippen der Schönen an seiner Seite, und sie ließ augenblicklich das Bouquet von ihrem Gesichte niedersinken, wo sie es, um daran zu riechen oder um ihre Verlegenheit zu verbergen, bisher gehalten hatte.

Bodo betrachtete mit unausgesetzt scharfem Blick die Miene und Geberde der jungen Dame, und sein Gesicht behielt unveränderlich seine Ruhe, aber auch seinen höflichen Ausdruck bei.

»Sie kennen auch diese Dame nicht?« fragte er nach kurzem Stillschweigen.

»Nein, ich kenne sie nicht!« klang es ihm fast rauh entgegen.

»Und doch haben Sie sie neulich bei mir gesehen.«

»Ich? Bei Ihnen? Ich erinnere mich nicht.«

»Es war das junge Mädchen, welches –«

»Ah – Sie meinen doch nicht – das war ja keine Dame, so viel ich weiß –«

»Das war sie doch, mein Fräulein, sie trug nur die Kleider, die sie auf dem Hofe ihres Vaters häufig trägt und die ihr, denke ich, nicht übel stehen.«

Fräulein Clotildens Gesichtszüge nahmen einen stechenden, fast verächtlichen Ausdruck an, der am wenigsten geeignet war, dem Redenden eine freundlichere Miene abzugewinnen. »Ich wenigstens habe sie für eine Dienerin gehalten,« sagte sie kalt und wegwerfend, »und wie konnte ich anders, da sie mir den Kaffee präsentirte.«

»Den Sie aus ihrer Hand nicht annahmen, ich weiß es wohl. Aber hätten Sie sie nur einen Augenblick ordentlich angesehen, so würden Sie in ihr keine Dienerin, sondern nur eine junge Dame erkannt haben, die keine Erniedrigung

ihrer Person darin erblickte, Ihnen eine Tasse Kaffee anzubieten.«

»Mag sein. Sie ist und bleibt aber doch nur eine Bauerntochter.«

»Um Verzeihung, nein, ich muß leider nochmals widersprechen. Ihr Vater ist kein Bauer, was man gemeinhin darunter versteht, sondern einer unsrer reichsten und gebildetsten Grundbesitzer von uralter, untadliger, sogar bedeutender Abkunft, und er hat seiner Tochter eine Erziehung geben lassen, die diese berechtigt – ich sage berechtigt, mein Fräulein – ihren Platz unter den edelsten und besten Töchtern des Landes einzunehmen.«

»So. Das ist mir neu. Dann scheint sie mir aber um so weniger in Ihr Haus zu gehören.«

»In *mein* Haus? Da ist sie ja nicht, denn das Haus meines Vaters ist noch lange nicht *mein* Haus, wie Sie gewiß oft gehört haben. Und wenn sie ihrer alten Tante in deren Einsamkeit Gesellschaft leistet, so gehört sie eben so gut dahin, wie Sie in das Haus Ihrer Mutter, die Sie nie verhindert, jeden Augenblick, wie zum Beispiel jetzt, mit einem Manne allein spazieren zu gehen.«

»Sie sprechen ganz wundersame Dinge aus, Herr von Sellhausen, ich kann Ihnen das nicht verhehlen. Ich finde es nicht passend, daß diese – diese junge Dame in Sellhausen ist.«

Bodo blieb stehen und lächelte still vor sich hin.

»Das thut mir leid,« sagte er; »wenn Sie eine so strenge Sittenrichterin sind, dann muß ich fürchten, daß Sie es auch nicht passend finden, mit mir hier in einem einsamen Garten allein auf und ab zu wandeln.«

Jetzt blieb auch die Baroneß stehen. »Sie haben ganz eigenthümliche Ansichten,« versetzte sie bitter, »aber freilich, Sie haben in der großen Welt gelebt und da mag man oft für recht halten, was *wir* schonungslos verurtheilen.«

»Recht bleibt immer recht und Vieles wird gerade in *Ihrer* Welt verurtheilt, was ganz gerecht in Andrer Sinn und Urtheil ist, freilich schonungslos, wie Sie sagen – ich aber bitte Sie in diesem Augenblick, schonender mit einem abwesenden jungen Mädchen zu verfahren, welches sich nur durch meinen Mund vertheidigen kann.«

»Da hat sie sich einen wackeren Ritter erkoren, das muß ich sagen.«

»Ich danke Ihnen für diese Bezeichnung und werde ihr Ehre zu machen suchen. Doch still – da kommt Jemand – ah, es ist Herr von Bökenbrink. Das ist auch ein Ritter –«

»Ja, mein Herr, das ist er, und ein *ächter!*«

»So will ich *unächter* ihm Platz machen, wenn Sie es wünschen.«

»Ich bitte, bleiben Sie, er darf nicht glauben, daß wir uns gezankt haben.«

»O, gezankt! Was denken Sie!«

Er konnte nicht weiter reden. Herr von Bökenbrink hatte sich, von seiner Unruhe und Herzensangst getrieben, an diesem Tage eines kühnen Handstreiches bedient, um nicht auf dem gewöhnlichen Wege in den Garten der Grotenburg zu gelangen. Er war vor die dem Eingange entgegengesetzte Seite des Gutshofes gefahren, hatte hier einen ihm bekannten Steg über den Graben beschritten und war auf diese Weise ganz unerwartet ein vielleicht beiden Theilen willkommener Störenfried geworden, der zur rechten Zeit kam,

um einen kleinen Zwist zu verhüten, der, ganz wider Wissen und Erwarten der Eltern des schönen Fräuleins, gleich im Anfange ihres Freudenfestes auszubrechen drohte.

Pilatus XXII. kam in einer wie gedrechselt steifen Haltung heran, zog schon in der Ferne seinen neuesten formlosen Filz und grinste so bittersüß, wie ein eifersüchtiger Liebhaber nur grinsen kann, der seine Augebetete mit dem Gegenstand seiner Eifersucht allein wandeln sieht. Er war in einen bis an den Hals zugeknöpften blauen Frack und weiße Pantalons gekleidet, trug im Knopfloch einen blitzenden Orden und hielt in der Hand ein rothes Maroquinkästchen, dessen Inhalt und Bestimmung nicht schwer zu errathen war.

»Mein allergnädigstes Fräulein!« schnarrte er schon von Weitem. In diesem Augenblicke drehte sich Bodo zufällig um und sah den Baron Grotenburg in einem Seitengange lauschend still stehen, als wolle er sich aus der Ferne von den Vorgängen unterrichten, die zwischen den Brautleuten »in spe« sich zutragen. Augenblicklich wandte sich Bodo lächelnd zu ihm und ließ Pilatus XXII. seinen unterthänigsten Glückwunsch dem allergnädigsten Fräulein zustammeln, den mit anzuhören er keine Lust empfand.

»Aber was ist denn das?« rief ihm der Baron halb außer Athem entgegen. »Wie kommt denn *der* da hier herein?«

»Das ist mir auch ein Räthsel, Herr Baron,« erwiderte Bodo achselzuckend mit ächt diplomatischem Wesen und Ton. »Ich erkläre es mir aber so, daß der Herr von seinen Freundschaftsrechten vollen Gebrauch gemacht hat und irgend wo über den Zaun gestiegen ist, um meine Unterhaltung mit Ihrer Tochter zu stören, die auf dem besten Wege war, außerordentlich interessant zu werden.«

Der Baron stand wie versteinert vor dem in seinen Augen tief gedemüthigten Gast. »Aber reitet denn den Menschen der Teufel?« knirschte er. »O mein Gott, Sie haben sich al-  
terirt, ich sehe es –«

»O nein, Herr Baron, ich bin ganz ruhig, aber –«

»Aber – ich weiß, was Sie sagen wollen – es ist abscheulich, hinterlistig, verrätherisch, mit einem Wort!«

»Still, beruhigen Sie sich – da kommen schon wieder einige Herren. Ah, es ist Ihr Schwager Baron Kranenberg mit Frau Gemahlin.«

»Ach – und der Caplan auch! Na, das ist zum Verzweifeln, wo kommen denn die schon so früh her?«

Es ließ sich nicht ändern, die Herrschaften waren da und mußten empfangen werden. Das geschah denn auch und da bald noch mehr Damen und Herren erschienen, so fanden sich Alle allmählig in das Unvermeidliche und die Vorstellungen der bisher sich noch Unbekannten begannen.«

---

Gegen sieben Uhr war die nach der Grotenburg geladene Gesellschaft vollständig versammelt. Es mochten einige vierzig Personen sein, von denen der Legationsrath bei Weitem nicht die Hälfte kannte, allen Fremden aber als ein Mann vorgestellt wurde, den man als Nachbar und Kamerad mit Freuden in der Heimat willkommen heißen dürfe. Unter den Anwesenden befanden sich einige adlige Familien, die mit den drei uns bekannten Baronenfamilien an Standesvorurtheilen, Dünkel und Hochmuth wetteifern konnten, aber auch wieder Andere, die Bildung, Schicklichkeitsgefühl

und wahrhaft edelmännischen Sinn besaßen, wie man ja unter allen Ständen dergleichen abweichende Richtungen bei ähnlichen zahlreichen Versammlungen vertreten findet. Fast sämtlichen Eingeladenen war, wie schon angedeutet, auf irgend eine Weise der geheime Hintergrund des heutigen Festes gelichtet worden, und während nun die Einen, die mit den Grotenburgern auf vertrautestem Fuße standen und von ihrer Finanzcalamität gründlich unterrichtet waren, den Legationsrath mit heimlicher Schadenfreude als einen Mann betrachteten, der ganz geschaffen wäre, einigen der Ihrigen aus einer fatalen Klemme zu helfen, begegneten die Andern demselben mit allen Zeichen persönlicher Achtung, womit freilich eine leise Verwunderung gemischt war, daß ein so reicher, kluger und unabhängiger Mann, wie er, sich entschließen könne, mit der Tochter einer Familie eine Verbindung einzugehen, die ihm nach keiner Richtung hin irgend einen Segen verspreche. Einige von ihnen zuckten freilich spöttisch die Achseln, indem sie meinten, der Geschmack der Menschen sei verschieden, und das sei gut in diesem Falle wenigstens für Fräulein Clotilde, die unter ihren näheren Bekannten gewiß keinen so heißen Verehrer gefunden haben würde, daß er seinen Besitz ihretwegen einem halb bankerotten Vater zu Füßen lege. Daß also Baron Grotenburg mit seiner schönen Tochter eine Art conventionellen Handels schlosse, indem er sie mit allen Mitteln an einen so vermögenden Mann zu bringen und diesen selbst an sein sinkendes Schiff zu fesseln suche, um es vielleicht doch noch mit heiler Haut in einen Sicherheitshafen zu führen, war vielleicht Keinem der Anwesenden unklar.

Bodo bemerkte im Ganzen wohl die mit seltsamer Spannung auf ihn gerichteten Mienen vieler Gäste, auch die eigenthümlich feierliche Haltung der Versammlung, als erwartete man eine ganz besondere Ueberraschung, entging ihm nicht; wie weit man sich aber bereits gegen ihn vergangen habe und worauf es zuletzt an diesem Abende abgesehen sei, das wußte er nicht und konnte er nicht wissen, und erst im Laufe des Abends selbst dämmerte ihm allmählig eine bestimmtere Ahnung aus, die von der Wahrheit nicht gar weit entfernt liegen mochte.

Nachdem man etwa eine Stunde im Garten auf und ab promenirt, in größere oder kleinere Gruppen zertheilt hier und da ein Gespräch geführt, alte Bekanntschaften erneuert und neue geschlossen hatte, ließ sich plötzlich in einer entfernt stehenden Gruppe, die fast nur aus leichtblütigen Lebemännern bestand, ein lärmvolles Freudengeschrei vernehmen. Baron Haas war so eben erschienen, hatte mit gewöhnlicher Zungengeläufigkeit seine Gegenwart verkündet und in seiner jovialen Weise sogleich einen lachlustigen Zuhörerkreis um sich versammelt, der schon gewohnt war, aus dem Munde des kugelrunden Barons die reizendsten Späße und die witzigsten Anspielungen zu hören. Baron Haas schien heute bei überquellend guter Laune zu sein und zu diesem Behufe bereits zu Hause durch einige vorzügliche Flaschen einen guten Grund gelegt zu haben, wenigstens sah er kupferfarbiger aus denn je, roch auf sechs Schritte nach Wein und ließ in seinem ganzen Gebahren einen Mann erkennen, der weiß, daß ihm eine schwere Aufgabe zugefallen ist und der deshalb Vorkehrungen getroffen hat, zu jederlei Angriff oder Vertheidigung jeden Augenblick gerüstet zu sein.

Nachdem er die oben erwähnte Gruppe mit einigen zweideutigen Scherzen zu einmüthigem Lachen gebracht, näherte er sich dem lieben Brüderchen und Bruder Herz, tauschte mit ihnen einige Winke und Flüsterworte aus und begab sich dann zu Fräulein Clotilde, die zwischen einigen Damen auf und nieder schritt, aber dabei den »ächten Ritter« nie aus den Augen verlor, der am liebsten sich an einen ihrer Volants geklammert hätte, um nur das theure Kleinod bis zum äußersten Augenblick an sich zu fesseln. Nachdem nun der lustige Onkel auch dieser seinen Glückwunsch ausgesprochen, wandte er sich zu dem Legationsrath, begrüßte ihn übermäßig laut und legte vor allen Anwesenden eine solche Vertraulichkeit gegen ihn an den Tag, daß Jedermann glauben mußte, Beide seien die besten Freunde und es bestehe bereits eine Uebereinstimmung zwischen ihnen, die nichts auf der Welt mehr stören und lösen könne.

Nachdem man nun der Gesellschaft lange genug den Genuß des warmen Abends und der getrennten Unterhaltung vergönnt, wurde gegen neun Uhr vom Wirth das Zeichen zum Eintritt in das Haus gegeben und einzelnen Herren, deren Zahl die überwiegende war, wurde bedeutet, welche Damen sie zu dem bevorstehenden Mahle zu geleiten hätten.

»Darf ich Sie bitten, mein lieber Herr Vetter,« wandte sich Baron Grotenburg mit liebeglühender Miene an den Legationsrath, »meiner Tochter den Arm zu bieten?«

Bodo verbeugte sich auf eine sehr ceremoniöse Weise, näherte sich der Baroneß und machte sie mit dem Wunsche ihres Vaters bekannt. Sobald sie mit zartem Erröthen – die Zeit hatte bereits ihren Groll etwas besänftigt – den Arm angenommen, führte er sie, den Vorangehenden folgend und von anderen Paaren gefolgt, in das Haus ein, vor dessen hinterer

Thür ein ganzes Heer *guillotinirter* Bedienten stand, um mit unterthänigster Verbeugung der noch sichtbaren Köpfe ein recht ansehnliches Spalier zu bilden.

Die Gäste wurden von dem voranschreitenden Wirthe, der eine ältere Dame führte, zuerst durch verschiedene Prunkgemächer in einen überaus hell erleuchteten und glänzend decorirten Raum geleitet, in dessen Mitte der mit Blumen und Geschenken aller Art aufgestattete Festtisch des so geliebten Geburtstagskinds stand. Nachdem es den Gästen vergönnt gewesen, beim Herumgehen um diesen Tisch, die zärtliche Liebe und Opferwilligkeit ihrer Eltern und näheren Freunde zu bewundern, trat man in den von Wachslichtern strahlenden Speisesaal ein, wo eine lange glänzende Tafel den »unzweifelhaften« Reichthum und die Prachtliebe der Grotenburg'schen Familie völlig übersichtlich zur Schau stellte.

Baron Grotenburg, der vor Ungeduld nicht die Zeit erwarten konnte, bis Alles in den richtigen Gang gekommen, beeilte sich mit glühendem Kopfe, seinen lieben Gästen die ihnen bestimmten Plätze anzuweisen, und so fand sich Bodo plötzlich in der Mitte der Tafel, hinter einem tempelartigen Baumkuchen, an Fräulein Clotildens Seite, während zu seiner Linken Baron Haas Platz nahm, der seinerseits nicht genug das »zufällige« Glück preisen konnte, welches ihm sein lieber Schwager durch diese Vergünstigung verschafft habe. An den beiden äußersten Enden der Tafel, quer vor derselben sitzend, hatten der Wirth und die Wirthin ihre Plätze gefunden; Bodo gegenüber saßen ein paar ihm bisher unbekannte Herren, die sich mehr auf den Inhalt der Schüsseln und Flaschen als auf irgend etwas Anderes zu freuen schienen, und an Fräulein Clotildens rechter Seite, wie Bodo an

ihrer Linken saß, hatte Pilatus von Bökenbrink seine Stelle zu finden gewußt, so laut auch Baron Grotenburg dagegen protestirt hatte. Allein das Geburtstagskind hatte sich diese Nachbarschaft ihres treuen Freundes auszubedingen verstanden, wozu Baron Haas nicht das Wenigste beigetragen, indem er seinem Schwager begreiflich gemacht, daß er den Legationsrath so viel wie möglich für sich selbst zu behalten wünschen müsse.

Ehe sich Bodo an der glänzenden Tafel zwischen den beiden genannten Personen niedersetzte, ließ er einen raschen Blick über die Versammlung schweifen, orientirte sich in der beliebten Gruppierung der Gäste, wobei er zu seinem Bedauern bemerkte, daß Niemand in seiner Nähe saß, mit dem er ein verständiges Gespräch hätte führen können, daß er also auf Gnade oder Ungnade dem Baron Haas, der Tochter des Hauses und den ihm gegenüberstehenden Junkern überliefert sei. Wenn ihn Etwas darüber hätte trösten können, so war es vielleicht das Bouquet, welches er der Baroneß überreicht und das nun die Fürsorge der zärtlichen Mutter in einer kleinen Porzellanvase vor die Augen des Geburtstagskindes gestellt hatte, um ihr jeden Augenblick den Geber zu Gemüthe zu führen, da sie leider nicht wußte, welches Unheil diese unschuldigen Blumen schon unter den beiden Hauptpersonen des Tages anzurichten so unglücklich gewesen waren.

Es war für den still in sich gefaßten und seine Lage mit unnachahmlicher Ruhe hinnehmenden Legationsrath ein eigenthümlicher Genuß, die Gesichter der rings um ihn her sitzenden bekannten Personen einer flüchtigen Musterung zu unterwerfen. Gleich von Anfang der Tafel an fiel ihm die erwartungsvolle, gespannte und fast ängstliche Miene des

Wirthes und seiner Gemahlin auf, die, obgleich weit von einander entfernt sitzend, doch in einem geheimen Rapport zu stehen schienen und sich durch Augenzwinkern, Nicken und Deuten nach verschiedenen Richtungen hin zu unterhalten wußten.

Baron Kranenberg, der nicht weit von der Wirthin saß, zeigte ein fast jammervolles, von innerer Angst und Besorgniß gefoltertes Gesicht; seine Gemahlin dagegen, die fromme Theodolinde, ihren Schatten wie immer zum Troste neben sich habend, schien im Geiste und mit der Miene einer Märtyrerin ihre Hände in Unschuld zu waschen und der Caplan, der einzige Bürgerliche bei Tisch, faltete, sobald er nicht aß oder trank, fast unablässig die Hände vor der Brust, als sei er in beständigem Gebete begriffen, daß der gute Geist da oben oder vielmehr die Mutter Gottes, die gewiß auch über diesem Liebesmahle wachte, ihre Augen offen halten möge, um Alles, Alles, was es auch sei, zum Guten zu wenden.

Pilatus den XXII. konnte Bodo nur selten zu Gesicht bekommen, die Schleifen, so wie die Blätter- und Blüthenfülle auf dem Haupte der wie eine regierende Fürstin hoheitsvoll sich nach allen Seiten umblickenden Clotilde verdeckten den kleinen Mann fast ganz. Indessen, was er von ihm erhaschte, war so wenig anziehend, daß er diesen Verlust nicht bedauerte, denn Pilatus sah gerade so aus, als ob er noch an diesem Abend gehenkt werden sollte und als gestatte man ihm nur noch eine kurze Gnadenfrist, um seinen irdischen Leib, der nun bald aufhören werde zu vegetiren, noch einmal mit süßem Weine zu füllen. Das that er denn auch redlich, sprach aber so viel mit seiner Angebeteten, daß er Bodo der Mühe überhob, seine Aufmerksamkeit in

dem Umfange auf sie zu richten, wie es sich eigentlich, nach Meinung der meisten Anwesenden, gebührt hätte.

Baron Haas endlich war anfangs nur bemüht, sich gehörig zu erwärmen, denn ein von Zeit zu Zeit ihn durchdringender leiser Schüttelfrost machte sich bei ihm auf höchst empfindliche Weise bemerkbar. Nur dann und wann einige Worte mit dem Nachbar wechselnd, füllte er desto häufiger sein Glas und aß dann in den Pausen mit solcher Hast, daß er gar nicht einmal im Stande war, zu unterscheiden, ob die genossene Speise aus den Händen seiner edlen Kochkünstlerin oder einer untergeordneten Küchendirne in's Leben getreten sei.

Im Anfang nun ging Alles wie bei jedem ähnlichen Mahle in bester Ordnung, Regelmäßigkeit und nicht allzu lauter Fröhlichkeit her. Je mehr man aber der Flasche zusprach, und das geschah fast überall im reichsten Maaße, um so heiterer und lachlustiger wurde die Gesellschaft und um so eifriger bemühte man sich, Stachelreden und Witzworte einander zuzuwerfen, die nicht immer, wie ihre Erzeuger, »von Adel« waren. Mit am lautesten und ungezügeltsten erwiesen sich die drei Junker, die Bodo gegenüber saßen; sie flüsterten sich bisweilen verstohlen einige Worte zu, blickten dann spöttisch nach dem stillernsten Legationsrath hinüber und schlugen plötzlich ein halblautes Gelächter auf, als ob sie sich auf irgend eine Heldenthat, die sie auszuführen beschlossen, im Voraus freuten.

In einer kurzen Gesprächspause nun, wie sie auch in der größten und lautesten Gesellschaft seltsamer Weise bisweilen zu entstehen pflegt, glaubte einer der Herren sich berufen, auf des Legationsraths Kosten der Versammlung eine

angenehme Unterhaltung gewähren zu müssen, und richtete an diesen, der ihn zufällig ansah, als hätte er das Nächstfolgende vorausgeföhlt, die lauten und nach allen Seiten hin verständlichen Worte: »Herr von Sellhausen, ich habe heute zum ersten Mal das Vergnügen, Ihnen *vis-à-vis* zu sitzen, aber ich hoffe, es wird nicht das letzte Mal sein. Wir streiten uns eben hier über einen gewissen Punkt und Sie allein dürften im Stande sein, uns darüber genügende Auskunft zu geben.«

Die ganze Gesellschaft, die auf den »gewissen Punkt« neugierig geworden war, schwieg natürlich noch ferner und Aller Blicke wandten sich auf den Befragten hin. Dieser aber, den ihn so unberufen Anredenden mit ruhigem Auge betrachtend, sagte, nicht höflich, nicht kalt, sondern eigentlich mit sehr gleichgültigem Tone: »Haben Sie die Güte, sich näher auszusprechen.«

»Ha, ja,« fuhr der lustige Junker etwas brutal fort und warf einigen Fernsitzenden einen Blick zu, als wolle er sie zur Aufmerksamkeit auffordern: »Ihren Vater habe ich sehr wohl gekannt. Er verstand zu leben und leben zu lassen und war in fröhlicher Gesellschaft etwas munterer als Sie. Aber Ihre Mutter, bester Herr, die hat Niemand von uns je mit Augen gesehen. Sagen Sie mir – was war sie doch für eine Geborene?«

Während einige der Anwesenden über diese Tactlosigkeit unwillig die Köpfe schüttelten, grinsten Andere vor Freude hell auf, Alle aber schauten auf den Befragten hin, voll lautloser Spannung, was derselbe auf diese in verschiedener Beziehung ungehörige Frage antworten würde. Bodo verzog keine Miene, nur wurde sein edles Gesicht etwas blasser als gewöhnlich und indem er, wie zur Herzstärkung, das kleine

Bouquet ergriff, welches vor der Baroneß stand, und daran roch, sagte er mit seiner klaren, tiefen Stimme, die bis in die entferntesten Ecken des Saales verständlich klang: »Meine Mutter, Herr Baron, war wie die Ihrige von einem Menschenkind geboren.«

»Ja, freilich, aber ich meine: aus welchem Geschlecht?« lautete die etwas weniger keck gesprochene Frage herüber.

»Aus einem unvergänglichen, mein Herr!«

»O, o! Sie verstehen mich noch nicht – ich meine den Namen und Stamm?«

Jetzt schleuderte Bodo einen Augenblitz nach dem übermüthigen Frager hinüber, der bewies, daß auch in ihm eine empfindliche Saite zu straff angezogen werden könne. »Mein Herr Baron,« erwiderte er mit kaltem schneidenden Ton, der wie ein Messer in der Hörenden Ohren drang, »wenn Sie mir einmal die Ehre Ihres Besuches zu Theil werden lassen sollten, so will ich Ihnen den Stammbaum und die Stammrolle meiner Mutter zeigen. Sie ist etwas lang und ich weiß sie daher nicht auswendig. Da sie aber in verschiedenen fremden Sprachen geschrieben ist, die Sie wahrscheinlich nicht verstehen werden, so bitte ich Sie, sich mit allerlei Lexiken zu versehen, wobei ich Ihnen im Nachschlagen gern behülflich sein will.«

Mit diesen Worten wandte er sich an seine leise lächelnde Nachbarin, hob sein Glas in die Höhe und, gleichsam mit Verachtung von den drei Herren abbrechend, die mit langen Gesichtern vor sich nieder schauten, sagte er laut: »Auf Ihre Gesundheit, mein Fräulein!«

Dieser Zwischenfall, der ganz außer der Berechnung des Wirthes lag, hatte diesen und seine Verwandten in eine wahre Höllenangst versetzt; da er aber so rasch und anscheinend

ohne Folgen vorüberging, gleich darauf auch von einem auf allen Seiten ausbrechenden Gesprächslärm vergessen gemacht wurde, faßten sie wieder Muth, nur bemerkten Baron Grotenburg und Gemahlin zu ihrem neuen Schrecken, daß Clotilde mehr mit Pilatus flüsterte, als mit dem Legationsrath sprach, und Ersterer eilte sogleich zu Baron Haas, um mit ihm eine leise Berathung darüber zu halten.

»Laß gut sein, thut nichts,« tuschelte Baron Haas. »Ich habe ihn sicher und beginne bald. Sieh, er trinkt tüchtig. Schicke mir jetzt den bewußten Burgunder. Aber die Kerle da drüben müssen ihr ungewaschenes Maul halten, sonst stehe ich für nichts.«

»Dafür werde ich schon sorgen. Aber, lieber Haas, noch eine Bitte! Trinke Du selbst nicht zu viel, Du verlierst am Ende Dein Gedächtniß.«

»Bruder Herz, welche blasse Sorge! Laß gut sein, sage ich. Ich brauche Courage – es gilt eine große Bouteille – wollt ich sagen – Bataille. Da – die da unten trinken mehr als ich – geh nur hinunter und halte sie im Zaum, damit sie nicht zu laut werden und so viel Vernunft behalten, mich nachher vernünftig aussprechen zu lassen.«

Baron Grotenburg kehrte mit schwerem Herzen auf seinen Platz zurück, nachdem er noch seiner Frau ein paar er-muthigende Worte zugeraunt. Baron Haas aber hatte Recht. Bisher hatte man nur getrunken, jetzt fingen einige Herren an zu zechen und je leerer die Flaschen wurden, um so lauter tönnten ihre Worte, und schon entstand hier und da fast ein kleiner Lärm, aus dem nur einzelne Worte, wie: »Verlobung,« »Verbindung,« »herrliches Paar« und dergleichen wie einzelne Blitze aus Gewitterwolken herüber schossen.

Bodo, den solches Gebahren stets anwiderte, wo er es auch fand, ward immer stiller und aufmerksamer dabei, und da er nirgends ein zusammenhängendes Gespräch führen konnte, unterhielt er sich mit der eigenen Beobachtung alles Vorgehenden, wobei ihm denn aus einigen aufgefangenen Redensarten allmählig Zweck und Ziel des Ganzen einzuleuchten begann.

Sobald er aber zu dieser Wahrnehmung gelangt, zog er sich gleichsam in sich selbst zurück, wechselte nur dann und wann einige Worte mit seiner Nachbarin, die immer näher an Pilatus Seite rückte und wandte sich endlich an Baron Haas, der jetzt seinen schweren Burgunder trank, von dem er eine ganze Batterie Flaschen vor sich und seinen Nachbar hatte aufpflanzen lassen.

»Sie blicken etwas finster darein,« begann Baron Haas mit schon etwas schwerer Zunge, »und Sie haben Recht. Abgeschmackte Kerle da drüben – ohne allen Tact! Was gehören unsere Mütter hierher, he? Selbst ist der Mann! Basta! Und nun kommen Sie, lassen Sie uns eine Flasche zusammen ausstechen – die da – stammt zwar nicht aus Griechenland, aber auch nicht aus Lappland. Sackerlot, der schmeckt, nicht wahr?«

Bodo kostete den schweren Burgunder und nickte bejahend.

»Ja,« fuhr Baron Haas fort, dicht an seinen Nachbar heranrückend und ihm von Zeit zu Zeit, zur Bekräftigung seiner Worte, mit dem Ellbogen einen vertraulichen Rippenstoß versetzend, »das ist Wein, lieber Vetter, und mein Schwager hat ihn schon. Er ist ein Kenner, in allen Dingen, überhaupt ein lebenswürdiger Mensch, man muß ihm nur erst näher

stehen. Ach, und seine Familie! – Unter uns gesagt, wir sprechen ja im Vertrauen – seine Frau ist ein wahrer Edelstein, eine Perle, man muß sie nur erst – begriffen haben. Wissen Sie – daß sie meine erste Liebe war? Bei Gott, das war sie und – ist es noch – uff! Ach, wenn die mal Wittwe würde – ich wünsche das auf Ehre nicht – aber ich könnte sie noch heirathen – Eins, Zwei, Drei!«

»Das glaube ich!« sagte Bodo, lächelnd mit dem Kopfe nickend.

»Nun, das *können* Sie auch glauben, denn ich, Baron Haas von Haasencamp sage Ihnen das. Doch ich möchte auch von Clotilden mit Ihnen reden. Haha! Ja. Die soll mich einst beerben – auf Ehre!«

»O, Sie wollen doch noch nicht sterben? Das wäre schade!«

»Ob ich will? O, Sie kleiner Schäker! Den Teufel will ich! Aber, wie gesagt, ich meine nur, die wird einmal ein ungeheuer reiches Mädchen oder vielmehr eine reiche Frau werden, wollte ich sagen, einzige Tochter – Erbschaft des grünen Pelzes – Sie verstehen, und dann ihr – ihr künftiger Mann wird doch auch Etwas haben – nicht?« schnalzte der Baron, seinen Nachbar liebevoll von der Seite anschnurrend.

»Gewiß,« erwiderte Bodo. »Der Mann, der sie ernst nimmt« – und er warf dabei einen vielsagenden Blick auf Pilatus XXII. hinüber – »erbt, so viel ich weiß, einmal ein recht hübsches Vermögen.«

»Aha, so viel Sie wissen – sehr schlaue bemerkt, Sie sind ein *Pfifficum*! Na, Alterchen« – und hierbei legte er vertraulich seinen Arm um Bodo's Leib – »übermorgen weiß dieser Mann, was er erbt, nicht?«

Bodo ging bei diesen unverhüllten Worten, so zu sagen, ein bisher nur dämmerndes Licht in vollem Glanze auf. Indessen, auf die eigenthümliche Lage, in der er sich befand, Rücksicht nehmend, machte er gute Miene zum bösen Spiel und lächelte still vor sich hin. »Also Sie meinen?« fragte er, um nur irgend etwas Gleichgültiges zu sagen.

»Nu, was ich sage! Was ich weiß, Alterchen, das weiß ich. Aber eigentlich, da wir doch einmal davon sprechen, war es nicht so ganz recht von Ihrem Alten, so ein vertracktes Testament zu machen – nicht wahr?«

»Was denn für ein Testament?« fragte Bodo mit eisiger Ruhe; »Ich weiß ja davon nichts.«

»Nicht? Na, dann hören Sie – wir reden im Vertrauen. Ich bin nämlich eingeweiht, wie wir drei Schwäger alle – Ihr Vater war ja der vierte Schwager – und Sie müssen es endlich auch werden. Die Zeit drängt. Sehen Sie – er hat, Ihr Alter, meine ich, der Clotilde oder ihrem Vater sein Gut vermacht, wenn Sie nicht – na, Sie wissen schon –«

»Ah! Meinen Sie?«

»Natürlich, das ist die ganze abgekartete Geschichte. O, bitte – trinken Sie doch. Auf Ihr Wohl! – Ich meine es ehrlich. So. Und nun, mein Alterchen, unter diesen Umständen werden, können Sie sich nicht länger besinnen –«

»Ich besinne mich auch gar nicht, Herr Baron.«

»Ach was, lassen Sie das »Herr Baron« weg, ich bin Haas – sagen Sie 'mal Haas!«

»Haas!« sagte Bodo, unwillkürlich lächelnd.

Der Baron gab ihm einen Liebespuff in die Seite, daß ein anderer Mann davon hätte umfallen können, aber Bodo bewegte sich nicht einmal. »Prächtiger Kerl sind Sie, das muß

wahr sein,« flüsterte er. »Na, nachher trinken wir Brüderschaft. Nun aber lassen Sie uns weiter im Vertrauen reden. Sehen Sie, wie die Kerle da drüben – uff! – saufen! Haha, aber *solchen* Burgunder haben nur *wir*. Den Teufel auch, man wird die Perle doch nicht vor die Säue werfen! – Nun aber sagen Sie mir mal ganz im Vertrauen – was werden Sie denn für eine Antwort auf die Frage bei der Testamentseröffnung geben, he?«

»Sollten Sie das noch nicht wissen, Sie überschlauser Mann?«

»Darf ich es denn wissen?«

»Wenn Sie es sich selbst sagen, wer kann dann dafür? Rathen Sie einmal.«

Baron Haas goß ein großes Glas Burgunder auf einen Zug hinunter. Es galt jetzt, sich Courage zu trinken, und er fühlte sie bereits in solchem Maaße, daß seine linke Hand schon nach der Brusttasche der andern Seite zuckte, wo er ein beträchtliches Packet stecken hatte, das Bodo schon gefühlt, als er ihn vorher wiederholt an sich gedrückt. »Ich soll rathen?« fragte er mit gläsern zublinzelndem Auge. »Haha! Da kommen Sie bei mir zu spät. Wenn ich nun schon lange gerathen hätte?«

»Ei, sollten Sie wirklich?«

»Ach was!« rief Baron Haas plötzlich mit einem ganz andern Gesicht und nichts mehr um sich her bemerkend. »Wir sind ein paar Männer von Ehre – schlagen wir das Visir vor einander auf und sehen wir uns dreist in's ehrliche Gesicht. So. Auf Ehre, Sellhausen, ich habe schon lange errathen, was Sie vor Gericht antworten werden, und meine Anstalten danach im Voraus getroffen. Soll ich es Ihnen mal zeigen?«

»Immer dreist!«

»Aber werden Sie mir auch den kleinen Scherz nicht übel nehmen, der eigentlich vierzig Stunden zu früh geboren wird?«

»Einen Scherz nehme ich niemals übel und am wenigsten dem Baron Haas, wenn er ein Bischen tief in's Glas geguckt hat.«

»Haha! Sie sind mein Mann – ich sag's ja. Aber ich frage noch einmal – nehmen Sie mir auf Ehre nichts übel?«

»Auf Ehre? Das ist ein Wort, das ich bei Scherzen niemals gebrauche. Doch still – da will Jemand sprechen.«

Baron Haas schaute wie aus einem Traum erwachend auf und runzelte die Stirn. Bodo blickte sich um und bemerkte Folgendes. Baron Grotenburg und seine Frau schienen wie auf Kohlen zu sitzen, sie behielten nur Haas und Bodo im Auge, die so eifrig und zärtlich mit einander sprachen, alles Uebrige aber hatten sie wie Haas selber vergessen. Baron Kranenberg hatte den albernen Mund weit geöffnet und starrte mit angstvollem Blick nach derselben Stelle hin. Die übrige lachende und lärmende Gesellschaft aber wurde in diesem Augenblick durch den lauter wiederholten Klang eines angeschlagenen Glases in ihrem Jubel unterbrochen – es folgte eine allgemeine aufmerksame Stille und ein bis dahin sehr ruhiger Baron stand von seinem Stuhle auf und schickte sich an, eine Rede zu halten.

Er hielt sie auch in ernsten und der Feier des Tages völlig angemessenen Worten, indem er Baron Grotenburg und seiner Gemahlin Glück wünschte, eine Tochter zu besitzen, die nicht allein ihnen, sondern auch dem ganzen Freundeskreise ein Quell so vieler Freuden, wohlgemeinter Wünsche und trostvoller Hoffnungen wäre.

Als er das Hoch auf die ganze Familie Grotenburg ausgebracht, entstand ein furchtbares Beifallsgeschrei und Hurrahrufen; alle Herren sprangen von ihren Sitzen auf und liefen mit vollen Gläsern die Reihe herum, überall anstoßend, gratulirend und zum Theil dabei schon so von Gott Bacchus erhitzt, daß sie bereits Küsse austauschten, die mehr nach Wein als nach Liebe rochen.

Nachdem sich der Lärm etwas gelegt und Alle wieder ihre Plätze eingenommen hatten, nahm Baron Haas rasch seine vorige Stellung dicht neben seinem Nachbar ein und sagte: »Na, der Kerl sprach mit dem Munde, aber nicht mit dem Herzen. Jetzt komme ich und ich werde ihm zeigen, was ein To – Topas, wollt' ich sagen, ein Toast an solchem Tage ist. Doch halt – zuerst sollte ich Ihnen ja zeigen, ob ich richtig rathen kann, nicht wahr?«

»Zeigen Sie!« erwiderte der Legationsrath mit einem steinernen Gesicht, das bis in die entfernteste Ecke Kälte verbreitete und dem wieder wachehaltenden Baron Grotenburg die Haut schaudern machte.

Baron Haas trank erst noch ein Glas aus, griff dann mit der Linken in die weite Brusttasche seines Fracks und holte ein großes Packet hervor, das er schnell wie der Blitz unter den Tisch führte und dort mit zitternden Händen von seiner Umhüllung befreite. Es waren sehr schön in Kupfer gestochene Verlobungsanzeigen und er deutete mit dem rechten Zeigefinger darauf hin, während er mit wahren Faunenaugen seines Nachbarns Antlitz studirte.

»Können Sie bis hierher lesen?« fragte er, ein Licht etwas näher heranziehend und eins der Blätter ein wenig erhebend.

Bodo bückte sich und las:

»Die Verlobung unsrer einzigen Tochter Clotilde mit dem Legationsrath a. D. Herrn Bodo von Sellhausen auf Sellhausen beehren wir uns hiermit ergebenst anzuzeigen.

»Baron und Baronin Grotenburg.«

Bodo erhob sein blitzendes Auge wieder und ließ einen dolchartigen Blick auf Baron Haas fallen. Sein Gesicht war ganz bleich geworden, sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, aber es gelang ihm, vollständig seine äußere Ruhe zu bewahren. »Herr Baron, sind Sie der Vater von diesem *Witz?*« fragte er mit kaum verständlicher und vor innerer Erregung bebender Stimme.

»Ja!« stammelte Haas freudetrunken, der nichts sah, nichts hörte, sondern nur in dem einmal begonnenen Gefecht, das zum Siege führen mußte, wie ein tollkühner Kämpfer vorwärts schritt.

»So. Dann sind Sie also auch geneigt, die Verantwortung allein davon zu übernehmen?«

»Das will ich, auf Ehre, ich bin ganz der Mann dazu.«

Bodo wollte noch etwas erwidern, aber er kam nicht mehr dazu. Lautes Geschrei von allen Seiten unterbrach ihn und die Barone: »Haas! Haas! Eine Rede halten!« übertönten jedes einzelne verständliche Wort. Baron Haas war von diesen Zurufen in diesem Augenblick, der alle seine nur noch geringen Lebensgeister in Anspruch nahm, selbst überrascht. Eigentlich nicht wissend, was er that, erhob er sich, behielt aber das Packet Papiere in der linken Hand und legte diese damit auf den Tisch. Mit der Rechten in furchtbaren Gesten hin- und herfahrend und mit dem Fuße kräftig auf den

Boden stampfend, wenn die Worte nicht gleich aus seinem Munde wollten, schrie er in halber Geistesverwirrung:

»Meine Herren! Der geehrte Vorredner hat sich an die hier versammelten Eltern und – die Braut – ich wollte sagen, Tochter gewandt –«

Allgemeines Gelächter oder eigentlich wieherndes Geschrei unterbrach ihn schon bei diesen ersten Worten und während Aller Augen auf sein wie von Entzücken strahlendes Gesicht geheftet waren, was auch dem Baron Grotenburg alle Angst benahm, bemerkte fast kein Mensch, daß der Platz neben dem Redner plötzlich leer ward und der Legationsrath mit gleichsam gleitenden Schritten den Saal verließ. Baron Haas aber, der es im ersten Augenblick noch weniger als alle Uebrigen merkte, fuhr gleich darauf mit siegreichem Lächeln fort:

»Ja, er hat nur der Eltern und der – Tochter gedacht und von dem Geburt – Geburtstag gesprochen. Auch ich, meine Herren, bin einmal geboren und ich weiß – wie wichtig das für alle Menschen ist. Aber, meine Herren, ich, ich sage auch: *Gratulabo!* aber zu einem ganz anderen Zweck. – Hier, mein geliebter Nachbar« – er suchte Bodo neben sich – »aber zum Teufel, wo ist er denn? Na, er ist nur einen Augenblick hinausgegangen, aber er wird gleich mit strahlendem Gesicht wiederkommen – und eigentlich kann ich in seiner Abwesenheit mein Herz – noch besser sprechen lassen. Wohlan denn! Mein Nachbar also, der nicht da ist, sage ich, ist ein vortrefflicher Mann und er hat mich beauftragt – beauftragt –«

Bei diesen Worten gesticulirte der kleine corpulente Mann so heftig, daß er eine Flasche Burgunder umstieß, die dicht

vor ihm stand und nun weit über den Tisch nach seiner rechten Seite hinrollte, ihren Inhalt umhergoß und damit das schöne weiße Spitzenkleid Fräulein Clotildens wie mit Blut färbte.

Ein allgemeiner Aufschrei ließ sich von allen Seiten vernehmen; Zurufe, Gelächter wirbelten durch einander, aber Baron Haas, der mitten in der Action war, ließ sich nicht stören, sondern schrie, abwechselnd mit beiden Füßen stampfend, mit einer Stentorstimme:

»Still, meine Herren, ich bitte um Ruhe – ich habe das Wort – schad't nichts, Clotildchen, ich schenke Dir ein neues – und darum sage ich –«

« Hier wandte sich der Redner heftig zur Linken, aber er war merkwürdig schwach auf den Beinen, und da er, strauchelnd, sich irgend wo mit der Rechten halten wollte, faßte er das Tischtuch, riß eine Lampe, ein paar Leuchter, den Baumkuchen und eine ganze Reihe Flaschen um und ließ dabei vor Schreck seiner linken Hand das Packet Papiere ent schlüpfen, die nun theils auf den Tisch, theils auf die Erde fielen und nach allen Seiten aus einander flatterten.

Dieses Unheil hatte Baron Haas in seiner Siegesgewißheit nicht vorhergesehen, noch weniger erwartet; der Schreck verwirrte ihn, er wollte sich bücken, um rasch die entfallenen Papiere aufzuheben, und dabei fiel er selbst auf einen Stuhl, einen tiefen jammervollen Seufzer ausstoßend, als habe ihn ein Schlagfluß getroffen.

Jetzt entstand eine allgemeine Verwirrung. Alle Gäste auf dieser Seite sprangen auf und griffen nach den fallenden Flaschen, die Bedienten aber stürzten herbei, den Schaden

so gut auszubessern, wie es ging, und einige lasen die zerstreuten Papiere auf, von denen einer der Gäste, ein vorlauter Herr, rasch eins ergriff und im Fluge durchlas.

Kaum aber hatte er es gelesen, so schlug er mächtig mit einem Messer an ein Glas, und da gleich darauf eine tiefe Stille entstand, stellte er sich mit wichtiger Miene hin und rief:

»Meine Damen und Herren! Baron Haas, der sonst ein so guter Redner ist, hat, da er nicht weiter kann, mir das Wort abgetreten und mich beauftragt, in seinem Namen der geehrten Gesellschaft folgende entzückende Mittheilung zu machen«: – und hierauf las er der erstaunten, bestürzten Versammlung die Verlobung der Tochter des Hauses vor.

Einen Augenblick darauf herrschte ein, wie von allgemeiner Lähmung herrührendes Stillschweigen, während Baron Haas stöhnend und ächzend auf seinem Stuhle lag. Gleich darauf aber brach ein schallendes Freudengeschrei und Gegauchze aus. Alles sprang von den Plätzen auf und stürzte mit vollen Gläsern auf die Braut und deren Eltern zu, die, in der Meinung, der ganze Vorgang sei zwischen dem Legationsrath und Haas verabredet, sich durch die Menge Bahn brachen und, als sie sich erreichten, einander um den Hals fielen, um gleich darauf der starr dasitzenden Tochter zuzueilen. Dabei klangen die Gläser laut zusammen, Einer wollte den Andern überschreien, und da Keiner auf den Andern hörte, kam, wie das in der Regel geschieht, Niemand zu Worte, bis einer der drei vorlauten Barone, die Bodo gegenübergesessen, mit durchdringendem Basse brüllte: »Stille, stille, meine Herrschaften! Wo ist denn der Bräutigam?«

Dieses eine Wort, von Allen vernommen, brachte eine ungeheure Sensation und damit ein Stillschweigen hervor, daß

man eine Mücke im Zimmer hätte summen hören können. Alle blickten nun, nachdem sie sich vergeblich ringsum geschaut, wie auf geheimen Antrieb aus Baron Haas; der aber kauerte halb vernichtet auf seinem Stuhl, bis er, mit Wasser und Wein besprengt, sich plötzlich ermannte, aufsprang und wie ein wüthender Truthahn kreischte:

»Ich trage keine Schuld und übernehme keine Verantwortung – gar keine! Warum fallen die Flaschen um – wer hat dem Herrn da das Wort gegeben? Ich pro – *prozessire* dagegen!«

In diesem Augenblick, als wieder ein wieherndes Gelächter ausbrach, drang Baron Grotenburg mit entstellter Miene zu seinem Schwager durch. »Wo ist mein Schwiegersohn, Haas?« rief er mit vor Angst klappernden Zähnen.«

»Beim Teufel meinetwegen – woher soll ich denn das wissen?« rief Baron Haas, noch wüthender werdend.

Nach diesen Worten, während Pilatus XXII. noch entsetzt und gleichsam zermalmt sich wie ein getretenes Würmchen auf seinem Stuhle krümmte, Fräulein Clotilde aber krampfhaft schluchzend am Busen der Mutter lag, malte sich eine namenlose Bestürzung oder auch Schadenfreude auf den Gesichtern der Anwesenden. Flüsternde, murrende, fragende Gruppen bildeten sich in allen Ecken, ein Gewirr von Stimmen, Gelächter, Vorwürfen, Fragen und Antworten – Alles tobte wie ein Chaos durcheinander und kein Mensch war da, der irgend eine Auskunft, irgend eine Lösung des verworrenen Räthsels hätte geben können.

Wo war unterdessen der Bräutigam? Das war vor der Hand die Hauptfrage, doch sie sollte zuerst gelöst werden, wie wir sogleich hören werden.

Der Legationsrath, den es nach dem eben Erlebten keine Minute länger in der Mitte von Menschen duldete, die mit den heiligsten Gefühlen ihres Nächsten ein so heilloses Spiel treiben konnten, hatte den Speisesaal geräuschlos und fast unbemerkt verlassen und war auf den Corridor hinausgetreten, um irgend wo in einem stillen Winkel den Aufruhr seines Innern austoben zu lassen und seine männliche Fassung wieder zu gewinnen, die er äußerlich zwar nicht verloren zu haben schien, die aber doch im ersten Augenblick stark erschüttert war. Indessen auch diesmal rang sich sein kräftiger Geist rasch aus dem Wirrwarr des Augenblicks empor, sein Auge sah alles vor ihm Liegende klar und unverschleiert und auf der Stelle war er zum Handeln entschlossen, wie es ihm jetzt vor allen Dingen erforderlich schien.

Ein Diener, der unbeschäftigt auf dem Flure langsam hin und her ging, brachte ihn zunächst auf einen guten Gedanken. Er winkte ihn herbei und fragte ihn mit ernster Miene: »Können Sie mich auf ein stilles Zimmer führen, wo ich ungestört einige Worte schreiben kann?«

»Ja, Eure Gnaden. Ich bitte mir zu folgen.«

Bodo schritt dem mit einer brennenden Wachskerze vorangehenden Diener nach und trat mit ihm in dasselbe Zimmer, worin einst der wichtige Familienrath abgehalten worden war. »Kommen Sie mit herein,« sagte er zu dem betroffenen Diener, »und schließen Sie von Innen die Thür zu, damit Niemand mich störe.«

Der Diener gehorchte und stand unbeweglich innerhalb der sogleich fest verriegelten Thür, Bodo aber setzte sich an den Schreibtisch des Barons, auf dessen offener Platte alles zum Schreiben Nothwendige bereit lag. Rasch ergriff er

einen Bogen Papier, nahm eine Feder und warf mit hastigen Zügen folgende Worte hin.

»Herr Baron! Ich bin wider meinen Willen genöthigt, auf der Stelle Ihr Haus zu verlassen. Es ist darin eine Infamie gegen mich verübt worden, als deren Theilnehmer auch Sie zu betrachten, sich alle Fasern meines Innern sträuben. Ihr Haus, Ihre Gesellschaft, Ihre Familie ist mir dadurch auf ewig entfremdet, denn noch nie ist wohl das Gastrecht gegen einen Mann, der nie etwas Böses gegen Sie im Schilde geführt, auf eine gröbere Weise verletzt worden. Wie und wodurch das geschehen, wird Ihnen Ihr Schwager, Baron Haas, wenn er ein ehrlicher Mann ist, auf das Genaueste enthüllen können. Er allein hat die Verantwortung des Vorgefallenen auf sich genommen und er mag sie für sich und alle an seiner That Betheiligten tragen. Ueber morgen Vormittag elf Uhr – und ich bitte Sie, mich vor dieser Zeit weder durch schriftliche noch mündliche Erklärungen Ihrerseits beunruhigen zu wollen, – werde ich Ihnen an geeigneter Stelle eine Antwort auf die Frage erteilen, die Sie kraft der letzten Willensmeinung eines Verstorbenen, den ich, wie mein Schicksal sich auch wenden möge, stets als Sohn achten und ehren werde, von mir verlangen können, und diese Antwort, die Sie,

meiner Meinung nach, eher mit Ruhe hätten erwarten, als vor der Zeit mit Gewalt herbeiführen sollen, was Sie wenigstens in meiner Achtung höher gestellt haben würde, wird hoffentlich das letzte Wort sein, welches ich jemals im Leben noch mit Ihnen zu wechseln verpflichtet bin. Feiern Sie Ihr heutiges Fest, von mir unbelästigt, bis zu Ende, und Ihr eigenes Gewissen wird Ihnen sagen, ob ich, ob Sie oder irgend ein Anderer der Störenfried desselben gewesen ist.

Bodo von Sellhausen.«

Nachdem Bodo das Geschriebene noch einmal überlesen, faltete er das Blatt, siegelte und adressirte es und reichte es dem ihn aufmerksam beobachtenden Diener. »Hier,« sagte er, »diesen Brief übergeben Sie in zehn Minuten dem Baron Grotenburg, und so lange bleiben Sie in diesem Zimmer.«

Der Diener sah nach seiner Uhr, verbeugte sich und öffnete dann dem Legationsrathe die Thür.

Dieser ging nun rasch nach dem Hofe und auf den Stall zu, der von fremden Pferden übervoll war, während es sich die Kutscher und Stallknechte in einem Gesindezimmer bei Braten und Wein wohl sein ließen. Ein einziger trunkener Kutscher lag auf einem Strohbund und schlief. Bodo nahm die neben ihm stehende Laterne und suchte sich sein Pferd unter den übrigen heraus. Er fand es sehr bald, denn es war noch gesattelt, nur das Zaumzeug hing vor dem Ständer an einem Haken.

Der alte Braune wieherte, als er die ihn anredende Stimme seines Herrn hörte. Schnell zäumte dieser ihn auf, zog

den Sattelgurt fester, führte ihn aus dem Stall und schwang sich auf. Erst jetzt merkte er, daß er seinen Hut irgend wo im Hause gelassen, da er ihn aber nicht ohne Aufenthalt wieder bekommen konnte, ritt er im Trabe ab und in wenigen Augenblicken hatte er die verhängnißvolle Zugbrücke hinter sich, so wie das hell erleuchtete Schloß des vornehmen Barons, dessen Gäste noch immer so laut tobten, lachten und durch einander riefen, daß man ihre Stimmen bis weit auf das Feld hinaus schallen hören konnte.

Zehn Minuten später aber, während Bodo schon längst das freie Feld gewonnen, trat der Diener mit dem eben geschriebenen Brief in den Speisesaal und überreichte ihn dem Baron. Dieser empfing und las ihn – nicht mit Erstaunen oder Schreck – sondern mit einer an Betäubung gränzenden Verzweiflung. Kaum hatte er seinen Inhalt begriffen, so sank er ohnmächtig auf einen Stuhl und um ihn her stellte sich eine Scene so unbeschreiblicher Verwirrung, des Jammers, der Schaam, der vollsten moralischen Niederlage dar, daß die Phantasie des Lesers sie sich weit besser zu zergliedern wissen wird, als unsre Feder sie schildern kann. Verlassen auch wir dies Haus mit unserm Freunde und geleiten wir ihn lieber in seine eigene Heimat, der er anfangs mit leidenschaftlicher Hast, später aber mit der Ruhe eines guten Gewissens und der Zuversicht eines gegen alle Schicksalsschläge gestählten Herzens zueilte.

In der ersten Viertelstunde sah Bodo in der That Nichts um sich her, sein Inneres fluthete noch immer hoch auf, sein Herz pochte in heftigen Schlägen und in seinem Kopfe wirbelte Alles bunt durcheinander. Allmähig aber, als der kühlende Nachtwind durch sein unbedecktes Haar strich und ihm eine willkommene Labung damit zufächelte, wurde er

ruhiger und sogar zufriedener, daß er einen Tag überstanden, wie ihn nicht viele Menschen in ihrem Leben zu überstehen haben, und daß ihm etwas Aehnliches fernerhin nie mehr begegnen könne. Als aber in Folge dieses Gedankens seine Sinne sich klärten, als er sein Auge erhob und über sich den flimmernden blauen Sternenhimmel und den vollen Mond in prächtigem Glanze seine Bahn still und friedlich dahin wallen sah, war ihm zu Muthe, als ob er das große helle Nachtauge des ewig wachenden Gottes selbst auf sich gerichtet fühlte. Ein feierlicher Schauer durchzitterte ihn bei diesem tröstlichen Gedanken, der, er wußte nicht wie es kam, auf wunderbare Weise mit einer Art unbestimmter und ihm unerklärlicher Seligkeit verbunden war. Lange blickte er zu diesem großen Nachtauge empor, während sein braves Pferd munter seinen Weg verfolgte, und endlich war sein Gemüth so weit beruhigt, daß er seine Gedanken in abgerissene Worte fassen und vor sich hin murmeln konnte:

»Vorbei, vorbei! Mit Denen bin ich fertig. Aber welche Schmach, welche Hinterlist, welche Frechheit von einem so alten Mann! Fort, fort von ihnen, ich will nicht mehr an sie denken. Sie liegen schon weit hinter mir und – vor mir – ah! nun begreife ich das selige Gefühl von vorher! Das ist es! Aber heute nicht mehr, heute nicht – ich bin nicht in der Stimmung dazu – morgen aber, morgen, dann haben wir einen Ruhetag und den wollen wir nutzen!«

Eine Stunde später hatte er den Hof von Sellhausen erreicht und sah schon von Weitem zu seiner Ueberraschung noch Licht in dem Zimmer der Treuhold, obgleich es nahe an Mitternacht war. Langsam ritt er in den Hof ein, gab sein

Pferd dem alten Kutscher, der ihn halb im Schlafe erwartete und schritt nun leise die Rampe hinauf, um so wenig Geräusch wie möglich zu machen.

Die Hausthür war noch nicht geschlossen, die Treuhold wachte also noch, und mit wachsamem Geiste, denn eine aufmerksame Gesellschafterin wachte mit ihr. Als der Legationsrath noch nicht die oderste Treppenstufe erreicht hatte, öffnete sich schon der guten Haushälterin Thür und sie selbst trat mit einer brennenden Lampe heraus, den heimkehrenden Herrn mit freundlichem Gruß und Wort zu empfangen.

Aber wie erstaunte, wie erschrak sie, als sie ihren guten Herrn mit so bleichem Gesicht, unbedeckten Hauptes und mit vom Winde zerzausten Haaren vor sich hintreten sah. Rasch zog sie die Thür ihres Zimmers hinter sich zu und rief: »Um Gottes willen, mein lieber, theurer Herr, was ist Ihnen geschehen?«

»Still, Treuhold, still, machen Sie kein Geräusch!« flüster-te er rasch. »Mir ist nichts Uebles begegnet – ich habe nur meinen Hut beim Reiten verloren. Heute aber kann ich Ihnen nichts mehr erzählen, ich bin müder und abgeschlagener als mir lieb ist. Morgen mit dem Frühsten sollen Sie Alles hören, kommen Sie um sp acht Uhr zu mir hinaus. So – gute Nacht! Grüßen Sie Gertrud – herzlich!«

Er war schon den Corridor entlang geeilt und hatte die Treppe zu ersteigen begonnen, während die Treuhold sich nicht von der Stelle rühren konnte, so erschrocken war sie. Als sie aber nach einer Weile zu Gertrud in's Zimmer zurückkehrte, fiel sie fast auf einen Stuhl und mit Mühe konnte das liebe Mädchen erfahren, was für einen seltsamen Anblick ihre Tante so eben gehabt.

Beide saßen bleich, furchtsam, sprachlos einander gegenüber, endlich aber schüttelte die Treuhold den Kopf und stöhnte dumpf vor sich hin: »Na, da ist etwas Merkwürdiges passirt, so viel ist gewiß. Aber wie Einer, der sich eine Braut und eine Erbschaft geholt hat, sah er nicht aus.«

»Tante!« flüsterte da Gertrud mit immer bleicher werdenden Wangen. »Wenn er so schrecklich aussah, wie Du sagst, dann könnte man eben daraus schließen, daß man ihn dazu genöthigt hat, diese Braut und die Erbschaft anzunehmen.«

»O mein Gott, Trude,« ächzte die alte Dame, »mögest Du nicht Recht haben. Aber es ist wahr – es kann so sein, wie Du sagst, denn wenn er sich frei fühlte, würde er, so viel ich ihn kenne, froh und heiter blicken. O mein Kind, heute bitte ich Dich, noch bei mir auf und munter zu bleiben, denn ich kann noch lange nicht schlafen gehen – und ach! was werden wir morgen zu hören bekommen!« –

Sie sollten auch wirklich noch lange nicht schlafen gehen und sogar noch heute viel Neues zu hören bekommen, was ihr Erstaunen, ihren Schrecken auf eine noch viel höhere Höhe zu erheben geeignet war. Nachdem Beide wohl noch eine Stunde auf dem Sopha gesessen und über die vorliegenden Verhältnisse gesprochen hatten, hörten sie noch einmal die Hunde anschlagen und einen verspäteten Reiter in den Hof eintraben.

Es war Herr Hinz, der von seinem Freunde, dem Pächter der Grotenburg'schen Güter zurückkam. Auch er sah noch das Licht in Fräulein Treuhold's Stube durch die Vorhänge schimmern und es zog ihn ganz wider Erwarten nach dem Herrenhause hinauf, obgleich er darin nicht seine Wohnung hatte.

»Fräulein Treuhold!« hörten die beiden Frauen ihn leise unter dem Fenster rufen. »Sind Sie noch auf?«

Die Treuhold öffnete das Fenster und sagte, daß sie noch munter sei, worauf sie fragte, was er von ihr wolle.

»Kann ich Sie nicht einen Augenblick sprechen?« lautete seine mit einer gewissen Hast gesprochene Antwort. »Ich habe Ihnen etwas höchst Wichtiges mitzuteilen.«

Zwei Minuten später stand er im Zimmer und erzählte – doch wir wollen dem Gange unsrer Erzählung nicht vorgreifen. Es wird sich am nächsten Morgen auf andre Weise enthüllen, was er in so später Stunde den beiden Frauen so höchst Wichtiges mitzuteilen hatte. Lassen wir vielmehr die weit vorgeschrittene Nacht friedlich auf die so unruhigen und von qualvollen Schmerzen gepeinigten Herzen in Sellhausen niedersinken. Eine Sommernacht ist kurz; ihren geisterhaften dämmernden Schatten folgt rasch das Licht, wie der Schatten dann bald wieder dem Lichte folgt. So ist der ewige Wechsel im Menschenleben einmal von der Vorsehung eingesetzt – Fluth und Ebbe, Glück und Unglück, Freude und Leid lösen sich ab im rauschenden Windesschritt, und wohl Dem, der darauf die rosige Hoffnung schöpft, daß nach allein Unheil und Kummer auf dieser Erde einst auch das ewige Glück und die unvergängliche Freude folgen werden, die uns nun schon seit beinahe zweitausend Jahren aus dem Munde des göttlichsten der Menschen verheißen sind.

## VIERTER THEIL.

## ERSTES KAPITEL. DER MANN OHNE HERZ.

Als der Legationsrath in dieser Nacht sein Zimmer erreichte, wurde er sogleich auf die angenehmste Weise überrascht. Seine Studirlampe stand auf dem Schreibtisch und brannte hell, als habe sie ihn schon lange erwartet und bestrebe sich, es ihm so behaglich wie möglich in dem heimischen Raume zu machen. Außerdem duftete das ganze Zimmer von frischen Blumen und als Bodo sich umblickte, sah er an verschiedenen Stellen eben so schöne Bouquets prangen, wie er heute eins mit nach der Grotenburg genommen hatte.

Es ist wunderbar, eine wie tiefgreifende Wirkung solche, kleine Beweise zärtlicher Aufmerksamkeit in manchen Lebensmomenten auf uns auszuüben vermögen und auch Bodo wurde dadurch sogleich wohlthätig ergriffen und warm bewegt, so daß eine sanftere Stimmung sich seiner bemächtigte und es ihm schien, als sei die tiefe Kluft, die zwischen dem letzten Male, wo er dies Zimmer betrat, und dem jetzigen Augenblick lag, völlig ausgefüllt, als habe eine mächtige Hand die bittere Vergangenheit rasch aus seiner Erinnerung verwischt und eine Gegenwart heraufgeführt, die mit den Ränken und Listen der Welt nichts mehr zu schaffen habe und von dem Moment an, wo sie sichtbar und fühlbar vor ihn hintrete, ein ganz neues Leben beginnen zu lassen im Stande sei.

Er nahm eins von den Blumenbouquets in die Hand, ließ sich auf dem Sopha nieder, stützte den Kopf auf und dachte lange und tief über die so plötzliche wohlthätige Veränderung in seinem Gemüthe nach. Daß dasselbe aber wirklich

bis in seine tiefsten Fugen beruhigt war, bewies die sanfte Müdigkeit, die sich allmählig seiner bemächtigte und der er endlich nachgab.

Er entkleidete sich und legte sich zu Bett, wo ihn fast augenblicklich ein fester Schlaf überfiel und bis zum hellen Morgen an's Lager fesselte.

Kein Traum, kein halbes Erwachen, das die wüsten Scenen des letzten Abends in seine Erinnerung zurückrief, beunruhigte und peinigte ihn, er schlief ungestört bis zu dem Augenblick, wo er, wie geblendet, die Augen aufschlug und sah, daß ein neues Licht am Himmel heraufgestiegen sei und ein herrlicher Morgen die Schatten der Nacht ganz verdrängt habe.

Auch jetzt noch blieb ihm die Vergangenheit wie von einem Schleier verhüllt, er sah und empfand nur das Licht, die Freiheit des Tages, die Wonne der gekräftigten Natur nach tiefem, festem Schlummer, und die süße Empfindung ist bei glücklich organisirten Menschen allein schon im Stande, eine heitere Stimmung, das Vollgefühl persönlicher Kraft und regsamsten Geiste herbeizuführen und sie mit gläubigem Vertrauen in die Zukunft blicken zu lassen, selbst wenn dieselbe in der Ferne noch von undurchdringlichen Wolken und geheimnißvollen Dünsten verhüllt ist.

Bodo kleidete sich rasch an und bemerkte zu seinem Erstaunen dabei, daß es schon gleich acht Uhr sei, eine Stunde, zu welcher er, wie er sich jetzt plötzlich erinnerte, Fräulein Treuhold zu sich beschieden hatte, um ihr die Erlebnisse des vorigen Tages mitzutheilen.

Da erst, mit dieser Erinnerung tauchte die letzte Vergangenheit mit ihren Schatten und unheilvollen Verwicklungen in ihm auf. Seine Stirn verdüsterte sich, sein Herz klopfte

wieder und eine trübe Wolke lagerte sich um seinen Geist, der so eben noch klar und heiter in die Ferne geschaut hatte.

Seine augenblickliche Stimmung sollte aber durch einen äußeren Vorgang sogleich noch tiefer getrübt werden. Er hatte nach dem Frühstück geschellt und Rieke kam allso bald damit herein, als er eben am Fenster stand und einen sehnsüchtigen Blick über das im hellen Sonnenschein prangende Thal warf. Die sonst immer so freundliche Magd sah diesmal ihren Herrn nur mit einem kurzen scheuen Blicke an und ließ nur sehr gedämpfter Weise ihr: »Guten Morgen, Herr Legationsrath!« vernehmen.

Bodo wandte sich nach ihr um und glaubte in ihrem rasch wegzuckenden Gesicht Spuren frisch vergossener Thränen zu erblicken. »Warum weinst Du?« fragte er mit ruhiger Theilnahme.

Das Mädchen nahm ihre weiße Schürze in die Höhe und fuhr damit vor die Augen, eine hörbare Antwort aber vermochte sie nicht zu geben.

Bodo war überrascht und sah die Magd scharf an, die ihm ihr Gesicht anhaltend zu entziehen trachtete. »So,« sagte er, »also Du schweigst? Nun, dann geh hinunter und bitte in meinem Namen Fräulein Treuhold, in einer Viertelstunde zu mir heraufzukommen.«

Verwundert sah er der leise Schluchzenden nach und setzte sich dann zu seinem Kaffee nieder. Aber um wieviel Ihr sollte er verwundert sein, als zu der bezeichneten Zeit Fräulein Treuhold nach leisem Klopfen bei ihm eintrat und er in ihrem gutmüthigen, aber jetzt fast verzweifelt traurigen Gesicht ebenfalls Thränen Spuren erblickte, die die alte Dame

jedoch mit allem Aufgebot ihrer Kraft zu verbergen und nebenbei ein gezwungen freundliches Lächeln zu zeigen suchte.

Sie kam diesmal nicht lebhaft wie sonst auf ihn zu, hielt sich vielmehr in scheuer und ehrerbietiger Entfernung, verbeugte sich ungewöhnlich tief und sagte mit leiser, halb gebrochener Stimme: »Guten Morgen, Herr Legationsrath!«

»Aber was giebt es denn?« fuhr es lebhaft über Bodo's Lippen. »Was geht denn vor, Treuhold, daß Alles im Hause ächzt und stöhnt – und Sie – verhehlen Sie es nicht, Sie haben auch geweint.«

Dieser wenigen Worte bedurfte es nur, um den ganzen kaum bezwungenen Jammer in der Treuhold Herzen wieder lebendig zu machen und sie in ein Schluchzen ausbrechen zu lassen, das keine Macht der Erde jetzt mehr zu hemmen im Stande war.

Jetzt schaute Bodo mit ernster Sorge auf. »Ich will wissen, was vorgeht, Treuhold,« sagte er fast streng; »lassen Sie mich nun nicht länger mehr in der Schweben, ich habe lange genug auf eine vernünftige Antwort gewartet.«

Die Treuhold trat einen Schritt näher zu ihm heran, nahm das nasse Taschentuch von den Augen, sah ihn mit einem kummervollen Blicke an und sagte seufzend, gleichsam mit innerster Selbstüberwindung: »Herr Legationsrath, ja, ich will sprechen – so viel ich kann – ich komme, um Ihnen – ach Gott! – um Ihnen meinen besten Glückwunsch abzustatten.«

»Ihren Glückwunsch?« rief Bodo, auf's Aeußerste betroffen. »Wozu denn? Reden Sie rasch, ich verstehe Sie nicht.«

Die Treuhold hob ihr thränengebades Gesicht mit schmerzlichem Lächeln zu ihm empor, streckte zitternd die

rechte Hand nach ihm aus und rief mit herzerreißender Stimme: »Zu Ihrer Verlobung – mit Fräulein von Grotenburg!«

»Wie?« rief Bodo fast erschrocken und trat einen Schritt von der nach ihm ausgestreckten Hand zurück. »Was sprechen Sie da? Was soll das heißen?«

»Was es besagt, Herr Legationsrath, denn – wir sind von Allem unterrichtet.«

Den jungen Mann durchschüttelte es wie ein Fieberfrost. Er fühlte einen Stich von einer unsichtbaren Waffe mitten in sein Herz hinein und sein lebenswarmes Gesicht bedeckte sich mit auffallender Blässe. Bald darauf aber hatte er sich gefaßt. Er ging auf die Treuhold zu, faßte fest ihren Arm, zog das alte Fräulein dicht an sich heran und sagte:

»So, Sie sind also von Allem unterrichtet? Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, wovon Sie unterrichtet sind und wer dies liebevolle Werk vollbracht hat?«

Die alte Dame konnte nicht mehr stehen, ihre Kräfte schienen sie zu verlassen und sie ließ sich rasch auf das hinter ihr stehende Sopha nieder. Bodo aber saß schon neben ihr, zog ihr die Hand mit dem Tuch von den Augen und sagte mit ruhiger Stimme:

»Treuhold! Reden Sie. Quälen Sie mich nicht länger und sprechen Sie Alles aus, was Sie aus dem Herzen haben.«

»Ja ja, das will ich, theuerster Herr. Schon gestern, ehe Sie nach der Grotenburg ritten, wußten wir, daß Sie zu Ihrer Verlobung mit Fräulein Clotilde gingen.«

»So. Nun weiter. Doch wer hatte Ihnen das gesagt?«

»Herr Hinz, dem es der Pächter auf der Grotenburg vorgestern mitgetheilt.«

Ueber Bodo's sprechende Züge flog ein eisiges Lächeln. Er glaubte nun das Folgende schon errathen zu können. »Weiter,« sagte er kurz, »rasch weiter!«

»Nun ja, das war freilich für uns keine freudige Ueerraschung, aber es war nichts dagegen zu machen und wir trugen unser Leid im Stillen.«

»Wer denn – wir?« unterbrach sie Bodo mit klopfendem Herzen.

Die Treuhold sah ihn wehmüthig zum ersten Mal voll an und sagte: »Nun, die Trude und ich!«

»Gertrud? O – sprechen Sie rasch, rasch, liebe, gute Treuhold.«

Die Treuhold, bei diesen so liebevollen und mit warmem Tone gesprochenen Worten zusammenzuckend, raffte alle ihre Kraft auf und fuhr fort: »Da kamen Sie gestern gegen Mitternacht in einem seltsamen Aufzuge nach Hause und ich sah auf den ersten Blick, daß Ihnen etwas Wichtiges begegnet sei. Die Trude und ich, wir konnten vor Angst und Sorge nicht zu Bett gehen und blieben in unserm Jammer auf. Da, eine Stunde später als Sie, kam Herr Hinz von der Grotenburg zurück –«

Bodo sprang auf. Seine Ahnung war zur Gewißheit geworden, er wußte schon was kam.

»Weiter!« drängte er mit hochathmender Brust.

»Er kam, ja, und suchte mich noch auf. Da hörten wir denn Alles und sahen es – mit eigenen Augen – was wir bisher Beide nicht für möglich gehalten –«

»Was sahen Sie? Rasch!«

»Die Verlobungskarte!«

»Ah!« stöhnte Bodo mit keuchendem Athem. »Sie sahen die Verlobungskarte? Wie war der Hinz dazu gekommen?«

»Ein Diener aus dem Pächterhause, der in der Grotenburg bei der Aufwartung geholfen, hatte sie dahin gebracht, sobald die Verlobung, wie er sagte,« proclamirt war, und da sattelte Herr Hinz sein Pferd und ritt hierher, um uns noch in später Nacht von der bevorstehenden Aenderung unsrer Lage in Kenntniß zu setzen.«

»Treuhold!« rief Bodo, beide Hände der Alten ergreifend, »und Sie haben das für wahr gehalten?«

Die Alte starrte ihren lieben Herrn mit einem unsäglich verwunderungsvollen Blick an. Sie fand keine Worte; um ihre stürmisch auf- und abfluthende Empfindung auszusprechen.

»Aber das ist ja eine abscheuliche Lüge,« rief er, »ich weiß ja von der Verlobung gar nichts!«

»Sie wissen nichts davon?« drang es aus dem Herzen der Treuhold hervor.

»Nein, Liebe, nein; das ist ein Bubenstreich – Alles ist erlogen – ich denke ja gar nicht daran –«

»O mein Gott!« schrie die Treuhold und sank händeringend und doch von Wonne fast betäubt, in das Sopha zurück.«

»Nein, nein!« bestätigte Bodo. »Aber fassen Sie sich. Ich sage Ihnen, es ist eine Lüge, und mir können Sie glauben. Doch Sie sagen, Hinz hat die Karte mitgebracht? Wo ist sie?«

»Unten, Gertrud hat sie und sitzt und brütet darüber, wie sie es an Tante Grete schreiben soll, was gestern auf der Grotenburg vorgefallen ist.«

Bodo sprang wieder auf, nachdem er sich eben erst an die Seite des Fräuleins gesetzt. »Still,« rief er, »kein Wort weiter – nachher will ich Ihnen Alles haarklein erzählen – jetzt aber muß ich zu Gertrud, es ist die höchste Zeit – wo ist sie?«

»In ihrem Zimmer, bester Herr –«

»Wohlan denn, ich gehe zu ihr, Treuhold. Stören Sie mich nicht bei ihr, ich habe zuerst ernstlich mit ihr zu reden. Wenn ich fertig bin, werde ich Sie rufen und Ihnen Beiden dann den ganzen Hergang berichten.«

»Also Sie sind nicht verlobt?« schluchzte jetzt die Treuhold vor Freuden und hielt ihn fest.

»Nein, nein, nein, und ich denke gar nicht daran, mich mit einer Grotenburg zu verloben. Aber, mein Gott, das ist ja eine neue Schandthat!«

Mit diesen Worten hatte er sich von den Händen der Treuhold frei gemacht und rasch das Zimmer verlassen. Wie er das alte Fräulein aber, das fast vor Glück und Seligkeit verging, in einer unbeschreiblichen Aufregung zurückließ, so war er selbst nicht viel weniger bewegt, denn schon der bloße Gedanke an die Scene, der er entgegenging, war hinreichend, ihn mit einer Wonne zu füllen, für deren Größe und Umfang die Welt um ihn her kaum Raum genug zu haben schien.

---

Der Legationsrath von Sellhausen hatte das kleine, neben der Wohnstube der Treuhold gelegene Zimmer, in welchem Gertrud wohnte, noch nicht betreten, so lange dieselbe zu den Bewohnern von Sellhausen zählte. Es war ein trauliches Stübchen mit einem Fenster, zierlich möblirt, mit Kupferstichen und vielen Consolen geschmückt, auf denen Porzellanfiguren standen, die die verschiedenen Völkerschaften Europas in ihren Nationaltrachten darstellten. In der Mitte der Hauptwand sah man ein kleines Sopha und davor einen

ovalen Tisch, den Gertrud an diesem Tage wie auch früher als Schreibtisch benutzte. Sie saß wenigstens daran, hatte Papier, Federn und Tinte vor sich, und daneben lag ein Exemplar der zu früh in die Welt getretenen Verlobungskarte, auf die sie unverwandt hinstarrte und deren Inhalt sie wenigstens schon hundertmal gelesen hatte: ohne ihn, wie es schien, nur einmal begreifen zu können.

Auch Gertrud hatte geweint, wiewohl mehr mit dem Herzen als mit den Augen; in letzteren glänzte nur noch ein feuchter Schimmer, der das schöne Blau desselben noch lichter und reiner hervortreten ließ, zu gleich aber damit einen Schmerz abspiegelte, den man in einem schönen Frauenauge gesehen haben muß, um von ihm hingerissen, bewältigt, besiegt zu werden. Ihre Wangen waren bleich, viel bleicher als gewöhnlich, denn sie hatte in der vergangenen Nacht kein Auge geschlossen und nur etwa eine Stunde im Bett zugebracht, wozu sie die Treuhold endlich gezwungen. Der größte Sturm ihres Innern war vorüber, denn der erste Angriff war auch der mächtigste gewesen und hatte ihr Wesen so durchkältet, ihre Seele so tief zerrissen und erschöpft, daß kein ferneres Weh sich noch irgend wo hätte anklammern können. Augenblicklich war sie indeß viel ruhiger geworden; sie hatte nachgedacht und glaubte gefunden zu haben, daß es ja eigentlich ganz natürlich sei, wenn Herr von Sellhausen Clotilde von Grotenburg heirathete, da Beider Väter enig wären, und daß Ersterer nur insofern zu beklagen sei, als sein Vater keine bessere Wahl für ihn getroffen. Ob das ihre ganze, richtige und einzige Ueberzeugung war, wollen wir dahin gestellt sein lassen, ihr Inneres aber

hatte dadurch keine Befriedigung, keine Sänftigung erfahren, denn aus ihrem Herzen tröpfelte, wie das Blut aus einer frischen Wunde, das bittere Weh in warmen Zähnen unaufhaltsam nieder und der herbe Seelenschmerz, daß solch ein Leiden, nicht sie selbst betroffen, sondern überhaupt auf der Welt existiren könne, zog ihr Empfindungsvermögen so krampfhaft zusammen, daß sie glaubte, sie empfinde und fühle gar nichts mehr, oder als gäbe es nichts auf der Welt, für das ihr Herz nach altgewohnter Weise warm und voll schlagen könne.

Und nun sollte sie das Unglaubliche durch und durch Empfundene, Bedachte mit kalten nackten Worten nach der Cluus berichten! Das war eine Aufgabe, vor der selbst ein so starker Geist, ein so sich selbst bezwingendes Herz, wie das ihrige, zurückschrak. Und doch sollte und mußte es geschehen; das war wichtig, nicht für Tante Grete allein, sondern auch für den Legationsrath, den sie dadurch noch immer vor größerem Unheil zu bewahren hoffte, denn auf der Tante Grete Kraft und Klugheit baute sie viel, mehr als auf die vereinigte Kraft und Klugheit aller übrigen Menschen. So sann sie denn hin und her, wie sie ihr Schreiben beginnen und was sie ihr zuerst sagen soll. Zehnmal hatte sie die Feder schon angesetzt, aber immer noch stand erst die Ueberschrift da: »Meine liebe, gute Tante Grete!«

Da, während sie sich in das Sopha zurücklehnte, mit den feinen weißen Händen über die schmerzende Stirn strich, zuckte sie in jähem Schreck zusammen. Sie hatte ein leises Klopfen an ihrer Thür vernommen, das ganz eigenthümlich klang, denn so klopfte in ganz Sellhausen eigentlich nur eine Person und diese eine Person konnte doch jetzt nicht hier

klopfen, da Fräulein Treuhold eben bei ihr oben im Zimmer war.

Gleich darauf aber klopfte es noch einmal und etwas lauter; und, wie von einer unwillkürlichen inneren Gewalt dazu gedrängt, sagte sie rasch: »Herein!«

Ihr feines Ohr hatte sie nicht getäuscht, es war der Legationsrath, der mit ernster gespannter Miene und ganz eigenthümlich zaghaftem Blick in ihrem Zimmer erschien, sich flüchtig darin umschaute und dann gegen den kleinen Tisch vorschritt, hinter dem Gertrud, wie von höherer Hand gefesselt, sitzen geblieben war, obgleich sie sichtbare Anstrengungen machte, sich zu erheben und dem Herrn des Hauses entgegenzugehen.

»Fräulein Gertrud,« begann er, die Rechte, wie um sie auf ihren Platz zu bannen, gegen sie vorstreckend, »bitte, bleiben Sie sitzen – ich bitte sehr darum – und lassen Sie mir Verzeihung angedeihen, – daß ich es wage, Sie in Ihrem kleinen Heiligthum aufzusuchen und Ihre Arbeit zu unterbrechen.« – Und indem er sein Auge hastig über den Tisch laufen ließ, den begonnenen Brief und die offen daliegende Verlobungskarte erblickte, die alles Unheil im Hause angeordnet, fuhr er schnell und mit eigenthümlich bewegtem Tone redend fort: »Aber ich mußte Sie sprechen, auf der Stelle, ohne Aufschub, und die Umstände, die mich hierher treiben, rechtfertigen gewiß die Freiheit, die ich mir damit nehme.«

Gertrud hatte noch immer kein Wort zur Entgegnung gefunden, ihr Herz schlug zu mächtig, und das bewies nur zu deutlich das Wogen ihrer Brust, die unter der Fülle ihrer Empfindungen ihre Hüllen sprengen zu wollen schien. Der Legationsrath dagegen, ihre Miene ganz richtig deutend, trat näher zu ihr heran, und wie von der zagenden

Gestalt auf dem Sopha unwiderstehlich angezogen, ließ er sich neben ihr nieder, blickte sie besänftigend an und sprach dann mit einem Tone in seiner Stimer weiter, den Gertrud noch nie von ihm vernommen hatte:

»Ich höre so eben von der Treuhold etwas Schreckliches, was ich kaum glauben konnte – leider aber bestätigt es sich hier, denn ich sehe Sie und das unheilvolle Blatt, welches ein mir noch unerklärlicher Irrthum in dies Haus, in Ihre Hände geführt hat. Bitte, Fräulein Gertrud, sehen Sie mich an, schlagen Sie nicht Ihre Blicke grausam nieder, denn ich verdiene das nicht, und hören Sie mir aufmerksam zu. Doch ich will kurz sein, um Sie schnell aus Ihrem Irrthum zu reißen, der nicht Sie, sondern allein mich in bitterster Weise verwundet. So hören Sie denn. Ich bin gestern Abend auf eine abscheuliche, heimtückische Weise hintergangen, betrogen und geäfft worden. Ein Mann, freilich nur in der Trunkenheit und im Wahn, ein für seine Familie ersprießliches Werk zu stiften, der Baron Haas, hat mir einen Streich gespielt, den ich, wäre er nicht ein alter Mann, auf angemessene Weise bestrafen würde. Aber die Menschen auf der Grotenburg und alle mit ihnen Verbündete sind mir zu – wie soll ich sagen – zu gewöhnlich, als daß ich ferner von ihren Handlungen Notiz nehmen sollte. Bitte – sehen Sie mich nicht so klagend mit Ihren großen, in Thränen schwimmenden Augen an – Sie verursachen mir damit ein Weh, für das ich keinen Namen weiß, und ich möchte doch Sie und mich selbst jetzt so ganz – ganz glücklich, zufrieden und ruhig sehen. Doch so weit sind wir noch nicht. Erst müssen Sie zu mir sprechen, und damit Sie es leichter können, will ich Ihnen eine Frage vorlegen. Durch einen unglücklichen Zufall wahrscheinlich und des Verwalters Beihülfe, der offener

gegen mich hätte zu Werke gehen können, haben Sie Kunde von einem Ereigniß erhalten, welches gestern Abend auf der Grotenburg vorgefallen sein *soll*. Antworten Sie mir jetzt ehrlich mit Ihrem Herzen und Ihrer Seele: Haben Sie an die Möglichkeit und Wahrheit dieses Ereignisses geglaubt?«

Gertrud wußte nicht, was sie erwidern sollte. Vor ihren Ohren sauste, vor ihren Augen flimmerte es und in ihrem Herzen bäumte sich eine Woge so wunderbaren, unsäglichem Gefühls aus, daß sie nur unter Thränen lächeln und mit der Spitze ihres rechten Zeigefingers auf die offen vor ihr liegende Verlobungskarte deuten konnte.

»Ich verstehe, was Sie meinen,« fuhr Bodo fort, »aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen mir antworten, denn es muß klar werden zwischen uns, jetzt, diesen Augenblick, ein für alle Mal – und somit frage ich noch einmal: haben Sie an die Möglichkeit und Wahrheit dieses Ereignisses geglaubt?«

Gertrud athmete schwer, und ihre Blicke tief in die Augen ihres Nachbars senkend, sagte sie, auf das Blatt zeigend, mit halb erstickter Stimme: »Wo solche Beweise reden, würden die Engel im Himmel glauben, und wir sind nur Menschen, Herr von Sellhausen!«

»So. Ja, mein Gott! Sie haben leider Recht. Aber, Gertrud, verzeihen Sie mir, wenn ich mich kalt und schwach ausdrücke, allein ich verstehe es nicht, mit den Lippen auszusprechen, was mein ganzes Herz, meine Seele in stürmische Bewegung versetzt, – so haben Sie mich also vorgestern Nachmittag im Garten nicht verstanden?«

Sie sah ihn von Neuem groß und mit von feuchtem Schimmer glänzenden Augen an, wollte etwas sagen, aber vermochte es nicht.

Er faßte ihre Hand, erst eine, dann auch die andere und hielt sie so unwiderstehlich fest, daß sie sie nicht mehr zurückziehen konnte und sich jetzt ganz nach ihm hinwenden mußte. »So haben Sie mich also vorgestern nicht verstanden?« fragte er noch einmal mit nachdrücklicherem Tone und tief in ihre Seele eindringendem Blick.

»Ich glaubte Sie freilich halb und halb zu verstehen!« flüsterte sie mit langsam niedersinkendem Auge.

»Aber falsch, falsch haben Sie mich verstanden – ja, ich sehe, ich fühle es jetzt erst. Und das hat wahrscheinlich an mir allein gelegen, der ich in manchen Dingen, in denen andere Menschen schon in frühester Jugend sich als unübertreffliche Meister beweisen, nur noch ein Schüler bin. O, Gertrud, wie ist es möglich, daß Sie mich und meine Wünsche nicht früher verstanden oder richtig gedeutet haben, dann, dann wäre uns *das* nicht geschehen. Haben Sie denn nie geahnt, hat Ihnen keine innere Stimme es zugeflüstert, daß ich – o lassen Sie mich es sagen, das Schweigen nützt ja jetzt nichts mehr – daß ich Sie – so unbeschreiblich lieb hatte, daß ich Ihnen ergeben war mit ganzem, vollem, überströmendem Herzen, mit einem Herzen, das noch nie so einen Menschen lieb gehabt?«

Gertrud konnte unter dem festen Drucke seiner Hand sich kaum bewegen, auch ihre Lippen blieben wie gebunden, sie sprachen kein Wort, dafür aber ließ ihre hoch und tief athmende Brust um so deutlicher ihre Empfindungen erkennen.

»Sie sprechen nicht zu mir,« fuhr Bodo mit bewegterem Tone fort, »und ich erkläre mir das, nicht zu meinen Gunsten, aber auch nicht zu meinen Ungunsten – erinnern Sie sich aber wohl, daß ich vorgestern von einer Hoffnung, von

einer süßen Hoffnung sprach? Ja? Nun wohl, diese Hoffnung bezog sich ja nicht auf eine Bewohnerin der Grotenburg sondern auf ein anderes Weib, das hundertmal köstlicher und edler in meinen Augen ist, als jene in Prunk und falschem Schein erzogene Baroneß. Ach, Gertrud« – und er ließ eine ihrer Hände los, hielt aber die ihm zunächst liegende fest – »wie dieses wunderbare Gefühl in meine Brust eingezogen ist, wann die große geheimnißvolle Glocke zum ersten Mal den hellen Ton angeschlagen, ich weiß es nicht. Langsam, aber sicher ist es gekommen, hat mich ganz und gar gefangen genommen und so völlig beherrscht, daß ich keine Ahnung hatte, man könnte etwas Anderes in mir vermuthen, als das Eine, was in mir Alles war. So, nun bin ich für heute fertig. Weiter will ich, weiter darf ich Ihnen jetzt nichts mehr sagen, so viel aber mußte ich sagen, um fernere Täuschungen und Irrthümer zu vermeiden, von denen die arge Welt und die bösen Herzen der Menschen voll zu sein scheinen. Denn ich bin mit meinen Prüfungen noch nicht bis an's Ende gekommen. Noch steht mir ein wichtiger Tag bevor – der erste August, Sie wissen es – und erst wenn dieser vorüber, kann ich zu Ihnen treten und sagen, was für Wünsche und Hoffnungen sich in meinem Herzen regen und bewegen. Haben Sie also Geduld bis morgen oder übermorgen? O, nur das *Eine* sagen Sie mir!«

Gertrud's Kopf sank auf ihre Brust, als besänne sie sich. Aber in ihrer Hand schien es zu zucken wie ein magnetisches Fluidum, das in Bodo's Hand überging und sogar bis in seine innerste Seele drang. Er schaute plötzlich wie begeistert auf und es war, ihm, als ob ein blitzartiger Sonnenstrahl über Gertrud's rosige Züge schlüpfte und sie wie mit einem verklärenden Schimmer übergösse.

»Ja, ja,« fuhr er innig fort, »ich verstehe Sie, wenn Sie auch nicht sprechen – aber, sagen Sie mir, haben Sie mich diesmal richtig verstanden? O bitte, nur *ein* Wort!«

Gertrud's Lippen bewegten sich leise und endlich drangen die kaum nur gehauchten Worte hervor: »Wenn es möglich, wenn es denkbar, wenn es – ja, wenn es nur denkbar wäre –«

»O ja, ja, ja, es ist denkbar, es ist möglich – fahren Sie fort –«

»Dann glaube ich Sie verstanden zu haben.«

»O, wie dankbar bin ich Ihnen für dieses bessere Verständniß! Und haben Sie Vertrauen zu mir?«

Gertrud's Auge suchte das seine und Beider Blicke schienen auf einen Augenblick in einander zu verschmelzen. »Ja!« sagte sie laut und fest.

»So ist es gut;« rief Bodo erleichtert, »weiter will ich heute nichts! Und nun – nun will ich das Siegel unter unser Vertrauen setzen,« fuhr er wie electricirt fort. »Da – da liegt das unselige Papier – es soll doch noch zu etwas nütze sein!«

Er ergriff schnell das Blatt, eine Feder, tauchte sie in die Tinte und rasch einige Worte auf demselben ausstreichend und andere hineinschreibend, ohne daß Gertrud sehen konnte, was er schrieb, faltete er das Blatt, sobald es trocken geworden, zusammen, zündete eine Kerze an, siegelte es zu und drückte das Wappen seines Siegelringes darauf.

»So,« sagte er freudig, »nun ist es geschehen, und wenn die Welt auch noch keine Kunde davon hat, Gott hat sie und er ist mir behülflich gewesen, das mir so schwere Geständniß nach meiner Weise abzulegen. Hier, Gertrud, haben Sie dieses Blatt und Ihnen allein übergebe ich es. Für den Fall,

daß Ihr Vertrauen zu mir wieder wanken sollte, öffnen Sie es, aber nur dann, es sei denn, daß Ihr Herz Sie auf irgend eine Weise dazu zwänge. Was Sie dann darin finden werden, das hat ein Mann, vielleicht unbewußt, gewollt, ersehnt, erstrebt von dem Augenblick an, wo er Sie in der Spinnstube Ihres väterlichen Hauses den Kindern mit den blonden Haaren Unterricht im Spinnen geben sah. So, nun sind wir fertig und wir können wieder wie zwei alte Freunde ruhig mit einander sprechen. Was wir aber in diesem Augenblick verhandelt, bleibe ein Geheimniß zwischen uns – darum bitte ich. Niemand soll es erfahren, bis die Stunde geschlagen, wo ich ein völlig freier und unabhängiger Mann bin. Ihrem Vater hätte ich es heute schon gesagt, wenn er zu Hause geblieben wäre, das war mein Vorsatz, aber er ist auf der Cluus und so nehme ich diesen Zufall für ein Zeichen, daß auch für ihn noch nicht die rechte Stunde gekommen ist. Sind wir jetzt in *allen* Dingen einverstanden?«

Gertrud's rosiges Antlitz vergoldete ein Lächeln, wie Bodo es noch nie darauf gesehen. Ihre weiße Hand streckte sich gegen seine hingehaltene Rechte aus, sie faßte sie fest und sagte dabei: »Ja! Wir *sind* einverstanden!«

Bodo schlug beide Hände zusammen, hob sie gefaltet empor und rief: »Gott sei Dank! Jetzt erst ist der Kelch ganz getrunken, und obgleich er mir anfangs bitter geschmeckt, so war doch alle Süße und Lieblichkeit auf seinen Boden gefallen – und etwas Aehnliches haben Sie mir ja vorhergesagt. – Doch jetzt kommen Sie. Ich glaube, die Treuhold ist so eben in ihr Zimmer getreten und nun will ich Ihnen und ihr Alles erzählen, was mir gestern begegnet ist. Jetzt kann ich es mit leichtem Herzen!«

Sie traten Beide in der Treuhold Zimmer ein, die schon darin saß und die beiden jungen Leute mit einer fieberhaften Spannung erwartete. Sobald sie sie sah und ihre gerötheten Wangen wahrnahm, rief sie laut: »Ah, Du weißt es jetzt, Trude, ich sehe es. Na, was sagst Du zu dieser Abscheulichkeit?«

Gertrud, Wonne im Auge, im Herzen tragend und fast überfließend vor namenloser Seligkeit, bemühte sich mit allen Kräften, keinem Auge eines anderen Menschen ihr süßes Geheimniß zu verrathen, und so sagte sie erst nach einer Weile:

»Liebe, gute Tante, was ich dazu sage? Ach, laß mich darüber schweigen. Ich bin jetzt nicht im Stande, irgend einen Menschen zu verurtheilen.«

»Aber ich!« rief die Treuhold mit erbitterter Miene.

In diesem Augenblick trat jedoch Herr Hinz mit zaghaftem Wesen in das Zimmer und als er seinen Herrn sah, ging er auf ihn zu und ihm die Hand reichend, sagte er: »Herr von Sellhausen, ich bitte um Verzeihung. Fräulein Treuhold hat mir schon gesagt, daß ich mit meinem Irrthume, an dem ich selbst keine Schuld trage, ein großes Unheil angerichtet.«

»Beinahe, lieber Hinz,« erwiderte der Legationsrath mit gepreßter Stimme. »Wenn Sie noch einmal ein so bedeutungsvolles Gerücht über mich hören, so theilen Sie es zuerst mir offen und ehrlich mit, dann brauche ich nicht wieder einen hutlosen Ritt durch die kühle Nachtluft zu machen. Doch dergleichen werden Sie nicht mehr zu hören bekommen.«

Während dieser Worte war Gertrud aus dem Zimmer geschlüpft. Sie mußte allein sein, um sich in ihrer Seligkeit zu rechtzufinden, und erst nach geraumer Zeit kam sie wieder

herein und nun erzählte der Legationsrath der kleinen Versammlung, was ihm am gestrigen Tage auf der Grotenburg begegnet war.

---

Der für die Bewohner von Sellhausen so unruhig begonnene Tag ging nach den so eben erzählten Begebenheiten fast allen Betheiligten auf eine mehr oder minder angenehme Weise vorüber, nur schien es ihnen, als ob er Flügel habe, denn der Abend war herangekommen, ohne daß man merkte, wie es geschehen war, und die im traulichen Gespräch herbeigeführte Wiederholung der auf der Grotenburg vorgefallenen Ereignisse nahm so sehr alle Gemüther in Anspruch, daß fast Keinem viel Zeit zum ruhigen Bedenken seiner eigenen Lage übrig blieb. Und doch blieb dieses Nachdenken bei Keinem von ihnen ganz aus.

Für Fräulein Treuhold zunächst war die erste und Hauptsorge aus der Welt geschafft. Sellhausen bekam keine ihr mißliebige Gebieterin, ihr lieber Herr vor der Hand keine hochnasige Frau, wie sie sich ausdrückte, sie selbst konnte also auf dem Gute bleiben und die Wirthschaft leiten, wie sie es zwanzig Jahre lang gethan, was ihr durch die Gewohnheit fast zu einer nothwendigen Lebensbedingung geworden war. Von der Angst vor diesem Aufhören ihrer Existenz, die durch die Besitzergreifung der Zügel Seitens der Grotenburg'schen Familie unmöglich geworden wäre, war sie also befreit, dagegen lebte nun mit einem Male von Neuem eine alte Sorge in ihr auf und die war kaum von einer minderen Bedeutung, ja vielleicht noch von einer viel größeren als jene.

Und so faßte es die alte Dame auch in ihrem Herzen auf. Der 30. Juli war ihr nur mit einem kurzen Sturm, einem schnell verrauschenden Ungewitter vorübergezogen, es hatte geblitzt und gedonnert, sogar auch eingeschlagen, aber der Blitzstrahl hatte nicht gezündet und der gefürchtete Brand sich in eitel Rauch und Dampf aufgelöst. Der gleich darauf folgende erste August aber zog, in ihrem Geiste, mit einem Erdbeben schwanger herauf, denn wenn der alte Herr von Sellhausen, von dem Drängen und der List der Grotenburgs in die Enge getrieben, aus seiner ihr einst ziemlich klar enthüllten Drohung Ernst gemacht und seinen Sohn enterbt hatte, falls er nicht die Tochter seines Schwagers zur Frau nähme, dann war die bisherige Existenz auf dem schönen Gute doch vernichtet, dann waren sie Beide hof- und heimatlos – und dieser furchtbare Gedanke, wie auf Flügeln des Sturmes herangeweht, überfiel das Herz des armen geängstigten Fräuleins mit einer unsäglichen Allgewalt und drückte es mit seiner entsetzlichen Wucht fast zu Boden.

Um diesen Gedanken so viel wie möglich los zu werden, sich zu zerstreuen und aus anderer Leute Ruhe und Fassung neue Hoffnung zu schöpfen, blieb sie den ganzen Tag möglichst wenig allein, behielt Gertrud stets bei sich und trachtete eifrig danach, auch ihren Herrn an sich zu fesseln, was ihr auch mittelst ihrer Nichte vortrefflich gelang, obgleich sie von der eigentlichen Ursache seiner geselligen Stimmung nicht die geringste Ahnung hatte.

Viel weniger als sie dachten die jungen Leute an diesem so sonnigen Tage schon an den nächstfolgenden Morgen. Am wenigsten Gertrud, und das war eine sehr natürliche und leicht zu deutende Sache. In dem Herzen dieses braven

jungen Mädchens war plötzlich, nach einer gramdurchwühlten Nacht, ein ganz neuer Lebensfrühling aufgegangen, sie war mit allen ihren Gedanken und Empfindungen in eine ganz neue Lebensbahn getreten. Das natürliche Recht, die Pflicht, die Bestimmung des Weibes auf Erden war ihr mit einem Male zum Bewußtsein gelangt, und ein solches erregt in dem zarten Weibesherzen eine so gewaltige Revolution, wie selten eine andere in seinem Leben. In diesem nun so plötzlich erwachten Bewußtsein concentrirte sich Alles bei ihr; ihr Blick, sowohl ihres Auges, wie ihres Herzens und Geistes, ruhte nur auf *einem* Punkt, ihr Pulsschlag ward nur durch ein einziges Triebrad in Bewegung gesetzt, ihre Hoffnung, alle ihre Wünsche strebten, drängten nur nach einem Ziele, und für dieses allein also dachte, fühlte, lebte sie, um dieses eine herum tummeln sich alle ihre Gedanken, dahin allein arbeiteten ihre Kräfte – und wer wollte ihr das verdenken oder gar verargen? Denn was giebt es für ein junges, warmschlagendes Herz Süßeres, Größeres, Wichtigeres, als für das Wohl des Einen zu zittern, zu bangen, zu sorgen, der ihr für ihre ganze fernere Laufbahn Alles in Allem werden soll? –

Ganz anders und doch auf ähnliche Weise, nur vom Standpunkte des Mannes aus betrachtet, verhielt es sich mit Bodo. Er dachte allerdings auch an das süße Glück des Augenblicks, allein sein Geist drang auch vorsichtig in weitere Ferne und er durchbrach mit seinem scharfen Auge die Schleier der Gegenwart, indem er in der Zukunft erst das wahre Heil suchte, welches Gertrud schon in der jetzigen Stunde gefunden zu haben glaubte. Keinen Augenblick verhehlte er sich, daß er erst am Eingange des Tempels der Ruhe und des Friedens stehe, daß er noch einen schweren

Gang zu wandeln und wahrscheinlich einen neuen Kampf zu bestehen haben werde, ehe er in das heilige Innere desselben gelangen könne, und zu dieser Einsicht oder auch nur Besorgniß, wie man es nehmen will, hatte ihn eigentlich der schwatzhafte Baron Haas gebracht, der ihm, wie noch nie zuvor, mit nackten Worten angedeutet, was ihm der erste August bringen würde, wenn er sich nicht vor aller Welt bis dahin dem Willen seines Vaters gefügt habe.

Trotzdem er aber die Möglichkeit der Erfüllung dieser Drohung nicht aus den Augen verlor, so hatte doch das be rauschende Glück der Gegenwart so viel über ihn vermocht, daß er sich vorläufig keiner übermäßigen Besorgniß hingab, und so genoß er noch mit hastigen Zügen dieses Glück selbst, um so fester überzeugt, daß er, wenn der Sturm wirklich über ihn hereinbrechen sollte, den er voraussah, als Mann ihn erwarten, sich aber nicht vor ihm beugen und zusammenknicken werde, wie das schwache Rohr, das ohne Halt und innere Kraft dem ersten Anbringen des dahinsausenden Luftstromes erliegt.

So haben wir denn den Gemüthszustand dieser drei Personen am Vorabend des wichtigen Tages zergliedert und wir wollen nun abwarten, was dieser Tag selbst bringen und ob die Ruhe und Fassung unsres Helden sich in dem Sturme bewähren wird, der nun wirklich über ihn, wie längst vorausgesehen, hereinbrechen sollte.

## ZWEITES KAPITEL. DER ERSTE AUGUST.

Der Morgen des ersten Augusttages war endlich angebrochen. Bodo, der noch vor seiner früh angesetzten Reisetunde die Freude genießen wollte, mit Gertrud ungestört zu

plaudern, wie man denn auch das Frühstück gemeinschaftlich einzunehmen am Abend vorher verabredet hatte, war mit der Sonne fast zugleich aufgestanden. Sobald er sich angekleidet, trat er an's Fenster und zog die Vorhänge in die Höhe, um zunächst nach dem Wetter auszuschauen, denn er gehörte zu den Menschen, die es lieben, die Vorgänge in der äußeren Natur mit denen des menschlichen Herzens in Verbindung zu setzen, die gern die einen auf die andern wirken lassen und so wenigstens außer sich Trost, Freude und Frieden suchen, wenn sie zufällig im Innern nicht vorhanden sein sollten.

Heute war nun Freude und Friede in seinem Innern vorhanden und des Trostes bedurfte er noch nicht, das fühlte und gestand er sich gleich nach dem Erwachen; nicht so günstig dagegen enthüllte sich ihm die Aussicht, die er von seinem Fenster aus genoß. Von dem schönen, weiten, grünen Thale mit dem mitten hindurch sich schlängelnden Flusse, den Felsen und den alten Bäumen darauf, war Nichts zu sehen; ein dichter, undurchdringlicher Nebel bedeckte die ganze Erde und verschloß sogar die Wolken des Himmels, die das menschliche Auge sich sonst so gern zum Zielpunkt nimmt.

Bodo schien anfangs betroffen, als er dies undurchdringliche Dunstchaos sah, wenigstens schaute er lange Zeit nachdenklich in dasselbe hinein, ohne im Stande zu sein, in dem vor ihm liegenden Garten auch nur einen Baum von einem andern Gegenstande zu unterscheiden.

»Nun,« sagte er endlich, »wenn das, was ich an diesem Morgen da vor mir sehe, das Bild meiner Zukunft ist, dann sieht sie nicht einladend und erbaulich aus. Doch still – ich

nehme es als kein böses Omen auf. Die Nebel verflüchtigen sich leicht und die Sonne dringt am Ende immer wieder durch. *Meine* Sonne aber trage ich jetzt in mir, sie giebt mir Wärme und Licht genug, und ich wäre undankbar gegen die Vorsehung, wollte ich heute schon murren, nachdem ich erst gestern eine der größten Wonnen auf Erden kennen gelernt habe, die – ein Herz zu besitzen, auf das man bauen, dem man vertrauen kann in allen Nöthen des Lebens. So sause denn zu, du bleicher, kalter Dunst; verhülle und verstecke, was mir sonst lieb und werth ist, – das Liebste und Wertheste trage ich in mir und kein Mensch mehr, mag er sein, wer er will, kann und soll es mir rauben!«

Er wandte sich vom Fenster fort, und bis zum Augenblick seiner Abreise dachte er nicht mehr daran, den Stand des Wetters zu prüfen und Schlußfolgerungen für seine Zukunft daraus zu ziehen.

Als er in das untere Stockwerk trat, fand er daselbst schon Alles munter und in voller Beschäftigung. Herr Hinz erschien einen Augenblick, um ihm glücklichen Erfolg auf seiner Reise zu wünschen und sich dann zu empfehlen, um an seine Arbeit auf dem Felde zu gehen, da man gerade mit dem letzten Reste der Ernte beschäftigt war. Die Treuhöld, die wieder eine sehr schlaflose Nacht verbracht, war so zerstreut und befangen, daß sie Alles am falschen Ende anfaßte hin und her trippelte, ohne zu thun, was sie thun wollte, und vor Seufzen und Stöhnen zu gar keinem vernünftigen Worte kommen konnte.

Gertrud dagegen war still, anscheinend ruhig, aber doch voller Spannung dem Kommenden entgegensehend.

Ihr Auge hing mit inniger Hingebung an dem Bodo's und da sie darin wirkliche Ruhe und Freudigkeit las, wurde sie

selbst jeden Augenblick ruhiger, freudiger, und nur kurz vor dem Aufbruch des Hausherrn kämpfte sie eine rasch heraufquellende Rührung nieder, die erst wieder verschwand, als er fest ihre Hand faßte, sie herzlich drückte und sagte:

»Nun reite ich ab, Gertrud. Ich bin ganz gefaßt und völlig in Alles ergeben, was kommen kann. Helfen Sie mir darin dadurch, daß Sie es auch sind. Wenn es irgend geht, bringe ich heute Nachmittag Ihren Vater mit her und dann – dann wollen wir einen gemüthlichen Abend zusammen verleben.«

»Reisen Sie glücklich,« erwiderte Gertrud mit gepreßter Stimme, »und kehren Sie noch glücklicher wieder heim. Meine *besten* Wünsche begleiten Sie. Grüßen Sie meinen Vater und halten Sie Wort mit dem gemüthlichen Abend, ich freue mich auf dies Wiedersehen.«

Mehr konnte sie nicht sprechen, ihre Lippen fingen an zu beben und ihr Herz klopfte zu stürmisch. Die Treuhold aber weinte, als sie mit ihrer Nichte den abreisenden Herrn vor die Thür begleitete, wo der alte Braune schon bereit stand und seinen Reiter wiehernd erwartete.

Bodo reichte beiden Frauen noch einmal die Hand, dann schwang er sich in den Sattel und ritt langsam in den Nebel hinein, der noch immer schwer und dicht auf der Erde ruhte, als könne er sich noch nicht entscheiden, ob er sich zu den lichterem Höhen erheben oder zur heimischen Erde zurückkehren solle.

Gertrud und ihre Tante standen so lange vor der Thür, als sie den Reiter mit den Augen verfolgen konnten, dann aber schritten sie langsam und schweigend in das Haus zurück, um an ihre Geschäfte zu gehen, vor allen Dingen aber in Gedanken den Freund zu begleiten, der, das fühlten oder

ahnten sie Beide, einen seiner schwersten Gänge im Leben angetreten hatte.

---

Es war acht Uhr, als Bodo den Hof von Sellhausen verließ, und zehn Minuten später hatte er im leichten Trabe die Chaussee erreicht, die nach dem Städtchen B... führt. Als er hier auf der breiten Straße in das weiter geöffnete Thal gelangte, schaute er ringsum, ob der Nebel sich noch nicht verflüchtigen und nach irgend einer Seite hin einen Durchblick gestatten wolle. Allein noch immer lagen die trägen Massen behaglich still in der windlosen Luft, kein lebendiges Wesen zeigte sich ihm und nur vom Meierhofe zu Allerdissen her vernahm er das dumpfe Brüllen des Viehes, das auch mehr den leuchtenden Sonnenschein als den trüben Dunst der Erde liebt.

Erst als er beinahe bis zur Cluus gelangt war, die ihm weit seitwärts blieb, kam etwas Leben und Bewegung in das Nebelchaos. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und trieb dicht geballte Massen vor sich her, die feuchter und feuchter zu werden begannen und sich endlich zur Erde zurückgaben. Da fing plötzlich der Braune leise zu wiehern an und als Bodo sein Auge erhob, gewahrte er in der Ferne hoch über dem Horizont einen silberartig leuchtenden Punkt, der rasch wuchs, an Intensität und Farbe gewann und endlich blitzartige Strahlen herniederwarf, die alle Mühe aufzubieten schienen, das feindliche Element zu durchdringen. Aber nur langsam gelang es dem Lichtkörper da oben, sich freie Bahn zu schaffen; endlich aber war sie da und nun in goldenen Garben nach allen Seiten schießend, fegte Licht und

Wind zugleich den trüben Schleier fort und es ward wieder warm und hell auf der grünen Erde.

Bodo schaute entzückt auf dies Schauspiel in der Natur hin und sein Herz jubelte hoch auf. »Meine Sonne siegt!« sagte er sich. »Frisch durch! Noch eine halbe Stunde und es wird Licht und Glanz auf der Erde liegen, wo eben noch Nacht und Grausen waltete.«

So war es auch. Nur über dem allmählig sichtbar werdenden Strome wallte und wogte der Nebel noch in dichten Flocken, endlich aber rang auch er sich frei und die riesige blaue Schlange ringelte sich leise murmelnd auf ihrer Bahn dahin, um vielleicht später dem großen Meere zu erzählen, was für Drangsale sie auf ihrer weiten Pilgerreise zu überwinden gehabt hatte.

Bei so günstig sich gestaltendem Wetter setzte Bodo rüstig seinen drei Meilen langen Weg fort und da es ihm warm zu werden anfang, denn die Sonnenstrahlen machten sich allmählig fühlbar, zog er seinen Regenrock aus und legte ihn quer vor sich über den Sattelknopf. So kam er gegen elf Uhr in dem kleinen freundlichen Landstädtchen an und traf auch hier die Ackerbürger in voller Thätigkeit, die letzte Hand an die bereits in Garben aufgehäuften Feldfrüchte zu legen und ihre schwer beladenen Kornwagen in die heimatlichen Schennen zu führen.

Nachdem er in einem Gasthofe, in den er gewöhnlich einzukehren pflegte, sein Pferd untergebracht, begab er sich der Verabredung gemäß zum Sachwalter seines Vaters, dem Justizrath Möller, der ihn schon in seinem Privatzimmer erwartete, und nachdem die beiden Männer sich freundlich begrüßt und ein leichtes Frühstück genossen, gingen sie nach dem Gerichtshause am Markt, um endlich eine Pflicht

zu erfüllen, die schon so lange die Erwartung aller Betheiligten im höchsten Grade erregt hatte.

---

Sie waren aber bei Weitem nicht die Ersten im Gerichtszimmer. Ungeduld, Unruhe aller Art, Habsucht und gegen das Ende hin maaßloser Drang, ein wünschenswerthes Ziel: Hab' und Gut ohne Mühe zu erreichen, hatte die drei Barone in ihrem heutigen Unternehmen beflügelt, und so war es gekommen, daß sie lange vor der festgesetzten Zeit an einem Orte sich befanden, den sie gewiß nicht so hastig betreten haben würden, wenn es einem fremden Vortheil gegolten hätte.

Indessen waren alle Drei nicht so ruhig und wohlgemuth angelangt, als es ohne Zweifel geschehen wäre, wenn sie sich auf eine andere Weise vom Legationsrath getrennt hätten, als es wirklich der Fall war, und schon ihre Mienen, wenn man genau beobachtete, bewiesen, daß in ihren Herzen und vielleicht auch in ihren Gewissen keine völlige Windstille herrschte.

Ueberhaupt hatten die drei Herren seit dem Augenblick, wo wir sie verlassen, keine ruhige Stunde verlebt. Hader, Zwietracht allerlei Art, auch zum Theil häuslicher Zwist und Zank hatte sie leidenschaftlich hin und herbewegt und sie aus einer schlimmen Lage in die andere gehetzt. Was zunächst das verunglückte Fest am 30. Juli betrifft, so hatte dasselbe um so weniger freudig geendet, als es mit so großer Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg begonnen worden war. Alle Gäste, außer den beiden Schwägern, waren gleich nach der erzählten Katastrophe Hals über Kopf abgefahren

und so war nur die Familie allein zusammengeblieben. Aber da hatte es zwischen den einzelnen Mitgliedern derselben keine trauliche und herzliche Scene gegeben.

Nachdem der Baron Grotenburg sich von der Ohnmacht, in die ihn Bodo's Brief versetzt, erholt, war er in eine leidenschaftliche Wuth gerathen, wie sie noch Niemand an ihm gesehen, und hatte Vorwürfe und Schmähungen über Haas ergossen, der dadurch plötzlich ganz nüchtern geworden und sich nun mit allen Kräften aus der Schlinge zu wickeln suchte, in die er gefallen war. Natürlich hatte er alle Schuld auf den lügenhaften, heimtückischen und mit diplomatischen Kniffen zu Werke gegangenen Legationsrath gehäuft, der allein hatte ihn an der Nase herumgeführt, ihn zum Besten gehabt, nachdem er alle Geheimnisse haarklein aus ihm herauszulocken verstanden.

Bei dieser Darstellung und Umkehrung alles wirklich Geschehenen war der alte Haas so ungewöhnlich lammfromm geworden und hatte sich eine so unschuldige und harmlose Miene zu geben gewußt, daß man ihm mehr denn je glaubte, und da nun auch die Baronin gegen den undankbaren Gast mit schmähenden Worten zu Felde zog, sich gänzlich in ihm getäuscht zu haben erklärte, ihm alles und jedes persönliche Verdienst bestritt, so war und blieb dieser der allgemeine Sündenbock, und das Ende des Ganzen war eine weit innigere Versöhnung der männlichen Verwandten, als vorher kaum möglich erschienen, in Folge deren sie trotz des Versuches des ängstlichen Barons Kranenberg, nochmals zu einem freundschaftlichen Vergleich mit dem Legationsrath die Hand zu bieten, schließlich sich zu einem energischen

Auftreten gegen denselben entschlossen, ohne im Geringsten auf frühere Verhältnisse und Hoffnungen Rücksicht zu nehmen.

»Nein, nein, keine Schonung, keine Rücksicht mehr!« lautete der zehnmal wiederholte Ruf des heißblütigen Haas. »Wir sind schonend und rücksichtsvoll genug verfahren. Jetzt drauf, mein Brüderchen, drauf. Er muß bluten, ich gebe ihm keinen Pardon. Wenn der Mensch kein Erbe sein will, dann vor's Gericht mit ihm! Da soll er schon sehen, was es heißt, anständiger Leute Vorschläge mit Füßen zu treten, die nur das Recht und die Pflicht der Selbstvertheidigung kennen und von allen seinen diplomatischen Fechterkünsten nichts wissen wollen.«

Mit solchen Tiraden ohne Sinn und Verstand glaubte sich Baron Haas »rein gewaschen« zu haben, und beinahe war es ihm bei den schwachen Männern gelungen, die eben so wenig Herz und Gemüth, Charakter und Rechtschaffenheit, aber bei Weitem weniger »Mundwerk« besaßen als er.

Nachdem nun endlich die beiden Schwäger – die Baronin Kranenberg und ihr Schatten waren mit unter den ersten Flüchtlingen gewesen – in tiefer Nacht die Grotenburg verlassen hatten, war in dem Zimmer der Baronin noch eine andere Scene erfolgt, von der wir freilich nichts mit erlebt haben, nach deren Beendigung Baron Grotenburg aber todtmatt und wie an allen Gliedern zerschlagen in seine Schlafstube wankte, als käme er aus einer Schlacht, in der er nicht nur vollständig besiegt worden, sondern auch Alles eingebüßt hatte, was er irgend an Besitz noch in und an sich gehabt. Halbtodt sank er auf sein Bett, dankte Gott für den ersten stillen Augenblick an diesem Tage und verfiel dann in eine Art verzweiflungsvollen Stumpfsinns, von dem ihn nur

ein unruhiger Schlaf befreite, woraus ihn freilich noch oft genug ein schreckliches Traumbild aufscheuchte, indem es ihm zu Muthe war, als stecke er bis an den Hals im Schlamm seines Schloßgrabens, der jeden Augenblick in seinen Mund dringen und mit dem Athem ihm Leib und Seele zugleich nehmen wolle.

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr aber, als er eben erst sich von seinem Lager erhoben, kam Baron Haas schon wieder angefahren, denn auch er hatte auf dem Kolkhof weder Ruhe noch Rast gefunden und mußte wieder unter Menschen sein, die seinen Zustand begreifen und mit ihm über das Vorliegende sprechen und schimpfen konnten. Er war noch wüthender als am Abend zuvor, indem er nun erst recht bei hellem Tage und völliger Nüchternheit die erlittene Niederlage übersah. Da ihm die Apathie des Schwagers nur wenig Stoff zu neuen Angriffen bot und Niemand sonst ihm in den Weg kam, an dem er diese Wuth hätte auslassen können, so drohte sie schon, sich gegen die Möbel und Spiegel des Barons zu kehren, als ihm glücklicherweise ein Gegenstand geboten ward, an dem er seinen heißen Groll kühlen konnte. Sein Schwager deutete auf einen zurückgebliebenen fremden Hut, den man an einer Kokarde, wie sie sonst Niemand hier trug, für den des Legationsraths erkannte, und kaum hatte Baron Haas davon Kenntniß genommen, so ergriff er den unschuldigen Filz, zerschlug und zerfetzte ihn auf grausame Weise und bedauerte dabei nur, daß es nicht der Kopf seines Herrn selber wäre und daß er kein Blut dabei fließen sehen könne.

»Aber morgen kann es dazu kommen,« schrie er, »wenn er mich auch nur mit einem schiefen Blick ansieht. Ihr sollt es erleben!«

Nachdem er sich aber wieder etwas beruhigt, wozu namentlich die Reste des gestrigen splendiden Mahles und einige gerettete Flaschen Burgunder beigetragen, verabredete er mit Baron Grotenburg die Zeit der Abfahrt am folgenden Morgen und fuhr ziemlich zufrieden nach dem Kolkhof zurück. Zur bestimmten Stunde traf er sich dann mit beiden Schwägern im Gasthofs der Stadt, und nachdem man gemeinschaftlich gefrühstückt und ein gutes Mittagessen bestellt, verfügte man sich nach dem Gericht, zeitig genug, um die Ersten an Ort und Stelle zu sein, was immer angenehmer ist, als erst zu kommen, wenn die Gegenpartei schon versammelt, die man dann begrüßen muß, während man so von ihr begrüßt wird.

Als die drei würdigen Schwäger nun aber das nackte, armselige Gerichtszimmer betraten, in dem dergleichen Termine abgehalten zu werden pflegten, wie ihnen jetzt einer bevorstand, als sie die geheimnißvollen Schränke voller Documente mit Riegeln und Schlössern verbarricadirt sahen und eine ganz eigenthümlich dumpfe Luft sie umwehte, da wurden sie doch etwas betreten, der Ernst des Augenblicks machte sich geltend und wider Vermuthen durchrieselte sie ein eigener Schauer, den sie bisher noch nie in ihren habüchtigen und egoistischen Herzen wahrgenommen hatten. Am allerwenigsten aber gestanden sie sich ein – und das war doch gewiß im Augenblick das vorherrschendste Gefühl bei allen Dreien – daß sie sich hier fast mehr vor dem Gesicht des nun bald erscheinenden Legationsraths als vor dem Ausfall der Verhandlung fürchteten, eine Furcht, die sich jedoch bei Jedem von ihnen auf eine seinem Wesen entsprechende Weise ausprägte.

Baron Grotenburg verhielt sich fast am stillsten; die Erwartung des Kommenden war in ihm zu groß und seine Spannung hatte allmählig eine solche Höhe erreicht, daß er fast einen Fieberfrost zu fühlen glaubte. Baron Kranenberg, von jeher der Vorsichtigste und Aengstlichste unter ihnen, legte sich schon zum hundertsten Mal die Frage vor: »Wie wird das Alles enden?« und zuletzt sauste es ihm, da er keine befriedigende Antwort erhielt, so vor den Ohren, daß er halb taub geworden zu sein glaubte, wie er denn auch Alles falsch verstand, was der schwatzhafte Haas zu reden für gut befand.

Dieser, dessen Humor beim Frühstück schon wieder zu sprudeln begonnen hatte, war jetzt auch ziemlich still, jedoch nur um seine Lebensgeister zu sammeln, wie er sagte, und »ein Mann bei der Spritze« zu sein, wenn es einen kleinen Brand geben sollte.

»Pfui!« rief er endlich, mit einem rothseidenen Tuch seine Nase wischend, die noch viel röther war, »das stinkt hier verflucht nach der Gelehrtenwelt. Wie die Juristen in einem solchen Loche athmen und leben können! Aber darum hecken sie auch so vertrackte Dinge aus, wie man oft von ihnen zu sehen und zu hören bekommt. Aber nur Geduld, Ihr gelehrten Herrn, ich werde mein Licht heute nicht unter den Scheffel stellen und Euch zeigen, daß ich auch einmal in Tertia gewesen bin!«

»Was sagst Du?« fragte Ambrosius kleinlaut. »Ich habe Dich nicht recht verstanden, glaube ich. Aber ich finde allerdings, daß es hier gar nicht appetitlich riecht, und säße lieber zu Hause im Schlafrock bei meinen Meerschaumköpfen und legte mir eine sanfte Patience.«

»Laßt es gut sein, Kinder,« beschwichtigte Baron Grotenburg, »es ist einmal nicht anders. Schon manches schöne Capital ist aus dem Actenstaub dieser Schranke wie ein Phönix aus der Asche aufgestiegen und morgen wird es bei uns Allen besser riechen, als es heute hier riecht. Aber weiß der Teufel – mir ist doch sehr beklommen. Wo mag nur der vierte Zeuge bleiben?«

»Ha, der Meier!« rief Haas. »Na ja, der fehlt uns auch noch! Es ist eigentlich dumm, daß wir den Menschen noch unter uns haben müssen, wie? Wir Drei wären doch auch schon genug – aber der alte Sellhausen schielte mit seinen zwei Augen immer nach verschiedenen Seiten. Verdammter alter Schlaukopf! So ein Bauer paßt doch sehr wenig zu uns und am Ende müssen wir aus purer Ga – Gal – *Garantie* so höflich sein, ihn zum Mittagessen einzuladen?«

»Ich denke nicht daran und bin nicht so galant,« nahm Baron Grotenburg das Wort. »Der kann mit seinen Knechten essen, wir *speisen* unter uns.«

»Hast Recht, Bruder Herz, ja – aber da fährt ein Wagen vor.«

Alle Drei sprangen an ein Fenster und blickten auf die Straße hinab. Es war wirklich der Meier, der mit seinen schönen Grauschimmeln wie ein vornehmer Mann vor das Gerichtshaus gefahren kam und gelassen ausstieg, nachdem er dem Kutscher einige Befehle gegeben.

»Der Teufelskerl!« rief Baron Haas. »Was er für eine Miene aufsetzt! Geben wir ihm die Hand?«

»Ein Finger ist auch genug!« rief Baron Grotenburg.

»Aber die Pferde sind wirklich hübsch!« flüsterte Ambrosius, um doch auch etwas zu sagen.

»Laß die Pferde, Brüderchen, morgen kauft uns Grotenburg noch viel bessere, haha! Doch jetzt aufgepaßt, nun werden wir des alten Sellhausen Glocken bald läuten hören, he?«

Man konnte nicht weiter sprechen; der Meier ward von einem Gerichtsboten in das Zimmer gewiesen und trat in seiner bescheidenen stillen Weise ein, verneigte sich vor den drei Herren und bot ihnen freundlich einen guten Morgen, indem er dem Baron Grotenburg, der ihm zunächst stand, bieder die Hand entgegenstreckte

Dieser legte nur einen, Baron Haas zwei, Baron Kranenberg sogar drei Finger hinein und damit war die Begrüßung zu Ende, denn, bald darauf ließen sich draußen Schritte und Stimmen vernehmen und der Justizrath Möller ward mit dem Legationsrath sichtbar, was einen überwältigenden Eindruck auf die drei Barone zu machen schien, denn sie stellten sich dicht neben einander in eine Reihe, gleichsam um Einer den Andern zu unterstützen, wenn es einen harten Kampf geben sollte.

Allein dazu schien für den Augenblick gar keine Aussicht zu sein, wenigstens wenn man nach dem Ausdruck der Mienen beider Männer schließen wollte.

Der Justizrath war ein kleiner Mann von einigen fünfzig Jahren, fein gekleidet und von auffallend stillem, nachdenklichen Wesen. Sein Gesicht war blaß, von grauen Haaren und eben solchem Bart eingefast, dabei trug er eine Brille, durch die sein dunkles Auge klug und lebhaft blickte. In seinen Zügen lag nicht das geringste Merkmal, woraus man auf seine Gefühle hätte deuten können; er war ein Mann der Geschäftswelt, des kalten Rechts, und eisern ruhig, wie das Gesetz selber, bewegte er sich Schritt vor Schritt in den

ihm zugewiesenen Schranken, ohne weder rechts noch links einen Blick darüber hinaus zu werfen.

Eben so ruhig, eben so still und gefaßt, nur den Kopf stolz emportragend und durchbohrende Blicke vor sich her in das Zimmer werfend, trat der Legationsrath ein; und wie ihn die Barone so heranschreiten sahen, schien er ihnen seit dem letzten Tage um einen Kopf gewachsen zu sein und in dem Ausdruck seiner jetzigen Miene eine Aehnlichkeit aufzuweisen, die sie alle Drei überraschte, indem sie sie an eine ganz andere Persönlichkeit erinnerte. Doch das ging so rasch wie ein Blitzstrahl an ihnen vorüber und ihre Aufmerksamkeit ward so schnell von etwas Anderem eingenommen, daß es fast eben so bald wieder vergessen, wie vor ihrem inneren Auge aufgetaucht war. Bodo verbeugte sich kalt aber höflich gegen sie, lächelte dem Meier freundlich zu und schüttelte ihm die Hand, was dieser kräftig und warm erwiderte. Dann wandte er sich dem Justizrath zu, der eben ein großes Schlüsselbund aus der Tasche zog und winkte ihm, rasch an das Werk zu gehen.

In diesem Augenblick erfaßte den Baron Grotenburg, zumal er die zu durchlaufende Bahn so glatt beginnen sah, eine eigenthümlich großmüthige oder vielmehr versöhnliche Regung. Er trat einen Schritt, auf Bodo zu und sagte, die Hand auf das Herz legend: »Herr von Sellhausen, Sie entschuldigen, aber sollte es nicht möglich sein, daß wir noch in diesem Augenblick eine Art Verständigung herbeiführten und vergäßen –«

»Herr Baron,« unterbrach ihn Bodo mit eisigem Tone, während Baron Haas zugleich seinen Schwager am Rockschooß zurückzog und flüsterte: »Keine Schonung! ich bitte!« – »Herr Baron, sparen Sie Ihren Athem. Jedes Wort ist

hier und auch ferner zwischen uns unnütz. Was geschehen ist, ist geschehen, und was kommen wird und muß, das erwarte *ich* mit *gutem* Gewissen. – Herr Justizrath, darf ich bitten, Ihr Amt zu erfüllen?»

Der Justizrath trat hinter seine erhöhte Schranke, wo ein kleines Pult stand, verbeugte sich ehrerbietig, erst gegen Bodo, dann gegen die vier Zeugen und sagte kurz und bündig: »Ich bin bereit. Nehmen Sie Platz, meine Herren!«

Alle fünf Personen setzten sich, Bodo und der Meier auf die eine, die drei Barone auf die andere Seite, dann legte der Justizrath seine Hände gefaltet auf das Pult, hustete leicht und hob mit klarer eindringlicher Stimme zu reden an:

»Meine Herren! Sie haben sämmtlich Ihre Vorladungen erhalten und wissen um was es sich hier handelt. Indessen muß ich Ihnen, zufolge der mir vom Erblasser zu Theil gewordenen sehr genauen Instructionen mittheilen, daß es eine Vertrauenssache ist, zu der Sie hier versammelt sind, daß Sie vier Zeugen« – er nannte die Namen – »als die vier besten Freunde des verstorbenen Herrn von Sellhausen daher, wenn Etwas im Laufe unsrer Verhandlung vorkommen sollte, was für Sie neu ist, sich damit begnügen müssen, es nur zu hören, nicht aber es in alle Welt weiter tragen dürfen. Ehrenmännern braucht man das nur zu Gemüthe zu führen, um überzeugt sein zu können, daß sie ihr Verhalten nach diesem Wunsche des Erblassers regeln werden. Das mögen Sie als Einleitung unsrer Verhandlung betrachten, meine Herren!«

Die drei Barone spitzten bei diesen, etwas ganz Neues verrathenden Worten hoch die Ohren, der Meier nickte zustimmend, Bodo bewegte keinen Muskel und der Justizrath trat an einen Schrank, schloß die drei Schösser davor auf

und langte zwei dreifach versiegelte Briefe heraus, die er vor sich auf das kleine Pult legte. Beide trugen dieselbe Aufschrift: »Letzter Wille des Rittergutsbesizers Valentin von Sellhausen,« nur war der eine mit No: I., der andere größere mit No: II. bezeichnet.

»Meine Herren!« fuhr nun der Justizrath fort. »Hier halte ich die letzte Willensmeinung des Herrn von Sellhausen senior in Händen. Ueberzeugen Sie sich gefälligst, daß die Gerichtssiegel in Ordnung und die Schreiben uneröffnet sind.«

Die drei Barone sprangen mit einem Satze von ihren Stühlen auf und besichtigten die ihnen hingehaltenen Packete von allen Seiten. Bodo warf nur einen flüchtigen Blick darauf und der Meier nickte nochmals zustimmend.

Als die drei Barone wieder Platz genommen, erbrach der Justizrath das Schreiben No: I., schlug den Inhalt auseinander und sagte, nachdem er einen Blick hineingeworfen: »Ich lese Ihnen den Inhalt dieses Schreibens nicht buchstäblich vor, um Sie nicht durch die üblichen Formalitäten zu lange aufzuhalten; da ich dasselbe aber selbst verfaßt habe, es also genau kenne, so theile ich Ihnen nur das Nothwendige und mir unabänderlich Vorgeschriebene daraus mit. Sie selbst werden, nach des Erblassers Willen, in acht Tagen eine Abschrift von beiden Schreiben erhalten, und können sie auch nachher gleich hier in meiner Gegenwart durchlesen, falls Sie Verlangen danach tragen. Sind Sie damit einverstanden, meine Herren?«

Die drei Barone blickten sich fragend an, dann sagten Baron Grotenburg und Kranenberg »Ja!«, Baron Haas aber rief laut, um sein Latein zu präsentiren: »*Consentius! Consentius!*«

»Zur Sache also!« rief der Justizrath nach flüchtigem Lächeln über den ehemaligen Tertianer. »Und da wende ich mich also an Sie,« Herr Legationsrath von Sellhausen und frage, wie ich fragen muß: Sind Sie geneigt, nach dem Wunsche des Verstorbenen zu verfahren und die Baroneß Clotilde, die Tochter des hier anwesenden Herrn Baron Grotenburg zum Weibe zu nehmen oder nicht? Bevor Sie jedoch die Antwort sprechen, erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich, wenn diese Antwort bejahend lautet, zufolge meiner Instructionen autorisirt bin, dies Testament No: II. uneröffnet und augenblicklich in Gegenwart der versammelten Zeugen zu vernichten, da Sie in diesem Fall, also als Bräutigam und unzweifelhaft künftiger Ehegemahl besagten Fräuleins, der alleinige und einzige Erbe aller von Ihrem Herrn Vater hinterlassenen Besitzthümer, sowohl der baaren Gelder und Papiere wie der liegenden Güter sind. – Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt und Sie haben mich Alle verstanden, meine Herren – wie?«

Alle Zeugen murmelten ihr »Ja!«, der Meier nickte, nur Baron Haas legte den rechten Finger bedeutungsvoll an die Nase, sah seine Schwäger an und sprach laut und mit großer Würde: »Aufgepaßt! *Hic haeret aquam!*«

Dann aber richteten sich Aller Augen auf den bisher unbeweglich dasitzenden Legationsrath, theils mit Zagen, theils mit sehr blaß schimmernder Hoffnung, theils mit einer ungewissen Besorgniß. In den Augen des Meier's aber lag ein fast ängstlicher Ausdruck, der jedoch sogleich wieder verschwand, als er jetzt Bodo seinen Kopf erheben und den Justizrath mit fast heiterem und unbefangenen Blick anschauen sah.

»Jetzt bitte ich um Ihre gefällige Antwort!« wandte sich Letzterer zu Bodo.

»Habe ich Gründe für mein *Ja* oder *Nein* anzugeben?« fragte dieser mit bewunderungswürdiger Gelassenheit.

»O nein, Herr Legationsrath, durchaus nicht. Sie haben nur Ja oder Nein zu antworten, können aber natürlich Ihre Antwort ausdehnen, so weit Sie wollen.«

»So hören Sie denn!« klang es wunderbar klar aus der Brust des Redenden hervor und die Augen der drei Barone schienen fast aus ihren Köpfen springen zu wollen, so scharf bohrten sie sich auf ihn hin und selbst Baron Haas' rothe Nase nahm eine bleichere Färbung dabei an. »Ich erkläre hiermit feierlich, vor Ihnen und den anwesenden Zeugen, daß ich bis jetzt *nicht* der verlobte Bräutigam der genannten Dame bin und es auch *niemals* zu werden gedenke. Ich kann also den letzten Wunsch meines Vaters nicht erfüllen, selbst wenn mir ein bis jetzt noch unbekannter Schaden aus dieser Weigerung erwachsen sollte.«

Baron Grotenburg athmete schwer und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Baron Kranenberg bedeckte sich die Augen mit der Hand, Baron Haas aber schnaubte wie ein wilder Stier, denn in seiner Brust kochte ein furchtbarer Ingrim gegen den Redenden auf, trotzdem er den Ausspruch desselben nicht anders erwartet hatte und damit auch jetzt ganz einverstanden war.

»Herr Legationsrath,« begann der Justizrath wieder, »ich habe Ihre verneinende Antwort vernommen, wie wir Alle;

aber zufolge meiner Instruction bin ich genöthigt, meine vorige Frage noch einmal zu wiederholen und daran die Bemerkung zu knüpfen, daß Sie sich weislich bedenken mögen, da Ihr Entschluß vielleicht wichtigere Folgen hat, als Sie erwarten können.«

Ueber Bodo's bleiche Züge flog der Schimmer eines eigenthümlichen Lächelns, das die ganze Fassung seiner Seele und die feste Entschlossenheit und Furchtlosigkeit seines Herzens vor den eben angedrohten Folgen verrieth.

»Ich *verneine* noch einmal, nach reiflichster Ueberlegung und mit vollem Bewußtsein, ohne Besorgniß vor Gott weiß was für Folgen, Ihre Frage!« lautete die ruhig und langsam gesprochene Antwort.

Der Justizrath wandte sich, wie von innerer Unruhe erfaßt, hin und her, sah Niemand mehr an und sprach dann wie vor sich selbst die Worte hin: »Nun denn, da Sie den letzten Wunsch Ihres Herrn Vaters von der Hand weisen oder ihn nicht erfüllen zu wollen oder zu können versichern, so bin ich ermächtigt, nunmehr zur Eröffnung des eigentlichen Testamentes zu schreiten und ich rufe daher die Herren Zeugen auf, als solche ihre Pflicht zu thun.«

Er nahm das Packet No: II. in die Hand. Ehe er aber die Finger an die Siegel legte, sah er Bodo noch einmal fragend an. »Oeffnen Sie!« sagte dieser mit einer antreibenden Bewegung der Hand.

Es herrschte in diesem Augenblick ein tiefes Schweigen im Gerichtszimmer; man konnte die unruhigen Athemzüge der anwesenden Personen hören und sah nur ihre Augen mit namenloser Spannung auf die Hände des Justizraths gerichtet, die jetzt, indem sie das Couvert vorsichtig lösten, ohne

die Siegel zu verletzen, ein leises Knistern des Papiers verursachten, was, so unbedeutend es war, eine erstaunliche Aufregung in den Gemüthern der drei Barone hervorbrachte.

»Sie wollen es,« sagte der Justizrath, »und – da ist der letzte *Wille*« – er betonte das Wort – »Ihres Herrn Vaters und nun hören Sie!« Und er las mit fast trauriger und leiser, aber immer noch sehr zu deutlicher Stimme Folgendes:

»Ich, Rittergutsbesitzer Valentin von Sellhausen auf Sellhausen verordne und bestimme wie folgt: Da mein Sohn, der Legationsrath Bodo von Sellhausen vor den vier von mir berufenen Zeugen wiederholt erklärt hat, daß er nicht gesonnen ist, die Tochter meines Freundes und Schwagers, des Barons von Grotenburg, Clotilde mit Namen, zu ehelichen und ich darin mit Recht eine mir unerklärliche Abneigung erkenne, meinen letzten und sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, so bestimme ich hiermit, in Anerkennung meiner langen Freundschaft und Verwandtschaft mit besagter Familie von Grotenburg, mit welcher so nahe verbunden gewesen zu sein ich für die größte mir im Leben zu Theil gewordene Ehre betrachte –« hier nickten sich die drei Barone bedeutungsvoll zu und schon sprach sich der allmählig wachsende Triumph in ihrer ganzen Haltung aus – »und welcher Familie ich mehr verdanke, als ich hier sagen kann, wie folgt:

Mein ganzes baares Vermögen, in Staatspapieren und Eisenbahnactien, so wie alle Summen, die mein Sachwalter und Notar, Herr Justizrath Möller seit der letzten Ernte in seiner Verwahrung hat, welches im Ganzen nicht so groß ist, als man während meines Lebens angenommen, da es sich durch wiederholte bedeutende *Geschenke* von Jahr zu Jahr verringert hat« – hier schlugen die drei Barone plötzlich

die Augen nieder – »Alles in Allem wird kaum die Summe von zwölftausend Thalern erreichen, – vermache und vererbe ich – meinem Sohne Bodo. Diese nicht sehr bedeutende Summe wird hinreichend sein, seine etwaigen Ansprüche an mich zu befriedigen, zumal er ein einträgliches Amt hat und Kenntnisse besitzt, die mich in Betreff seines Auskommens nichts Schlimmes für die Zukunft besorgen lassen.«

Der Justizrath hielt nach Vorlesung dieses Paragraphen einen Augenblick inne. Bodo's Gesicht verzog sich, als von seinem einträglichem Amte die Rede war, unmerklich zu einem ironischen Lächeln; des Meier's blaue ehrliche Augen aber hingen mit inniger Theilnahme an ihm. Endlich trafen sich ihre Blicke und Letzterer schien neu belebt, als er einen Strahl der Befriedigung und Genügsamkeit in Bodo's Auge wahrzunehmen glaubte.

Der drei Barone Gesichter dagegen verlängerten sich merklich bei diesem ersten Satze des Testaments. Für so unbedeutend hatten sie das Vermögen des offenhändigen Schwagers nicht gehalten, und doch verdroß es sie, daß Bodo der einzige Erbe dieses ihnen so nothwendigen baaren Antheils werden sollte.

»Pfui!« sagte Baron Haas ziemlich laut zu seinen beiden Nachbarn, die ganz zusammengesunken waren und viel kleiner geworden zu sein schienen, als sie noch zehn Minuten vorher gewesen.

»Fernerhin aber,« las der Justizrath weiter, und man sah ihm an, wie schwer und peinlich es ihm ward, das Folgende zu sprechen, »verordne und bestimme ich, daß mein Gut Sellhausen mit allem unbeweglichen und beweglichen Zubehör und Inhalt, Acker, Wald, Wiesen und Garten, Scheunen und Vorräthen, Vieh und Mobiliar, Alles in Allem, wie

es steht und liegt, mit Activis und Passivis der Familie Grotenburg zu eigenem Besitz zufalle, dergestalt, daß der jetzt lebende Baron Franz von Grotenburg, so lange er lebt, nach seinem Tode aber seine Tochter Clotilde in den Besitz des Genannten tritt – bis auf Kinder, Kindeskindern und weiter hinab.«

Der Justizrath mußte inne halten mit Lesen. Die Bewegung, die jetzt ausbrach, war zu groß, als daß er sie mit seiner Stimme hätte bemeistern können. Die drei Barone tauschten laute freudige Herzensergießungen aus, das *Gratulabo!* Baron Haas' aber übertönte Alles und zuletzt fiel er seinem Bruder Herz um den Hals und küßte ihn so derb und laut, daß es wie eine ganze Batterie springender Champagnerpfropfen klang.

Bodo saß seltsam ruhig dabei und betrachtete diese Vorgänge, wie es schien, mit eigenthümlichen, fast alltäglichen Empfindungen. Er hatte dich schon in den Verlust des Gutes gefunden, noch ehe er hierher gekommen war, und so bot ihm das eben Gehörte nichts Neues und Befremdendes mehr. Daß es so stand, sah der Meier auf den ersten Blick und er empfand die größte Befriedigung dabei, da er sich vorgestellt, die Verkündigung dieser Bestimmung würde einen bei Weitem tieferen Eindruck auf den jungen Freund machen.

Indessen war der Justizrath mit seinem Testament noch lange nicht zu Ende, er wollte nur den Freudenrausch der drei Schwäger austoben lassen. Da derselbe etwas lange dauerte, klopfte er auf sein Pult und sagte: »Meine Herren, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit. Das Testament hat noch einige andere wichtige Paragraphen!«

Die drei Barone setzten sich wieder, einander bei den Händen haltend und bemühten sich in ihrer freudigen Aufregung, so aufmerksam wie möglich zu sein. Der Justizrath aber, immer sorgenvoller blickend, fuhr darauf zu lesen fort: »Man könnte mich allerdings mit diesem Ausspruch meines letzten Willens für ungerecht und unväterlich gegen meinen Sohn Bodo und zu parteiisch eingenommen für die Familie Grotenburg halten. Da dieser Vorwurf mich, den Erblasser, allein träfe, so muß ich denselben von mir abzuwälzen trachten. Glücklicherweise bin ich vollkommen in der Lage dazu. Und somit gebe ich die Motive zu meiner für den ersten Augenblick seltsam erscheinenden Handlungsweise an.

Erstens bestimmte mich meine Verwandtschaft mit der Familie Grotenburg hierzu und die vielfache Dankbarkeit, die ich ihr seit Jahren schulde. Zweitens bestimmt mich dazu das Widerstreben besagten Bodo's von Sellhausen, meinen letzten Wunsch zu erfüllen und die besagte Clotilde, meinen Liebling, zu ehelichen. Drittens aber bestimmt mich der bedeutungsvolle Umstand dazu, daß, mit kurzen Worten gesagt, besagter Bodo von Sellhausen – nicht mein eheliblicher, sondern nur mein an Kindesstatt angenommener Adoptivsohn ist.«

Es trat eine Pause ein. Der Justizrath war entweder so athemlos, daß er nicht weiter reden konnte, oder er wollte den Eindruck beobachten, den seine letzten Worte auf die Anwesenden hervorgebracht hätten, die, den Meier allein ausgenommen, alle nicht recht gehört zu haben glaubten. Als sie sich aber überzeugt, daß sie richtig gehört, was sie Einer dem Andern an seinem ganzen Gehaben ansahen, da brach ein Erstaunen, eine Ueberraschung und ein Schrecken

unter Allen aus, der sich nicht beschreiben läßt. Glücklicherweise jedoch war die Gemüthsbewegung der drei Barone selbst zu groß und sie blickten nur sich mit starren Augen an, daß sie nicht gewahrten, welche peinvolle Ueerraschung sich auf Bodo's Gesicht malte. Jedoch nur einen Augenblick nahm ihn dieselbe gefangen; alle innere Kraft aufbietend, suchte er sich zu fassen, um die Bewegung seines Herzens nicht blicken zu lassen, denn die Schadenfreude wollte er wenigstens seinen hochmüthigen Gegnern nicht gönnen, daß sie nachher unter sich jubeln und sagen könnten: die unerwartete Mittheilung des alten Herrn von Sellhausen habe sogar seinen starken Geist aus den Fugen gebracht. Alles dies ging, wie gesagt, in seinem Innern vor, und was dasselbe auch fühlen, wie es auch erschüttert sein mochte, er machte sich nur dadurch Luft, daß sein umflortes Auge das des Meier's suchte, und dieser sandte ihm mit bedauerndem Kopfnicken einen so verständlich bejahenden Blick zu, daß er die Wahrheit des eben Gehörten keine Secunde bezweifelte.

»Ich lese weiter!« erschallte da mit einem Male die fast heiser gewordene Stimme des Justizraths, »und bitte nochmals um Ihre geneigte Aufmerksamkeit, meine Herren! »Daß dies so ist,« fuhr er im Lesen fort, »daß Bodo von Sellhausen nur mein Adoptivsohn, will ich ihm allein in einer Schrift beweisen, die ich schon vor Jahren aufgesetzt und zur Ausfertigung an besagten Bodo, binnen hier und acht Tagen, meinem biedereren Freunde, dem Meier zu Allerdisen übergeben habe. Aus seinen Händen mag Bodo, dessen Charakter und kindliche Hingebung an mich ich hiermit als musterhaft bezeichnen muß, diese Schrift also empfangen

und daraus wie aus den hinzugefügten mündlichen Mittheilungen ersehen, daß ich die Wahrheit gesprochen, ihn also auch nicht an irgend einem ihm rechtlich zugehörigen Besitz geschmäleret, vielmehr ihn nach meinen schwachen Kräften reichlich genug bedacht habe. Ueber seinen Vater selbst aber zu sprechen oder ihm eine Andeutung zu geben, wo und in Wem er denselben zu suchen, verbietet mir ein heiliges Versprechen, dem ich bis in's Grab hinein treu bleiben werde. Mögen dafür Andere thun, was ich nicht vermag, denn es giebt noch zwei Menschen auf der Welt, die sein und mein Geheimniß kennen. –

In den Besitz des Gutes Sellhausen aber« – und hier erhob der Leser seine Stimme wieder – »soll Baron Grotenburg in achtundvierzig Stunden, von diesem Augenblick an gerechnet, treten und wird er mit Bodo von Sellhausen über dessen längeren oder kürzeren Verbleib auf dem Gute, wenn er gegenwärtig da sein sollte, zu vereinbaren haben. Jedoch müssen Beide vorher mit sämmtlichen Zeugen das ihnen von dem Herrn Justizrath Möller vorgelegte und diese Verhandlung betreffende Protocoll unterschrieben haben.«

Bodo blickte bei diesen Worten still vor sich hin und schien schon seine Entschlüsse für die nächste Zukunft zu fassen. Baron Grotenburg aber sprang wie eine ihrem Halt ent schlüpfte Stahlfeder vom Stuhle auf, trat an das Pult des Beamten und rief fast athemlos:

»Ich bin bereit, mein Herr, das Protocoll sogleich zu unterschreiben.«

»Ich auch, ich auch!« riefen die beiden Schwäger in siegreichem Chorus aus.

»Bitte, meine Herren,« sagte da der Justizrath mit einem Male sehr ernst und fast bitter, »so weit sind wir noch nicht.

Das, was Sie bisher gehört haben, war erst das eigentliche Testament, – der Erblasser aber hat für gut befunden, seinem letzten Willen noch ein sogenanntes Codicill beizufügen und auch dieses ersuche ich die Herren noch gefälligst anhören zu wollen.«

Beinahe hätte der Meier trotz der feierlich ernstesten Stimmung und der geistigen Unruhe, in der er sich befand, über die vom Schreck verzerrten Gesichter der drei Barone laut gelacht. Indessen hielt er noch an sich und nickte nur sanft dem Justizrath, Bodo dagegen immer beifälliger zu, je weiter der Lesende in seinem ferneren Vortrage gedieh. Die Barone aber schlichen auf ihre Plätze wie auf die Finger geklopfte Knaben zurück und starrten mit ihren sechs Augen auf den über ihren Eifer stirnrunzelnden Gerichtsbeamten wie auf eine neue, ihnen bisher unbekannte Welt hin. Bodo dagegen wußte im ersten Augenblick gar nicht, wie er sich das Alles zu deuten habe, und sah bald den Lesenden, bald den Meier an, dessen freudige Bewegung ihm, seltsam genug, eine unerklärliche wohlthätige Empfindung verursachte.

»Es war zwei Tage vor dem Tode des Erblassers,« begann der Justizrath zu sprechen, »als ich in Sachen seines letzten Willens in später Abendstunde durch einen Eilboten nach Sellhausen beschieden wurde. Das Ihnen vorgelesene Testament befand sich damals noch in den Händen des Erblassers, war aber noch nicht unterschrieben. Als ich zu dem alten Herrn gelangte, war er sehr leidend, aber wie sein Arzt bescheinigte, bei vollen Geisteskräften, und das bewies er dadurch am besten, daß er folgendes Codicill ohne Anstoß und Beschwerde mir in die Feder dictirte, welches ich Ihnen jetzt vorzulesen die Ehre habe und welches Sie, nebst

dem Testament, nachher von kräftiger Hand unterzeichnet finden werden. Sind Sie zu dem Anhören desselben geneigt, meine Herren?«

»Ja, ja!« stammelten die Barone Grotenburg und Kranenberg und machten eine tiefe Verbeugung, als fühlten sie gewaltigen Respect vor diesem Codicill, das schon so manchem ersehnten Testament einen kleinen unangenehmen Haken beigeesellt hat. Baron Haas aber rief mit weithin schallender Stimme: »*Audior! Audior!*« was dem ernstesten Beamten ein ironisches Lächeln abnöthigte.

»In der Nähe des Todes,« las der Justizrath, »in der ich mich jetzt befinde und wo die Dinge des Lebens ganz anders aussehen, als in der Stunde, wo man frisch und gesund in eine noch lange irdische Zukunft schaut, unterschrieb ich zwar meinen obigen letzten Willen, als meinen An- und Absichten vollkommen entsprechend, allein in Folge längerer und reiferer Ueberlegung« – hier entschlüpfte dem Meier ein fast freudiger Seufzer – »fühle ich mich veranlaßt, noch folgende nähere Bestimmungen zu treffen, die ich als Codicill meinem Testamente beifüge.

Wie ich meinem Adoptivsohn in wohlüberlegter Absicht früher die Bedingung gestellt, Clotilde von Grotenburg zu ehelichen, wenn er mein einziger Erbe und im Besitz von Sellhausen bleiben wolle, so stelle ich jetzt in eben so wohlüberlegter Absicht dem Baron von Grotenburg, wenn er gesetzlich in den Besitz obigen Gutes treten will, folgende Bedingungen:

Erstens soll er gehalten sein, als Besitzer von Sellhausen niemals eine neue Hypothek auf das Gut aufzunehmen, vielmehr in der Tilgung der darauf haftenden Schulden, außer

den Zinsen, von Jahr zu Jahr mit vier Procent, wie bisher geschehen, fortzufahren. –

Zweitens soll er gehalten sein, die zu Sellhausen gehörigen Waldungen jenseit der Weser, zu deren Abholzung er mir wiederholt schon in früherer Zeit gerathen, zu schonen und nur diejenigen Bäume zu fällen, die ihm der vereidigte Förster als fällbar bezeichnen wird. –

Drittens, und das ist der Hauptpunkt, verordne und bestimme ich, daß Baron von Grotenburg das Gut Sellhausen nicht verkaufen darf, so lange Bodo von Sellhausen am Leben ist. Sollte der Verkauf aber dennoch und gegen meinen Wunsch und Willen geschehen, *sei es aus welchem Grunde es will*, so muß ich darin eine Geringschätzung meiner freundschaftlichen Gefühle und meiner verwandtschaftlichen Liebe Seitens besagten Barons erkennen und lege ihnen alsdann folgende Buße auf. Unmittelbar nach dem Verkauf von Sellhausen soll erstens die ganze darauf hypothekarisch eingetragene Schuldenmasse baar an meine Gläubiger gezahlt werden, deren Namen, so wie die Höhe ihrer Forderung aus dem Hypothekenbuche zu ersehen sind. Zweitens soll besagter Baron von dem erlangten Kaufpreis besagtem Bodo von Sellhausen 20,000 Thaler Reugeld in baarem Gelde bezahlen, und endlich drittens soll besagter Baron den Rest des erlangten Kaufpreises nicht allein für sich und seine Familie behalten, sondern mit seinen Schwägern dem Baron Haas von Haasencamp auf dem Kolkhofe und dem Baron Kranenberg auf Kranenberg theilen, in der Art, daß Jeder der drei Genannten eine gleich große Summe erhält.« –

Der Leser hielt inne und schaute die drei Barone der Reihe nach an, die in Wahrheit drei in Holz verwandelten Götzen

glichen, so überrascht und bewältigt waren sie von diesem »höchst sonderbaren« Codicill.

Erst allmählig begriffen sie, was für ein Gewinnst für sie dennoch in dieser Bestimmung des Testamentes lag.

»Lesen Sie mir diesen Paragraphen gefälligst noch einmal vor!« lispelte Baron Grotenburg, der zuerst eine Art Fassung wiedererlangt hatte.

Als dies in aller Ruhe und Gemächlichkeit geschehen war, blieb Baron Grotenburg in stillem Nachdenken sitzen, Baron Haas aber sprang auf und rief:

»Das ist ja sehr klar, meine Herren, und ich bin ganz damit zufrieden, und mein Schwager Ambrosius gewiß auch. Nicht wahr, Brüderchen? Na ja! Aber, zum Teufel! zur Theilung des Restes wird es wohl nie kommen, denn Du wirst doch kein Narr sein, Grotenburg, und das eben erst ererbte Gut verkaufen wollen, he?«

»Nein,« erwiderte ganz eingeschüchtert und mit bebenenden Lippen der also Gefragte, »ich werde kein Narr sein, da hast Du Recht, und mein Eigenthum für mich selber behalten. Im Ganzen aber sehe ich nichts Verfängliches in diesem Codicill, Herr Justizrath, meinen Sie nicht auch?«

»Darüber zu entscheiden, ist meine Sache nicht, Herr Baron,« erwiderte Dieser, dem Meier einen beifälligen Blick zuwerfend, »ich habe Ihnen jetzt nur das Codicill vorzulesen und bin endlich zu dem Schluß der Verhandlung gelangt, den ich nicht mehr hinausziehen will, wenn Sie mich nicht länger aufzuhalten belieben.«

»Lesen Sie! Lesen Sie!« rief Baron Haas, der sein Latein mit einem Mal gänzlich vergessen hatte.

»Zu lesen giebt es nichts mehr,« nahm der Justizrath das Wort, »nur noch zu sprechen. Was mir Ihnen zu eröffnen

aufgetragen, habe ich gethan. Schließlich aber muß ich wiederholen, daß sämmtliche an dieser Verhandlung Theilnehmende oder auf irgend eine Weise an der Erbschaft Betheiligte heute über acht Tage zur selben Stunde an diesem Orte eine Abschrift des Testamentes nebst Codicills erhalten werden und sich zu diesem Zweck abermals hier einzufinden haben, falls sie sich nicht durch irgend einen legitimirten Stellvertreter, der aber nur zur Zahl der hier Anwesenden gehören darf, vertreten lassen wollen. Zu derselben Zeit – ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren – soll den Erben auch das Hypothekenbuch in Betreff des Gutes Sellhausen vorgelegt und ihnen überhaupt eine genaue Einsicht in die Verhältnisse desselben *nach allen Seiten* hin gestattet werden.

Und hiermit, meine Herren, sind die mir übertragenen Pflichten streng nach den Vorschriften des Erblassers meinerseits erfüllt und habe ich demnächst die Ehre, Ihnen einen guten Morgen und einen recht langen Genuß des übernommenen Erbes zu wünschen.«

Er machte den drei Baronen eine steife Verbeugung und breitete dann vor ihren Augen die eben verlesenen Schriftstücke aus, die die Barone mit ihren Augen verschlangen, ohne vor Freude und Aufregung im Stande zu sein, nur ein Wort darin zu lesen, geschweige denn zu verstehen.

»Was sollen wir denn jetzt noch darin lesen?« rief Baron Haas plötzlich. »Heut' über acht Tage bekommen wir ja eine Abschrift!«

»Gewiß,« sagte der Justizrath, »darauf rechnen Sie bestimmt – und das Hypothekenbuch wird auch hier liegen. Sind Sie jetzt fertig, meine Herren?«

Nachdem ihm ein dreifaches Ja zu Theil geworden, schloß er die Schriftstücke vorsichtig wieder ein, legte dann das vorher abgefaßte Protokoll zur Unterschrift vor, was von den Baronen, da es sehr kurz war, flüchtig gelesen wurde, grüßte dann diese, gab Bodo und dem Meier einen Wink und verließ mit ihnen das Gerichtszimmer, nachdem sich Beide zum Abschiede noch leicht vor den glücklichen Schwägern verbeugt hatten.

Kaum aber sahen sich diese allein, so brachen sie in einen gemeinsamen lauten Jubel aus, der um so heller erklang, je länger er in ihrer, von mannigfachen Gefühlen bewegten Brust eingeschlossen gewesen war.

»Bruder Herz, Bruder Herz!« schrie Baron Haas entzückt, bald den einen, bald den andern Schwager umarmend und küssend, »*Gratulabo! Gratulabo!* Endlich siegt die Tugend! Ha, das war ein Sieg, wie ihn Alexander und Cäsar nicht erlebt. Das Gut ist seine 200,000 Thaler unter Brüdern werth und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Du nicht Deine 15 bis 20,000 Thaler jährlich heraus schlagen solltest!«

»Die Zinsen der uns noch unbekanntten Schulden und die Abtragung derselben selbst abgerechnet, Haas!« bemerkte der Erbe bedächtig.«

»Na ja, Schulden hin, Schulden her! Der alte Theekessel, der Sellhausen, wird nicht viel Schulden gehabt haben, wo wäre denn sein Vermögen geblieben? Aber er war immer ein Duckmäuser und that, als ob er verhungern müßte, ha-ha, ich kenne das! Nein, lustig, lustig, Kinderchens! Kerl, komm her und sieh nicht so sauertöpfisch aus – Du bist ein Glückspilz wie Einer und weißt noch gar nicht, was Du erbt hast. *Prosit!* Sellhausen ist Dein und nun zu Tisch, Brüderchen, heute bezahlt Grotenburg allein die Zeche. Aber

Sect, lauter Sect wird nur getrunken, so viel haben wir beide Resterben wenigstens verdient, nicht wahr? Haha! Was das für ein Einfall war, als ob der Grotenburg das Gut verkaufen würde! Na ja, nun wollen wir essen, dann aber nach Hause fahren, denn ich sehne mich danach, Deiner Amalie um den Hals zu fallen und ihr das schöne Sellhausen – als Abendgabe – zu Füßen zu legen.«

Als die drei Barone in das Gasthaus traten, in welches sie eingekehrt, trafen sie zu ihrer Ueberraschung Herrn von Bökenbrink in dem sonst leeren Gastzimmer vor, den die Ungeduld, das Neueste zu hören, seinen Freunden nachgetrieben hatte.

»Hoho! Pilatus!« brüllte ihn Baron Haas an. »Da sind Sie ja! Nun, Sie sind immer und überall, wo man Sie gebrauchen oder nicht gebrauchen kann. Aber still – heute wird nichts übelgenommen, Kleiner! Wir sind Sieger – haben die Hammel um mehr als sechs Pfund geschlagen – Sie wissen doch schon?«

»Wie soll er es denn wissen?« murrte Baron Grotenburg, dem sein Schwager heute wie immer viel zu laut war. Pilatus XXII. riß die Augen auf, so weit er konnte und starrte den übergelücklichen Haas und die weit stilleren Schwäger mit offenem Munde an. »Hat er sie angenommen?« fragte er mit bebenden Lippen.

»Wer denn? Wen denn?« fragte Baron Haas, Pilatus bei den Schultern packend.

»Nun – der Mensch auf Sellhausen da – Fräulein Clotilden, meine ich –«

»Ach was, dem gehört Sellhausen nicht mehr – Dem da gratuliren Sie, denn das ist jetzt Baron Grotenburg-Sellhausen.«

»So – aber hat er die Braut –« wollte Pilatus weiter stammeln. »Nein, nein,« sagte Baron Kranenberg leise und fast ängstlich, »Herr von Sellhausen hat *unsere* Clotilde ausgeschlagen, so oft sie ihm auch angeboten ist.«

»Wie? Was? Angeboten?« schrie Pilatus in plötzlich losbrechendem Zorne auf. »Er hat sie ausgeschlagen? Er hat es gewagt? Dann schieße ich ihn todt, die Kanaille, auf Ehre! Diese zarte Blume zu knicken, öffentlich vor solchem gemeinen Rechtsverdreher! Bei Gott und meinen Sporen – ich schieße ihn todt, auf Ehre.«

»Still doch, still doch, Mann, nicht so gebrüllt hier!« rief Baron Haas und wirbelte den kleinen Mann im Kreise herum. »Sie schießen ihn todt, wie Ihren Fuchswallach, der heute noch lebt –«

»Ja, den hat Fräulein Clotilde begnadigt, aber ich nicht –«

»Ei was, das ist ganz einerlei. Sie wird auch den Sellhausen begnadigen, trotzdem er sie ausgeschlagen hat – verlassen Sie sich drauf, und sie hätte ihn auch ganz gern genommen, wenn er sie nur gewollt hätte. Nein, nein, lassen Sie ihn leben, wie er kann und mag, er ist jetzt ein armer Schlucker – doch halt, das erinnert mich an meinen Appetit. Zu Tisch, zu Tisch, meine Brüder – und sechs Flaschen Sect auf einmal, Kellner – wir haben einen verteufelten Durst mitgebracht!«

Viel weniger lebhaft und doch vielleicht noch viel mehr bewegt, schritten die andern drei Männer aus dem Gerichtssaal und traten in das eigentliche Arbeitszimmer des Justizraths, wo er sich in der Regel allein aufzuhalten pflegte. Sobald sie sich hier ungestört sahen, wandte sich der Justizrath mit einer ganz andern Miene, als er vorher bei der Verhandlung gezeigt, an Bodo und sagte:

»So. Die lange mit Sorge betrachtete Pflicht wäre also endlich abgethan und nun können wir als Menschen und Freunde zusammen reden. Mein lieber Herr von Sellhausen – denn so sollen Sie ja fortan heißen, hat der Verstorbene gewollt – ich bedaure von ganzem Herzen, dazu verurtheilt gewesen zu sein, Ihnen solch' herben letzten Willen zu verkünden; Sie sehen, unser Amt hat nicht immer mit leichter Arbeit zu thun, denn auch wir Juristen haben ein Herz und das meinige hat öfter für Diejenigen geschlagen, denen ich Unheil zu verkünden hatte, als für Die, denen ich, wie Jenen da, den Mammon zusprechen mußte. Darf ich Ihnen also mein Beileid über Ihren augenblicklichen Verlust ausdrücken und einen persönlichen Wunsch hinzufügen?«

»Sie sind sehr gütig. Sprechen Sie!«

»Nun denn, was Ihr Herr Adoptivvater mit diesem seltsamen Testamente und noch seltsameren Codicill eigentlich gewollt hat, ist mir in der That nicht recht klar – wenn er aber irgend einen geheimen Wunsch gehegt und auf Erfüllung desselben, die oft aus den Wolken fällt, gerechnet hat, dann mögen sich diese Wolken *bald* aufthun. Das ist mein Wunsch!«

Der Meier blickte, bei diesen Worten leise zustimmend den Kopf bewegend, still vor sich hin, Bodo aber entgegnete:

»Ich danke Ihnen dafür und eben so für Ihre zahlreichen Bemühungen –«

»O still, davon schweigen Sie, das hat Ihr Herr Vater schon reichlich gethan, doch vergessen Sie nicht, heute über acht Tage sich Ihre Abschrift holen zu lassen. Was Ihr Geld betrifft, so steht es Ihnen jeden Augenblick zu Gebote, und wenn es Sie erfreuen kann, so füge ich hinzu, daß es doch etwas mehr beträgt, als das Testament besagt, denn ich habe die ganze vorjährige Ernte von Sellhausen und alle Ihre Ersparnisse seit dem September vorigen Jahres im Kasten.«

Bodo lächelte schmerzlich bei der Mittheilung dieses Reichthums und verabschiedete sich dann von dem ehrlichen Sachwalter, der ihm wiederholt die Hand schüttelte und die Versicherungen seiner höchsten Achtung beifügte. Dann begaben sich die beiden Männer aus dem dumpfen Gerichtshause fort und gingen langsam nach dem Gasthofe, in welchen Bodo sein Pferd eingestellt hatte, der nicht derselbe war, den die Barone gewählt. Der Meier hatte seinen jungen Freund unter den Arm gefaßt, und während sie langsam ihren Weg verfolgten, sagte er mit seiner ganzen Herzlichkeit, dem eine natürliche Würde beigeseilt war:

»Mein lieber junger Freund! Sie sind ein Mann, ein wirklicher Mann, und so brauche ich Ihnen keinen Muth einzusprechen, an dem es Manchem in Ihrer Lage in diesem Augenblick gebrechen könnte. Davon abgesehen aber, weiß ich überhaupt nicht, ob ich Ihnen, wie der Advocat vorher, mein Bedauern über diesen Verlust aussprechen oder nicht vielmehr Glück wünschen soll, daß Sie die erste Bedingung des alten Herrn von Sellhausen streng von der Hand gewiesen haben. Sie sehen mich verwundert an – ja, aber ich bleibe dabei und wiederhole sogar meinen Glückwunsch. Doch

– Sie werden denselben heute nicht verstehen, dafür künftig vielleicht um so besser. Warten Sie also ruhig die Zeit ab, denn die Geduld ist eine schöne Sache. Jene Herren triumphiren heute über die Maaßen; so viel ich aber vermuthen darf, wird dieser Triumph nicht lange dauern oder in der Folge ein viel geringerer sein, als er gegenwärtig ist. – Ueber das Hauptgeheimniß in Ihres Vaters Testament, welches Ihnen, ich sah und sehe es wohl, den härtesten Schlag versetzte, kann und darf ich Ihnen heute noch keinen Aufschluß geben – auch ich muß ja nach der Vorschrift acht Tage warten – dann aber wird hoffentlich keine Rücksicht mehr nöthig sein und Sie sollen aus Ihres Vaters Papieren und meinem Munde erfahren, was zu wissen Ihnen nothwendig ist. – Was den heutigen Tag betrifft, den Sie gewiß in *keiner* Beziehung angenehm verbringen werden, so begleitete ich Sie am liebsten nach Hause oder nähme Sie mit zu mir, um Ihre schwarzen Gedanken ein wenig aufzulichten, aber das, geht leider nicht. Ich muß einen überaus wichtigen Besuch machen und der führt mich abseits von Ihrem und meinem Wege. Besteigen Sie als ruhig Ihr Pferd, reiten Sie, mit sich selbst zu Rath gehend, nach Hause und nehmen Sie von mir die Ueberzeugung mit hinweg, daß Sie, wenn auch für den Augenblick um ein Landgut ärmer, doch für ewige Zeiten um einen Freund reicher geworden sind, der, obgleich nur ein Bauer, doch so viel Herz und Charakter besitzt, daß er einen Mann von Herz und Charakter wahrhaft zu schätzen weiß. Was morgen geschieht, weiß ich noch nicht, jedenfalls aber erhalten Sie irgend eine Nachricht von mir, die uns über kurz oder lang zusammenführt. Jetzt aber leben Sie wohl!«

Bodo hatte dem Meier gegenüber noch Viel auf dem Herzen, aber in diesem Augenblick vermochte er ihm nichts

mehr zu sagen. Er drückte ihm daher nur warm die Hand und verließ ihn, um ohne eine Minute Aufenthalt sein Pferd satteln zu lassen und nach Hause zu reiten, denn wie er mit sich selbst Viel zu denken, zu überlegen, zu überwinden hatte, so wußte er, daß ihn auch in Sellhausen reichliche Arbeit erwartete, da ihm nur kurze Zeit zugemessen war, seine Vorbereitungen zu treffen, um ein Haus zu verlassen, das er im Herzen glücklicher Weise noch keine Minute für sein vollkommenes Eigenthum gehalten hatte.

### DRITTES KAPITEL. DER ABSCHIED VON SELLHAUSEN.

Es giebt für uns Menschen im Leben bisweilen so verzweiflungsvolle Momente, daß man wünschen möchte, die Erde möge sich spalten, auf daß wir uns hinein stürzen, oder der Himmel möge über uns zusammen brechen oder sonst ein ungeheures, nie dagewesenes Ereigniß geschehen, auf daß wir unter der Welt Trümmern mit unserm Athem zugleich unsre Qual aushauchen, nur um aus derselben hinauszukommen und in ein neues Dasein zu treten, selbst wenn damit der Tod in seiner gewöhnlichsten Bedeutung, das heißt die Vernichtung unsrer persönlichen Existenz verbunden sein sollte. In solchen verzweiflungsvollen Momenten ist jeder Ton der Freude um uns her ein Hohn auf unser in einzelnen Tropfen langsam verblutendes Herz, die ganze Welt scheint uns ein gehaltloses Chaos zu sein, das keinen Strohalm werth ist, und wer uns dann mit lachendem Gesicht entgegentritt, dünkt uns ein Narr zu sein, der sich von seinen albernen Eingebungen gängeln und hänseln läßt, oder ein Dummkopf, der an den nichtigsten Dingen ein unbegreifliches Gefallen findet.

Ein solcher verzweiflungsvoller Moment schien jetzt für Bodo gekommen, aber sein Gefühl war nicht so weit abgestumpft und sein Hirn nicht so ausgebrannt, daß er seinen Zustand nicht noch hätte empfinden und ruhig darüber nachdenken können; und so wollte er nicht, daß der Himmel einstürze und die Erde vergehe, sondern er dachte und fühlte, was um ihn her und in ihm vorging, und da er das noch vermochte, ward er Meister dieser ihn nur auf einen kurzen Augenblick angrinsenden Verzweiflung.

Langsam, im gemächlichsten Schritt ließ er sein Pferd den ebenen Weg dahingehen; den Kopf unbewußt tief auf die Brust gesenkt, achtete er nicht auf die ihn umgebende Außenwelt und länger als eine volle Stunde brachte er mit Zergliederung aller ihn umspinnenden Verhältnisse hin.

Als er aus diesem langen stillen Nachdenken erwachte und wieder Auge und Ohr für die Natur, die Welt und die Menschen darin erhielt, waren es nur zwei Dinge, die ihn mit tiefer unaussprechlicher Wehmuth erfüllten. Es war dies nicht der Verlust eines schönen irdischen Besitzes, nicht die Einbuße vieler durch Gewohnheit lieb gewonnenen Dinge und Gegenstände, nein, es war erstens das Gefühl, daß er von nun an ein vater- und heimatloser Pilger auf Erden, und zweitens, daß ihm das Liebste und Theuerste auf der Welt, was er kaum errungen zu haben so glücklich gewesen, von seiner Brust, seinem Herzen weg in weitere Ferne denn je gerückt sei. Aber wie er sich männlich über jene ersten Verluste hinweggesetzt, so wurde er auch dieses Schmerzes allmählig Herr und sein starker Geist, seine gesunde Seele rang sich kräftig von den Banden los, in die ihn ein unbegreifliches Geschick eingeschnürt hatte.

»Ruhig, Bodo, immer ruhig!« sagte er sich wohl zehnmal hinter einander, und endlich war diese Ruhe sein und er konnte das Auge wieder zu dem blauen Himmel erheben und tief im Herzen empfinden, daß dieser Anblick ein schöner, ein gesegneter, selbst für einen verarmten und verwaissten Pilger auf Erden sei.

Als er erst so weit gekommen, gelang es seinem elastischen Geiste bald, sich das zunächst zu Vollbringende zurecht zu legen und seine Vorbereitungen für fernere Zeiten zu treffen; und kaum hatte er die Hälfte seines weiten Weges zurückgelegt, so drängte ihn schon ein unaufhaltsamer Trieb, vorwärts zu eilen und die in seiner Phantasie bereits vor ihm liegende Zukunft zur lebensvollen Gegenwart umzugestalten. So gab er denn seinem Pferde plötzlich die Sporen, redete es mit freundlichem Zuruf an, wie schon so oft, und trabte flüchtig der Heimat zu, die nun bald nicht mehr seine Heimat sein sollte oder vielmehr in seinem Geiste schon aufgehört hatte, es zu sein. Er war gegen drei Uhr aus der Stadt abgeritten und die Sonne senkte sich bereits stark dem Westen zu, als er von der Chaussee zur Rechten abbog und bald darauf das schöne Herrenhaus von Sellhausen, vom purpurnen Abendstrahl vergoldet, vielleicht zum letzten Mal vor sich liegen sah.

O wie lieblich war dieser Anblick für ihn, aber auch zugleich mit welchem unsäglichen Weh vermischt!

»Doch weg mit der Lieblichkeit, weg mit dem Weh,« sagte er sich, »es hilft und nützt das ja Alles nichts – zu handeln gilt es allein und dazu ist nun endlich der Zeitpunkt gekommen – Gott sei Dank!«

Allein noch *ein* harter Schlag stand ihm bevor, ehe er diese Handlung beginnen konnte, und auf diese hatte er sich

nicht vorbereiten können er traf ihn daher schwer und mitten in sein noch leise nachblutendes Herz hinein.

Hören wir, was für ein herber Schlag dies war.

Fräulein Treuhold hatte einen namenlos elenden und traurigen Tag verlebt. Von dem Augenblick an, wo ihr lieber junger Herr den Hof verlassen, war keine Minute sorgenlos und ruhig an ihr vorübergerauscht. Abgesehen von den nachher zu erwähnenden Störungen, die sie unerwartet am Morgen betroffen und die gleichsam erst das Vorspiel zu den nachfolgenden bitteren Empfindungen lieferten, hatte sie von Mittag an nur Kampf und Drang mit sich allein zu bestehen gehabt. Ihr Mittagsmahl hatte nur wenige Minuten in Anspruch genommen, Herr Hinz war an seine Arbeit gegangen und sie hatte sich, nachdem sie ihre Anordnungen für das Abendessen des Herrn und der Leute getroffen, in ihr stilles Zimmer zurückgezogen und ganz allein ihren traurigen Gedanken und Befürchtungen gelebt. Dabei hatte sie anfangs bitter und schmerzlich geweint, aber endlich waren auch die Thränen versiegt und ein stummer öder Schmerz war in ihr Inneres eingekehrt, wo er nun langsam und erbarmungslos immer tiefer fraß. Je weiter die Stunden jedoch vorrückten und je näher die ersehnte Rückkehr ihres Herrn kam, um so ängstlicher, beklommener wurde ihr zu Muthe. Denken konnte sie eigentlich gar nichts mehr, arbeiten auch nicht, und so ruhten die sonst so fleißigen Hände unthätig im Schooße und nur bange Seufzer entschlüpfen in gedrängter Folge ihren Lippen. Doch Eins konnte sie noch außerdem thun und das that sie ohne Unterlaß. Sie rechnete im Kopfe. Immer wieder und wieder zählte sie die Stunden, die Bodo zum Ritt nach der Stadt und zurück gebrauchte;

dann überschlug sie die wahrscheinliche Dauer der gerichtlichen Verhandlung, und daß er sich darauf nicht mehr lang in der Stadt aufhalten würde, das glaubte sie bestimmt annehmen zu können. Aber der Meier – wenn ihn der nur nicht aufhielt! Das konnte ihr allerdings einen Strich durch die Rechnung machen. Endlich aber war sie so weit gekommen, daß sie sich sagte:

»Wenn er nicht bei dem Meier einkehrt, was beinahe möglich ist, dann kann er, dann muß er spätestens gegen sieben Uhr Abends hier sein.« Und diese Rechnung war so richtig, daß sie fast auf die Minute stimmte, wie sie endlich erfahren sollte.

Sie saß also am Fenster, den Kopf nach dem Eingangsthor des Hofes vorgeneigt und lauschte mit gespanntester Erwartung. Auf dem Hofe war Alles still. Die Leute waren im Innern der Gebäude thätig, einige wenige noch auf dem Felde und Herr Hinz war nirgends zu sehen.

»Jetzt ist die Zeit da,« sagte sie zu sich, nach einer vor ihr auf der Fensterbank liegenden Uhr blickend, »wo ich ihn spätestens erwartet habe. Aber die Hunde bleiben still, nichts regt sich, nichts zeigt, daß meine Hoffnung bald in Erfüllung geht. O Gott! Was für unaussprechliche Qualen birgt eine so heiße sehnliche Erwartung!«

Da mit einem Male war es ihr, als ob sie auf dem fernen Feidwege, so weit ihr Auge aus dem Thore hinausreichen konnte, einen Schatten auftauchen sähe. Sie sprang in die Höhe und riß einen Fensterflügel auf. Der Schatten kam näher, wurde deutlicher, größer, massenhafter – ja, es war ein Mensch und noch dazu ein Reiter. Ha! Er war es, der so sehnüchtig Erharrte! Da ritt er schon herein, da schlugen

die Hunde an und jedes einzelne Gebell hallte in ihrem Herzen in dumpfen Schlägen wieder.

»Aber er reitet sehr langsam und bedächtig,« sagte sie sich, »sehr, sehr langsam! Doch das thut er ja immer, um den Braunen sich abkühlen zu lassen – ja, so wird es auch diesmal sein.«

Die Unruhe ließ sie nicht mehr im Zimmer. Sie trat auf die Treppe hinaus, ja sie ging auf die Rampe hinunter, dem lieben Herrn entgegen, der eben sein Pferd abgab und wie gewöhnlich, um dem alten Kutscher den Gang zu sparen, vom Stalle nach dem Hause zu Fuß heraufkam. Da war er – sie sah ihn – sie hatte ihn wieder. O Gott, ja, aber wie blaß war sein Gesicht, wie schwerfällig sein Gang und wie seltsam irrende, suchende Blicke warf er nach dem Hause empor, nach dem Hofe umher! Da hob er das Auge auf und richtete seinen klaren milden Blick auf sie hin. »Was wird er nur zuerst sagen?« fragte sie sich. »Ob ich nicht gleich aus seiner ersten Rede errathen kann, was er mit heim bringt?«

Da war er ganz nahe an sie herangekommen.

»Wo ist Gertrud?« rief er ihr entgegen. Das war sein erstes Wort und sie hatte doch gewiß ein anderes erwartet.

Der etwas hastig und unruhig ausgesprochenen Frage aber begegnete diesmal keine Antwort, sondern eine unerwartete Gegenfrage. Und diese lautete:

»Haben Sie denn den Meier nicht gesprochen?«

Bodo schaute wie aus tiefem Sinnen auf und sein ahnendes Gemüth sah einen unheimlichen Schatten vor sich heraufsteigen. »Was heißt denn das?« fragte er stehenbleibend und die alte Dame bei der Hand fassend, ohne sie zu drücken oder zu lächeln, wie sie doch bestimmt gedacht. »Ich frage ja, wo Gertrud ist? Allerdings habe ich den Meier

gesprochen, aber nur in Geschäften, und die betrafen seine Tochter nicht.«

Die Treuhold athmete tief auf; sie mußte sich erst besinnen, was sie sagen sollte, denn es war Alles ganz anders gekommen, als sie es sich vorgestellt. »Lieber Herr,« sagte sie, seinen Arm fassend und langsam mit ihm die Rampe hinausgehend, »die Trude ist ja nicht mehr hier. Ich dachte, Sie wüßten das schon.«

Bodo blieb stehen, sah die Sprechende stumm und mit einem unbeschreiblichen Blick der Verwunderung und Ueberraschung an und faßte mit der freien Hand nach seiner Stirn, die ihn plötzlich zu schmerzen begann. »Auch das noch!« sagte er leise. Ah! nun wußte die Treuhold, daß er nur Schlimmes zu berichten hatte.

»Auch das noch! – Wo ist sie denn?« fragte er weiter.

»Ach Gott, eine Stunde nachdem Sie fort waren, kam ein Wagen vom Meier und der Kutscher brachte einen Brief. In dem Brief aber stand, daß Gertrud unverweilt nach Allerdisen kommen solle, dort werde sie den Grund ihrer plötzlichen Abberufung erfahren.«

»Nun? Und?« fragte Bodo, der sich schon wieder gefaßt zu haben schien.«

»Und sie fuhr nach Hause, Herr Legationsrath, wie es nicht anders ging, und ließ mich in meinem Schmerze mutterseelenallein.«

»So. Hat sie Ihnen denn nichts an mich bestellt?«

»Wer? Die Gertrud? O ja – ja doch! Tausend Grüße, glaube ich, bestellte sie, und sie hoffe auf baldiges frohes Wiedersehen!«

»Ja, ja,« sagte Bodo wie zu sich. »Das sagte sie mir auch, als ich von ihr Abschied nahm. Nun, nun, es ist gut.«

»Was ist denn gut? O mein Gott, so sprechen Sie doch mehr! So habe ich Sie ja noch nie gesehen! Was ist denn vorgefallen? Erzählen Sie doch!«

Sie waren oben auf der Treppe vor der Hausthür angekommen; da auf dem breiten, zwischen Bänken befindlichen Raum stand der Legationsrath still und sah die treue Seele vor sich zum ersten Mal etwas heiterer an. »Liebe Treuhold,« sagte er ruhig und herzlich, »Sie sollen Alles hören, der Reihe nach, wie es geschehen ist. Nur gönnen Sie mir eine halbe Stunde Zeit. Ich habe zwei nothwendige Briefe zu schreiben. Wenn ich fertig bin, werde ich schellen, dann kommen Sie zu mir herauf, um Alles zu hören – Alles, Treuhold, bis auf das Letzte.«

Er nickte ihr zu und verließ sie. Sie blieb hinter ihm stehen, ohne im Stande zu sein, nur einen Fuß von der Stelle zu rühren oder auch nur eine Sylbe zu sprechen. Das Unheil, das sie gefürchtet, war eingetroffen, in seinem ganzen Umfange – sie hatte es in seinem Auge gelesen, das sie verstehen gelernt, wie ein offenes Buch. Endlich war sie im Stande, nach ihrem Zimmer zu gehen. Da aber sank sie auf ihr Sopha und das Gesicht in beiden Händen begrabend, brach sie in ein jammervolles lautes Schluchzen aus, das nur die todten Wände hörten, denn sie blieb beinahe eine Stunde allein – eine nur kurze Zeit an sich, und doch schien es ihr eine Ewigkeit zu dauern, bis Rieke ganz bleich und still hereintrat und sagte:

»Fräulein Treuhold, der Herr Legationsrath haben stark geschellt und als ich hinaufgegangen, hat er mir gesagt, ich möchte Sie zu ihm schicken – und mit einem Blick, ach! daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen!«

Als Bodo sein freundliches, von frischen Blumen durchduftetes Zimmer betrat, die eine liebe zärtliche Hand noch zum herzlichen Abschied für ihn dahin gebracht, schauderte er wehmüthig zusammen. Es schien, als wolle sich ein unbezähmbarer Schmerz noch einmal in ihm Bahn brechen, aber er ließ ihn nicht aufkommen und bezwang sich männiglich. Langsam und sich rings umschauend, legte er Hut und Handschuhe ab, langsam zog er den leichten Oberrock aus, strich sich mit der Hand über die kalte Stirn und setzte sich dann sogleich an den Schreibtisch, um zuerst folgende Zeilen auf einen Bogen Papier zu werfen.

»Theure Gertrud! So eben komme ich nach Hause. Meine erste Frage spricht Ihren Namen aus, aber mein Auge und mein Herz sucht Sie vergebens. Sie sind mir gerade in einem Augenblick entzogen, wo ich die größte Sehnsucht nach Ihnen empfand und Sie nothwendig am schmerzlichsten entbehren muß, da ich zum ersten Male in meinem Leben, wie ich nur Ihnen gestehe, an einem Schmerz leide, wie ihn glücklicher Weise nur wenige Menschen auf dieser Erde kennen zu lernen verurtheilt sind. Doch es soll vielleicht so sein, ich soll Sie entbehren, um allein zu sein, mich ganz kennen und prüfen zu lernen und dabei den bitteren Kelch bis auf die Neige auszutrinken, von dem wir neulich nur geträumt haben,

der mir jetzt aber wirklich an die Lippen gehalten wird.

Doch ich will nicht klagen, darum habe ich die Feder nicht ergriffen. Ich will Ihnen auch nicht von den Vorfällen sprechen, von denen Ihr Vater und ich heute Morgen Zeugen gewesen sind, denn er wird Ihnen ohnehin schon berichtet haben, was mir widerfahren – ohne alle meine Schuld. Nein, ich will nur auf unser gestriges Gespräch zurückkommen und Sie noch dringender bitten, Geduld zu haben. Ihr Vertrauen zu mir steht fest, das weiß ich, selbst wenn es noch lange im Stillen bewahrt werden muß. Und das fürchte ich und darum schreibe ich jetzt. Gestern noch glaubte oder hoffte ich, ich würde Ihnen Heute mehr sagen können, als gestern, ich würde gerades Weges vor Ihren Vater treten und sprechen können: Geben Sie mir Ihre Tochter! Doch das kann ich nun heute nicht. Ich muß erst wieder in die weite Welt wandern und mir einen neuen Wirkungskreis suchen, um darauf eine andere Wohnstätte zu gründen. Und das soll rasch geschehen. Ich werde schnell suchen und hoffentlich bald finden, was ich suche. Aber Sie müssen Geduld haben – ich bitte herzlich darum.

Das war es, was ich Ihnen heute sagen wollte, auf der Stelle sagen mußte, damit

Sie nicht von mir etwas hoffen und erwarten, was ich nicht erfüllen kann. Leben Sie wohl. Ich drücke Ihnen im Geiste herzlich die Hand. Morgen schon hoffe ich Sie bei Ihrem Vater zu finden und dann werden klarere Worte diese wenigen Zeilen erläutern. Bis dahin aber eröffnen Sie nicht das Ihnen übergebene Couvert, damit Sie nicht zu glauben veranlaßt werden, daß ich zu voreilig gewesen bin.

Ihr Bodo von Sellhausen.«

Nachdem er diesen Brief beendet, durchlas er ihn noch einmal, schüttelte den Kopf und sagte zu sich:

»Er enthält nicht das, was er enthalten soll, aber wer kann in solchem Gefühlsaufruhr schreiben, wie er will. Sie wird mich doch verstehen, ich weiß es.«

Sodann legte er diese Zeilen versiegelt und adressirt in ein Couvert, schrieb noch einige Worte an den Meier, ersuchte ihn, einliegendes Schreiben seiner Tochter zu überreichen und fügte die Bitte hinzu, ihm übermorgen früh Punkt acht Uhr einen Wagen zu senden, um seine Sachen abzuholen, die er bis dahin verpackt haben würde. Dann siegelte er den Brief adressirt ihn an den Meier und legte ihn bei Seite.

Gleich darauf nahm er einen anderen Bogen, sann einige Minuten nach und warf dann mit sicherer Hand folgende Zeilen auf das Papier:

»Herr Baron! Da ich übermorgen früh um zehn Uhr Sellhausen verlasse, so können

Sie gleich darauf von Ihrem Eigenthum Besitz ergreifen. Die mir persönlich zugehörigen Dinge sind verpackt und signirt. Sollten sie zufällig noch in Sellhausen sein, wenn Sie Ihren Einzug darin halten, so bitte ich um Entschuldigung, ich konnte mich nicht mehr beeilen. Das ist die einzige Bitte, die ich an Sie zu richten habe, und weiter wüßte ich keine Vereinbarung mit Ihnen zu treffen.

Bodo von Sellhausen.«

Als er auch diesen Brief versiegelt und adressirt, ging er einige Male mit gesenktem Kopfe durch das Zimmer. Plötzlich blieb er vor dem Klingelzuge stehen und zog stark daran, Gleich darauf kam Rieke, um nach seinen Befehlen zu fragen.

»Diese Briefe,« sagte er, »sollen zwei verschiedene Boten nach Allerdissen und der Grotenburg tragen. Verwechsle sie nicht. Aber schnell! Und nun sende mir Fräulein Treuhold herauf.«

Es war unterdeß Abend geworden. Die Sonne war hinter den fernen blauen Gränzgebirgen des kleinen Landes versunken und nur ein matter rosiger Schimmer bezeichnete die Stelle, wo sie noch kurz vorher am Himmel sichtbar gewesen war. Ueber dem Weserthale, aus dem ein leichter Nebelduft aufstieg, ruhte tiefer Friede, kein Laut drang aus den schweigenden Schatten des Gartens durch die geöffneten Fenster in das stille Zimmer, in welchem Bodo von Sellhausen jetzt ruhig saß und die alte Haushälterin erwartete, die zwanzig Jahre Freud und Leid mit den Bewohnern

des Hauses getragen und nun unter dem bitteren Schlage, welcher den letzten Herrn desselben betroffen, in treuer Gemeinschaft mit ihm zugleich ihr Haupt beugen sollte.

Die linde Dämmerung, die schon seit geraumer Zeit im Freien bemerklich geworden, breitete ihre sanften Schatten noch viel merklicher im Zimmer selbst aus; Möbel und Bücher, Gemälde und Statuen, Alles, was darin war, Groß und Klein, zeichnete sich nicht mehr vollkommen erkenntlich ab, nur der Duft der Blumen war unverändert derselbe geblieben und übte vor wie nach seine wohlthuende Wirkung aus. Als der einsame Bewohner dieses Zimmers, rings um sich her blickend, diesen Eindruck empfing, war ihm zu Muthe, als ob, wenn auch über Vieles in seinem Leben sich ein dämmerndes Vergessen, ein verhüllender Schleier senkte, der eigentliche Inhalt seines Wesens, Seele, Geist und Herz doch noch unverändert ihre alte Kraft, ihre innere Zufriedenheit und Genügsamkeit bewahrt hätten, und das war gewiß schon wieder ein großer Fortschritt in seiner jetzigen Stimmung.

Da ging die Thür nach leisem Anklopfen auf und die Treuhöld trat fast unhörbar herein. Bodo stand auf und ging ihr entgegen. Er faßte ihre Hand und führte sie nach dem Sopha, wo er sich, wie in früheren Tagen, vertraulich neben sie setzte, aber ihre brennend heiße Hand in der seinen behielt, als wolle er seinen stärkeren Geist in ihre niedergebeugte Seele ermuthigend überströmen lassen.

»Nun, da sind Sie ja,« sagte er, sie begrüßend, »und jetzt im falben Dämmerlichte ist es die rechte Zeit, sich eine schauerliche Geschichte zu erzählen. Wir können zwar die Mienen unserer Gesichter nicht mehr so ganz genau unterscheiden, aber wir fühlen und sehen uns doch noch, und das

ist auch schon genug. Ja, liebe Treuhold, Ihr Name sagt die Wahrheit: Sie sind eine treue alte Seele, ich kenne und liebe Sie, und darum will ich Ihnen Vertrauen schenken und Ihnen Alles genau mittheilen, was mir heute begegnet ist, ohne zu befürchten, daß Sie irgend wo oder irgend wie einen unrechten Gebrauch davon machen werden.«

»Ach Gott, nein!« seufzte die alte Dame, die ihre Augen sich schon wieder mit Thränen füllen fühlte, so daß sie ihr Taschentuch zu Hülfe nehmen mußte.

»Sie weinen doch nicht?« fragte Bodo mit mildem Vorwurf. »O bitte, thun Sie das nicht, das kann ich nicht sehen und ich würde nur die eine Hälfte erzählen und die andere vergessen, wenn ich durch Ihre Thränen von meinem Wege abgelenkt würde.«

»Nein, nein,« erwiderte sie, sich mit Gewalt bemeisternd und ihr Taschentuch bei Seite legend, »ich weine nicht, wenn Sie es nicht wünschen. Ich bin stark.«

»Gut denn. Es ist im Ganzen nicht viel, was ich Ihnen zu sagen habe und auf Vieles werden Sie längst vorbereitet sein. Ein Einziges aber wird auch Ihnen ganz neu sein, wie es mir war. Von dem Benehmen der Barone bei der heutigen Verhandlung lassen Sie mich schweigen – es war ihrer würdig – hier handelt es sich nur um die Enthüllung des Testaments und um die Folgen, die zunächst für uns Beide daraus entspringen werden. So hören Sie denn.«

Da wir der Testamentsvollstreckung selbst beigewohnt haben und die Vorfälle dabei kennen, die der Legationsrath jetzt von Anfang bis zu Ende wahrheitsgetreu vortrug, wie sie sich im Gerichtszimmer zu B... abgewickelt hatten, so brauchen wir seine Worte hier nicht zu wiederholen. Auch

daß Fräulein Treuhold eine aufmerksame Zuhörerin war, bedarf keiner besonderen Erwähnung, das versteht sich von selbst, und nur so viel wollen wir sagen, daß, wenn sie schon in die tiefste Bewegung gerieth, als sie vernahm, daß Bodo sein väterliches Gut unwiederbringlich verloren habe, sie fast von einem ohnmächtigen Schwindel erfaßt wurde, als sie hörte, daß er nicht der wirkliche Sohn des alten Herrn von Sellhausen sei.

Lange dauerte es, bis sie, nachdem Bodo ausgesprochen, ein Wort der Erwiderung finden konnte; plötzlich aber, wie von einem unwiderstehlichen Gefühle dazu getrieben, sank sie neben ihm auf die Kniee, ergriff seine Hände und sprach mit einer aus dem innersten Herzen kommenden Stimme:

»Theuerster, liebster Herr! Sie sagen das so traurig und ich traure gewiß mit Ihnen, aber verzweifeln dürfen Sie nicht. Wie es da oben über den Sternen, die jetzt eben am nächtlichen Himmel hervorbrechen, etwas Unbegreifliches giebt und wie uns das Trost und Muth und Hoffnung zuspricht, von denen wir nicht wissen, von wannen sie kommen, so giebt es auch Etwas im Menschenherzen – auch hier in meinem – was mir sagt, obgleich ich es eben so wenig begreifen kann: »Treuhold! Verzage nicht! *Damit* kann es hier nicht enden und hinter dem sichtbaren Ende muß noch ein unsichtbarer Anfang liegen, der wieder zu etwas Besserem führt.« «

Bodo drückte ihre Hände fast zärtlich vor Dankgefühl und innerer unwillkürlich heraufsprudelnder Freudigkeit. »Stehen Sie auf,« sagte er leise, »und setzen Sie sich wieder zu mir. Jetzt wollen wir vernünftig mit einander reden, daß Sie nur Alles wissen; Ich verstehe nicht, was Sie mit Ihrem sichtbaren Ende und unsichtbaren Anfang meinen, aber sagen

Sie mir aufrichtig, haben Sie irgend eine Ahnung, auch nur die geringste gehabt, daß ich nicht der wirkliche Sohn Ihres alten Her war?«

»Nein, Her Legationsrath, nicht die geringste Ahnung, und Niemand, glaube ich, konnte sie haben, denn es ist in den zwanzig Jahren, wo ich hier lebe, auch nicht das Kleinste vorgefallen, was irgend darauf hätte deuten können. Aber, mein Gott, warum hat Ihnen der Herr das nicht früher gesagt, dann hätte ja, wenn nicht Alles, doch Manches anders werden können.«

»Das ist die Frage, Treuhold, die ich mir wiederholt vorgelegt habe. Mein Vater hätte mir sein Vertrauen früher schenken können, ehe ich mich in den Gedanken hineingelegt, daß ich sein Sohn sei, und ehe ich die Laufbahn aufgab, die mir bisher Unterhalt und eine Stellung im Leben gewährt, eine Stellung, die ich – ohne irgend einen Anspruch – nur verließ, weil ich mich für den Sohn eines wohlhabenden Mannes hielt und Bedürftigeren, als ich war, ein gutes Einkommen lassen wollte. Am allerwenigsten aber mußte er mir mein und sein Geheimniß vor diesen Leuten da enthüllen und ihnen die Gelegenheit bieten, über mich zu lachen und zu triumphiren, was sie jetzt gewiß thun werden. Doch, er war ja mein Vater nicht, er liebte jene Leute mehr als mich, und so gebrach es ihm auch an dem Zartgefühl, welches zwischen Vater und Sohn unter allen Umständen die Richtschnur jedes Handelns angeben muß.«

Er schwieg plötzlich, wie von einem neuen Gedanken abseits geführt. Und das war wirklich der Fall. Aus dem Dufte der Blumen, der das Zimmer erfüllte, war ihm die Erinnerung an Gertrud, wie durch einen geheimen Zauber aus der Ferne gesandt, nahe geschwebt.

»Warum sprechen Sie nicht mehr, fahren Sie fort,« sagte die gute Alte, die den plötzlichen Abbruch seiner Rede wohl bemerkt hatte.

»Doch nein,« fuhr Bodo wie zu sich selbst sprechend fort, »ich irre mich vielleicht. Wer weiß, was sein Thun und Lassen gelenkt hat! Es hat auch wieder sein Gutes, daß er mir nicht früher gesagt, wer ich war, und daß ich erst nach Hause kommen mußte, um mit eigenen Augen zu sehen, wie die Sachen ständen.«

»Das kann ich nun nicht begreifen,« sagte die Treuhold in ihrer Unschuld, da sie keine Ahnung von der geheimen Triebfeder jenes Gedankens hatte. »Aber was werden Sie nun für's Erste thun, das ist die Hauptsache!«

»Es bleibt nur Eins übrig, gute Treuhold, für mich, der ich heute Morgen noch ein schönes Gut, und heute Abend nicht nur dieses nicht mehr, sondern nicht einmal einen Vater besitze. Uebermorgen früh, Punkt zehn Uhr, muß ich Haus und Hof verlassen haben, denn bis dahin werden die jetzigen Eigenthümer hier sein – das kann man von ihnen erwarten – und bis dahin werden wir alle Hände voll zu thun haben, mein kleines Besitzthum, wie es hier steht, wieder einzupacken, um es leicht fortschaffen zu können.«

»O, das wird keine zu große Mühe sein,« sagte die Treuhold, die alle ihre Fassung wiedergewonnen hatte, da sie jetzt sah, um was es sich allein noch handelte. »Aber Sie werden Haus und Hof nicht *allein* verlassen, theuerster Herr; ich, und ich glaube, auch viele der Mägde werden mit Ihnen gehen, denn den Grotenburgern will Keine von uns dienen. O mein Gott, was wird die Welt dazu sagen, denn es wird Alles nur zu bald unter die Leute kommen!«

»Das darf uns nicht kümmern, Liebe. Die Meinung des großen Haufens habe ich hinlänglich verachten gelernt, um ruhig den kleinen Scandal zu ertragen, der sich aus diesen Vorfällen entwickeln wird. Lassen Sie uns unsre Vorkehrungen aber schon heute Abend beginnen, damit wir morgen in aller Frühe thätig sein können. So, nun haben wir Alles, denke ich, besprochen, auch ist es ganz dunkel um uns her geworden.«

»O,« sagte die Treuhold, indem sie aufstand und rasch einige Kerzen anzündete, die sogleich ihr helles Licht durch das freundliche Gemach streuten, »Licht ist bald gemacht, wie Sie sehen, und wenn das Dunkel Ihres Herzens sich so schnell lichtet, wie diese Stube, dann können Sie zufrieden sein.« –

Bald darauf trennten sie sich, Beide beruhigt, nachdem sie sich ausgesprochen und das Nächstkommende reiflich überlegt hatten. Unten auf der Treppe begegnete der Haushälterin Herr Hinz, der eben nach Hause kam. Bald wußte auch er, um was es sich handelte, und einige Minuten später war er oben bei seinem bisherigen Herrn, um ihm sein tiefstes Bedauern auszudrücken und alle und jede Hülfe anzubieten, die er zu leisten im Stande sei.

Wie der enterbte Herr und der verwaiste Sohn sich an diesem Abend mit unerschütterlichem Gottvertrauen zur Ruhe begab, so stand er am nächsten Morgen, als die ersten Strahlen der Sonne den Weserspiegel erröthen machten, mit frischem Muth und neuer Kraft wieder auf, vollkommen befähigt und fest entschlossen, ein neues Leben zu beginnen und mit eigenen Mitteln sich eine solche Zukunft zu gründen, daß sie kein Testament von Menschenhand wieder umstoßen könnte.

Schon in den frühesten Morgenstunden war im Herrenhause zu Sellhausen Alles auf den Beinen und eifrigst beschäftigt, dem nächsten Zweck des bisherigen Herrn zu dienen und seine beschleunigte Abreise mit allen Kräften zu unterstützen.

Auf dem Corridor vor des Legationsraths Zimmer standen große und kleine Kisten bereit, um die ihm zugehörigen Besitzthümer aufzunehmen, wie sie vor acht Monaten darin gekommen waren. Fräulein Treuhold und Herr Hinz arbeiteten mit ihm um die Wette, um dies Geschäft zu fördern und dann noch Zeit für die Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten zu behalten, da wenigstens Erstere fest entschlossen war, dem scheidenden Herrn fast auf dem Fuße zu folgen.

Das Werk ging rascher vor sich, als man erst vermuthet hatte, denn auf den Corridoren standen einige der geschickteren Leute vom Hofe schon bereit, die gefüllten Kisten zu vernageln und sogleich in das untere Stockwerk zu schaffen. Es blieb jetzt Bodo nur noch übrig, seine Papiere zu ordnen und seine Bücher und Kleider zu verpacken, und auch darin gingen ihm der Verwalter und die Haushälterin rüstig zur Hand.

Es mochte elf Uhr Morgens sein und man wollte eben eine kurze Pause eintreten lassen, um an das wohlverdiente Frühstück zu gehen, als ein Reiter vor der Thür anlangte und gleich darauf der Meier in Bodo's Zimmer trat.

Dieser war von dem frühen Besuche um so freudiger überrascht, als er den Freund kaum persönlich an diesem Tage erwartet hatte. Er begrüßte ihn herzlich und deutete dann mit Auge und Hand auf das schon fast vollbrachte Werk hin.

»Ich sehe es, ja,« sagte der Meier, »und freue mich über Ihre Thätigkeit. Sie ist das beste Arzneimittel für Ihr Leid, schafft Zerstreung und schützt vor der Langeweile, die allein nur bittere und unverständige Gedanken erzeugt.«

Bald darauf schritt man hinunter in Fräulein Treuhold's Zimmer, wo das Frühstück aufgetragen war, und da der Verwalter und die Haushälterin noch Mancherlei zu thun hatten, so sahen sich die beiden Männer bald allein überlassen. Bodo war still, wie es nicht anders sein konnte, nur lag eine gewisse Spannung auf seiner Miene und in seinem Auge, als laste ihm eine Frage auf dem Herzen, zu deren Ausspruch er nur eine günstige Gelegenheit zu erwarten schien. Der Meier dagegen war auffallend einsylbig und sprach nur das Nothwendigste, sein Blick aber ruhte oft seltsam innig und freudig auf dem jungen Mann, den er zu seiner Befriedigung weit ruhiger fand, als er erwartet hatte.

Als Beide ihren Appetit befriedigt, hob der Meier, nach kurzem Besinnen, als ob er mit Bedacht die Worte zu wählen habe, sein biederer Gesicht zu dem Freunde empor, legte eine seiner kräftigen Hände auf die feine Rechte desselben und sagte dann:

»Ihren Brief habe ich gestern gleich nach meiner Rückkehr von der Stadt erhalten und es bedarf wohl keiner Versicherung von meiner Seite, daß Ihr Wunsch in Betreff des Wagens erfüllt werden wird. Sie können sogar mehr als einen haben, mein ganzes bewegliches Hab und Gut steht Ihnen zu Diensten, vorausgesetzt, daß Sie für's Erste Ihren Weg nicht weiter als bis Allerdissen fortsetzen.«

Er schwieg und sah Bodo aufmerksam an, der sichtbar eröthet war, was vielleicht die letzten Worte des Meier's bewirkt hatten. Da er aber still vor sich nieder schaute und

keine Sylbe erwiderte, fuhr der Meier etwas lebhafter fort: »Oder sollten Sie vielleicht schon gegen meine Erwartung ein anderes Ziel in's Auge gefaßt haben, wohin Sie sich von hier aus begeben wollten?«

Bodo erhob jetzt sein ausdrucksvolles Gesicht, über welches sich in fast glänzendem Scheine ein mit tiefer Rührung gemischtes Gefühl ergoß, sah den Meier ernst forschend an und erwiderte: »Mein lieber Freund! Ehe ich Ihnen darauf eine bestimmte Antwort ertheile, müssen Sie mir erst noch eine andere Frage gestatten, woraus sich vielleicht noch eine viel ernstere Mittheilung entwickeln wird, als Sie denken mögen.«

»O, o,« rief der Meier, treuherzig lächelnd, »schon wieder eine *ernste* Mittheilung? Haben wir deren in jüngster Zeit nicht zur Genüge gehabt? Aber fragen Sie, ich bin zur Antwort bereit.«

»Sie sagten, Sie haben gestern meinen Brief erhalten. Gut. Von dem Briefe, der in denselben eingeschlossen war, sprechen Sie jedoch nicht. Warum nicht?«

Jetzt erröthete der Meier, das heißt, so sehr sein braunes, von der Luft immer frisch gehaltenes Gesicht erröthen konnte. Er schien dabei in einiger Verlegenheit zu sein, denn der brave Mann war in allem seinem Thun und Handeln so ehrlich, daß er nie sein Gefühl verhehlen konnte, am wenigsten aber eine Unwahrheit zu sprechen vermochte. Dennoch lächelte er eigenthümlich, ehe er zu reden begann.

»Dieser eingeschlossene Brief,« sagte er, »ist nicht lange in meinen Händen gewesen und ich weiß davon nur wenig. Ich habe ihn auf der Stelle dahin spedirt, wohin er gehörte, das heißt in die Hände meiner Tochter.«

Bodo athmete auf, aber er erwartete unzweifelhaft noch Etwas. Indessen es erfolgte weiter nichts.

»Und was hat Fräulein Gertrud zu dem Inhalt desselben gesagt?« wagte er endlich mit sichtbarer Zurückhaltung zu fragen.

»Auch das weiß ich nicht, lieber Freund, ich bin nicht dabei gewesen, als sie ihn gelesen hat.«

»Aber haben Sie sie denn nicht nachher gesprochen?«

»Auch nicht. Doch, damit ich Sie aufkläre, will ich Ihnen sagen, daß Gertrud nicht mehr auf Allerdissen ist. Ich mußte sie gestern Morgen plötzlich dahin rufen um ihr zu Hause mittheilen zu lassen, daß sie sich eiligst auf eine kleine Reise begeben und eine Verwandte besuche, die ihrer im Augenblick nothwendig bedarf. Dahin nun habe ich ihr den Brief nachgesandt und jetzt hat sie ihn ohne Zweifel schon.«

Der Meier blickte bei diesen Worten vor sich nieder und Bodo war das nicht ganz unlieb. Sein Herz klopfte etwas stark und er besorgte, sein Auge und sein Gesicht möchten an dieser heftigen inneren Bewegung zum Verräther werden. »So,« sagte er, »das ist etwas Anderes, und nun erkläre ich mir die Eile, womit Ihre Tochter dies Haus verlassen hat. Es hat mich dies – einigermaßen gewundert und – o ja – auch betrübt und ich hätte sie gern noch vorher gesprochen, wenn ich gewußt, daß wir uns auf diese Weise trennen sollten.«

»O, sie ist ja nicht aus der Welt und kommt vielleicht bald wieder.«

»Wann, lieber Meier?«

»Spätestens in einigen Wochen, frühestens in drei bis vier Tagen.«

»Letzteres lasse ich gelten, Ersteres ist mir eine zu lange Frist. In einigen Wochen denke ich schon weit von hier fort zu sein.«

»So!« sagte der Meier und stand auf. »Nun, das wird sich ja finden. Darüber sprechen wir bei mir noch ein Längeres und Breiteres. – Ah, da haben wir ja die Treuhold wieder.«

Diese kam eben herein, um in aller Eile ihr Frühstück einzunehmen. Der Meier aber griff schon nach seinem Hute und sagte: »Na, ich freue mich, daß ich auch Dich so munter sehe, Cousine. Wann wirst Du mit dem Einpacken Deiner Sachen fertig sein?«

»Bis morgen Nachmittag, denke sich, Vetter.«

»Gut. Laß mir morgen durch den Kutscher, der Herrn von Sellhausen holt, sagen, wann ich Dir den Wagen schicken soll. Du kommst natürlich zu mir, und für Herrn Hinz, wenn er nicht hier bleiben will, ist auch Raum genug auf Allerdisen, bis sich eine andere gute Unterkunft findet. Ihr könnt Alle bei mir eben so thätig sein wie hier, ich kann tüchtige Arme und warme Herzen gebrauchen. Das ist Alles, was wir heute abzumachen haben, ich will nicht länger stören. Gott befohlen.«

Bodo sowohl, wie die Treuhold begleiteten ihn vor die Thür, wo sein schöner Rappe noch auf und ab geführt wurde; und gleich darauf stieg er nach herzlichem Lebewohl in den Sattel und ritt von dannen, während Bodo und die Seinen an ihre vorher unterbrochene Arbeit zurückkehrten.

So verging ihnen der Tag in voller Thätigkeit und der Abend kam allen dabei Betheiligten so rasch heran, daß sie nicht wußten, wo ihnen die Zeiger blieben war, vor deren

Länge sie sich anfangs so gefürchtet hatten. Des Legationsraths Sachen waren gepackt und sogar die kleinen Möbel, die ihm gehörten und die er so lieb gewonnen, daß er sie nicht im Stiche lassen wollte, standen schon auf dem Hausflur unten bereit, um ihre nächste kurze Reise anzutreten.

Auch die Treuhold hatte bereits den größten Theil ihrer kleinen Besitzthümer eingepackt und hoffte mit dem Uebrigen am nächsten Tage zur rechten Zeit fertig zu werden.

So war die letzte Nacht herangekommen, die Bodo in Sellhausen verbringen sollte. Auch sie verfloß ihm viel ruhiger, als er es für möglich gehalten, wenigstens in der ersten Hälfte; allein bald nach Mitternacht erwachte er schon und da er nicht wieder einschlafen konnte und sich den im Bette immer trüberen Gedanken, als außerhalb desselben, nicht überlassen wollte, so stand er auf, lange bevor die Sonne ihren ersten Morgenboten am grauen Horizonte voraussandte.

Langsam und bedächtig – er hatte ja heute Zeit – kleidete er sich beim Scheine zweier Kerzen an, und da er nun hier oben nichts mehr zu thun hatte und in das leere öde Zimmer nicht wieder zurückkehren wollte, so nahm er, kurz entschlossen, einen raschen Abschied davon und ging leise die Treppe hinab, um, ohne Jemanden zu stören, den Garten zu erreichen und die Rückkehr des rosigen Lichtes im Freien zu erwarten.

Es war eine milde, thaureiche, sternenklare Augustnacht, in die er mit vollem, aber ruhig schlagenden Herzen hinaustrat und deren vollkommenes Schweigen einen tiefen, wohlthätigen Eindruck auf sein Gemüth hervorbrachte. Noch war es ziemlich dunkel um ihn her, aber schon machte

sich das fahle Morgengrauen in den klaren Lüften bemerklich, welches jedes Menschen innerstes Wesen mit wunderbarem Schauer übergießt, wenn es ihn so plötzlich und ungewohnt umgibt und dabei seinen ewig wachsamem Geist zum geheimnißvollen Grübeln verleitet.

Bodo war an diesem Scheidepunkte seines irdischen Geschicks noch mehr denn je geneigt, dem stillen Walten des unergründlichen Weltgeistes träumend nachzuhängen, und, still mit sich zu Rathe gehend, Vergangenheit und Zukunft abwägend, schritt er langsam unter den Bäumen der obersten Terrasse hin und her, deren Schatten in glücklicheren Tagen ihm so oft süße Kühlung zugeweht hatten.

Die Zeit mußte ihm bei dieser Beschäftigung rasch vergehen, ohne daß er ihren Lauf beachtete, denn als er plötzlich zufällig das Auge erhob und nach Osten hinüberschaute, der weit vor ihm geöffnet lag, sah er zu seiner Verwunderung das halbe Thal schon mit einem magischen Lichtschimmer übergossen, der allmähig an Farbe und Intensität gewann, erst blaßgelb, dann goldig rosig wurde und endlich mit glühender bis zum Purpurglanz steigender Pracht den Aufgang des schönsten Gestirns des Weltalls verkündete.

Bodo hätte seine Arme ausbreiten, irgend Etwas an seine Brust schließen und seine Freude aussprechen mögen, aber er war allein, und so stand er mit klopfendem Herzen da und sandte nur seine brennenden Blicke dem aufsteigenden Licht entgegen, das schnell jeden Schauer der Sorge in Frohsinn und Hoffnung verwandelt, selbst wenn es über dem elendesten Geschöpfe in seiner unermesslichen Schönheit, Unschuld und Göttlichkeit aufgeht.

»Sie geht auch mir auf, diese Sonne,« sagte er sich, »und verspricht mir einen guten Tag! So sei mir begrüßt und halte

Wort; mein Herz ist der Wonne, die Du bringst, zugänglich und ich wage von Dir noch Viel zu hoffen!«

O wie schön erschien ihm nun die vor ihm ausgebreitete Welt, in dem Augenblick doppelt schön, da er von ihr scheiden sollte, wie uns ja immer das am theuersten und kostbarsten erscheint, wovon wir uns auf ewig trennen sollen. Aber er dachte über die Bitterkeit dieser Trennung nicht mehr nach, er wollte nicht noch einmal den Schmerz hervorrufen, den er mit männlicher Fassung begraben zu haben hoffte, und so that er, was er allein hier zu thun beabsichtigt, er ging von Ort zu Ort umher, um ihn nur noch einmal zu sehen und wenigstens mit Blicken und dankbarem Herzen von ihm Abschied zu nehmen.

Zuerst, nachdem die Sonne ihre leuchtenden Strahlen über Land und Wasser gestreut, die Schatten schwinden gemacht und die Farben des Tages in ihrer saftigsten Fülle hervorgerufen, stieg er an das Ufer der Weser hinab, wo der Nachen angekettet lag, der ihn schon als Knaben getragen und den er auch in den letzten Tagen so häufig benutzt, um drüben die rothen Felsen zu erklettern und das schallende Echo aus seinem leichten Schlummer zu wecken. Noch einmal prägte er sich das Bild des Ganzen, der Nähe und Ferne ein, und dann kehrte er der blauen Riesenschlange den Rücken, wieder hinaufzusteigen und auch anderen geliebten Stätten sein Lebewohl zu sagen.

Nur vor einigen Blumenbeeten, die Gertrud's Hand geziert oder ihr Auge oft bewundert, blieb er länger stehen und endlich zog ihn das Spargelbeet an, wo er an jenem denkwürdigen Morgen eine so unvergeßliche und einfache Lehre empfangen, die Wunderdinge in ihm gewirkt und sein

Herz einem Gefühle geöffnet, welches bis dahin unbewußt und ungekannt in ihm geschlummert hatte.

Von hier trat er in den alten Lindensaal und hier blieb er längere Zeit nachdenkend auf jener Bank sitzen, die auch von einem traulichen Geheimniß zu erzählen wußte. Die zufriedenen Bewohner stimmten schon lustig ihr unschuldiges Morgenlied an und auch sein Herz sang still mit ihnen und sein Auge blickte häufig dabei zu dem grünen Gewölbe empor, durch dessen Fugen die Lichter des Bewohners jenes noch größeren Gewölbes da oben wie goldfunkelnde Augen lächelten.

Aber da fühlte er sich plötzlich wider Willen weich werden und rasch sprang er auf – einen letzten Blick noch warf er durch die grüne Halle und dann stieg er, wie um dem aufquellenden Gefühlsstrome zu entfliehen, der sich in ihm Bahn brechen wollte, nach der großen Laube hinauf, die das ganze Thal zu seinen Füßen beherrschte.

Hier athmete er freier, hier fühlte er sich wieder stark werden und so saß er lange Zeit, um die alte Kraft ganz wieder zu finden; erst als er die Thätigkeit der Menschen im Hofe und Hause erwachen hörte, richtete er seine Schritte dahin, um auch die seinige zu beginnen und dem Wehgefühl einsamer Träumerei völlig den Rücken zu kehren.

Es ging gegen sieben Uhr, als er in Fräulein Treuhold's Zimmer trat, um zum letzten Mal mit ihr auf Sellhausen den Kaffee zu trinken. Sie erschien mit rothgeweinten und fast geschwollenen Augen und wagte kaum den lieben Herrn anzublicken, um nicht durch den Ausdruck seiner Miene in neue Rührung zu gerathen. Als sie aber erst einmal versuchsweise in sein friedfertiges Gesicht geschaut und alle Züge

desselben so ruhig gefunden, wie sie in den schönsten Zeiten des traulichen Stillebens im vorigen Winter gewesen, da gewann auch sie wieder einigen Muth und beantwortete freundlich die wenigen Fragen, die er ihr über ganz gleichgültige Dinge vorlegte, nur um ihre Aufmerksamkeit von dem Brennpunkt ihrer Seele abzuleiten. Nur noch einen schweren Moment gab es für sie, außer dem letzten, und das war der, als des Meier's größter Wagen mit vier Pferden bespannt kam, um des Legationsraths Sachen in Empfang zu nehmen.

Als der Kutscher schon in der Ferne mit der Peitsche knallte und gleich darauf in vollem Jagen auf die Rampe fuhr, schauerte sie zusammen und sprang an's Fenster; und als ob es ein Leichenwagen wäre, der den geliebten Todten abholen soll, den man bis jetzt wenigstens in der Nähe gehabt und mit Augen und Herz bewacht, so brach sie in laute Klagen aus, die Bodo ruhig austoben ließ, indem er schnell in's Freie trat.

Nun begann draußen ein reges Leben. Zwanzig kräftige Hände halfen bei der Arbeit und so war sie bald beendet, da schon Alles bereit stand. Aber den Gesichtern der Menschen dabei zu begegnen, obwohl ihre Hände so flink und mächtig anfaßten, war nichts Erfreuliches, oder doch, wie man es nehmen will, denn sie sprachen mit ihrer Traurigkeit eine Theilnahme und ein Mitgefühl aus, welche dem scheidenden Herrn nur bewiesen, wie lieb er ihnen allen in so kurzer Zeit geworden sei.

Als die Arbeit eben vollbracht und die letzten Stricke fest gebunden wurden, kam der Meier unerwartet mit seinen schönen Grauschimmeln angefahren.

Bodo trat ihm verwundert und doch erfreut entgegen. Er erkannte sogleich die gutgemeinte Absicht des lieben Freundes. »Wie,« rief er ihm zu, »Sie kommen selbst?«

»Selbst ist der Mann, ja, und da bin ich. Um Sie sicher zu haben, will ich Sie in Person holen, und so fehlt es Ihnen doch unterwegs nicht an einer kleinen Unterhaltung.«

»Ich danke Ihnen herzlich,« entgegnete Bodo, ihm wiederholt die Hand schüttelnd, »und verstehe Sie. Nun ja, ich bin bereit, mich hält hier nichts mehr, als höchstens die Erinnerung an einen kurzen schönen Traum, und die kann ich wo anders noch besser pflegen als hier. Wohlan denn, ich bin fertig mit Sellhausen und mein Ziel will ich nun anderwärts suchen. Gehen wir bald?«

»Sogleich! – Wann willst Du Deinen Wagen, Cousine?« wandte er sich zur Treuhold, die mit vor die Thür getreten war.

»Heute Mittag um Zwölf, wenn ich bitten darf.«

Der Meier nickte bejahend und gab dann seinem Kutscher einen Wink, der rasch auf die Rampe zurückfuhr, um die beiden Herren aufzunehmen.

Jetzt begann der Abschied seine Rechte geltend zu machen, aber das ging nicht so rasch und leicht von Stätten, wie der Legationsrath es wünschen mochte. Alle Leute vom Hofe und den nächsten Heuerlingswohnungen standen vor der Thür, um noch einmal das freundliche Auge des lieben Herrn zu sehen und wo möglich ihm eine Hand zu reichen. Die Weiber weinten und klagten laut und die Männer standen bedrückt zur Seite, mit blassen, aufmerksamen Gesichtern jede Miene des Scheidenden verfolgend.

Da trat er zu ihnen heran und beide Hände hinreichend, sagte er mit dem sanftesten Tone seiner tiefen Stimme: »Ruhig, Kinder, was wollt Ihr? Wenn ich gestorben wäre, würdet Ihr vielleicht mehr Ursache zum Weinen haben und Ihr könntet Eure Traurigkeit kaum lauter an den Tag legen. So aber gehe ich ja nur nach Allerdissen und wir können uns alle Tage wiedersehen.«

»Wenn das eine Wahrheit ist, Herr von Sellhausen,« sagte der alte Kutscher Justus, »dann segne Sie Gott für diesen Trost!«

Die Treuhold und Rieke hingen nun auch an ihrem Herrn, als sollten sie ihn nie wiedersehen, und selbst Herr Hinz folgte ihm auf Schritt und Tritt.

»Macht es kurz,« sagte Bodo, sich langsam und mit leuchtendem Blick im Kreise umdrehend, »sehr Ihr denn nicht, daß mir Euer Schmerz fast weher thut als der meine?«

Da traten die Treuhold, Rieke und die Mägde des Hauses mit vor die Augen gehaltenen Tüchern zurück, wandten sich von ihm ab und auch der Verwalter gab seinen Herrn frei. Noch einmal rief der Legationsrath allen Versammelten ein gemeinsames Lebewohl zu, dann stieg er rasch in den Wagen und im Augenblick darauf stoben die Grauschimmel wie der Wind davon.

Alle blieben vor der Thür stehen und starrten dem flüchtig rollenden Wagen nach. Aber er sollte ihnen noch nicht so rasch entzogen werden. Als er am Pferdestall vorüber fuhr, wo frischer Kies aufgeschüttet war und das Geräusch der rollenden Räder dämpfte, warf Bodo einen Blick in die offene Thür und in demselben Moment hörte er seinen alten Braunen wiehern, der zunächst an der Thür stand und gern mitgelaufen wäre.

»Halt!« rief Bodo dem Kutscher zu. »Einen Augenblick nur! Dem Braunen muß ich auch noch Adieu sagen, er erinnert mich verständlich daran.«

Und rasch sprang er in den Stall, liebte das treue Thier und sprach mit ihm, und als er dann gleich wieder mit ergriffener Miene auf den Wagen stieg, sagte er zum Meier: »Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich Sie aufhielt, aber das war mein letzter Abschied von Sellhausen und er ist mir – Gott weiß es! – sehr schwer geworden.«

Der Meier lächelte wehmüthig und doch freundlich. »Wenn Ihnen der Braune so sehr am Herzen liegt,« sagte er, »so wird er nicht schwer zu erhandeln sein. Auf ihn erstreckt sich ja das Verkaufsverbot des Codicills nicht. Haha! Und Baron Grotenburg wird ihn für baares Geld gern fortgeben.«

»Ja, kaufen Sie ihn wieder, ich mag ihn unter der Fuchtel eines fremden Knechtes hier nicht auf dem Felde ackern sehen, das wäre ein bitterer Lebensabend. Er hat mich oft zu glücklichen und auch schweren Stunden getragen und das kann ich ihm nicht vergessen, wie ich nichts vergesse, was mir hier geschehen ist.« –

Das war das letzte Wort, welches auf dem Sellhauser Gebiete gesprochen wurde. Wenige Minuten später hatte man die Chaussee erreicht und nun flogen die schönen Grauschimmel so schnell heimwärts, als hätten sie sich eine kostbare Beute geholt und suchten sie so rasch wie möglich in Sicherheit zu bringen.

#### VIERTES KAPITEL. DER TAG DER KÜNDIGUNGEN.

Durch den Brief an Baron Grotenburg und seine frühe Abfahrt von Sellhausen war dem Legationsrath der Anblick des

Einzugs des glücklichen Erben und seiner Gesellschaft erspart worden, sonst hätte es sich leicht ereignen können, daß beide Parteien noch einmal daselbst zusammengetroffen wären.

Die Barone Haas und von Kranenberg, zu begierig, ihren Schwager auf dem so mühelos erworbenen Gute sitzen zu sehen und ihren kleinen Antheil an der großen Beute sicher heimzubringen, waren laut Verabredung schon am frühesten Morgen dieses Tages nach der Grotenburg gefahren und so lange mit Bitten und Wünschen in den leicht zugänglichen Mann gedrungen, bis er sich entschloß, noch an diesem Tage seinen glänzenden Einzug auf Sellhausen zu halten. Insbesondere hatte ein schlauer Einfall des verschlagenen Haas den Ausschlag zu dieser Unternehmung gegeben, denn Baron Grotenburg befand sich, wie immer, schon jetzt wieder in einer so argen Geldklemme, daß er seinem fürsorgenden Schwager im Stillen sogar dankbar in seinem Plane entgegenkam.

Baron Haas nämlich, der wußte, daß auf Sellhausen ein reicher Erntesegen vorhanden war, hatte vermöge seiner vielfachen Verbindungen mit Mäklern und Getreidekäufern einen Mann ausfindig gemacht, der sich bereit zeigte, den ganzen in Sellhausen aufgespeicherten Kornvorrath für ein gutes Stück Geld sofort baar anzukaufen. Natürlich zündete ein solcher Vorschlag, in dem sich gleich viel Vernunft wie guter Wille aussprach, bei dem gelddurstigen Erben und ohne Aufenthalt rüstete er sich nun, das große Vorhaben in's Werk zu setzen und damit zugleich den Genuß der Besitzergreifung des schönen Gutes zu verbinden.

So saßen die drei Barone denn bald in Baron Grotenburg's elegantem Wagen, vom reichgeschmückten Kutscher

gefahren, der den Leibjäger des gnädigen Herrn mit wehenden Hutfedern an seiner Seite hatte, und die kleine Chaise des Barons Haas, so wie der Jagdwagen des Barons Kranenberg, jeder mit einem *guillotinierten* Bedienten besetzt, fuhren diesmal leer hinterher, da die Damen es vorgezogen, noch ein paar Stunden auf der Grotenburg zu bleiben und erst später nachzukommen, wenn ein Bote, wie der Erbe versprochen, ihnen melden würde, daß sie keine Gefahr mehr liefen, mit dem ausgetriebenen Sellhauser Herrn zusammenzutreffen.

Die Stimmung der drei Schwäger war, wie in der Regel, auch diesmal nicht ganz dieselbe. Baron Haas war, wie fast immer und namentlich an diesem großen Freudentage, bei allervortrefflichster Laune, er jubelte und sang laut, konnte kein Ende im Ersinnen neuer Pläne finden und freute sich schon im Voraus, wie er in den Keller des alten närrischen Sellhausen steigen und sich die besten Flaschen für das heutige Diner aussuchen würde, deren Lage ihm, wie er meinte, noch aus alter Erinnerung her sehr wohl bekannt sei. Baron Kranenberg war zwar mundstill, wie auch sonst, aber er schmunzelte doch vergnüglich vor sich hin, hörte Haas' Pläne und Absichten hoffnungsvoll an und dampfte dabei fröhlich ungeheure Rauchwolken aus seiner kostbarsten Meerschampfeife in die warme Morgenluft.

Baron Grotenburg dagegen war diesmal der nachdenklichste und gehaltenste von Allen, obwohl seine innere Herzensfreude jedes gewöhnliche Maaß weit überstieg. Allein, verschiedene Bemerkungen, die er am gestrigen Tage von einigen ihn besuchenden Nachbarn hatte vernehmen müssen: daß der alte Sellhausen gegen seinen Sohn eigentlich doch wohl nicht so ganz väterlich gehandelt, hatten eine

seit langer Zeit wunde Stelle in seinem Gewissen berührt, und das Gewissen ist selbst bei leichtsinnigen und lebelustigen Menschen ein ganz eigenes Ding. Es erwacht bei der geringsten Berührung wieder, wenn man es auch noch so tief eingeschlafen glaubt, und ein einziges zufällig gefallenes Wort ist oft hinreichend, wie ein in's Wasser geworfener Stein, gewisse Nachschwingungen hervorzurufen, die tief in die Seele dringen und sie bis in ihre innersten Fugen erbeben machen. Aehnlich erging es auch heute dem Erben und er litt in Folge jener Bemerkungen mehr, als er sich selbst gestand, obwohl er sich alle Mühe gab, so heiter wie möglich zu blicken und die Miene anzunehmen, als ob er die lauten Späße des lachlustigen Haas aus vollem Herzen theile.

In dieser Stimmung also kamen sie gegen elf Uhr Morgens vor Sellhausen an, fuhren, als sie die Marken des Gutes erreicht, etwas langsamer und betrachteten mit freudestrahlenden Gesichtern die schönen Aecker und Wiesen, die ihrem neuen Besitzer im vollen Morgenglanze herrlicher denn je erschienen.

Unweit des Eingangsthores, wo sich das herrschaftliche »Chateau« schon in seiner ganzen Ausdehnung präsentirte, befahl Baron Grotenburg seinem Kutscher zu halten. Er hatte einen alten Schäfer bemerkt, der eine Heerde Schafe – leider waren keine großen Hammel darunter, um einen Preis zu gewinnen – über die Stoppeln trieb.

»Heda, Alter,« rief ihn der Baron an, »komm einmal her!« Der Alte gehorchte sogleich und trat mit abgezogenem Hute vor die drei Herren, die ihn barhaupt stehen ließen, obgleich der Wind frisch durch die weißen Locken des gebrechlichen Mannes blies.

»Wem gehören diese Schafe?«

»Herrn von Sellhausen, gnädiger Herr!«

»Ah, Ihr wollt sagen, *dem* Herrn von Sellhausen. Und das bin *ich*!«

Der greise Schafhirt glotzte den Sprechenden mit erstaunter Miene an, schwenkte seinen abgegriffenen Hut und rief: »Dann segne Sie Gott, gnädiger Herr – aber Herr von Sellhausen war ein *sehr* guter Mann.«

»Narr Du!« rief Baron Haas grob, »Baron Grotenburg wird ein noch viel besserer sein!«

»Still doch!« unterbrach ihn der Erbe. »Sagt 'mal Alter,« fuhr er zu dem Hirten gewendet fort, »Ihr wißt doch, daß Herr von Sellhausen nicht mehr dies Gut besitzt?«

»Hm! ich wußte es nicht, aber ich habe es leider heute früh gehört!« lautete die aufrichtige und mit sichtbarem Bedauern gesprochene Antwort.

»Nun ja, so ist es. – Wißt Ihr nicht, ob Herr von Sellhausen noch auf dem Gute ist?« Der Alte schüttelte traurig den Kopf. »Ach nein,« sagte er dumpf, »er ist fort, mit Sack und Pack; schon vor mehreren Stunden ist er abgefahren.«

»Ist das gewiß wahr?«

»Ich habe ihn mit eigenen Augen fahren sehen und ihm meinen letzten Gruß zugewinkt.«

»Vorwärts!« rief Baron Grotenburg dem Kutscher zu. »Der Kerl hat uns genug gesagt. So, nun rasch, Fritz!«

»Ja, fahr zu!« rief Baron Haas. »Ich verspüre einen grimigen Appetit auf etwas Warmes – und auch Kühles. Weiß der Himmel – ich bin ein Mann, für alle Eli – Ali – *Alimente* gemacht.«

»Elemente! willst Du sagen,« bemerkte das Brüderchen mit weise emporgezogenen Augenbrauen und böse gehaltener Pfeife, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben. »Alimente sind etwas ganz – ganz Anderes, Haas.«

»Den Teufel auch, Ambrosius, Du spielst schon wieder den Weltweisen. Laß das, ich verbitte es mir, sogar der Fritz da vorne lacht Dich aus. Ob ich Alimente oder Elemente sage, ist hier einerlei, wenigstens für mich. Ah – aber da sind wir ja. Nun werden sie gleich herbeistürzen und ihre thranigen Kappen schwenken. Na, das wird eine Rede kosteten, Bruder Herz, mache Dich immer parat.«

Sie fuhren rasch in den Hof ein, habgierige, sehnsüchtige, erwartungsvolle Blicke ringsum werfend, aber zu der Rede schien sich nicht die geringste Gelegenheit bieten zu wollen, denn es zeigte sich kein Mensch, noch viel weniger schwenkte einer seine »thranige Kappe«, und so kam man auf der Rampe vor dem Hause an, das sich ganz still verhielt, wie der Hof, und nicht einmal »eine vollbusige Magd mit der weißen Küchenschürze« erschien, um die einziehenden Herren mit Knixen und Grinsen zu empfangen, wie Baron Haas sagte.

Dieser war der Erste aus dem Wagen und schaute sich neugierig, forschend nach allen Seiten um. »Na,« sagte er halblaut, »Ehrenpforten haben Sie uns nicht gebaut, soviel sehe ich schon. Aber da war ja eben erst die alte Hexe am Fenster – wie heißt sie doch, Bruder Herz?«

»Still, Haas, still,« beschwichtigte ihn Baron Grotenburg. »Die Haushälterin heißt Treuhold und ist eine alte respectable Person. Mit der dürfen wir es nicht gleich von Anfang an verderben.«

Die Treuhold stand eben in ihrer bisherigen Stube und schloß eine Handtasche zu, die auch schon gefüllt war, als sie die drei Wagen auf dem Hofe anlangen sah. Anfangs glaubte sie, es seien schon des Meier's Fuhrwerke, die sie und ihre Sachen, sowie die der abziehenden Mägde holen wollten; als sie aber ihren Irrthum gewahrte, faßte sie schnell ihren Entschluß, trat vom Fenster, wo sie bisher gestanden, zurück und bekümmerte sich gar nicht um die drei Herren, die sie sehr wohl erkannt hatte. Nur nahm sie rasch aus einem Schranke einen Korb mit zahllosen Schlüsseln, die sämmtlich auf einer kleinen Marke ihre Bezeichnung trugen, und stellte ihn auf den Tisch vor dem Sopha, an dem sie so oft mit ihrem lieben Herrn in glücklichen Abendstunden gesessen und geplaudert hatte.

Unterdessen waren die drei Herren ausgestiegen und schauten sich einigermaßen betroffen um, da kein Stalldiener, kein Arbeitsmann – mit einem Wort kein Mensch sichtbar wurde, der ihnen die geringste Auskunft hätte geben können.

»Zum Teufel!« rief da Baron Haas empfindlich aus, »das ist doch eigentlich ein Bißchen arg. Na wart, das soll Euch angestrichen werden, Ihr Hallunken! – Kinder, fahrt nur wieder hinunter, alle Drei,« wandte er sich zu den Kutschern, die ihre Wagen hinter einander auf die Rampe gefahren hatten. »Die Ställe kennt ihr ja und die Remisen auch. Ihr seid hier zu Hause – und was Ihr findet, ist Euer. Nun fort!«

Unterdessen war Baron Grotenburg schon auf die Außentreppe gestiegen und hatte die Hausthür öffnen wollen, sie aber zu seiner Verwunderung verschlossen gefunden. So klingelte er denn etwas heftig und nach einiger Zeit wurde

die Thür aufgemacht und Rieke erschien, aber ohne Küchenschürze, schon zum Abmarsch gerüstet, und ihre rothen Augen bewiesen hinlänglich, was in ihrem Innern vorging.

»Nun,« redete sie Baron Grotenburg etwas barscher an als nothwendig, »was ist denn das? Hast Du mich nicht kommen sehen?«

»Nein, Herr Baron, ich hatte zu thun.«

»Ein andermal paß besser auf, bis mein Portier hier sein wird. Wo ist die Haushälterin?«

»Da drinnen, Herr Baron!« erwiderte Rieke kurz und ging ohne Weiteres fort, um wieder in ihre Stube im Erdgeschoß hinabzusteigen.

»Das ist ja ein seltsames Betragen,« sagte Baron Grotenburg zu sich, während die beiden Schwäger sich für's Erste auf die Treppenbank vor der Hausthür niedergelassen hatten, und er ging auf die Thür der Treuhold zu, wobei er erst bemerkte, daß der Flur mit Koffern und Kasten besetzt war, die, ihrem Aussehen nach zu urtheilen, verschiedenen Personen geringeren Standes angehören mußten.

Eine Weile besann sich der Baron noch, was er thun und wie er sich verhalten solle, dann wurde sein Blut warm und er griff rasch nach dem Thürschloß, das er ohne Weiteres aufriß. Aber gleich darauf bereute er schon sein heftiges Thun, denn er sah die würdige Bewohnerin des Zimmers vor sich stehen, die ihn mit ihren verweinten Augen ruhig anblickte, als ob sie sein Erscheinen mit größter Fassung erwartet hatte.

»Guten Morgen!« sagte er, etwas zögernd in das Zimmer tretend. »Sie lassen mir ja einen seltsamen Empfang zu Theil werden, meine Liebe. Seit wann empfängt man denn einen

neuen Herrn mit verschlossenen Thüren und rothen Augen, he? Ich liebe das nicht, ein für alle Mal gesagt!«

»Herr Baron,« antwortete die Treuhold mit ruhiger Höflichkeit, aber zugleich auch einer ihre Wirkung nicht verfehlenden Sicherheit, »wenn Sie diese Worte an mich gerichtet haben, so waren sie ganz vergebens gesprochen. Ich bekümmere mich eben so wenig um den neuen Herrn, wie um seinen Empfang, da ich in einer Stunde dies Haus verlasse und *mit mir* – ich nehme die Gelegenheit wahr, es Ihnen mitzutheilen – das Stubenmädchen, die Hausmädchen und die Köchin, denen morgen auch die Meierin und verschiedene andere Dienstleute folgen werden.«

Baron Grotenburg stand wie versteinert vor dem alten Fräulein und glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.«

»Warum denn das?« fragte er, mit einem Mal viel leiser sprechend. »Das ist ja ganz gegen allen Gebrauch. Wer soll mir denn das Haus übergeben, wenn nicht Sie?«

»Darüber nachzudenken ist meine Sache gar nicht, Herr Baron, und im Testament hat davon kein Wort gestanden, so viel ich weiß.«

»Ach so, also das wissen Sie?«

»Schon lange und viel früher, als Sie es gelesen und gehört haben, wußte ich es. Hier aber, wenn Sie sich informiren wollen, ob Alles vorhanden ist, liegen die Schlüssel, und ich habe es Ihnen bequem gemacht und sie sämtlich bezeichnet. Da Sie im Hause so gut bekannt sind, wie wir selber, werden Sie keine Schwierigkeiten haben, zu finden, was Sie wünschen.«

»So, so! Ei, das ist artig. Ich danke Ihnen. Wenn ich Sie aber bitte – bitte, sage ich,« fuhr er mit bissiger Miene fort,

»noch einige Stunden wenigstens hier zu bleiben, so werden Sie mir doch diesen kleinen Dienst erweisen?«

»Um Verzeihung, nein, Herr Baron. Ich bin Ihre Dienerin nicht und will es niemals werden. Auch bin ich nicht die Dienerin des Hauses, das Sie mit Allem, was darin ist, geerbt haben, sondern nur der Person gewesen, und noch viel weniger gehöre ich zum Inventarium, das durch ein so herrliches Testament in Ihren Besitz gekommen ist. Hiermit sind meine Functionen für Sie zu Ende und ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

Sie machte eine tiefe Bewegung, mit einem Gesicht, das dem Baron wie ein spitzes Messer in die Seele schnitt. »Sie setzen mich in Erstaunen,« sagte er, unbewußt immer höflicher werdend. »Das habe ich weder erwartet, noch erwarten können. Wenn Sie aber nicht bleiben wollen, gut, halten kann ich Sie nicht. Nur thun Sie mir wenigstens den Gefallen, den Verwalter zu rufen oder rufen zu lassen, da ich ihn nothwendig auf der Stelle sprechen muß.«

»Noch einmal um Verzeihung, Herr Baron, auch das muß ich ablehnen. Ich weiß nicht, wo der Verwalter ist, und habe noch mit meinen Sachen zu thun, bis der Wagen kommt, der sie abholt, was hoffentlich sehr bald geschehen wird.«

Baron Grotenburg sah, daß hier nichts weiter auszurichten war, und gab sich alle Mühe, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Er verließ langsam und kopfschüttelnd das Zimmer und trat zu seinen Schwägern hinaus, denen er mit kurzen Worten berichtete, wie die Sachen standen.

Die beiden Barone hörten ihn ganz verdutzt an, dann aber faßte sich Baron Haas zuerst und loderte in grimmigen Zorn auf. »Was,« schrie er, »das hat Dir die Kanaille gesagt und Du hast es gutwillig hingenommen? Na, das hätte sie mir sagen

sollen, ich hätte ihr das Genick umgedreht. Aber wie sagst Du – auch die Köchin geht fort? Pfui – das ist – gemein! Was soll denn da nun aus unserm Diner werden?«

Die Barone traten zusammen und beriethen sich eine Weile. Sie faßten sich kurz, da es einmal nicht anders ging. Ihr Entschluß war der, daß sie zuerst Baron Haas' Wagen nach dem Kolkhof schickten, um seine unvergleichliche Köchin herüber zu holen, die auf der Stelle kommen und einige Mägde und etwas Gutes zu essen mitbringen sollte, um ein Diner anzurichten, so rasch es ginge. Baron Kranenberg's Wagen dagegen sollte nach der Grotenburg fahren, von daher ebenfalls noch einige Bediente und Mägde holen und zugleich die Damen benachrichtigen, daß sie am Nachmittag herüberkommen und sich so einrichten möchten, einige Tage hier bleiben zu können, bis die Hausordnung wieder hergestellt und Alles im alten Geleise sei.

Erst als sie diesen wichtigen Beschluß ausgeführt und die beiden Wagen in höchster Eile abgefahren waren, fanden die Herren ihre Ruhe wieder und traten in das Haus ein, wo sie sich ohne Weiteres in das obere Stockwerk begaben und mit Hülfe des Jägers des Erben einige Thüren aufschlossen, die, wie ihnen bekannt, zu den schönen Zimmern führten, die früher der alte Herr von Sellhausen bewohnt hatte. Hier machten sie es sich vor der Hand bequem, überlegten dabei, wie sie die Zeit bis zur Ankunft der Köchin vom Kolkhofe verbringen wollten, und sahen endlich des Meier's Wagen heranzufahren, auf den schnell die im Flure aufgestellten Sachen gepackt und, nachdem sie gehörig befestigt, abgefahren wurden. Die Köchin und einige abziehende Mägde blieben bei diesem Wagen, zu Fuße nebenher gehend, als er den Hof verließ, Fräulein Treuhold und Rieke aber bestiegen

eine zierliche, mit stattlichen Goldfüchsen bespannte Kalesche und fuhren eben so still und geräuschlos davon, als ob sie zu einer Spazierfahrt auszögen, von der sie in wenigen Stunden zurückzukehren hofften.

Dieser Augenblick jedoch, so unerwartet er vorher gewesen und so überaus rasch er gekommen, sollte dem neuen Herrn von Sellhausen doch eine kleine Herzenserleichterung gewähren, denn eben als Fräulein Treuhold mit Rieke abfuhr, kam Herr Hinz aus einem Hause hervor, reichte ihr die Hand und sah dann dem Wagen nach, wie er so schnell und leicht über den Kies rollte. Die drei Barone hatten alle diese sich überaus ruhig abwickelnden Vorgänge von ihrem Fenster aus beobachtet und auch den Verwalter wahrgenommen, und als er nun allein dastand und dem Wagen nachsah, schallte Baron Grotenburg's Stimme bis zu ihm hinab, die ihn bei Namen rief und zu sich in sein Zimmer beschied.

Herr Hinz hob langsam und verwundert den Kopf nach dem Fenster empor, als töne ihm eine Stimme vom Himmel herunter. Dann, als er der drei Köpfe ansichtig wurde, die ganz roth vor Zorn und Aerger ihm entgegenschauten, lüftete er gleichgültig den Hut und nickte hinauf, schickte sich aber sogleich an, dem Rufe zu folgen und vor dem neuen Gebieter zu erscheinen, dessen Miene ihn belehrte, daß er ihm etwas höchst Wichtiges mitzutheilen habe.

»Aber, mein Lieber,« fuhr ihn Baron Grotenburg, als er ruhig in's Zimmer trat, mit entrüstetem Gesicht und zitternd vor Zorn an, »was geht denn hier vor?«

»Etwas sehr Natürliches, Herr Baron!« lautete die höflich gesprochene Antwort. »Die alten Diener ziehen aus und die

neuen ein, so viel ich sehe; ganz in derselben Weise, wie es die Herren gethan.«

»Aber das ist ja eine förmliche Insubordination, mein Besten!«

»Durchaus nicht, Herr Baron. Gegen Sie begeht Niemand ein Unrecht, da Sie ja Niemandes Herr und Gebieter hier sind.«

»Nicht? Das will ich Jedermann beweisen, der es zu sehen verlangt!«

»Aber Niemand wird es zu sehen verlangen und ich am allerwenigsten, wenn Sie zufällig auf mich Ihren Zorn auszuschütten belieben, da kein Anderer im Augenblick anwesend ist. Ich bin nur heraufgekommen, nicht etwa weil Sie mich gerufen haben, sondern um Ihnen mitzutheilen, daß ich heute Abend noch ebenfalls Haus und Hof verlasse, um mir eine Stelle bei einem Herrn zu suchen, wie er mir gefällt, nicht aber bei einem, der mir durch Gott weiß welche mir gleichgültigen Bestimmungen aufgedrungen wird.«

Baron Grotenburg wollte zornig gegen den also Sprechenden losfahren, aber er war zu sehr erschrocken über diese neue Kündigung, die ihm im gegenwärtigen Augenblick die allergrößte Verlegenheit bereitete. Er sah daher, wie um sich bei ihnen Rath zu holen, seine Schwäger an, Beide aber, aus dem Fenster sehend, zuckten die Schultern, als ginge dieser Auftritt nichts an oder als fühlten sie sich dem energisch ausgesprochenen Willen des Verwalters gegenüber eben so macht- wie rathlos. Als Baron Grotenburg diesen geringen Trost erkannt, von einer Seite, woher er einen besseren erwartet, glaubte er unterhandeln zu müssen und so bezwang er sich noch, um seinen Vortheil so lange wie möglich wahrzunehmen.

»Mein lieber Herr Hinz,« sagte er mit geschmeidiger Katzenfreundlichkeit, während aus seinem grauen Auge schon die scharfe Kralle blickte, »ich muß gestehen, Ihre Kündigung überrascht mich, um so mehr, als ich bisher gehört, daß Sie ein eben so loyal diensteifriger, wie ein erfahrener und umsichtiger Mann sind, der Sellhausen liebte und auf den mein verstorbener Schwager, dessen Erbe ich bin, große Stücke hielt. Und jetzt wollen Sie Alles stehen und liegen lassen, wie es eben steht und liegt? Ei nein doch, wer soll mir denn Rechenschaft von allen Verhältnissen ablegen?«

»Das ist nicht meine Sache, Herr Baron. Mein bisheriger Herr, dem ich allein verpflichtet war, hat mir keine Instructionen darüber zukommen lassen.«

»Nun dann bin ich der Mann zu diesen Instructionen. Ich dünke, Sie besinnen sich noch einmal und bleiben wenigstens so lange hier, bis ich einen tüchtigen Wirthschafter an Ihrer Stelle habe. Wie viel Lohn erhielten Sie bisher?«

»Zweihundert Thaler baar, freie Station für mich und Ration für mein Pferd.«

»Ah! So fordern Sie – ich gebe, was Sie verlangen.«

»Nun, dann geben Sie mir meinen Abschied – weiter verlange ich nichts.«

»Also Sie sind halsstarrig?« fuhr Baron Haas plötzlich mit blitzenden Augen dazwischen.

Herr Hinz sah den kleinen Mann, der einem wüthenden Truthahn auf ein Haar glich, kalt von der Seite an und bemerkte mit ruhigem, aber festem Blick: »Mit Ihnen, mein Herr, habe ich gar nichts zu schaffen, und verbitte mir sogar jederlei Einmischung in meine Unterhaltung mit dem Besitzer von Sellhausen.«

»Donner und Doria, Herr! Reitet Sie denn der Schwarze?« schrie Baron Haas wüthend auf. »Wie können Sie sich eine solche Frechheit gegen mich, den Baron Haas von Haasencamp, erlauben?«

»Es ist gut,« sagte der Verwalter kalt, »daß Sie diese Worte in Ihres Schwagers Hause sprechen. Wären Sie vor einigen Tagen damit gekommen, so hätte ich Sie noch schneller vom Hofe befördert, als Sie heute hereingekommen sind. Da haben *Sie* mein letztes Wort!«

Die drei Barone standen wie angedonnert da, eine solche Sprache hatten sie nicht erwartet. Da aber raffte sich Baron Grotenburg zusammen und sagte zum Mindesten rauh:

»Schweigen Sie! Allerdings sehe ich jetzt, daß Sie den Hof verlassen müssen. Haben Sie vielleicht noch einen Lohn zu fordern?«

»Von Ihnen will ich keinen Lohn, Herr Baron, Sie dürften Ihr Geld vielleicht bald besser gebrauchen, als ich. Und somit, meine Herren, wünsche ich Ihnen einen guten Morgen!«

Mit diesen Worten verbeugte er sich kurz gegen den Besitzer des Gutes, sah die beiden Schwäger nicht einmal mehr an und schritt langsam und stolz aus dem Zimmer, wie es sonst gar nicht in der Art des bescheidenen Mannes lag.

Die drei Barone sahen sich mit kochendem Grimm eine Weile schweigend an. »Na das muß ich sagen!« rief endlich Baron Haas, als er so viel Fassung gesammelt, um wieder sprechen zu können. »Und das duldest Du, Grotenburg?«

Dieser zuckte verächtlich mit den Achseln. »Du siehst,« sagte er, »daß eine Erbschaft auch Verlegenheiten seltsamer Art bereiten kann. Hätte ich ihn gefaßt, so wäre es mir viel schlimmer ergangen. In der That – das war fatal!«

»Wenn es noch eine Weile so fort geht,« nahm Baron Kraenberg jetzt das Wort aus, »dann fahre ich lieber nach Hause. Das ist ja schlimmer als schlimm und beinahe, als wäre man unter die Türken gerathen!«

»Den Teufel auch, ja, Du hast Recht!« rief Baron Haas. »Aber das kann und muß doch der letzte Racker gewesen sein, der widerhaarig ist. Na, nun ist er weg und kommt nicht wieder – wir wollen uns kein graues Haar darum wachsen lassen. Nein, so was *kann* nicht mehr vorkommen und damit Basta! Heda, Bruder Herz, aufgeschaut! Wie wäre es, wenn Du Deine Schlüssel da nähmst und wir machten ein wenig die Runde, um Inspection zu halten, wie?«

Baron Grotenburg fuhr wie aus einem Traume auf. »Ja,« sagte er, »Du hast Recht. Wir wollen das Unangenehme vergessen und das Angenehme beginnen. Kommt!«

Zunächst begab man sich in das ehemalige Wohnzimmer des verstorbenen Herrn von Sellhausen, wo sein Schreibtisch stand, auf den Baron Grotenburg am begierigsten war. Der Schlüssel dazu war bald gefunden und eben so die Kasten rasch geöffnet. Allein das Innere derselben war merkwürdig leer. Viele Kleinigkeiten ohne besonderen Werth lagen zwar darin, auch drei goldene Uhren, von denen Baron Grotenburg in einer Anwandlung von Großmuth zwei seinen Schwägern schenkte, die dritte sehr hübsche aber in seine eigene Tasche steckte und dabei bemerkte, daß der Legationsrath doch eigentlich sehr ehrlich gewesen sei, daß er sie habe liegen lassen. An Papieren fand man auffallend wenig vor, höchstens Briefe von Freunden, aber nichts, was sich auf das Gut bezog. Alle diese Papiere, Rechnungen, Belege, Contracte und dergleichen waren unmittelbar nach dem Tode des alten Herrn dem Sachwalter ausgehändigt; die mit der

Aufschrift: Privatsachen! bezeichneten Schriftstücke hatte, wie vorher bestimmt, der Meier zu Allerdissen in Empfang genommen und ehemalige Briefe von Bodo hatte dieser sich aus eigener Machtvollkommenheit bald nach seiner Ankunft auf Sellhausen angeeignet. Geld war gar nicht mehr vorhanden, denn das nach dem Tode vorgefundene hatte der Sachwalter in B. . . , theilweise auch die Treuhold zur Bestreitung des Haushalts und Herr Hinz zur Ablöhnung der Leute erhalten, die ihrerseits wieder sich Beide mit dem Sachwalter allmonatlich schriftlich auseinandergesetzt hatten.

Außer den genannten Gegenständen fanden sich nur noch einige Kisten feiner Cigarren vor, die Bodo ebenfalls unangerührt gelassen, und ein Schlüssel mit der Bezeichnung: »Schlüssel zum Weinkeller für meinen lieben Haas.«

»Donnerwetter!« rief dieser, als man dies wichtige Instrument fand und recognoscirte, »der Alte ist doch noch vernünftiger gewesen, als ich dachte, daß er es sein könnte. Ha, er hat wirklich an mich gedacht, die gute Seele! Na, Kinder, der Schlüssel soll heute seine Schuldigkeit thun, dafür laßt mich sorgen das ist mein De – *Deparlament!*«

Von dem Wohnzimmer des Verstorbenen begab man sich nun in verschiedene andere Gemächer, durchstöberte, beschnüffelte jeden Winkel, fand Alles in vortrefflichem Stande und so kam endlich wieder einiger Frohsinn in den eingeschüchterten Erben, der den ersten Tag auf seinem neuen Gute schon etwas mühselig und unangenehm hatte finden wollen.

Aus dem oberen Stockwerk stieg man nun in das untere hinab, besichtigte die Fremdenzimmer, die alle in bester Ordnung waren, die Gesinde- und Haushaltsstuben und gelangte dabei endlich in den Keller, der sich noch ziemlich

gefüllt erwies, obgleich keine Flasche griechischen Weines mehr darin zu bemerken war.«

»Na ja, das hab' ich mir gedacht!« sagte Baron Haas. »Den hat er mit in die Verbannung genommen, um sich zu trösten, haha! Aber was wollen wir denn! Seht mal da – da ist noch Rothspohn und Rheinwein genug – ha, *den* habe ich selbst verschrieben, ich kenne die Sorte – und, ach! da ist mein geheimer Verschuß! – Donnerwetter! Welch ein Vorrath von Sect! Na warte, den wollen wir heute versuchen – packt Euch voll, Kinder – heute wird nur Sect – *geheimer* Sect genossen!«

Jeder der drei Männer nahm so viel Flaschen als er tragen konnte, mit in das Zimmer hinauf, welches sie sich heute zum Speisesaal ausersehen, und versuchsweise brach man gleich einer Flasche den Hals und trank den edlen Stoff aus Wassergläsern, da keine anderen im Augenblick vorhanden waren; Baron Haas kostete nach Kennerart, schmunzelte mit dem ganzen Gesicht und rief: »*Probatum est* – so lautet mein classisches Judi – *Judicium!*«

---

Unterdessen waren mehrere Stunden vergangen und diese hatte man außerhalb Sellhausen nicht ungenützt verstreichen lassen. Zunächst kamen die Grotenburg'schen Diener und Mägde laut jauchzend mit dem abgesendeten Wagen zurück und gleich darauf auch die unvergleichliche Köchin nebst ihren Helfershelfern aus dem Kolkhof. Da war denn die Freude groß bei den Herren und nun erst fühlten sie sich zu Hause, da sie sich wieder von bekannten Gesichtern umgeben sahen, die nichts Insubordinationswidriges zur Schau

trugen, vielmehr die freiherrliche Fuchtel mit einer wahren Lust trugen, weil sie sich alle auf Kosten ihrer Herrschaft gut dabei zu stellen mußten. Die Kolkhofer Köchin begab sich auch gleich mit ihren mitgebrachten Vorräthen an's Werk, vieles Brauchbare und Gute fand sich noch in der Speisekammer auf Sellhausen vor und so war Aussicht vorhanden, daß das längst in der Einbildung gesehene Diner, wenn auch etwas verspätet, endlich eine Wahrheit werden könnte.

Die Vorbereitungen dazu im Zimmer wurden von den eingeschulnten Dienern und Mägden schnell getroffen und bald prangte die Tafel in entsprechender Weise und die drei hungrigen Herren setzten sich daran zurecht, mit der festen Absicht, heute eine ordentliche und wohlverdiente Sitzung zu halten, wobei sie einstweilen eine Flasche nach der andern die Probe bestehen ließen.

---

Es war ein herrlicher Tag geworden. Die warme Augustsonne schien freundlich in die geöffneten Fenster herein und warf, von dunkelrothen Vorhängen aufgefangen, rubinfarbige Streiflichter über die Tafel und die Gesichter der drei Herren, die allmählig in eine vortreffliche Laune gerathen waren.

»Na,« rief Baron Haas, nachdem endlich die Suppe gekommen und rasch verzehrt war und man eben bei einem saftigen Stück Rinderfilet saß, welches seinen Ursprung dem damit reich versehenen Kolkhof verdankte, »da sitzen wir nun hier ganz gemüthlich, wo vorgestern noch Herr von Sellhausen gesessen. Haha! So ändern sich die menschlichen Dinge, meine Brüderchen. Ob es ihm heute auch so gut schmecken mag wie uns? Ich bezweifle das stark. Haha!

Aber was sagt Ihr denn eigentlich zu der seltsamen Fabel, die uns der Alte in seinem Testamente aufgebunden hat? Sein Sohn soll nicht sein Sohn sein? Das glaube, wer will, ich nicht!«

»O, o,« bemerkte Ambrosius christlichen Sinnes, »das wird doch wohl seine Richtigkeit haben – warum hätte er ihm denn sonst die Haupterbschaft entzogen?«

»Weil er meine Tochter nicht geheirathet hat, wie wir es weise stipulirten!« sagte Baron Grotenburg mit seinem alten, von Neuem erwachenden Hochmuth, da er sich zu fühlen begann. »Das ist ja ganz klar.«

»Natürlich,« stimmte Haas bei. »Der Alte ist immer ein schlauer Fuchs gewesen und hat gehofft, ihn durch seine Drohung dazu zwingen zu können. Denn das hat doch ein Jeder aus dem Benehmen des Gerichtsmenschen herausgelesen, daß der eben so wenig wie der alte Esel, der Sellhausen, auf eine Weigerung des diplomatischen Herrn gerechnet hat. Aber nun ist es ihm recht geschehen. Wenn man einen Esel an die Krippe stellt und er frißt nicht, so ist es seine eigene Schuld. Haha! Hochmuth kommt auch hier vor dem Fall. Der junge Mensch wird sich noch oft hinter den Ohren kratzen, wenn er sich künftig seine dumme Handlungsweise überlegt. So ein Mädchen, schlank und blond wie Clotildchen, auszuschlagen – haha! Aber sagt 'mal, wo wurde denn eigentlich der Legationsrath – natürlich, er war damals noch keiner – geboren? Ich habe es vergessen. War es nicht auf einer Reise irgend wo?«

»Ja, irgend wo wird es wohl gewesen sein,« erwiderte Baron Grotenburg etwas nachdenklich. »So viel ich weiß, brachte der alte Sellhausen seine Frau von Helgoland oder irgend wo da oben her mit – ich muß ja noch meine Briefe

darüber zu Hause haben,« wenn die Wische nicht abhanden gekommen sind. Ich will mal nachsehen – bei Gelegenheit.«

»Ja,« fuhr Baron Kranenberg fort, »in Helgoland, glaube ich, hat er sie kennen gelernt – war eine dumme Geschichte. Wie er aber dazu gekommen, weiß ich nicht mehr, es ist lange her. Er blieb beinahe ein Jahr oder noch länger mit ihr fort, und als er wiederkam, brachten sie den Jungen mit, der –«

»Der jetzt um ein Gut ärmer ist!« nahm Haas das Wort, dem das Brüderchen viel zu langsam sprach. »Nun ja. So mag es gewesen sein. Aber beweisen soll er mir noch, daß er *nicht* sein Sohn war. Der Schafskopf! Als ob das ein Mann überhaupt beweisen könnte.«

»O ja, das kann er, aber das Gegentheil nicht,« sagte Baron Grotenburg ruhig. »Doch laßt das jetzt, es ist ja auch ganz einerlei, Ich habe das Gut und das ist der Humor davon!«

So eben brachte man einen delicates Rothwildrücken herein, der ebenfalls vom Kolkhof stammte. Aller Augen bohrten sich darauf fest und man war alsbald dabei, seine Müribigkeit zu probiren, als die Thür aufging und zur Ueberraschung der Speisenden, in reizender Sommertoilette, die Baronin Grotenburg und Fräulein Clotilde erschienen, in deren Begleitung sich Herr von Bökenbrink befand, ein Triumvirat, dessen Auftritt ein allgemeines Freudengeschrei verursachte.

»Haha, Kinderchen, Ihr habt gute Nasen und kommt gerade zur rechten Zeit!« rief Haas, rasch aufspringend und die Baronin zum Tische geleitend. »Ihr seht, wir sind die Herren vom Lande und haben die Fleischtöpfe Ae – Aethiopiens gefunden. Haha! Nun setzt Euch. So. Da sind Gläser

– Kranenberg, schenk ein! Pilatus, setzen Sie sich auch und trinken Sie ein Glas auf das Wohl der Damen.«

Das geschah ohne Widerspruch und mit allerseits frohen Gesichtern. Man trank, man jubelte und unterdeß berichtete Baron Grotenburg seiner Gemahlin, was für Hindernisse er bis jetzt bei seinem Einzuge gefunden hatte. Die Baronin lächelte bitter dabei und trank zum Trost ein Glas Sect nach dem andern, den sie mit dem Beiworte »er sei billig und also gut« bezeichnete. »Aber jetzt ist es vorbei, Grotenburg, nicht wahr?« fragte sie. »Nun sitzt Du fest, wie, mein Alter?«

»Wie eine Bombe, die in weiches Holz gedrungen ist!« rief Baron Haas, der ihre Frage gehört hatte. »Haha! Pilatus – her mit dem Glase – hier giebt es genug von dem Zeug. Na, Kerlchen, Hammeljäger – hat die Dame da den armen Teufel auch begnadigt, den Sie todtschießen wollten?«

Pilatus XXII. Gesicht war wie mit Blut übergossen, Fräulein Clotilde aber rümpfte die Nase, stand auf und trat an ein Fenster. Plötzlich kehrte sie an den Tisch zurück und sagte: »Mir ist es zu warm hier, auch haben wir schon lange gegessen, Papa. Ich möchte in den Garten gehen und ein wenig mit *meinen* Blumen Bekanntschaft machen, von denen ich neulich ein so schönes Bouquet erhalten habe.«

Pilatus sprang wie ein Champagnerpfropfen in die Höhe, aber ohne Bogen, in kerzengerader Linie. »Ich bin bereit, meine Gnädigste!« sagte er, mit untadelhafter Grimasse seinen Arm darbietend.

»Ich gehe mit,« rief die Baronin, »wartet! Nur noch ein Glas. So. Auf Wiedersehen, meine Herren, aber haltet keine zu lange Sitzung, wir wollen nachher noch ein wenig die Wirthschaft inspiciren. Apropos, Grotenburg, Du hast

auch Deinen Verwalter hier verloren? Sagtest Du nicht vorher so?»

»Leider, meine Liebe, ja!«

»Herr von Bökenbrink,« rief die Gnädigste. »Ein Wort! Sprachen Sie nicht vorher von einem jungen Mann, der ein tüchtiger Oeconom und dabei brodlos ist?«

»Ich wiederhole es, meine Gnädigste, er war früher mein Bursche und ich empfehle ihn – auf Ehre!«

»Gut, schicken Sie ihn her, mein Mann kann ihn gebrauchen – hier ist eine Vacanz für solche Creaturen.«

»Amalie!« rief Baron Grotenburg schmachtend, »Du bist eine Perle! Ich küsse Dir die Hand!«

»Ich auch!« brüllte Baron Haas ihr nach, da sie, ihrer Tochter und Pilatus folgend, schon zur Thür hinaus stolzirte, als Besitzerin von Sellhausen noch einmal so hoch den Kopf tragend als früher. Und bald waren alle Drei in den Garten getreten, um Clotildchens Blumen in Augenschein zu nehmen.

Nachdem die Damen von der Grotenburg nun auch nach Sellhausen gekommen waren, fühlten sich die drei Herren erst recht behaglich, da sie außer der frommen Theodolinde jetzt fast Alles um sich wußten, was ihnen auf Erden lieb und theuer war. Die erhebende Gegenwart seiner Gemahlin und Tochter brachte aber namentlich auf den Baron Grotenburg in diesem Augenblick einen wohlthätigen Eindruck hervor, in ihrer Nähe verlor sich allmählig die Beklommenheit ganz und gar, von der er noch kurz vorher, ohne sich eigentlich den Grund recht erklären zu können, beherrscht worden war, und er gab sich nun dem Genusse des Augenblicks, das heißt des Sects, des Gespräches mit seinen lieben

Schwägern und dem noch viel größeren Genusse des allmählig wachsenden Bewußtseins seines neu errungenen Besitzthums hin, in dem er sich von Stunde zu Stunde wärmer und heimatlicher werden fühlte.

Wenn Baron Grotenburg aber von keiner inneren Sorge mehr belästigt wurde, von der er sich nun schon seit Jahren fast niemals ganz frei zu ringen vermocht, so wachte auch gleich der Hochmuth, ein ungebändigter Stolz und das Vollgefühl seiner freiherrlichen Würde in ihm auf. Denn dieser Mann war so seltsam organisirt, daß er entweder nur bekloffen und still oder übermüthig und hochfahrend sein konnte. An der Gränze der letzteren Eigenschaften war er jetzt angekommen und seine ganze Umgebung trug dazu bei, sie bald vollständig überschreiten zu machen, um alle Welt empfinden zu lassen, wer und was er sei, wieviel er zu leisten vermöge und daß es nur wenige Menschen auf dem Erdboden gebe, denen der Wille des Schicksals einen gleich bedeutungsvollen Wirkungskreis zugewiesen habe.

So erging er sich denn jetzt mit wahrem Behagen in einer langen Aufzählung Dessen, was er auf Sellhausen zunächst zu thun entschlossen sei. »Laßt es nur gut sein,« sagte er mit zurückgeworfenem Kopfe, die Brust mächtig aufblasend und sich dabei die Zähne stochernd, »laßt es nur gut sein, die Sache wird hier bald ein anderes Aussehen gewinnen, als sie heute Morgen angethan schien. Laßt mich nur erst mein Getreide verkauft haben, dann jage ich alles Lumpengesindel vom Hofe, was nicht aus freien Stücken abgezogen ist. Sie sollen bald Respect vor mir kriegen. Hollah! Kein Mensch soll mehr hier athmen, der von den ehemaligen Sellhäusern sprechen konnte, und ich werde schon das Gut nach mein eigenen Ansicht auf eine Weise bewirthschaften lassen, daß

Ihr Eure Freude daran habt. Die paar lumpigen Zinsen, die ich zu zahlen habe, spare ich mir vom ersten Frühstück ab, um so leckerer aber soll unser Mittagstisch werden und die Abende wollen wir *in dulci júbilo* verbringen. Nicht wahr, Haas? Nun ja, Du verstehst mich. Ha, Kinder, so haben wir es uns lange geträumt und nun ist es da – ist das nicht prächtig? Daß der alte Sellhausen aber so wenig baar Geld hinterlassen würde, hätte ich nicht gedacht. Doch das ist der Grund, warum er nie von seinem Vermögen sprechen wollte. Er sagte nur immer: »ich habe genug!« Und ich ländliche Unschuld verstand das so, als habe er übermäßig viel. Na, Champagner hat er freilich viel hinterlassen, gieß mir ein, Haas, Du wirst doch das Alles nicht allein trinken wollen?«

Während dieses, mit hochmüthigem Wesen gehaltenen Vortrags war, ohne daß es einer der bei Tische Sitzenden gehört, ein bescheidener Miethswagen langsam auf die Rampe gefahren, um einen vierten Gast in das Schloß zu bringen, den keiner der drei Auwefenden weder eingeladen noch erwartet hatte.

Es ging fast schon gegen Abend, wenigstens war die Sonne längst von den Fenstern des Herrenhauses gewichen, und da sich der Himmel zugleich mit leichtem Gewölk bedeckt hatte, so scharfte das abnehmende Tageslicht nüchtern und trübe in das von Weindünsten und Cigarrenrauch verdüsterte Zimmer herein.

Baron Grotenburg wollte eben seinen glänzenden Vortrag weiter fortsetzen, als sein von den Geistern des Sects leuchtendes Auge auf seinen Jäger fiel, der schon einige Zeit neben ihm stand und eine Verbeugung nach der andern machte, ohne daß sie von irgend einem der drei Herren wahrgenommen worden wäre.

»Was willst Du, Mathias?« fragte endlich der Baron mit hoheitsvoll auf den hübschen jungen Menschen gerichteter Miene.

»Ich bitte um Entschuldigung, gnädigster Herr,« lautete die ergebungsvoll gesprochene Anrede, »aber da ist eben ein Mann gekommen, »der Ew. Gnaden zu sprechen verlangt. Er sei schon auf der Grotenburg gewesen, sagte er, und man habe ihn hierher gewiesen.«

»Sprechen will er mich? Jetzt? Er ist wohl nicht recht gescheidt! Und Du auch nicht, daß Du mir diese Bestellung machst, während ich bei Tische sitze.«

»Er habe aber wichtige Geschäfte, sagt er, Herr Baron, und er thut überhaupt sehr eilig.«

»Geschäfte? Wichtige? Warum nicht gar! Der Mann konnte keine üblere Zeit dazu wählen. Sein Gesuch ist abgeschlagen, ehe er es vorgetragen. Sag ihm das, Mathias. – Und nun *en avant*, meine Lieben! Ambrosius, bei Dir steht die Flasche jetzt ewig – gieb sie her!«

Nach einigen Minuten, während die Herren tranken und lachten, kam Mathias jedoch etwas schüchtern wieder herein, stellte sich dicht neben den Baron und sagte:

»Gnädigster Herr, ich bitte um Verzeihung, aber der fremde Herr sagt, er müsse Sie unter jeder Bedingung sprechen, sein Geschäft dulde keinen Aufschub.«

»Oho!« rief der Baron stirnrunzelnd. »Er ist also ein Aufdringlicher, Dummdreister! Für solche Leute bin ich überhaupt niemals zu Hause – merke Dir das – und jetzt am wenigsten.«

»Wie heißt denn die Canaille, die sich so ungebeten zu Gaste ladet?« warf Baron Haas dazwischen, der schon wieder in halber Selbstvergessenheit auf seinem Stuhle hin und her wackelte.

»Das hat er mir nicht sagen wollen, ich habe ihn wiederholt nach seinem Namen gefragt, Herr Baron.«

»So soll er mir seine Karte schicken!« rief Baron Grotenburg ärgerlich. »Aber sieh zu, daß er sie mit Handschuhen anfaßt. So ist es Brauch unter anständigen Leuten. Weg – und wenn er Fersengeld giebt, schenk' ihm einen Thaler Trinkgeld von mir – ich bin Baron Grotenburg – zum Teufel!«

»Solch unverschämtes Volk!« brummte der stille Ambrosius. »Das wird alle Tage schlimmer. Läßt Einen nicht mal mehr ungeschoren bei Tische sitzen!«

»Ach was!« rief der Erbe, »es ist ja gar nicht die Mühe werth, darum noch ein Wort zu verlieren. Weg ist er und wir sind unsern ersten Thaler auf Sellhausen los. Heidi! Schenk ein, Haas, und sitz nicht selbst wie ein Duckmäuser da!«

»Donnerwetter!« schrie Haas. »Da ist der Kerl schon wieder. Was – und er bringt keine Karte?«

»Nein, Herr Baron, ich bringe keine,« sagte der Jäger, der mit immer verlegenerem Gesicht wieder hereinkam. »Der Herr hat keine Karte bei sich – Handschuhe hat er an – und giebt vor, Ew. Gnaden es Auge in Auge sagen zu müssen, wer er ist und was er will. Es sei eine äußerst dringende Angelegenheit, die keine Minute Aufschub dulde, sagt er.«

Baron Grotenburg rückte unmuthig hin und her und schleuderte wüthende Augenblitze ringsum, die aber Niemanden trafen, noch weniger wehe thaten. »Oho!« rief er

mit mächtig zornigem Athemzug. »In's Auge will er mir sehen? Nun, dazu kann Rath werden und er soll seine Freude an dem blanken Spiegel haben. Führe den Menschen in das Zimmer da vorne und laß ihn warten. Ich werde zu ihm kommen, wenn meine Uhr die richtige Minute zeigt.«

Mathias ging wieder, unmerklich den Kopf schüttelnd, hinaus. Die Herren aber ließen sich noch immer nicht in ihrem Genusse stören, tranken und plauderten weiter, und fast schien es, nach der Länge der Zeit zu urtheilen, die sie den Mann warten ließen, als hätten sie fast ganz seine Gegenwart und seine dringende Forderung vergessen.

Nach etwa zehn Minuten aber ging wie von selbst die Thür des Nebenzimmers auf und durch den Spalt streckte sich ein menschlicher Kopf mit einem ernsten, blassen aber scharf gezeichneten und geistreichen Gesicht, welches die Eigenthümlichkeit hatte, beständig mit den Augenlidern zu zwinkern, so daß sie sich bald auf- und zuthaten und man das Auge dahinter fast gar nicht sehen konnte, während dieses selbst ganz vortrefflich die ihn anstarrenden Augen studiren konnte.

Dieses Menschengesicht, sobald es die im Zimmer vorgehende Tafelsitzung mit hastigem Blick überflogen, lächelte auf seltsam zurückhaltende Weise, die etwas Imponirendes hatte und ihre Wirkung auf die versammelten Herren auch nicht verfehlte. Wenigstens glaubte Baron Grotenburg einen eigenen Schauer durch seine Glieder rieseln zu fühlen, als er dies Lächeln sah und sich dabei vergebliche Mühe gab, in sein Gedächtniß zurückzurufen, wo ihm dieser merkwürdige Kopf schon einmal im Leben begegnet sei. Alle sechs

Augen der Schwäger blieben starr an dem langsam hereingleitenden Manne hängen, der sich nun, als er ganz sichtbar würde, in höchst eleganter Kleidung und als ein mittelgroßer Mann mit ruhigen und feinen Manieren darstellte.

»Meine Herren,« sagte der Fremde mit einer klaren und durchdringenden Stimme, »ich bedaure als Störenfried in Ihre muntere Gesellschaft zu dringen, aber ich muß nothwendig den Herrn Baron Grotenburg in einer dringenden Angelegenheit sprechen, die keinen Aufschub duldet, und da derselbe nicht zu mir kommt, wozu ich ihn wiederholt einladen ließ, sehe ich mich genöthigt, zu ihm zu kommen. In Wem von Ihnen habe ich die Ehre den benannten Herrn zu begrüßen?«

»Das bin ich,« sagte der Baron rauh, »und da Sie mir die Mühe des ersten Schrittes ersparen, denke ich dasselbe mit dem zweiten zu thun und bleibe also sitzen. Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?«

Der Fremde richtete sich etwas stolzer auf, betrachtete den Sprechenden eine Secunde lang mit festem Blicke und sagte dann in höchst bescheidener Weise: »Ich bin der Justizrath Dr. Backhaus aus B. . . .«

Dieser Name mußte ein bedeutender sein, denn er brachte augenblicklich eine sichtbare Wirkung auf alle drei Schwäger zugleich hervor. Sie kannten den Namen, denn der Justizrath Backhaus war der gesuchteste Advocat der Umgegend, ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit und unbestechlicher Rechtschaffenheit, der bei allen großen Geldangelegenheiten eine namhafte Rolle spielte und das unbedingtste Vertrauen aller reichen Leute genoß.

»So,« sagte Baron Grotenburg etwas weniger hochfahrend, »nun kenne ich Sie, wenigstens dem Namen nach. Was wünschen Sie von mir?«

Der Justizrath hielt einen Augenblick inne, ehe er weiter sprach, und sah sich dabei gleichsam verwundert im Kreise um. »Soll ich denn in Gegenwart dieser Herren sprechen, die Sie mir nicht einmal vorgestellt haben?« fragte er ruhig.

»Sprechen Sie immerhin, es sind meine Schwäger!« erwiderte Baron Grotenburg fast grob, ohne sich einmal die Mühe zu geben, die Namen derselben zu nennen.

»Sie fordern es und ich füge mich,« fuhr der bescheidene Mann auf seine stille aber eindringliche Weise fort. »Nun denn – ich spreche. – Sie haben das Gut Sellhausen geerbt – mit *Activis* und *Passivis* – nicht wahr?«

»Ah, ist es das? Haben Sie vielleicht Auftrag, mir einen Verkauf desselben vorzuschlagen?«

Der Advocat lächelte geheimnißvoll und blickte nach einem Stuhle, der ihm bisher noch nicht angeboten war. Da er aber die anwesenden Herren gleich richtig taxirte, ihre Art und Weise vielleicht auch schon kannte, zog er ohne Weiteres den Stuhl heran und setzte sich dicht zu dem Baron hin, an welchen sein Antrag lautete. »Nein,« sagte er, »bis jetzt habe ich diesen Auftrag nicht, aber er kann noch gegeben werden.«

»Wenn es das ist, was Sie von mir wollen, so bemühen Sie sich nicht weiter – dann sind Sie vergebens gekommen. Ich verkaufe das ererbte Gut nicht.«

»Das heißt,« sagte der Advocat, wiederum geheimnißvoll lächelnd, was die Situation für seine Zuhörer immer unheimlicher machte, »Sie *dürfen* es nicht verkaufen, ich weiß das wohl. Aber wie gesagt, darum handelt es sich jetzt nicht.

Vielmehr handelt es sich darum« – und hier erhob sich die bisher sanfte Stimme zu einer erschrecklichen Schärfe und Festigkeit – »daß ich mich Ihnen als Mandatar Ihres Gläubigers vorstelle und mich meines Auftrags dahin entledige, daß ich im Namen dieses Gläubigers zu Ihnen spreche: Herr Baron von Grotenburg! Ich *kündige* hiermit das ganze Capital, welches als fremdes Eigenthum auf dem von Ihnen ererbten Gute Sellhausen steht.«

Baron Grotenburg erschrak sichtbar, aber noch hielt er sich. Der Schlag war eben so stark wie unerwartet, aber noch kannte er die Macht nicht, die ihn führte, und eben so wenig die Schärfe der Waffe, mit welcher derselbe auf ihn eindrang.

»So, so,« sagte er mit noch unterdrücktem Stöhnen, »Sie kündigen das fremde Capital? Ist das Alles?«

»So ziemlich. Sollte Ihnen das noch nicht genug sein?«

»Noch lange nicht. Ich weiß weder, wer mein Gläubiger ist, noch wie hoch sich das Capital beläuft, welches er mir zu kündigen sich die Mühe giebt.«

»O, die Mühe ist so bedeutend nicht. Auch weiß ich wohl, daß Sie diesen Gläubiger erst kennen lernen werden, wenn Ihnen laut Bestimmung des bewußten Codicills in fünf Tagen von heute an das Hypothekenbuch vorgelegt wird. Das ist aber auch Nebensache, der Name thut hierbei nichts. Hauptsache ist und bleibt die Kündigung und – die Höhe der Summe, die Ihnen gekündigt wird. Doch vielleicht erscheint Ihnen die so gering, daß Ihnen auch das keine Verlegenheit bereitet?«

»Ich hoffe es, mein Herr,« sagte Baron Grotenburg mit bebenden Lippen. »Wie hoch – ja, wie hoch beläuft sich das auf dem Gute stehende fremde Capital denn?«

Der Advocat lächelte geringschätzig, hob seine zwinkern- den Augenlider ein wenig in die Höhe und sagte mit gleich- gültigem Tone: »Bis vor acht Jahren belief sich das auf Sell- hausen stehende fremde Capital auf 50,000 Thaler. Seit die- sem Jahre – es war das Jahr des Neubaus – stieg es bis auf 80,000 an. Das ist die ganze Kleinigkeit.«

Jetzt wußte Baron Grotenburg, wie stark die Macht und wie scharf die Waffe war, die ihn verletzte. Seine Fassung war vorüber, er sank bleich in seinen Stuhl zurück und sah eigentlich nichts um sich her. Alles schien ihm in einen gräu- lichen Nebel gehüllt, durch den nur von Zeit zu Zeit glü- hende Funken, gleich kleinen drohenden Blitzen, vor seinen Augen hin und her flogen.

Baron Kranenberg, bis mitten in's Gehirn getroffen, beug- te seinen Kopf vornüber und schien ihn, als wäre er plötzlich zu schwer geworden, mit beiden Händen stützen zu müssen. Baron Haas aber – er wußte selbst nicht, wie es geschah – sprang, wie von einem Wirbelwind gefaßt, von seinem Sitze auf, taumelte, mit beiden Armen wie ein Ertrinkender um sich fahrend, auf das nächste Sopha hin und wälzte sich hin und her, als würde er von der heftigsten Colik geplagt.

Es entstand eine lange unheimliche Pause, die zu un- terbrechen der schreckliche Advocat am wenigsten geneigt schien. Er schaute nur aufmerksam rings um sich her und beobachtete mit merkwürdiger Gelassenheit die Wirkung, die seine Mittheilung, gleich einer mitten in den Feind ein- schlagenden Bombe, auf die noch eben so gemüthlich Trin- kenden hervorgebracht hatte.

Baron Grotenburg wollte zuerst sprechen, aber er vermochte es nicht. Die Stimme schien ihm in der Gurgel kleben zu bleiben oder ein Riegel sich vor seinen Mund geschoben zu haben. Er machte aber doch einige Ansätze und endlich gelang es ihm, den Riegel wenigstens fortzuschieben. Stammelnd brachte er die Worte hervor: »O – ach – so! Und in welcher Frist – geben Sie sich die Miene – mir dieses große – wollt' ich sagen, miserable Capital zu kündigen?«

»Herr Baron,« lautete die mit einer sehr höflichen Verneigung gesprochene Antwort, »ich gebe mir nicht die Miene, sondern ich kündige wirklich in Form Rechtens und zwar –«

»Machen Sie's kurz, Mann!« schrie Baron Haas dazwischen, einen wild grollenden Blick auf den langsam redenden Advocaten werfend.

Dieser hob verwundert seinen feinen Kopf in die Höhe, sah den Kolkhofer Schwager eine Weile ruhig an und sagte gelassen: »Mein Herr, mit Ihnen habe ich gar nicht zu reden – heute wenigstens nicht – Sie sind mir ja nicht einmal vorgestellt. Mein Auftrag lautet allein an *diesen* Herrn.«

»Ja, ja,« stöhnte Baron Grotenburg. »Da hast Du's! – Wann soll das Capital gezahlt werden, lieber Mann?«

»Von heute, dem Moment der Kündigung an gerechnet« – er zog die Uhr und sah darauf – »es sind zehn Minuten über halb Sieben, in neunzig Tagen. So ward es verabredet und gerichtlich festgestellt, als die Summen geliehen wurden und so können Sie es in fünf Tagen auf dem Gerichte zu B. . . im Hypothekenbuche nachlesen. Und da wir nun so weit sind,« fuhr er, langsam aufstehend und aus seiner Brusttasche einen versiegelten Brief ziehend, fort, »so beehre ich mich, Ihnen, Herr Baron,« diese meine gesprochene Kündigung auch geschrieben in aller Form Rechtens zu

überreichen. Hier haben Sie sie; Sie ist von mir, dem Mandatar des Gläubigers, in seinem Auftrage unterzeichnet. Wir durften keine Stunde Zeit verlieren – Zeit ist Geld, wissen Sie – und so kam ich schon heute – in fünf Tagen werden Sie mich auch auf dem Gericht vorfinden. Dann alles Uebrigere. Mein Herr Baron – ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.«

Er machte dem Baron eine tiefe Verbeugung und glitt wie ein schwarzer Schatten aus dem Zimmer, ohne von den beiden Schwägern die geringste Notiz zu nehmen, – die ihm nicht einmal vorgestellt worden waren, wie er gesagt. Hinter ihm aber schien plötzlich undurchdringliche Finsterniß in dem bisher so lustigen und lichtvollen Speisegemach auszubrechen – es lag wie ausgestorben, öde und traurig da und – so mächtig war die Einwirkung des zauberhaften Advocaten auf Alles darin gewesen, daß sogar der Champagner – in den Augen der Barone wenigstens – gemeines, ungenießbares Wasser geworden zu sein schien.

Baron Kranenberg's Kopf war ganz schwer geworden und völlig auf die matt daliegenden Arme gesunken, er stöhnte bloß. Baron Haas war einem Schlagfluß nahe und wälzte sich nur ächzend auf dem Sopha hin und her. Baron Grotenburg aber, obgleich am schwersten getroffen, hatte noch so viel Kraft, seine starren, entsetzt blickenden Augen von einem Schwager zum andern schweifen zu lassen, so daß ein Maler, wäre er gegenwärtig gewesen, einen charakteristischen Vorwurf für seinen Pinsel gefunden hätte.

Erst nach langer Zeit hob Ambrosius den kahlen Schädel in die Höhe und blickte sich, gleichsam um Hülfe flehend, nach den beiden Anderen um. Haas, der plötzlich von

krampfhaftem Schlucken heimgesucht wurde und nur dadurch verrieth, daß noch Leben in ihm sei, versuchte wiederholt zu reden, konnte aber nicht, und endlich war es der glückliche Erbe, der mit einer Grabesstimme und in einer Art sprach, als wäre er mit einem Male der bescheidenste und duldsamste Mann geworden:

»Habt Ihr gehört, Kinder?«

Ambrosius nickte röchelnd, Haas aber sagte: »Ach ja!«

»Und was nun?«

»Familienrath! Familienrath!« stöhnte Ambrosius, sich möglichst ermannend.

»Ja –« aber vor allen Dingen Geld, meine Brüder!« rief Baron Grotenburg. »Und wo und wie sollen wir so viel Geld aufreiben?«

»Wir?« fragte Haas naiv. »Warum denn *wir*? Das sehe ich noch gar nicht ein – Du bist ja der Erbe des Gutes –«

»O mein Gott!« ächzte der Erbe – und zu seinem nicht geringen Schrecken traten so eben die Baronin, Fräulein Clotilde und Pilatus herein, die überaus lustig und guter Dinge waren, alle Hände voll Blumen hatten und sich ein Glas Champagner ausboten, da sie alle zusammen sehr durstig wären.«

Baron Grotenburg deutete matt nach dem Tische. »Nehmt,« sagte er mit schwacher Stimme, »da steht Alles!«

»Aber was ist denn das?« rief die Baronin erstaunt, ihre Blicke von Einem auf den Andern richtend. »Ihr seht ja alle Drei wie niedergeschmettert aus? Habt Ihr Euch gezankt?«

»Ja,« murmelte Baron Haas, aufstehend und ihr entgegenkommend, »wir haben uns gezankt und sind damit noch nicht zu Ende gekommen. Es kann gleich noch schlimmer werden. Sie würden uns daher einen großen Gefallen thun,

wenn Sie uns noch eine halbe Stunde allein ließen – nachher sollen Sie weiter hören.«

Die Baronin warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Gemahl, den sie für trunken hielt, wie die beiden Uebrigen, goß sich dann ein Glas Champagner ein, trank es aus und verließ mit ihrer Tochter das Zimmer, der natürlich Pilatus XXII. als zweiter Familienschatten ohne besondere Aufforderung nachfolgte.

---

Die erste, immer fürchterliche Stunde nach einem Ereigniß, wie das eben beschriebene, war glücklich vorübergerauscht, die tief erschütterten Lebensgeister der drei Männer hatten Zeit gehabt, sich zu erholen und, nach lebhafter Berathung unter einander, mit freierem Blick der Zukunft in's drohende Antlitz zu schauen. Sie saßen jetzt bei dem milden Scheine einiger Lampen um den abgeräumten Speisetisch, tranken ihren Kaffee und tauschten bei dem würzigen Duft der geerbten Cigarren ihre letzten Gedanken über das vorliegende Verhältniß aus.

Baron Haas hatte es kurz vorher übernommen, die Damen auf schonungsvollste Weise von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, und diese Mühwaltung, die er freiwillig dem auss aller Haltung gekommenen Grotenburger Schwager abgenommen, war keine geringe gewesen. Die Damen, eben so tief erschüttert, wie ihre Angehörigen, waren gleich darauf in den Wagen gestiegen und nach Hause gefahren, den Männern das Schlachtfeld und die Sorge überlassend, ihre Todten zu begraben und ihre Verwundeten möglichst sicher unterzubringen.

Auch Baron Grotenburg wollte ihnen später folgen, das hatte er schon verkündigt, denn der Aufenthalt auf Sellhausen, von dem er sich diesen Morgen eine so große Herzenserquickung geträumt, war ihm plötzlich verleidet worden, aus allen Ecken und Winkeln grinnten ihn unheimliche Gesichter von unbekanntem Schuldforderern an und selbst der enterbte Adoptivsohn des Entschlafenen schien ihn wie ein Gespenst mit seinem ruhigen Gesicht und leuchtenden Auge anzuschauen, wenn auf irgend eine Weise desselben Erwähnung geschah.

Baron Kranenberg wollte mit dem Schwager das neue Gut verlassen, um in seinem stillen Hause eine gemüthliche Meerschaumpfeife zu rauchen und eine kostenfreie Patience zu legen; nur Baron Haas hatte sich entschlossen, in Sellhausen, damit es nicht ganz verödet und ohne Aufsicht bleibe, einstweilen sein Hauptquartier aufzuschlagen, was ihm um so leichter durchzusetzen schien, da ja seine Köchin bereits in ihrem neuen Wirkungskreise Posto gefaßt hatte. Den jungen Verwalter, seinen früheren Burschen, hatte Pilatus schon am nächsten Morgen zu senden versprochen, die drei Schwäger wollten sich zu einer bestimmten Stunde an jedem Nachmittag auf Sellhausen treffen, um ihren permanenten Familienrath fortzusetzen, in der Zwischenzeit aber keine Minute sparen, um allen Credit aufzubieten, alle Kräfte daran zu setzen, das fehlende Geld zusammenzutreiben und so das kaum errungene Gut für die Zukunft sich bewahren zu können.

So weit also war man schon in einer Stunde nach begonnenem Familienrath vorgeschritten und man muß gestehen, daß die drei Männer die kurze Zeit – wenigstens dem Umfange ihrer Entschließungen nach – gut genutzt hatten.

Trotzdem nun aber die Stimmung derselben, so viel man sie nach ihrer äußeren Erscheinung beurtheilen konnte, eine bei Weitem ruhigere geworden war, so fiel doch insbesondere Baron Grotenburg, als der zumeist Betheiligte, immer wieder in seine ersten Anfälle von Zerknirschung und Trostlosigkeit zurück, und namentlich die Höhe der Summe, die er, ohne zu wissen, wie es möglich sei, schuldig sein sollte, kam ihm fast keine Minute aus dem Kopfe.

»80,000 Thaler!« rief er unter Anderm plötzlich wieder. »Dieser Schurke, der alte Sellhausen! Mir einen solchen Bären aufzubinden – wie war das nur möglich! Wie hat er es angefangen? Der Mensch muß unverantwortlich gewirthschaftet haben, daß eine solche Summe nach so langer Zeit noch nicht abgetragen ist! O, da hätte er sich auch mehr einschränken können und das viele Zeug von Champagner und dergleichen nicht zu kaufen brauchen, wenn er nicht besser bemittelt war!«

Dieser neue Vorwurf schien Baron Haas wieder etwas beleidigt zu haben, und seine alte Hitze kehrte auf einen Augenblick in ihn zurück, obgleich er bis dahin ziemlich ruhig gewesen war. »Wie Du so sprechen kannst, Grotenburg,« rief er, »das begreife ich doch wahrhaftig nicht. Das Bißchen Sect thut es doch wirklich nicht. Und wenn Du Dir das Ganze wohl überlegst, wirst Du finden, daß der alte Graukopf noch immer gut genug für Dich gesorgt hat.«

»Wie so denn? Das möchte ich mir doch vorrechnen lassen!«

»Ich bin bereit dazu – nur immer ruhig! Jetzt dürfen wir uns nicht mehr ereifern, sondern der wilden Katze gelassen

in's grüne Auge sehen. Ha! Hat er Dir nicht ein Gut vermacht, das, wie Du selbst sagst, seine 200,000 Thaler unter Brüdern werth ist?«

»Nun ja freilich – aber weiter!«

»Na, dann ist die Rechnung doch leicht, Bruder Herz. Zieh die 80,000 Thaler Schulden davon ab, dann bleiben Dir noch immer 120,000 Thaler übrig, die Du verwirthschaften und wovon Du Dich leidlich ernähren kannst.«

»Aber Haas, so sei doch vernünftig, was helfen mir diese 120,000 Thaler denn, wenn ich jene 80,000 nicht habe? Ich darf ja das Gut nicht verkaufen. Das ist es ja eben, und gerade in dieser verteufelten Bestimmung liegt die ganze Niederträchtigkeit.«

Haas dachte einen Augenblick nach, dann schmunzelte er still vergnügt vor sich hin und brach plötzlich mit dem mehr pfißigen als höhnischen Ausruf hervor: »Ja, ja, ich verstehe es wohl. Wenn Du nun aber in Folge dieser Kündigung das Gut verkaufen *mußt*, dann hast Du doch den Ueberschuß baar – ist das nicht klar?«

»Wie die Sonne, ja!« schrie Baron Grotenburg wüthend. »Und bei dem Scheine dieser Sonne sehe ich, daß ich auf eine abscheuliche Weise geprellt bin. Denn unter diesen Umständen kommt Ihr Beide am besten weg, da ich alsdann nicht nur dem verlaufenen Diplomaten 20,000 Thaler baar von dem Ueberschuß geben, sondern den ganzen Rest *mit Euch* theilen muß.«

Baron Haas lachte laut auf, rieb sich vor Vergnügen die Hände und gab dabei Ambrosius einen zärtlichen Rippenstoß, daß dieser wie von einem neuen Bombenschuß zusammenfuhr. »Na,« rief er, »das wirst Du doch nicht so griesgrämig beklagen? Gönnten wir Dir doch das Ganze und Du

willst uns nicht einmal einen kleinen Antheil gönnen? Seit wann bist Du denn so ganz Löwe geworden und hältst uns für Hunde, he? Ei, das ist nicht brüderlich, Bruder Herz. Gott verzeih mir die Sünde! Ich habe Dich für einen besseren Schwager gehalten!«

Baron Grotenburg, besann sich und schien sich den letzten Vorwurf als zutreffend zu Herzen zu nehmen. »Nun ja,« sagte er einlenkend, »von *der* Seite betrachtet, hast Du Recht. Aber daran dachte ich so eben nicht, denn mir geht Alles wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Doch das findet sich später, Hauptsache ist und bleibt für jetzt: Wo finden wir das Geld, was wir brauchen, um den ganzen Besitz *für uns* zu sichern?«

»Ah, wenn Du so sprichst, bin ich der Alte – da hast Du meine Hand. Und nun will ich Dir sagen, daß ich einen guten Gedanken habe.«

Baron Grotenburg spitzte beide Ohren und sein gläsernes Auge blickte fast freudig bald Haas, bald Ambrosius an. »Sprich ihn aus, Haas,« rief er, »ich fange ihn ein wie ein hungriges Kind die warme Muttermilch!«

»Nun ja – wir müssen also Geld haben. Unsere Freunde – hole sie alle zusammen der Teufel! haben selber nicht übermäßig viel oder rücken nicht damit heraus, wenn sie es haben. Zu Juden und Heiden können wir nicht gehen und von Pontius zu Pilatus zu laufen, ist auch nicht angenehm. Apropos – Pilatus giebt gewiß wenigstens einige Tausend her, der kann es – und ich weiß einen Köder für ihn, der ihn in den Angelhaken beißen macht – aber das ist nicht die Hauptsache. Mir ist da mit einem Male der Meier zu Allerdissen eingefallen, der Hammelkönig. Der soll Geld haben wie Heu. Er kennt das Gut hier besser als Einer und weiß, was es werth

ist. Sollte der nicht geneigt sein, ein gutes Stück Geld zu geben, wenn man ihm *unter der Hand* einen Theil des Gutes verpfändete?«

Baron Grotenburg athmete tief auf. Der Rath war nicht übel. Wenigstens bedacht konnte er werden. Aber da machte sich plötzlich ein bedeutsames Gegengewicht geltend. Sein edelmännischer Stolz, sein aristokratischer Hochmuth empörte sich dagegen und er rief: »Ja freilich, Haas, aber ich – ich sollte zu einem Bauer gehen und ihn um Hülfe ansprechen?«

Haas lachte laut auf. »Narr Du,« rief er, »was Du für antidi – *diabolische* Bedenken hast! In Geldangelegenheiten giebt es weder Bauern noch Barone, weder Bürger noch Fürsten – darin sind wir Alle gleich wie Brüder, notabene, wenn es zu unserm Vortheil ist. Haha! Aber überlege Dir das. Gieb dem Kerl ein gut Wort und vielleicht greift er in seinen Beutel, wenn er einen kleinen Nutzen dabei sieht. Er ist auch ein Mensch und aus Knochen, Fleisch und Blut ob – *obstruirt*.«

Ambrosius nickte schon lange Beifall. »Ja,« sagte er, »ich stimme Dir bei, Haas, aber ich weiß noch einen anderen Vorschlag, wenn man sich doch einmal demüthigen soll und muß. Ihr habt noch gar nicht an den alten grünen Pelz gedacht!«

Sowohl Haas wie Baron Grotenburg schauten verwundert auf und tauschten dann zustimmende Gesten aus. »Das läßt sich hören,« sagte Letzterer, »aber wie kann man ihr beikommen?«

»Dafür weiß ich Rath!« schrie Haas. »Du hast neulich bei ihr nichts ausgerichtet, nun schick einmal Deine Frau nach der Cluus. Die stammt ja von derselben Race und kann sich auch einmal bücken, eben so gut wie Unsereins – nein, noch

besser – es darf ihr diesmal auf einen Fußfall mehr oder weniger nicht ankommen.«

»Haas! rief Baron Grotenburg entzückt, zumal er sah, daß er nicht selbst diesen Fußfall thun sollte, »Haas, das ist ein himmlischer Gedanke! Du bist doch ein gescheidter Kerl – ich muß Dich bewundern. Ja, Amalie *muß* helfen, sie selbst *muß* in's Feuer und diesen Fußfall auf ihre graziöse Art in's Werk setzen – aber wie bringen wir sie dazu?«

»Na, *Du* nicht!« rief Haas mit seinem alten Feuer. »Du bringst das freilich nicht fertig. Aber – ich, Bruder Herz! Ich fange mit dem Fußfall bei ihr selbst an – mir kommt es darauf nicht an, ich lebe näher an der Erde als Ihr – und damit ist die rauhe Bahn betreten! Juchhe! Und jetzt hätte ich fast wieder Lust, mit dem Champagner anzufangen, der mir leider heute zu schnell verraucht ist!«

Die drei Schwäger sprangen freudig auf und umarmten sich. Der Familienrath hatte nochmals zu einem kühnen Entschlusse geführt und dieser Entschluß ließ die erregbaren Gemüther schon wieder in der Ferne einen mächtigen goldenen Berg sehen und auf diesen goldenen Berg hin begannen sie jetzt mit allen Kräften loszusteuern, ein Unternehmen, welches alle ihre früheren an Wichtigkeit übertraf und dem Auswerfen eines Nothankers glich, wie ihn der verzweifelnde Seemann zum letzten Rettungsversuch zur Hand nimmt, wenn alle seine anderen Anker verloren gegangen sind.

#### FÜNFTES KAPITEL. BAUER UND BARON.

Während die eben geschilderten Scenen sich auf dem Gute Sellhausen zutrugen, war der ehemalige Besitzer desselben und jetzt enterbte und verwaiste Sohn, ohne die geringste Ahnung von denselben zu haben, schon längst in seine

nächste Heimat eingezogen, wenn wir das gastliche Haus des biedereren Meier's mit diesem Worte bezeichnen dürfen, da Bodo von Sellhausen nur wenige Tage daselbst zu verweilen den Vorsatz gefaßt hatte.

Selbst des Meier's munteres Wesen, sein freundlicher Zuspruch und das sichtbare Bestreben, seines jungen Freundes Aufmerksamkeit vom inneren Grübeln ab nach der fröhlichen Außenwelt zu leiten, waren nicht ganz im Stande gewesen, diese Umwandlung so schnell zu bewirken, und hauptsächlich waren es zwei Gedankenrichtungen, in denen sich der zur Zeit noch trübe Geist des Legationsrathes tummelte, ja die auch noch später, als er sich schon in des Meier's gastlichem Hause wohl gebettet fand, mit immer frischer Gewalt an seinem Herzen rissen.

»Du bist nicht der Sohn des Mannes, den Du bisher für Deinen Vater gehalten hast,« sagte er sich wiederholt, »wessen Sohn aber bist Du dann?«

Und wenn er sich an der Lösung dieses Räthsels vergeblich müde gearbeitet, tauchte der zweite Gedanke in ihm auf und rief ihm zu: »Wo ist das freundliche Augenpaar so rasch geblieben, welches Dir wie die Sonne bisher Deinen Pfad erleuchtete, und wird Dir wenigstens diese Sonne bald wieder ausgehen, nachdem so manches andere Licht ohne Rückkehr auf Deinem Wege erloschen ist?«

Während diese zwei Fragen Bodo's Seele immer wieder von Neuem beschäftigten und sich, da keine gewünschte Antwort vernommen ward, jeden Augenblick tiefer und schmerzlicher in ihm einnisteten, ließ der Meier seinen Gast fast keine Secunde aus den Augen, ja er beobachtete ihn mit einer seltenen Aufmerksamkeit und schon unterwegs bewies

er sich gesprächiger als sonst, suchte allerlei neue Anknüpfungspunkte hervor und war besonders bemüht, die zuletzt erlebten Ereignisse so viel wie möglich aus der Gesichtslinie des jungen Mannes zu schaffen. Dabei lag in dem Tone, mit welchem er sprach, eine fast überwallende Herzlichkeit, als hielte er sich mit Gewalt zurück, seine ganze Seele dem lieben Freunde aufzuschließen, und sein Auge belebte ein so hell leuchtender Strahl, wie ihn nur Derjenige in seinen Blick zu legen fähig ist, der den festen Willen und die reinste Absicht hat, einem Anderen ein aufrichtiger Tröster zu sein. Bisweilen sogar schien in diesem Blick ein geheimnißvolles Etwas zu liegen, als wollte er sagen: »Wenn ich könnte, wie ich möchte, so nähme ich gern einen Theil der Last, die Dich bedrückt, auf meine Schultern, denn stark und willig bin ich genug dazu, allein ich darf nicht und eben deshalb thust Du mir doppelt leid!« –

Der kurze Weg nach Allerdisen war mit den raschen Pferden bald zurückgelegt. Da man den Meier mit dem befreundeten Gaste im Hause erwartete, so war es natürlich, daß zahlreiche Hände bereit waren, Beide mit Aufmerksamkeit zu empfangen, und Bodo gewahrte auf den ersten Blick, daß er hier Jedermann herzlich willkommen war.

Als Beide im Innern der großen Tenne vom Wagen gestiegen waren, reichte der Wirth seinem Gaste die Hand und sagte mit festem warmem Drucke:

»So, mein Freund, da sind wir bei mir. Ich heiße Sie heute noch tausendmal freudiger willkommen, als da Sie mein Haus zum ersten Male betraten, denn wir kennen uns nun schon Beide genauer, und mancherlei Freude und Leid hat unsre Herzen fest mit einander verkittet. So folgen Sie mir denn in das Innere des Hauses und thun Sie, als ob Sie unter

dem eigenen Dache wären. Was ich habe und besitze, soll auch für Sie vorhanden sein, falls Sie damit vorlieb nehmen wollen.«

Bodo dankte gerührt mit wenigen Worten und trat nun durch den hinteren Küchenraum der mächtigen Tenne, wo Alles in ämsigster Thätigkeit war und Leben und Weben von Ausgang der Sonne bis in die sinkende Nacht herrschte, in das erste Zimmer ein, in welchem der Meier wohnte und seine häuslichen Geschäfte zu ordnen pflegte. Jedoch hielt er sich diesmal nicht darin auf, schritt vielmehr rasch hindurch und führte seinen Gast unmittelbar in das zweite geräumige Gartenzimmer, wo sie damals geplaudert und welches der Wirth als der abwesenden Tochter gehörig bezeichnet hatte. Bodo blickte sich wehmüthig und doch mit hochaufschlagendem Herzen darin um. Alles stand und lag wie damals, Alles sah behaglich, schmuck und einladend aus, als wäre die schöne Besitzerin nur einen Augenblick daraus abwesend, um sogleich wiederzukommen und die kurz vorher unterbrochene Thätigkeit von Neuem zu beginnen. Die Morgensonne schien warm und klar in die offenen Fenster herein, durch die Bäume draußen rauschte ein leichter Wind und schaukelte unmuthig die schweren Zweige, an denen reichliche Frucht hing, die sich schon lieblich unter den Strahlen der Augustsonne zu röthen begann.

»Hier,« sagte der Meier, mit der Rechten rings um sich her deutend, »sollen Sie wohnen, mein lieber Freund. So habe ich es mir ausgedacht, und damit wünschte ich Sie befriedigt zu sehen. Hier habe ich Sie stets in meiner unmittelbaren Nähe und bin immer bei der Hand, wenn Sie meine Gesellschaft wünschen sollten. Gertrud ist nicht da und so steht das Zimmer, eins der freundlichsten im Hause, leer,

und ich selbst habe gern Leben und Menschen um mich her, die mich verstehen und die ich liebe. Das Mädchen wird mit meiner Anordnung hoffentlich zufrieden sein und nicht zürnen, daß wir uns ihre Abwesenheit auf diese Weise zu nutze machten.«

Bodo fühlte sich in diesem behaglichen Raume wohlthätig und heimisch zugleich angehaucht, wo sein Geist ja nur die beste Gesellschaft haben konnte, und er dankte dem Meier mit herzlichen Worten für seine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Bald darauf wurden seine Koffer in das nebenanliegende Schlafzimmer gebracht und der Meier bestand darauf, daß er gleich das Nothwendigste und Liebste bei Seite lege, »denn so liebe ich es,« sagte er. »Man fühlt sich erst warm in einer neuen Wohnung, wenn man seine kleinen Bedürfnisse in gewohnter Weise um sich her untergebracht hat und das soll hier bald gethan sein. Wohlan denn, ich helfe, fangen Sie an – hier haben Sie leere Kasten und Schubfächer genug und da steht der Schreibtisch, ohne den Sie nun einmal nicht leben können – ich habe gesorgt, daß Sie Raum genug überall finden.«

Bodo konnte nicht anders und so begab er sich daran, des Meier's Wunsch zu erfüllen, der ihm rüstig zur Hand ging, daß die erste Arbeit bald beendet war.

Während dieses kleinen Geschäfts fuhr der Meier unter Andern also zu sprechen fort: »Ich habe nun folgenden Vorschlag,« sagte er. »Wenn wir hier fertig sind, frühstücken wir und dann setzen wir uns zu Pferde und reiten über die Felder und Wiesen hin. Ich habe drüben in der Mühle an den Bergen zu thun und es wird bei dem guten Wetter ein hübscher Weg sein, den wir zusammen zurücklegen. Sind Sie damit einverstanden?«

»Vollkommen, lieber Meier. Sie sollen über meine ganze Zeit zu gebieten haben und ich füge mich in Alles.«

»O nein doch – nicht *fügen* bloß müssen Sie sich, auch Alles gern thun, was zu thun ist.«

»So, stimme ich Ihnen auch darin bei – ich thue Alles gern, was Sie zu thun mir vorschlagen, denn so lange ich bei Ihnen bin, habe ich Zeit in Fülle.«

Der Meier lachte unwillkürlich über diese Worte, was Bodo, da er es bemerkte, sich eigentlich nicht erklären konnte; jedoch schwieg er und kramte ämsig weiter.

Wie der Meier aber gesagt, so geschah es. Man frühstückte, wie es auf dem Lande in jener Gegend üblich ist, kräftig und reichlich, setzte sich dann zu Pferde und trabte munter ab, über die halmlosen Felder und grünen Wiesen hin, den blauen, malerisch ausgezackten Bergen des Teutoburger Waldes zu, wo der Meier am schon beschriebenen Forellenbache eine Wassermühle besaß, deren Werk und Betrieb er besichtigen wollte, da er gerade einen Bau daran unternahm. Auch auf diesem Ritte zeigte er sich unterhaltend wie nie und das treuherzige Wesen des einfachen und naturwüchsigen Mannes machte einen tiefen Eindruck auf den empfänglichen Geist seines Gastes.

Als sie gegen ein Uhr Mittags etwas ermüdet zurückkamen, erwartete Bodo eine Ueberraschung, da er das kurz Vergangene fast aus dem Auge verloren hatte. Fräulein Treuhold war mit ihren Mägden von Sellhausen angelangt und begrüßte ihren Herrn und den Vetter mit den herzlichsten Worten, wobei indessen die in letzter Zeit zur Gewohnheit gewordenen Zähren wieder eine kleine Rolle mitspielten. Auf den Legationsrath wirkte ihre erste Erscheinung freilich etwas trübe ein, zumal er von ihr hören mußte, was

an diesem Morgen auf Sellhausen vorgefallen, so lange sie dagewesen sei; als man aber erst gespeist hatte und dann im Garten unter einem an Früchten überreifen Apfelbaume den Kaffee trank und eine Cigarre rauchte, dabei gemüthlich plauderte und der Treuhold Glück, wieder bei ihrem Herrn zu sein, in rührender Herzlichkeit zum Vorschein kam, wurden Alle wieder heiterer gestimmt und namentlich der spannkraftige Geist Bodo's fühlte sich lebhaft angeregt und gab sich den neuen Eindrücken seines hiesigen Aufenthalts mit sichtbarer Befriedigung hin.

Eine Stunde später ließ der Meier zwei frische Pferde vorführen und schlug seinem Gast noch einen kleinen Ritt in einer anderen Richtung als am Morgen vor. Bodo war sogleich bereit; man stieg in die Sättel und ritt ab. Der kleine Ritt dehnte sich aber wieder zu seinem recht großen aus, und als die beiden Männer am Abend heimkehrten, schmeckte ihnen das nahrhafte Essen vortrefflich und auch des Meier's feuriger Wein that seine Schuldigkeit, so daß unser Freund sich bald in seinem weichen Bette von dem einschläfernden Fittig der Nacht umfächelt fühlte, ohne daß er wußte, wo der erste Tag seiner Heimatlosigkeit geblieben war, vor dessen unabsehlicher Länge er schon am frühen Morgen die größte Besorgniß gehegt hatte.

---

In ähnlicher Weise wurden von den beiden Männern die nächsten drei Tage auf Allerdissen verlebt und in dieser ganzen Zeit schien es, als ob der Meier es darauf angelegt habe, seinem Gaste keinen Augenblick Ruhe zu gönnen und ihn

fast nie allein zu lassen, um ihm so alle Gelegenheit zu benehmen, seinen Gedanken nachzuhängen oder seine Phantasie auf vergangene oder verlorene Dinge zurückzuführen.

Schon am frühen Morgen, gleich nach dem ersten Frühstück, stieg man entweder zu Pferde oder setzte sich in den Wagen, um da oder dort irgend ein Geschäft zu verrichten, deren der Meier gerade in dieser Zeit unzählige und immer höchst wichtige zu haben schien. Auch wußte er es stets so einzurichten, daß man erst kurz vor der Speisestunde nach Hause kam und dann gleich ein Anderer, zumeist die Treuhold, den Legationsrath in Anspruch nahm. Nach Tische tauchte urplötzlich eine neue nothwendige Besichtigung in der Ferne auf und wiederum ging es frisch hinaus, um erst am Abend, wenn es schon dunkelte, daheim zu sein.

Glücklicher Weise begünstigte das Wetter diese Unternehmungen ungemein, der einladendste Sonnenschein lag auf Wald und Flur und Bodo fand so viel Abwechslung in diesem thätigen Bewegen, daß ihm jede Stunde fast einen neuen Genuß, eine neue Anregung bot, wobei namentlich die reizenden Umgebungen des Meierhofes einen großen Einfluß auf sein Gemüth übten. Bald heitere, bald ernste, immer aber ruhige und wohlthuende Gespräche verkürzten diese Ausflüge, allerlei Zustände und Verhältnisse kamen auf die Tagesordnung und hierbei hatte Bodo hinreichende Gelegenheit, die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, den Reichthum, an Erfahrung und die umfassende Bildung seines Wirthes zu bewundern, sogar auf Feldern, die von seiner ländlichen Zurückgezogenheit weit ab zu liegen schienen und doch von ihm fleißig angebaut und ergiebig ausgebeutet waren.

Wenn der Meier mit dieser Art, die nächsten Tage rasch verfließen zu machen, die Absicht verbunden, eine Erheiterung seines Gastes herbeizuführen und sein Gemüth zu beruhigen, so gelang ihm dieselbe vollkommen, und das sah er zu seiner eigenen Befriedigung sehr bald ein. Die Wirkung war fast eine wunderbare und wenigstens im Aeußern stellte sich Bodo gerade wie in früheren glücklicheren Tagen dar. Das thätige Leben rings um ihn her, das er vom Morgen bis Abend stets vor Augen hatte, gab ihm selbst Lust und Neigung zum Leben unter Menschen wieder, die Ruhe der im Stillen schaffenden Natur, der Friede, der über den fern blauen Bergen, den schweigenden Wäldern und grünen Auen ausgebreitet lag, führte seine Seele selbst wieder zur Ruhe und zum Frieden zurück, und wenn er nach langem Umherstreifen Abends spät endlich sein Zimmer betrat, um sich vielleicht einsam zu fühlen, so erweckte wiederum das Bewußtsein, von Gertrud's Besitzthümern umgeben zu sein und in dem Raume zu athmen, worin sie selbst einst geathmet, eine stille Freude in ihm, die vollkommen geeignet war, so manchen Kummer niederzudrücken, der dann und wann in unbelauschten Pausen, gleichsam wie ein Dieb in der Nacht sein Herz beschleichen wollte. Mit dieser stillen Freude kehrte dann auch wohl mitunter eine leise, scheu in der Ferne anftauchende Hoffnung künftigen häuslichen Glückes ein, die Lichter der Zukunft strahlten durch die Schatten der Gegenwart herüber, und was Wunder, daß diese selbst allmählig dadurch an Dichtigkeit und Umfang verloren, bis endlich die männliche Seele unsers Freundes sich frei und losgerungen hatte und er wieder mit neugestählter Elasticität den Werth auch seines jetzigen Daseins begriff.

Nur ein einziger Umstand war geeignet, seine zunehmende Behaglichkeit nicht ganz zum Durchbruch kommen zu lassen, und die allmälige Wahrnehmung und Bestätigung desselben reizte sein Nachdenken wieder nach einer andren Richtung hin auf. Bodo's Herz war voll bis zum Ueberfließen von der lieblichen Erscheinung, die ihm in den letzten Wochen auf Sellhausen das Leben versüßt, und am liebsten hätte er ohne Unterlaß von ihr gesprochen und dann, in glücklicher Stunde, vielleicht dem Meier sein volles Herz in offenem Bekenntniß dargelegt. Allein diese Stunde schien nicht kommen zu wollen, der Meier war, seltsam genug, zu gar keinem dauernden Gespräch über seine Tochter zu bewegen. Sobald Bodo nur von ferne auf sie hindeutete, sprang er ab und suchte die Aufmerksamkeit des Redenden auf einen ganz andren Gegenstand zu leiten. Eben so wich er directeren Fragen auf eine überaus geschickte Weise aus und am dritten Tage ihres Zusammenseins geschah dies auf eine so auffallende Art und mit einer, Bodo nicht entgehenden, fast verlegenen Miene, daß dieser beinahe eine bestimmte Absicht dahinter vermuthete und natürlich auf der Stelle schwieg.

Dieses erzwungene Schweigen über Etwas aber, was ihm so nahe am Herzen lag und wodurch er wider Willen zum Grübeln gereizt wurde, war es eben, was ihn noch allein verstimmt und endlich am vierten Tage seines Aufenthalts auf Allerdissen in eine gewisse Unruhe ausartete, die dem Meier nicht länger entgehen konnte und ihn endlich auch zu irgend einer Frage darüber veranlassen mußte.

Bodo hatte bis zu diesem Tage mit stillfroher Erwartung irgend einer Nachricht von Gertrud entgegengesehen, zumal ihr Vater ihm gesagt, daß sie seinen Brief erhalten habe.

Da jedoch keinerlei Nachricht eintraf, mußte einige Sorge in ihm entstehen, daß irgend ein Hinderniß vorliege, was dieses Schweigen bewirke und – mochte der Meier nun von seiner Tochter sprechen wollen oder nicht, den Grund dieses Schweigens mußte Bodo zu entdecken versuchen.

Als daher Beide am Abend dieses Tages von einem ihrer weitesten Ausflüge zurückkehrten, Bodo, in Gedanken versunken, nicht gleich auf irgend eine Frage des Meier's eine Antwort hören ließ, sah dieser ihn verwunderungsvoll von der Seite an und ihm fiel die ernste und zugleich unruhige Miene seines jungen Freundes auf. Von plötzlicher Theilnahme überrascht, ließ er sich zu der Frage verleiten, was ihn denn zu dieser Unruhe bewege, und da sagte Bodo ganz ehrlich:

»Lieber Meier, Sie haben ganz richtig bemerkt, ich bin in einiger Unruhe und diese nimmt sogar mit jeder Stunde zu, da mich Niemand davon befreien will, selbst wenn er vielleicht die Macht dazu hätte.«

Aus diesen Worten erkannte der Meier nur zu leicht, daß er wahrscheinlich eine Bahn betreten habe, die er für jetzt nicht betreten gewollt, und so blickte er mit deutlicher Verlegenheit auf den Hals seines Rappens nieder. »O, o,« sagte er sanft, »das thut mir ja leid.«

»Und da Sie mich doch einmal gefragt, was mich unruhig macht,« fuhr Bodo fort, »so sollen Sie es hören, wenngleich es mich bedünken will, als ob Sie meine Mittheilung nicht gerade haben befördern wollen. Lassen Sie mich also gerade heraus sprechen: Mich beunruhigt es sehr, daß ich bis jetzt keine Antwort auf meine Zeilen erhalten habe, die Sie selbst, wie Sie sagten, Ihrer Tochter zukommen ließen.«

»Ah, ist es das!« sagte der Meier, wie vor sich hin sprechend und dabei den Kopf rasch nach der Seite wendend.

»Ja, das ist's es. Ich habe zwar nicht direct in jenen Zeiten um eine Antwort gebeten, aber der Inhalt war doch von der Art, daß ich mit ziemlicher Bestimmtheit auf eine solche rechnen konnte. Können Sie mir nun irgend eine Erklärung hierüber geben, so bitte ich Sie, es zu thun, Sie erfreuen und beruhigen mich zugleich damit.«

Der Meier hatte sich wieder gesammelt und sah den warm Redenden freundlich an, aber doch lag in seinem treuen blauen Auge ein kleiner, seinem ganzen Wesen widersprechender Rückhalt und Bodo's schnellem Auge entging derselbe nicht.

»Sie haben Recht,« sagte er, »ich weiß auch nicht, warum sie nicht schreibt; selbst mich scheint sie in ihrer neuen Lage vergessen zu haben. Allein, wenn ich es mir recht überlege, giebt es auch wieder eine Entschuldigung für sie. Sie hält sich bei einer kranken Verwandten auf und hegt und pflegt sie. Das hält sie vom Schreiben zurück; wenn sie aber einmal erst dazu kommt, werden wir genug zu lesen kriegen, denn die Kleine ist bisweilen recht redselig.«

Der Meier beliebte in seiner Verlegenheit zu scherzen, und das gewahrte Bodo sehr wohl. Aber den Scherz damit auch bei ihm hervorzulocken, gelang jenem nicht, vielmehr war und blieb er vollkommen ernst dabei. Er wollte auch eben in seinem vorigen Gedankengange weiter vorschreiten, als der Meier sich plötzlich wieder zu ihm wandte und mit einer neuen Abschweifung zum Vorschein kam, die diesmal Bodo wirklich zu fesseln im Stande war.

»Aber da fällt mir ein,« sagte er, »daß übermorgen schon der achte August ist und daß wir dann wieder nach B...

müssen, um die Abschriften des Testaments entgegenzunehmen. Sie treffen dann nochmals mit den Baronen zusammen – haben Sie daran schon gedacht?«

»O ja, leider, und das ist mir sehr unangenehm.«

»So? Nun dann umgehen Sie es doch. Geben Sie mir eine schriftliche Legitimation, daß ich Ihr Stellvertreter bin, und ich mache das Geschäft für Sie ab. Wie, behagt Ihnen das nicht?«

Bodo sann einen Augenblick nach. »Gewiß,« erwiderte er, »aber dann müssen Sie auch meine Gelder in Empfang nehmen, die ich nun endlich doch wohl beanspruchen muß, um den guten Sachwalter nicht länger damit zu beschweren. Wollen Sie auch das?«

»Ei, von Herzen gern. In meinem eisernen Schrank liegen sie sicher genug und von mir können Sie das Geld jederzeit wieder erhalten, wenn Sie es anderweitig verwenden wollen.«

»Abgemacht. Sie sollen die Legitimation haben, sobald wir zu Hause angekommen sind, dann brauchen wir über die unangenehme Sache gar nicht weiter zu reden. Doch noch Eins, lieber Meier. Am achten August ist auch die Frist abgelaufen, bis wohin ich mich mit Ihrem Schweigen über meines Vaters und meine Verhältnisse begnügen muß. Werden Sie auch darin Ihre Freundespflicht erfüllen und mir jeden Aufschluß über die Räthsel meines Lebens geben, den Sie mir geben können?«

»Gewiß. Wenn ich übermorgen Nachmittag oder Abend von B. . . zurückkomme, wollen wir Ihres Vaters Papiere aus dem Schranke nehmen, Sie sollen sie lesen, und was dann noch mündlich hinzuzufügen ist, soll geschehen. Sind Sie damit zufrieden?«

»Vollkommen, und dann habe ich mich lange genug hier geruht, um mit frischen Kräften in's neue Leben zu treten.«

Der Meier nickte schweigend Beifall, wenige Minuten später aber hatte man das Gehöft von Allerdissen erreicht. An der Thür des ersten Zimmers kam die Treuhold den beiden Männern entgegen und überreichte dem Meier einen Brief. »Sie waren Beide kaum fortgeritten,« sagte sie, »da kam er.«

»Wer hat ihn gebracht?«

»Der Postbote, wie gewöhnlich.«

Der Meier warf einen Blick auf die Adresse und steckte ihn dann in die Tasche. Bodo ging auf sein Zimmer, um jene Legitimationsscheine zu schreiben und unterdessen las der Meier den rasch erbrochenen Brief.

Als Bodo nach einigen Minuten wieder in das bereits erleuchtete Zimmer des Meier's trat, wo man zu speisen pflegte, fand er diesen allein und sinnend langsam auf und nieder gehen. »Hier sind meine Bescheinigungen, lieber Meier,« sagte er, »und nun thun Sie damit, was Sie versprochen haben. Aber Sie hatten ja einen Brief erhalten – war er vielleicht von Gertrud?«

»Nein,« erwiderte der Meier, rasch und entschlossen den Kopf erhebend, »er war nicht von der Kleinen, aber doch von Jemanden, den Sie kennen. Er kam von der Cluus.«

»Ah! Von Frau Birkenfeld!« rief Bodo mit eigenthümlich betroffenem Gesicht.

»Ja, von ihr, und offen gestanden, sie beschwert sich eigentlich über Sie. Zunächst fragt sie, ob ich nicht wüßte, wo Sie sind, und dann verwundert sie sich über Etwas, worüber ich mich auch schon gewundert, nämlich daß Sie sie

noch nicht besucht haben, nachdem Sie Sellhausen verlassen mußten. Sie habe Sie bestimmt erwartet, schreibt sie, und ich dünkte, sie hätte nicht so ganz Unrecht mit ihrem sanften Vorwurf – wie?«

Bodo blickte sichtbar befangen vor sich nieder, als säne er über die Worte nach, die er gebrauchen wollte, um sich dem Meier recht verständlich zu machen, dann aber erhob er rasch wieder das Auge und sah denselben mit seiner offensten Miene an. »Mein lieber Freund,« sprach er langsam und bedächtig, »es mag wohl so scheinen, daß ich diesen Vorwurf verdiene, aber in Wahrheit verdiene ich ihn nicht. Glauben Sie etwa nicht, daß mich ein gewisses falsches Schamgefühl abhielt, dieser guten Frau *jetzt* unter die Augen zu treten, ach nein! Es ist vielmehr ein ganz anderes Gefühl, das sie wohl entschuldigen wird, wenn sie davon Kenntniß nehmen sollte. Meine Seele war in Wahrheit – so sehr ich mich bemühte, es zu verbergen – zu tief erschüttert, um in den ersten Tagen nach jener Testamentseröffnung schon vor irgend einen mir mehr oder weniger fremden Menschen zu treten. Als ich Frau Birkenfeld noch fleißig besuchte, war ich glücklich, durch Nichts behindert, in vollem Sinne frei und mein eigener Herr. In diesem Zustande konnte ich die alte Frau erheitern. Jetzt aber, wie ich nun einmal bin, kann ich das nicht und ich möchte ihr durch mein dumpfes Wesen keine trübe Stunde bereiten. Da haben Sie meine Entschuldigung – weiter giebt es keine.«

»So, so,« sagte der Meier, seinen Spaziergang wieder an tretend. »Es mag wohl so sein,« fuhr er nach einer Weile wieder fort, »ich glaube Ihnen, aber einen Rath, denke ich, muß ich Ihnen doch geben. Gehen Sie lieber nach der Cluus, sobald wie möglich; wer weiß, wie lange die alte Frau noch

lebt. Daß Sie ihr eine trübe Stunde bereiten, brauchen Sie nicht zu befürchten, ach nein! Sie erwartet von Niemanden eine Aufheiterung und ist in sich selbst heiter und zufrieden genug. Vielleicht sogar gelingt es ihr besser, als irgend einem Anderen, heilsam auf Sie einzuwirken, denn sie kennt und versteht das menschliche Herz und mit Kummer und Sorgen hat sie auch genügende Bekanntschaft gemacht. Möglicher Weise kommen Sie dann erheitert hierher zurück und beginnen« – hier lächelte der Meier unwillkürlich, ohne daß Bodo es sah – »Ihr neues Leben mit umso frischen Kräften. – Wissen Sie was?« fuhr er plötzlich noch herzlicher fort, »ich habe einen Vorschlag. Wenn ich übermorgen nach B. . . fahre, begleiten Sie mich bis zum Wege nach der Cluus. Wir nehmen ein Pferd mit und Sie reiten dann wieder zurück, wann es Ihnen beliebt. Dann haben wir beide den Tag gut angebracht und Abends treffen wir munter hier wieder zusammen und erzählen uns unsere verschiedenen Erlebnisse – wie?«

»Dem stimme ich bei,« versetzte Bodo, »und nun ist es beschlossen. Sie holen mir mein Testament und mein Geld und ich hole mir, wie Sie sagen, Heiterkeit – was kann man mehr verlangen?«

Er wollte noch weiter reden, aber die Treuhold erschien und fragte, ob die Herren bereit wären, das Abendbrod einzunehmen?

»Ja, alte gute Treuhold!« rief der Meier mit wunderbar aufgeklärtem Gesicht. »Und bringe uns eine Flasche vom Besten – Du verstehst!«

Noch am späten Abend dieses Tages, nachdem sein Gast ihn schon verlassen hatte und zur Ruhe gegangen war, setzte sich der Meier an seinen Schreibtisch und schrieb einen langen umständlichen Brief. Am nächsten Morgen um fünf Uhr aber ließ er einen seiner Hofleute aufsitzen und denselben an den Ort seiner Bestimmung tragen.

Außer jenem ihm von der Treuhuld überlieferten Briefe aber hatte der Meier noch einen anderen erhalten und von dem gab er Bodo vorläufig keine Kenntniß, um ihm am nächsten Morgen eine kleine Ueberraschung zu Theil werden zu lassen. Er hatte nämlich schon vor zwei Tagen an Baron Grotenburg nach Sellhausen geschrieben und um den Verkauf des alten Braunen gebeten, indem er zugleich eine Summe angab, die er dafür zahlen wolle, wenn der Baron seinen Wunsch zu erfüllen geneigt sei! Kurz vor Tische nun hatte ihm einer seiner Hofleute gemeldet, daß der Braune von einem Diener des Barons mit Sattel und Zaumzeug gebracht worden sei, mit ihm zugleich ein Brief, den er seinem Herrn einhändigte. In diesem Briefe nun stand, daß der Baron erfreut sei, dem Meier einen kleinen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung geben zu können, und nun mit ihm ganz und gar auf den besten nachbarlichen Fuß zu kommen, werde er sich erlauben, am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr dem Meier einen Besuch abzustatten.

Diese Zeilen waren auf eine Art und Weise abgefaßt, daß der Meier fast in Erstaunen gerieth, denn so viel Höflichkeit und Artigkeit hatte er von dem vornehmen Herrn nicht erwarten können. Ja es lag sogar ein scheinbar herzlicher Ton in dem kurzen Schreiben – und der allein ließ den ehrlichen Meier besorgen, daß des Barons Willfährigkeit, das Pferd zu verkaufen, und seine Absicht, ihn am nächsten Morgen zu

besuchen, einen ganz anderen Zweck als bloß das Bestreben andeute, eine nachbarliche Verbindung anzuknüpfen. Wie dem aber auch sein mochte, der Meier war zum Empfange des Barons auf jede Weise gerüstet, und es handelte sich bei ihm für's Erste nur darum, seinen bisherigen Gast um zehn Uhr auf einige Stunden aus dem Hause zu schaffen, da er ihm aus reinem Zartgefühl nicht nur den Anblick des Barons ersparen, sondern ihm sogar sein eigenes Zusammentreffen mit demselben verschweigen wollte, um ihn aus seiner kaum erlangten Ruhe nicht wieder aufzurütteln.

Zu diesem Zweck hatte er eine kleine List ersonnen und diese wurde am frühesten Morgen des anderen Tages auf folgende Weise ausgeführt.

Als der Legationsrath um sechs Uhr in des Meier's Zimmer trat, fand er denselben mit einer langen Rechnung beschäftigt. Nach der ersten Begrüßung fiel Bodo's Auge darauf und er fragte sogleich:

»Schon so früh mit Zahlen beschäftigt! Das wäre für mich kein angenehmer Beginn eines so schönen Tages.«

»Das ist es auch für mich nicht, lieber Freund, und es ist gut, daß meine heutige Arbeit nicht an morgen fällt, sonst wäre ich in eine arge Klemme gerathen.«

»Haben Sie denn so viel zu thun?« fragte Bodo arglos.«

»Ja, und ich soll sogar an zwei Orten zugleich sein. Das gränzt an Hexerei, nicht wahr?«

»Kann ich Ihnen vielleicht eine Arbeit abnehmen?« fragte Bodo freundlich.

Der Meier sah so ehrlich wie möglich, aber doch dabei erröthend seinen zuvorkommenden Gast an und sagte dann: »Wenn Sie wollen, ja, warum nicht?«

»Was soll ich thun – geben Sie her!«

»Sie sollen nach der Mühle reiten, wenn Sie Lust dazu haben, dem Baumeister, der jetzt dort beschäftigt ist, diese Berechnung bringen und ihn bitten, mir, wenn er sie durchgesehen, sein Ja oder Nein gleich zurückzusenden. Das ist viel verlangt, nicht wahr? O freilich und ich will lieber irgend einen meiner Leute damit beauftragen.«

»O nein,« sagte Bodo rasch, »lassen Sie mich das, übernehmen. Ich reite gern allein, der Weg ist angenehm, das Wetter prächtig – also warum nicht? Wann soll ich fort?«

»Vor neun Uhr nicht, wenn Sie denn doch einmal darauf bestehen. Bis dahin habe ich etwa mit der Berechnung und dem Anschreiben selbst zu thun.«

»Gut, aber dann kann ich vor ein Uhr nicht wieder hier sein.«

»Das thut auch nichts, übereilen Sie sich nicht, reiten Sie *con amore*. Ich komme auch erst um ein Uhr von . . . zurück, wo ich ein anderes nothwendiges Geschäft vollbringen muß, das meine persönliche Gegenwart verlangt.«

So trank man denn den Kaffee, ging eine Stunde hinaus auf das Feld und dann setzte sich der Meier an seine Berechnung, während Bodo einige Briefe an fernlebende Freunde schrieb, wozu er heute seit langer Zeit wieder die erste Neigung in sich spürte.

Wie erstaunte er aber, als er, nachdem ihm etwa um halb zehn Uhr gemeldet, daß sein Pferd in der Tenne bereit sei, mit dem Meier heraustrat – den Brief an den Baumeister schon in der Tasche tragend – und nun seinen alten Braunen, gesattelt wie sonst, darin stehen sah.

»Meier!« Lief er. »O, das ist hübsch von Ihnen! Ah, nun durchschaue ich Ihre kleine List – Sie haben mich einmal

wieder mit meinem alten Braunen wollen allein sein lassen, und darum muß ich nach der Mühle!«

Der Meier lachte herzlich und drückte die ihm dargebotene Hand des jungen Mannes. »So etwas mögen Sie Recht haben, aber doch nicht ganz,« sagte er. »Allerdings spielt der Braune heute eine Hauptrolle, aber Ihr Ritt nach der Mühle war doch gewiß sehr nothwendig.«

»Nun, er soll auch ausgeführt werden. Also der Baron ist willig gewesen, den Braunen zu verkaufen?«

»Sie sehen es ja, da steht er und freut sich, Sie wieder tragen zu können, Ich bot dem Herrn einen anständigen Preis und da ließ er die Waare, ich wußte es ja.«

»Aber Sie dürfen sie nicht behalten, ich nehme sie für mich zu demselben Preise in Anspruch.«

»Das wollen wir uns noch überlegen, lieber Herr, ich bin bisweilen etwas knauserig. Zuerst reiten Sie nur nach der Mühle und morgen nach der Cluus; dahin soll der Braune auch mit, dann wird Ihnen der Weg um so weniger langweilig. Und nun Gott befohlen! Auf Wiedersehen am Mittag!«

---

Kaum hatte der Legationsrath das Gehöft verlassen und war auf seinem guten Braunen in freudigerer Stimmung, als er sie bisher gehabt, abgeritten, so kehrte der Meier mit ernster Miene in sein Zimmer zurück, bestellte das vorher für ihn gesattelte Pferd ab und erklärte, für jetzt zu Hause bleiben und erst um zwölf Uhr reiten zu wollen. Nachdem er nun ein hübsches Röllchen Gold aus seinem Schranke genommen, in ein Papier gewickelt und auf den Tisch gelegt hatte, an dem sein vornehmer Besuch sitzen sollte, rüstete

er sich, denselben zu empfangen, den er noch nie auf seinem Hofe gesehen und dessen Anliegen – er ahnte es bereits – ihn in eine viel ernstere Stimmung versetzte, als er sie je diesem Manne gegenüber gehabt.

»Ah, das Wasser muß ihm hoch bis an den Hals gehen,« sagte er, »sonst würde er nicht zu mir kommen – der Baron zu dem Bauer. Nun, die Wirkung war vorausszusehen und zu gut berechnet, als daß sie nicht hätte eintreffen sollen. Es ist gleich zehn Uhr und der Herr wird hoffentlich pünktlich sein, damit das Haus um zwölf Uhr wieder von ihm frei ist. Er komme, ich bin bereit.«

Der Baron war pünktlich, das Wasser mußte ihm also wirklich bis an den Hals gehen, wie der Meier sagte, und damit hatte der practische Mann die Wahrheit bis in's Herz getroffen. Baron Grotenburg hatte eigentlich nur achtundvierzig sorgenlose und glückliche Stunden verlebt, seitdem er das Gut Sellhausen geerbt; von dem Augenblick an, wo er es selbst betrat, begann sich ihm das so sonnenhell geträumte Glück in düstere Nebel zu hüllen. Die alte Geldnoth, die er nun ein für alle Mal überwunden zu haben glaubte, brach mit neuer Gewalt hervor und von dem Moment der großen Kündigung an, hatte er so zu sagen keine Minute Ruhe vor dem verhängnißvollen Gespenst einer Zukunft gehabt, wie er sie sich so drohend und schreckenerregend in seinen elendesten Lebensmomenten nie hatte träumen lassen.

Was half ihm nun der schöne ererbte Besitz, wenn er kein baares Geld daraus ziehen, keinen Baum füllen und verkaufen durfte und außerdem noch ungeheure Zinsen bezahlen mußte, die kaum die erste aus dem Getreide gezogene Summe deckte? Nein, hier mußte Rath geschafft werden, wenn

man nicht verzweifeln sollte, man mußte Geld zusammenreiben, von welcher Seite es auch sei, nur um dem gefürchteten Termin der Zahlung des gekündigten Capitals mit ruhigem Herzen entgegensehen zu können.

Seine Schwäger halfen ihm bei diesem Unternehmen, so viel in ihrer Macht stand. Alle Drei fuhren schon am Tage nach der Kündigung bei ihren Bekannten und Freunden umher, klopfen an alle Thüren mit zarterem oder härterem Finger an, baten mit freundlichen Gesichtern überall um liebevolle Aufnahme, aber der Himmel weiß, wie es kam, alles baare Geld schien plötzlich aus der Welt verschwunden zu sein, und alle kurz vorher noch so wohlhabenden Leute waren mit einem Schlage von schrecklichen Verlusten heimgesucht worden, so daß sie selbst nur mit Mühe ihr kümmerliches Dasein fristen konnten. Nur mit größter Kraftanstrengung gelang es den drei Baronen, etwa 10,000 Thaler zusammenzuschaffen, von denen Pilatus XXII. den besten Theil geliefert, freilich erst nachdem ihm Baron Grotenburg mit Hand und Mund einen sehr schönen Theil seines Besitzes verpfändet, den er auf diese Weise »an den Mann« zu bringen, niemals für möglich und mit seinem Ehrgefühl verträglich gehalten hatte.

Wer hätte auch dem verschwenderisch und leichtsinnig mit dem Gelde umgehenden Mann, was aller Welt bekannt war, eine so große Summe borgen wollen, da ihm keinerlei Sicherheit dafür geboten und keine neue Hypothek auf das belastete Gut aufgenommen werden konnte? Freunde im wahren Sinne des Worts besaß er außer seinen Schwägern keine, alle begüterten Nachbarn hatten seit Jahren mehr oder weniger unter der Zuchtruthe seines Hochmuths und des Dünkels seiner Frau und Tochter gelitten, er hatte sich

mit Keinem auf den rechten Fuß zu setzen vermocht, da er bei jeder Gelegenheit das hervorragende Alter und den Glanz seiner Familie geltend machte und auf die unbekanntesten Leistungen seiner Vorfahren ein Gewicht legte, das nur eine demüthigende Rückwirkung auf andere Familien äußern und ihm sogar Diejenigen entfremden mußte, auf die er früher mit herablassendem Stolz als Seinesgleichen geblickt hatte.

Allein nicht nur die vergeblichen Bemühungen um eine so große, erst in Zukunft zu zahlende Stimme erregten augenblicklich die große Sorge in ihm, nein, eine viel näher liegende war dicht an ihn herangetreten und diese nahm alle Tage in so schrecklicher Ausdehnung zu, daß er endlich ganz wirr wurde und zuletzt fast der Verzweiflung anheim fiel. Denn kaum war das Gerücht seiner großen Erbschaft, natürlich um das Zehnfache gesteigert, wie ein Lauffeuer durch das ganze kleine Ländchen geflogen, wobei man sich noch seltsame Geheimnisse über die eigentliche Natur dieser Erbschaft zuflüsterte, so kamen von allen Seiten Gläubigerschaaren herbei, forderten ungestüm die Bezahlung der seit Jahren geliehenen Summe und drohten sogar mit Execution, wenn nicht wenigstens ein Theil davon auf der Stelle abgetragen würde.

Was sollte der arme Baron diesem Drängen gegenüber anfangen, wie sollte er sich retten aus dem Chaos, das mit jeder Stunde verworrener sich um ihn her aufzuthürmen begann, wozu konnte er sich noch entschließen, als da Hülfe zu suchen, wo er sie früher, hätte ihm irgend Jemand dazu den Vorschlag gemacht, mit Verachtung und Entrüstung zurückgewiesen haben würde?

Alles in Allem berechnet, gab es nur noch drei Wege für ihn, auf denen er möglicher Weise zum gewünschten Ziele gelangen konnte. Der eine davon führte zum Hofe von Allerdissen, der zweite nach der Cluus und der dritte endlich nach der Residenz, um dort die Gnade des Fürsten zu beanspruchen, der ihn früher so oft holdselig angelächelt und ihm sogar einmal in heiterer Laune gesagt haben sollte: »Eigentlich sind wir Vettern, mein lieber Grotenburg, denn Ihre Vorfahren sind mit den meinigen wiederholt verschwägert gewesen.« Ja, diese erhabene Verschwägerung sollte und mußte noch als letzter Rettungsanker in Betracht gezogen werden, aber dazu war er erst entschlossen, wenn die beiden andern Hülfquellen sich so – o schrecklich, es nur zu denken – als unergiebig erwiesen haben würden.

Wir haben es hier zuvörderst nur mit dem ersten Wege des Barons zu thun und, wie schon gesagt, traf der edle Herr pünktlich auf Allerdissen ein, um »dem lieben Meier« einen freundnachbarlichen Besuch abzustatten, den er, um ihn sicher zu Hause zu treffen, einen Tag vorher angekündigt hatte. Der Meier saß in seiner Wohnstube bei der Arbeit, als ihm die Ankunft des Barons gemeldet wurde. Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern befahl nur, den Herrn zu ihm zu führen, und erst als derselbe in die Thür trat, stand er von seinem Platze auf und ging ihm mit ernster, zurückhaltender Miene entgegen, da er sich vorgenommen, weder in Blick noch Wort von vornherein eine Freundlichkeit zu äußern, der das Ende der Unterhaltung doch nur widersprechen mußte.

Der Baron sah angegriffen, überbürdet, in höchstem Maaße von innerer Sorge gequält aus; sein Gesicht war blaß, sein Auge blickte unstät und fast furchtsam, und seine sonst

so vornehme Haltung war einer bescheideneren gewichen, die in dem Augenblick, als er dem großen athletischen Manne gegenübertrat, der so selbstbewußt einherging und fest auf den Füßen stand, sogar eine gewisse Demuth erkennen ließ, die sicher nicht in der Natur des Herrn lag, vielmehr nur eine angenommene Maske war, um mittelst derselben leichter zum vorgesteckten Ziele zu gelangen.

»Mein lieber Meier,« rief er schon, als er noch halb in der Thür stand und ihm dabei gleichsam sehnsüchtig beide Hände entgegenstreckte, »Sie sind also wirklich zu Hause, ah, das ist gut, und sehen Sie, da bin ich auch. Nun ja, ich muß Ihnen doch als neuer Nachbar den ersten Besuch machen – das ist in der Ordnung – und ich setze voraus, daß Sie die Freundschaft, die Sie mit den Bewohnern von Sellhausen von jeher gepflegt, auch auf mich übertragen werden, he?«

»Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Baron!« entgegnete der Meier, ohne auf die vorgelegte Frage einzugehen, und als der Besuch seinen Sitz da eingenommen, wo das Geld lag und wohin der Meier ihn geführt, setzte sich dieser ihm selbst gegenüber, mit unerschütterlicher Ruhe die verzerrten Züge des Barons betrachtend, der sich alle Mühe gab, eine Sorglosigkeit und Herzlichkeit an den Tag zu legen, von denen im Augenblick doch nicht dies geringste Spur in seiner Seele vorhanden war.

Da der Meier nach jenen wenigen Worten nun schwieg, glaubte der Baron die Unterhaltung wieder aufnehmen zu müssen, obgleich ihm dieser steife Empfang nicht so recht behagen wollte. »Ja,« fuhr er fort, »und die Veranlassung zu meinem frühen Besuch hat blos der kleine Handel geboten, wozu Sie mir eine so angenehme Gelegenheit geliefert haben. Das Pferd ist doch bei Ihnen eingetroffen?«

»Gewiß, Herr Baron, und hier liegt schon die von mir dafür gebotene Summe bereit.«

Der Baron warf hastig einen begierigen Blick auf das kleine dicht vor ihm liegende Päckchen, lächelte süßlich, streckte langsam die Hand danach aus, und als er es darin hielt, wog er es bedächtig und dann, gleichsam damit spielend und es aus einer Hand in die andere werfend, ließ er es plötzlich in irgend einer Tasche verschwinden, ohne daß der aufmerksame Meier wahrnehmen konnte, wo es geblieben war. »Aber mein lieber Freund,« fuhr der Baron nach einigem Zögern fort, »was wohnen Sie hier hübsch! Welche Einrichtung voll Eleganz und Comfort, wahrhaftig, das hätte ich gar nicht erwartet. Ueberhaupt, Bester, was für ein Hof! Ich bin ganz erstaunt gewesen, als ich ihn betrat und in Ihrer mächtigen Tenne die schönen Pferde und Kühe sah – ganz mein Geschmack das, meine Freude! Auf Ehre, es wird nur an Ihnen liegen, daß ich mir recht oft diesen Genuß gönne und Sie als meinen besten Freund betrachte. Ich werde mir dann stets ein Glas frischer Milch ausbitten – die trinke ich so gern, wie ich überhaupt die Einfachheit in jedem Genusse des Lebens liebe.«

»Wollen Sie vielleicht gleich jetzt ein Glas Milch haben?« fragte der Meier ruhig und den armen Mann fast mit Theilnahme betrachtend, dessen Unruhe jeden Augenblick zunahm und der sich vergebens bemühte, auf irgend eine Weise die schwerwiegende Gunst seines Nachbarn zu gewinnen.

»Wenn ich darum bitten darf – ich werde es dankbar annehmen.«

Der Meier trat an den Schellenzug und läutete. Gleich darauf trat die schmucke Stubenmagd herein und als der Meier ein Glas frischer Milch befahl, brachte sie es rasch

auf einem blitzblank polirten Teller von Bronze, den der arme Baron beinahe für ächtes Gold gehalten hätte, so lebhaft schwebte ihm überall das kostbare Metall vor Augen.

Hatte der Baron nun einen sehr großen Durst oder that er nur so, genug er trank das mächtige Glas auf den ersten Zug fast zur Hälfte leer, und als habe man ihm dadurch eine große Labung verschafft, setzte er sich gleich darauf fest in seiner Sophaecke zurecht, um flüchtig die Art und Weise zu überlegen, wie er nun seinem Hauptziele nahe kommen wolle. Er schien sie bald gefunden zu haben, denn vertraulich lächelnd sagte er plötzlich:

»Und nun, mein lieber Freund und Nachbar, will ich Ihnen einmal etwas erzählen, was Sie in Verwunderung setzen und ganz gegen Ihre Erwartung sein wird, wie es auch gegen die meine war. Hm, ja! Sie wissen doch, wir sahen uns – morgen sind es acht Tage – zum letzten Mal – nur höchst flüchtig freilich – auf dem Gericht zu B. . . , wo mir unser guter alter Sellhausen, Ihr und mein Freund, aus verwandtschaftlichen Rücksichten sein Gut vermachte, nachdem sein Adoptivsohn – ich beklage den jungen Mann aus tiefstem Herzensgrunde – die Hand meiner Tochter so unüberlegt von sich gewiesen hatte. Nun ja, ich war trotzdem sehr erfreut über dieses Vermächtniß, das gestehe ich offen, aber was denken Sie, was mir gleich darauf begegnet? Sie werden es kaum glauben und gleich mir halb aus der Haut fahren. Daß einige Schulden auf dem Gute standen, wußte ich längst und das ist auch ganz natürlich; daß ich aber die Einsicht davon erst morgen im Hypothekenbuch nehmen sollte, wunderte mich anfangs, obgleich ich nichts Arges dabei dachte. Nun sehen Sie. Kaum bin ich achtundvierzig Stunden nach Eröffnung des Testaments, wie es dasselbe vorschreibt, in mein

Eigenthum eingezogen, da erscheint ein frecher breitspüriger Sachwalter des Hauptgläubigers und begeht die unerhörte Tactlosigkeit, mir in neunzig Tagen das ganze darauf stehende Capital zu kündigen, und zwar in einer Summe bestehend, die mir die Haare zu Berge trieb. Unter uns gesagt, ich hätte nicht gedacht, daß der alte Sellhausen, der manchmal den Mund so voll nahm, so viele Schulden gehabt. Na, was sagen Sie nun dazu?«

»Was soll ich dazu sagen, Herr Baron?« erwiderte der Meier mit kühlem Gleichmuth. »Die Kündigung geschah etwas früh, allerdings, aber wer weiß, wie die Sache zusammenhängt?«

»Ja, ja doch, das mag schon sein, aber die Hauptsache ist und bleibt, wie soll ich eine so große Summe in so kurzer Zeit aufbringen? Ein Vierteljahr geht wie eine Windsbraut vorüber. Holz darf ich nicht schlagen, der Erlös aus dem vorhandenen Getreide, nur zum Theil verwendbar, da ich doch meine ersten Einrichtungen baar bezahlen muß, reicht bei Weitem nicht aus – zu Juden kann ich nicht gehen, da ich keine Hypothek mehr aufnehmen darf – meine Freunde sind, unter uns gesagt, selbst nur arme Schlucker – und wer giebt mir nun, was ich nothwendig gebrauche?«

Der Meier lächelte, als ob er die Verlegenheit des Barons nicht vollkommen begreife. »Sollte es nicht zuerst Ihre Verwandte auf der Cluus, die Frau Birkenfeld thun?« fragte er mit einer Gemächlichkeit, deren Ironie nur dem in diesem Augenblick so aufgeregten Baron entgehen konnte.

Dieser fuhr wie von einem harten Schlage getroffen zurück. »Meine Tante, die Birkenfeld?« sagte er. »O nein doch! Die alte Hexe dreht jeden Groschen dreimal in der Hand um, ehe sie ihn ausgiebt – aber sehen Sie, da habe ich einen

ganz anderen Plan. Wo die alten Freunde nicht ausreichen, muß man neue zu Hülfe nehmen. Wie wäre es also – lassen Sie mich gerade heraus sprechen – Sie kennen ja Sellhausen – wissen, was es trägt und einbringt – wie wäre es, wenn wir Beide – wie wir vorher einen *kleinen* Handel so schnell abgeschlossen, jetzt einen *großen* schlössen! Wenn ich *Ihnen*, sage ich – einen Theil des Gutes – insgeheim – kein Mensch braucht davon zu wissen – die Hälfte der Gutseinkünfte jährlich verpfändete – Ihnen sicher stellen wollte – und wenn Sie mir dann – o lassen Sie mich es ehrlich und im Vertrauen aussprechen – aus der Noth zögen und die Summe bis zum ersten November beschaffen helfen – wie?«

Der Baron lehnte sich erhitzt und vor innerer Angst schwitzend, in das Sopha zurück. Es war ihm wenigstens gelungen, auszusprechen, was ihm so schwer auf der Seele gelegen. Jetzt trocknete er sich die nasse Stirn mit einem feinen Battisttuche und sah dann den Meier mit glotzenden Augen an, als könne er kaum den Augenblick erwarten, wo derselbe den Mund aufthun würde. Dieser Augenblick kam bald. Fest lehnte sich der Meier in seinen Stuhl zurück, sah den Baron streng und kalt an und sagte mit so klingender Stimme, daß sie dem Hörenden wie ein Messer in das Ohr schnitt: »Herr Baron! Sie sind halb und halb aufrichtig gegen mich gewesen – ich will es ganz gegen Sie sein. Sie haben sich mit Ihrem Vorschlage an den unrechten Mann gewandt. Ich thue Nichts insgeheim, weder für, noch gegen den Vortheil Anderer – was ich thue, kann immer die Welt wissen. Vor allen Dingen aber thue ich nichts gegen die Gesetze, der Moral, des gesunden Menschenverstandes und der Pflicht – Ihre vorgeschlagene Verpfändung des geerbten Gutes aber – noch dazu insgeheim – wäre auch gegen das Gesetz des

Staates, da das Codicill Ihres Testators sich deutlich genug über diesen Punkt ausgesprochen hat.«

Der Baron sah dem ehrlichen Mann in das dunkler gewordene Gesicht – er wollte schon weiter reden, da hob der Meier beschwichtigend die Hand gegen ihn auf und fuhr fort: »Ich bin noch nicht zu Ende, Herr Baron! Es giebt auch noch einen anderen Grund, warum ich Ihnen das Geld nicht vorstrecken kann, welches Sie von mir verlangen – ich würde damit eine Inconsequenz begehen, die ich vor Niemanden rechtfertigen könnte, am wenigsten vor Dem, der zumeist außer Ihnen bei der Sache betheilig ist – vor Ihrem Gläubiger.«

»Wie so denn das?« fragte der Baron angstvoll.

»Aufrichtig gesagt, ich hatte bis vor Kurzem selbst 30,000 Thaler auf Sellhausen stehen, habe diese aber dem Hauptgläubiger cedirt, da er wünschte – zu guten Zwecken – die ganze Forderung in Händen zu haben. Was würde nun dieser Gläubiger, was würde das Gericht sagen, wenn ich – hinter seinem Rücken zu Ihren Gunsten ihm sein Vorhaben paralysiren wollte, dadurch, daß ich Ihnen die Mittel gewährte, ihn zu befriedigen, wie?«

»Aber mein Lieber,« rief der Baron hitzig, »das ist mir ja ganz neu. Wem haben Sie denn diese 30,000 Thaler cedirt?«

»Dem Hauptgläubiger, sage ich Ihnen, der Ihnen jetzt die ganze Summe auf einen Schlag gekündigt hat.«

»Ja, ja doch, aber wer ist denn das?«

»Das werden Sie morgen aus dem Hypothekenbuch erfahren, Herr Baron.«

»Ach, das verfluchte Hypothekenbuch! Ja, ja doch, morgen werde ich es erfahren, aber ich möchte es heute schon wissen.«

»Von mir erfahren Sie es nicht, mein Herr,« sagte der Meier kurz und stolz, da der Baron zuletzt einen herrischen Ton gegen ihn angenommen hatte.

»Aber, mein lieber Freund, bedenken Sie doch, wie Sie mir gleich einem irdischen Gott helfen könnten. Welch ein Ruhm wäre das für Sie! Meine ganze Familie bewahren Sie vor dem Ruin, Sie machen sich dadurch in der ganzen Gegend einen Namen – gewinnen einen großen neuen Freundeskreis – der ganze Adel des Landes würde Sie preisen –«

»Herr Baron,« unterbrach ihn der Meier, noch stolzer als vorher das Haupt erhebend, »ich will von Ihrem ganzen Adel nicht gepriesen sein, ich will mir nicht in Ihrem Sinne einen Namen machen, denn ich besitze ihn schon in meinem Sinn, und was Ihre Familie betrifft, so war sie wahrscheinlich in ihrer besten Blüthe, wenn sie überhaupt so weit hinausreicht, nicht edler als die meine, die schon vor tausend Jahren ihre Ritter zählte, und ich gestehe keinem Barone das Recht zu – auch Ihnen nicht – mir in meinem eigenen Hause in's Gesicht hinein zu sagen, daß er sich höher dünkt, als ich mich dünke, ohne es durch Thaten beweisen zu können. Mein Adel, obgleich ich nur ein sogenannter Bauer bin und nichts weiter sein will, liegt in mir, in meiner Moral, in meiner Seele, in meinen Handlungen, während der Ihre, Herr Baron, ganz allein in *dem* liegt, was Ihre Vorfahren, nach Ihrem Glauben wenigstens, gethan oder nicht gethan haben. Sie allerdings mögen sich in Ihren eigenen Augen für einen Edelmann halten, mir aber, Herr Baron, ist ein edler Mann lieber, der rechtschaffen ist, ehrlich in Handel und Wandel sich erweist und keinem seiner Nächsten einen Vorschlag

macht, wie Sie ihn mir eben in's Gesicht zu schleudern gewagt – das haben Sie Ihrer *geheimen* Verpfändung von Sellhausen zu danken, Herr Baron!«

Der Baron war ganz starr und steif geworden. Er hatte sich erhoben und sah dem Meier fast drohend in's Gesicht. Aber noch einmal kam ihm seine mißliche Lage in's Gedächtniß und er schluchzte mehr als er sprach: »Aber, bester Mann, wie können Sie mich so falsch, so ganz falsch verstehen? So meinte ich es ja gar nicht! Ich etwas gegen die Gesetze thun, ich, der loyalste Mann im ganzen Lande? Ei, das wäre ja ganz wider Recht und Gewissen. Jedoch, bedenken Sie noch einmal meine Lage – sie ist, ich gestehe es Ihnen feierlich – verzweifelt! Was wird denn aus meinem ganzen Erbe, wenn ich am ersten November die 80,000 Thaler nicht bezahlen kann?«

»Was daraus werden muß!« sagte der Meier streng, der auch aufgestanden war.

»Nun – sprechen Sie es aus!«

»Sellhausen kommt unter den Hammer und Sie haben wenigstens die Freude gehabt, es neunzig Tage Ihr Gut zu nennen und eine hübsche Summe beim Verkaufe in die Tasche zu stecken. Das ist so klar, wie die Sonne am Himmel da oben.«

»Ein schöner Profit, wo man zehnmal so viel sicher in Händen gehabt – auf Ehre! Und Sie wollen nichts thun, um mich vor diesem Jammer zu bewahren?« flehte der Baron.

»Nichts, Herr von Grotenburg, gar nichts. Wenn ich auch wollte, ich könnte es nicht, und wenn ich auch könnte, ich wollte es nicht. Da haben Sie meine ganze freundnachbarliche Entscheidung.«

Der Baron senkte vor diesen mit energischer Stimme und männlicher Sicherheit gesprochenen Worten den Kopf. Das erste Ziel war verfehlt, es blieb ihm nur noch das zweite übrig, ehe es zum dritten und letzten ging. »Die arme Amalie!« dachte er. »Ich kann ihr nicht helfen und hätte es doch so gern gethan. – Sie haben also Ihr letztes Wort gesprochen?« fragte er noch einmal.

»Mein allerletztes, und mit solchen Anträgen beehren Sie mich niemals wieder.«

»So leben Sie wohl!« sagte der Baron höhnisch vornehm grinsend, im Innern aber sagte er: »Hol ihn der Teufel! Ich habe es vorher gewußt. Der Mensch ist ein Bauer und hat keine edlen Gefühle, kein Herz, keine Ehre – wie Unsereins! Ach, warum habe ich mich so erniedrigt und meine Perle vor die Säue geworfen t«

Der Meier begleitete den Baron bis zur Zimmerthür, weiter keinen Schritt. Als der Baron abgefahren war, ließ er sein Pferd satteln und, einer kräftigen Bewegung benöthigt, setzte er es in scharfen Galopp, um in weitem Bogen nach der Mühle an den blauen Bergen zu reiten und da seinem Freunde zu begegnen, ohne ihn das Mindeste von dem eben Erlebten merken zu lassen.

## SECHSTES KAPITEL. DIE SCHLEIER DER VERGANGENHEIT FALLEN.

Endlich war auch der achte August angebrochen. Wie der erste Tag desselben Monats, verhüllte auch er anfangs sein Angesicht in undurchdringlichen Nebel, der aber schneller

als damals fiel, und schon um acht Uhr Morgens überschaute das spähende Auge des Meier's einen ziemlich umfangreichen Horizont, während sich die oberen Luftschichten bereits mit einem goldigen Schimmer schmückten.

»Es wird ein guter Tag werden,« hatte er schon um sechs Uhr zu Bodo gesagt, als sie zusammen Kaffee tranken. »Es ist zwar jetzt noch nebelig, aber um zehn Uhr wird die Erde sich in ihrem lichtesten Gewande vor uns ausgebreitet liegen. Geben Sie Acht. Ich habe die bestimmte Voraussicht davon, und damit auch Sie den Tag wenigstens mit einem freundlichen Gedanken beginnen, so will ich Ihnen einen Gruß bestellen, den Sie schon lange erwartet haben.«

Bodo schaute erfreut auf, um so heiterer, da er seines Wirthes biederer Gesicht im vollen Sonnenglanze eines freudigen Lächelns schimmern sah. »Haben Sie einen Brief erhalten?« fragte er rasch.

»Ja. Sehen Sie, da ist er. Er war schon gestern Abend gekommen, man hatte ihn auf meinen Schreibtisch gelegt und vergessen, es mir mitzuthemen. Da finde ich ihn denn heute Morgen ganz unerwartet – aber die Freude ist dieselbe.«

»Was bringt er denn?« fragte Bodo mit lebhaft schlagendem Herzen.

»Zunächst einen freundlichen Gruß an Sie von Gertrud. Warum sie nicht geschrieben hat, wird sie Ihnen morgen erklären, wo sie auf kurze Zeit nach Allerdissen zu kommen gedenkt, um Ihnen – Lebewohl zu sagen, bevor Sie Ihre große Reise antreten.«

Bodo ging tief bewegt im Zimmer auf und nieder. Er konnte nicht gleich eine passende Erwiderung finden. Seine Seele frohlockte in zu stürmischer Freude über dies so sehnlich erwartete Wiedersehen. Der Meier hielt sein Auge fest auf ihn

gerichtet und beobachtete ihn unaufhörlich mit gespanntester Aufmerksamkeit, was Bodo in seiner freudigen Erregung gar nicht bemerkte. Plötzlich aber wandte er sich zum Meier und fragte mit fast blitzendem Auge: »Wann kommt sie? Morgen?«

»Ja, dann ist sie hier – ich freue mich auch. Ach ja!«

»Lieber Meier,« sagte da Bodo herzlich und legte seine Rechte auf die Schulter des großen Mannes, »darf ich an diesem gesegneten Tage ein ernstes Wort mit Ihnen reden?«

Der Meier nickte. »Immer zu – wenn nicht schon früher.«

»Nein, früher nicht; morgen, wenn Ihre Tochter hier, ist die rechte Zeit. Dann bin ich auf der Cluus gewesen und habe, wie Sie sagen, ein erleichtertes Herz mit zurückgebracht; morgen will ich es dann ganz erleichtern und dann fort mit der Vergangenheit – und frisch in's neue Leben hinein!«

»Immer frisch!« rief der Meier. »Ich bin mit dabei. Und im nächsten Sommer besuchen wir Sie, wo Sie auch sein mögen.«

»Es soll ein Wort sein!« rief Bodo entzückt und schüttelte dem biedern Manne traulich die Hand. –

Um acht Uhr stand der Wagen bereit, die beiden Männer aufzunehmen. Der Braune war mit einem Zügel an das Stangenpferd geschnallt und schien sich schon im Voraus gewaltig zusammenzunehmen, um mit den schnellfüßigen Grauschimmeln gleichen Schritt halten zu können.

Die Treuhold geleitete die beiden Herren bis zum Wagen und drückte Bodo herzlich die Hand zum Abschiede. »Kommen Sie wieder so fröhlich von der Cluus zurück, wie das erste Mal,« sagte sie, »dann können wir ja wohl Alle zufrieden sein.«

»Ich hoffe es!« erwiderte Bodo, der wieder still geworden war, als er sein heutiges Ziel allmählig näher rücken sah.

Unter ziemlich munterem Gespräch gelangten die beiden Reisenden bis an den Weg, der nach der Cluus abführte. Es war erst ein Viertel nach neun Uhr, denn man war rasch gefahren. »Werde ich auch nicht zu früh auf der Cluus eintreffen?« fragte Bodo, nachdem er nach der Uhr gesehen.

»Ich glaube nicht. Die Alte ist schon früh auf, Sie wissen es ja, und Sie sieht sie gewiß gern. Sie können ja auch langsam reiten, um später einzutreffen. So, da sind wir. Halt, Fritz!«

Bodo drückte dem Meier die Hand, stieg aus und löste den schwitzenden Braunen von seinem Nachbar ab, denn der anhaltende scharfe Trab war ihm etwas sauer geworden. Wenige Minuten später hatten sich die beiden Männer getrennt, der Meier sah dem Abreitenden mit eigenthümlich verklärtem Lächeln nach, dieser aber drehte sich nicht mehr um, sondern setzte seinen nur noch kurzen Weg nach dem Fährhause im langsamsten Schritt fort.

Der Meier hatte Recht gehabt, der Nebel war um diese Zeit schon gänzlich verschwunden und die Sonne mit blendendem Glanze am lichtblauen Himmel her aufgestiegen. Die ganze Natur lag frisch und klar vor den Blicken des jungen Mannes, aber in seinem Innern wollte sich diese Klarheit noch immer nicht ganz einstellen. Wider Willen mußte er zwischen jenem ersten Tage, wo er denselben Weg verfolgte, und dem heutigen Vergleiche anstellen. Wie hatte sich seitdem Alles, Alles in ihm und um ihn verändert! Damals Besitzer eines schönen Gutes, Heimat und Zukunft gesichert, seine Gegenwart heiter – heute, zwar kein Bettler, aber bei Weitem weniger wohlhabend. Doch das war ja nicht die Hauptsache für ihn. Damals war er der Sohn eines

angesehenen Mannes gewesen, und heute hatte er keinen Vater mehr. Damals hatte sein Herz noch nicht in Liebe zu einem andern Wesen gesprochen, heute war es ganz erfüllt davon bis auf den letzten Blutstropfen.

»Wenn das kein Unterschied ist,« sagte sich der einsame Reiter, »so weiß ich es nicht. Und doch, wann war ich eigentlich besser daran? Damals oder heute? Hm! Aeußerlich war ich damals glücklicher, heute bin ich es innerlich – und das ist am Ende doch die Hauptsache. Heute Abend schon wird mir der brave Meier das Dunkel klären, welches wenigstens meine Vergangenheit umschwebte, und vielleicht – vielleicht wird bald ein helleres Licht wieder vor mir aufgehen und Vergangenheit und Gegenwart zu einer freundlicheren Zukunft ausgleichen. Also nicht verzagt! Vorwärts! Und siehe, da liegt die stille, freundliche Cluus, und wieder werde ich der seltsamen Frau begegnen, in ihr kluges, tiefes Auge blicken und – und erheitert von dannen gehen, sagt der Meier. Doch halt – was ist das?«

Er hielt seinen Braunen an und blickte erstaunt auf das Fährhaus hin. An der Stelle des kleinen niedrigen Kuhstalles war ein geräumiges ländliches Gebäude aus der Erde gestiegen, welches augenscheinlich zu Remisen und Stallungen dienen sollte. »Bin ich so lange nicht hier gewesen, daß das möglich war?« fragte er sich. Und er mußte zu seinem Schrecken sich selbst bekennen, daß beinahe vier Wochen vergangen waren, seitdem er die Bewohnerin der Cluus nicht besucht hatte, wofür er freilich nicht allein verantwortlich gemacht werden konnte.

Da trat der Fährmann, der ihn schon hatte kommen sehen, aus dem Hause. »Guten Tag, Herr Legationsrath!« redete ihn der Mann an, der wahrscheinlich von Boas oder Dina

seinen Namen und Charakter erfahren hatte. »Nun, Sie sind ja recht lange nicht hier gewesen, wie?«

»Ich merke es jetzt erst,« erwiderte Bodo. »Sie haben sich da ein hübsches Haus unterdessen zugelegt.«

»Ach ich, Herr, wie käme ich dazu! Ich bin ja nur Heuerling und Fährmann hier und stehe im Dienste der Cluus.«

»Wie? Gehört das Fährhaus drüben hin?«

»Ja wohl! Und Frau Birkenfeld hat auch diesen Stall bauen lassen. Wie die Ameisen haben zwanzig Leute daran gearbeitet. Na, wer Geld hat, kann schon was zu Stande bringen.«

»Aber zu welchem Zweck hat sie ihn hierher gebaut?«

»Ja, Gott,« sagte der Mann und kratzte sich hinter den Ohren, »der Himmel weiß, was da drüben vorgeht. Es ist ein Gelaufe und Gefahre jetzt, wie noch nie und fast sollte man denken, die alte Frau wäre gestorben und die Erben kämen, um sich das viele Geld zu holen. So ist es nie gewesen wie jetzt, sage ich. Damit die Herren aber ihre Pferde und Wagen besser unterbringen können, hat die alte Dame dies Haus bauen lassen, denn es ist beschwerlich, die Wagen über die Weser zu setzen und mit ihnen auf dem Umwege über den Berg – da rechts – nach der Höhe zu gelangen, wo freilich auch Stallungen und Remisen genug sind. So. Na, Ihr Brauner wird sich freuen, meinen alten Kuhstall nicht mehr zu finden und jetzt viel besser zu wohnen. Ich komme gleich wieder heraus, Herr Legationsrath, und will ihn nur anbinden, meine Frau ist nicht zu Hause. Dann wollen wir bald drüben sein.«

Bodo hatte einen Blick in das neue Gebäude geworfen, war dann in den Fährkahn getreten und sah aufmerksam nach der Cluus hinüber. Die Rouleaux, die früher fast alle

Fenster geschlossen, waren aufgezogen, als wäre das ganze Haus von zahlreichen Gästen bewohnt. An vielen Fenstern standen blühende Topfgewächse und namentlich der große Erker in der Mitte des Giebelvorsprungs war von oben bis unten damit angefüllt. Als der Fährmann gleich darauf kam, fragte ihn Bodo: »Warum sind denn die Fenster da oben alle von ihren Vorhängen befreit?«

Der Fährmann zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht, Herr, aber ich sag's ja, es muß drüben was los sein. So hat es hier nie ausgesehen. Und daß etwas Gutes im Werke sein muß, verräth mir des alten Boas' Gesicht. Der alte Junge ist ganz kindisch geworden, und wo man ihn gewahr wird, grinst er mit beiden Backen. O bitte – fassen Sie die Kette nicht an – sie ist rostig und Sie verderben sich ihre schönen Handschuhe. So, jetzt geht es hinüber. Na, die Alte ist jetzt nicht da – obwohl sie schon den ganzen Morgen auf der Lauer stand. Wonach die nur zu gucken hat, das möcht' ich wissen. Aber stricken thut sie dabei immerwährend – fleißig ist sie, wie ihre Bienen, das muß man sagen.«

Also plaudernd brachte der Fährmann den Besuch hinüber. Bodo bat ihn noch, für sein Pferd zu sorgen und bot ihm dann einen guten Morgen.

»O, für das Pferd soll schon gesorgt werden. Hafer und Heu ist genug vorhanden – die Alte hat an Alles gedacht – guten Morgen, Herr, und gute Verrichtung!«

---

Bodo stieg langsam den grünen Abhang hinauf, in dessen Rasenflecke Boas hie und da kleine Edeltannen gepflanzt,

was dem Ganzen ein lebhafteres und angenehmeres Ansehen verlieh, sonst aber war Alles ringsum so still, wie das erste Mal, so daß das Haus und seine Umgebung wie ausgestorben erschien. Erst als er beinahe oben angekommen war, glaubte er die weiße Haube an dem einen Fenster des Wohnzimmers der alten Dame auftauchen zu sehen, allein sie verschwand gleich wieder, was dem Nahenden beinahe das Gefühl einhauchte, als zürne ihm dieselbe, daß er sie so lange vernachlässigt habe. Gleich darauf stand er auf der obersten Treppenstufe, deren gußeiserne Blumenbehälter auch frisch ausgestattet waren, und zog nun behutsam die Schelle, als besorge er, durch einen stärkeren Zug den Frieden des Hauses zu stören.

Leise und fast zitternd schallte der helle Glockenton durch das stille Haus, aber weder Boas noch Dina ließen sich in der ersten Minute blicken. Da öffnete sich im Innern des Hauses eine Thür – es konnte nur die zur rechten Hand gelegene sein, die in das Zimmer der Besitzerin führte – ein schlürfender, etwas hastiger Tritt machte sich bemerkbar – eine schwache Hand schob mühsam den schweren Riegel zurück und zwei Secunden später stand Bodo vor der Besitzerin der Cluus selber.

Die alte Frau trug wie gewöhnlich ihren schweren grünen Sammetpelz über dem schwarzseidenen Kleide und auf dem ehrwürdigen grauen Kopf eine feine Tüllhaube mit gelben Bändern, aber ihr etwas geröthetes Gesicht war ohne Brille, ein Umstand, der ihre Stimmung gegen Bodo sogleich wieder zum Besseren deuten ließ. Auf diesem Gesicht aber lag eine seltsame Spannung, fast Ungeduld, und mit freudigem und doch ernstem Blick überflog sie Bodo's Antlitz, in dessen Zügen sie augenblicklich einen weichen, beinahe gepreßten

Ausdruck fand, den sie früher noch nie darin wahrgenommen, der sie aber wunderbarer Weise zu befriedigen schien.

»So? Also endlich!« sagte sie rasch, wiewohl höchst freundlich. »Sie erinnern sich also, daß ich noch lebe. Gut, gut. Aber nur herein, Herr Legationsrath – das soll kein Vorwurf sein – das wäre heute ein unverdienter Empfang – behüte Gott, ich weiß ja, warum Sie vor dem ersten August nicht gekommen sind und nachher – na! So, und nun setzen Sie sich – hierher, wenn ich bitten darf – da kann ich besser Ihr Gesicht sehen – ich sitze lieber im Schatten und die Sonne meint es heute fast zu gut – doch das kann sie ja nicht, nicht wahr?«

Trotz ihrer hastigen Rede bemerkte Bodo doch eine gewisse Befangenheit an der alten Frau, die sie sich vielleicht wegplaudern wollte und die er nicht zu bemerken sich die Miene gab, um sie nicht noch größer zu machen. Als er aber die kleine ihm dargereichte trockene Hand gedrückt und gleich darauf Platz genommen, sagte er:

»Ja, Frau Birkenfeld, ich komme endlich, und wenn ich zu lange ausgeblieben bin, bitte ich um Verzeihung,« doch ich konnte nicht anders. Nach Ihren Worten vorher zu schließen, wissen Sie aber schon, was mir am ersten August und den darauf folgenden Tagen begegnet ist?«

»Ja, ich weiß es, und wie sollte ich nicht? Die ganze Gegend spricht ja davon und es giebt viele redselige Mäuler, die mir die Wunderdinge aus der tollen Welt zutragen. Haha! Doch nun, da ich Sie selbst sehe, werde ich noch viel mehr erfahren, und ich hoffe Alles und Jedes von Ihnen zu vernehmen, wozu namentlich gehört, was Sie von jetzt an zu beginnen gedenken.«

»Um Ihnen das zu sagen, bin ich heute gekommen, Frau Birkenfeld. Zum letzten Mal, wie es scheint, um Ihre Ruhe zu stören, bevor ich wieder eine Gegend und ein Land verlasse, wohin ich erst vor kurzer Zeit, mit so frohen Erwartungen gekommen war.«

»O, o!« rief die alte Frau, mit der Hand rasch über ihr Gesicht fahrend, als wollte sie ihre Miene glätten, »Sie sagen das so traurig. – Das müssen Sie nicht. Es kann ja Alles wieder besser werden. Sie wollen also wieder fort? Davon lassen Sie uns zuerst reden.«

»Ja, ich muß es sogar, denn ich kann meine Zeit doch nicht arbeitslos verbringen. Sie werden gehört haben, wie seltsam und unerwartet das Testament meines Vaters ausgefallen ist –«

»Ihres Vaters?« fragte die alte Frau schlau lächelnd.

»Oder nein, nicht meines Vaters, Frau Birkenfeld, aber doch Dessen, den ich bisher dafür hielt.«

»Hm, ja! Ich habe das Alles wohl gehört. Es ist Ihnen wohl sehr unerwartet gekommen?«

»Mehr als das – es hat mich tief erschüttert – und am meisten das Eine – mir noch Unerklärliche –«

»Daß Sie eine mit Sicherheit gehoffte Erbschaft verloren haben?« unterbrach ihn mit schlaudem Augen blinzeln die alte Frau, deren Unruhe und Ungeduld mit jeder Secunde zuzunehmen schien.

»Die Erbschaft? Ach nein, Frau Birkenfeld, das hat mich am wenigsten verwundet. Denn wie ich einmal bin, mache ich mir aus einer mir nicht einmal gebührenden Erbschaft sehr wenig. Auch habe ich ja hinreichend Mittel zum Leben erhalten und sollte ich mehr gebrauchen, so besitze ich Kräfte, um mehr zu erwerben, und an Lust dazu gebricht es mir

noch weniger. Doch das wissen Sie ja, darüber haben wir ja schon öfter gesprochen.«

Die Alte hob bei diesen Worten ihren Kopf in die Höhe und nickte befriedigt. »Ja, ja, das weiß ich,« sagte sie, »aber – was war es denn, was Sie am tiefsten erschüttert hat? Das sagen Sie mir jetzt.«

Bodo lehnte sich in seinen Stuhl zurück, schlug unwillkürlich die Augen nieder und erwiderte sanft: »Das, wofür ich am wenigsten kann: daß ich vater- und heimatlos bin.«

Frau Birkenfeld stand rasch von ihrem Sitze auf und ging ein paar Mal unruhig und dann und wann leise die Hände zusammenschlagend hin und her. Die so eben gehörten Worte nicht allein, auch die Art und Weise, wie sie gesprochen worden, hatten sie betroffen gemacht und dennoch wollte sie, wie stets, auch diesmal ihre innere Bewegung nicht sichtbar werden lassen.

Endlich jedoch schien sie sich beruhigt zu haben und nahm ihren Platz wieder ein. »Vater- und heimatlos,« sagte sie, »ja, das ist ein schwer wiegendes Wort, und daß man es auf Sie anwenden kann, haben Sie gewiß nicht verschulden Oja, es wiegt schwer, sehr schwer – mich könnte es fast zu Boden drücken – doch Sie, Sie ertragen es mit männlicher Würde, und das ist recht.«

»Was bleibt mir Anderes übrig, Frau Birkenfeld? Wenn Sie aber in mein Herz blicken könnten, würden Sie eine große offene Wunde sehen, die noch immer warmes Blut niedertröpfeln läßt, obgleich schon beinahe acht Tage darüber vergangen sind, daß sie mir beigebracht wurde und der gute Meier Alles aufgeboten hat, es zu stillen und meinen Schmerz zu lindern. Menschen aber können das nicht, die Zeit allein vermag es – sie verheilt und vernarbt die größte

Herzenswunde, und wenn uns von Zeit zu Zeit auch noch ein leises Pochen und Prickeln daran erinnert – sie ist wenigstens geschlossen und blutet nicht mehr.«

Die alte Frau sah den Redenden groß an und ihre straff gespannten Gesichtsmuskeln verriethen, daß ihr Inneres von ungewöhnlicher Theilnahme bewegt wurde. Sie stand wieder auf, blickte Bodo oft unruhig von der Seite an, als wollte sie etwas sagen, was ihr mit Gewalt nach den Lippen drang, aber sie hielt es noch immer zurück. Offenbar ging dabei ein gewaltiger Kampf in ihrem Innern vor, ihre ganze Seele schien in ihren Augen zu fluthen, die nie einen so lebenswarmen, sanften Ausdruck gezeigt hatten. Plötzlich setzte sie sich wieder und mit erzwungener Ruhe sagte sie: »Wohin wollen Sie von hier gehen?«

Bodo seufzte fast unhörbar, aber das scharfe Ohr der Alten hatte es doch gehört. »Das weiß ich noch nicht bestimmt,« erwiderte er, »ich habe mehrere Briefe deshalb geschrieben und der Antwort, welche mir am einladendsten klingt, werde ich folgen. Wahrscheinlich aber gehe ich zuerst nach M. . . . Dort habe ich die meisten Verbindungen und Freunde, die mir am besten rathen werden.«

»Das thut mir leid!« erwiderte sie, bedenklich den Kopf schüttelnd. »Wenn Sie nur nicht Ihre besten Freunde in der Ferne suchen, während sie ganz in Ihrer Nähe sind! Wollen und müssen Sie aber durchaus scheiden, nun, so lassen Sie wenigstens auch sehr gute Freunde zurück. O, es war so hübsch hier, seit Sie in der Nähe wohnten. Ich hatte mich schon daran gewöhnt, Sie kommen zu sehen oder Sie auch zuweilen in Sellhausen zu besuchen. Das ist denn freilich Alles vorbei.«

»Leider ja, auch ich gehe ungern. Es war so schön hier. Wenn ich diese herrliche Gegend da vor mir liegen sehe und an meine Trennung von ihr und allen in ihr Wohnenden denke, dann mischt sich oft ein tiefes Bedauern ein, daß Herr von Sellhausen nicht mein wirklicher Vater war.«

»O – Sie können ja einen noch besseren gehabt haben! Sie wissen ja nicht, wer er war!« fiel sie mit fast unüberlegter Hast und sichtbarer Beklommenheit ein.

Bodo hob rasch den Kopf in die Höhe, um das Gesicht zu betrachten, dessen Mund diese Worte gesprochen. Der Tonklang so eigenthümlich wehmüthig und weich und drang ihm tief in's Herz. »Das kann wohl sein,« sagte er, »ich kenne ihn aber nicht und ich trage nur das unsäglich trübe Bewußtsein in mir, zu denken, zu empfinden, zu wissen, daß ich so lange vaterlos bin, bis ich meinen wirklichen Vater gefunden oder wenigstens von ihm gehört habe.«

Die Alte, von diesen warm aus dem Herzen strömenden Worten tief gerührt, sprang nochmals auf. Sie schien sich vor Unruhe nicht mehr halten zu können. »O mein Gott,« rief sie mit bebenden Lippen, »ich kann es nicht länger ertragen, es geht über meine Kräfte. Warum soll ich mich auch zwingen, wenn ich mir und ihm eine Erleichterung verschaffen kann! Nein, nein, nun nützt das Schweigen nichts mehr, jetzt ist das Reden an die Reihe gekommen.«

»Wie meinen Sie das? Ich verstehe Sie nicht!« rief Bodo, in höchster Verwunderung nun auch von seinem Stuhle aufspringend.

»O mein Gott, mein lieber junger Freund,« rief sie mit wunderbar rührender, halb gebrochener Stimme, indem sie dicht an ihn herantrat, seinen Arm ergriff und ihren Kopf als wäre er ihr zu schwer geworden, an ihn lehnen zu wollen

schien – hören Sie mich an und merken Sie wohl auf! Wenn ich nun im Stande wäre, Ihnen zu sagen, daß Sie – daß Sie *nicht* vaterlos sind – doch verstehen Sie mich recht – ich meine, wenn ich Ihnen sagen könnte, wer Ihr Vater *war* – wie dann?« Bodo glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Eine ganz andere Person als die alte strenge, gemessene Frau schien diese Worte gesprochen zu haben.

»Ich verstehe Sie vielleicht nicht recht!« stammelte er mit hoch athmender Brust, ihre beiden zitternden Hände ergreifend und ihr fest in die überströmenden Augen sehend.

»Herr Legationsrath,« fuhr sie, sich rasch fassend, fort, »ich glaube doch, wir verstehen uns oder können uns wenigstens leicht verständigen, wenn wir wollen. Ich will es – und so mögen Sie auch wollen. So hören Sie denn. Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht. Ich halte Sie für gut, für besser als viele von den Leuten, die hier um mich leben oder die ich in meinem Leben kennen gelernt. Sie sind nicht hochmüthig, nicht habsüchtig, nicht verschwenderisch – im Gegentheil, Sie sind demüthig vor Gott, wohlwollend gegen Menschen und dabei thätig und arbeitsam. Das sind Tugenden, die ich bei der jetzigen Generation vielfach vermißt habe. Nun wohlan denn, ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah. Ich will Ihnen das beweisen. Und ich beginne damit, zu wiederholen, daß Sie weder vater- noch heimatlos sind.«

Bodo sah sie erstaunt und immer erstaunter an und doch spiegelte sich ein unendliches, namenloses Glück in dem Blick ab, mit dem er sie anstarrte.

»Ja, ja, staunen Sie mich nur an,« sagte sie, nur noch mit Mühe die Thränen zurückdrängend, deren diese starke Seele nur noch wenige hatte, »aber es ist so, wie ich sage. Ihr

Vater ist zwar todt, wirklich todt, aber Sie haben doch einen Vater gehabt, der besser für Sie gesorgt hat, als Sie denken – mit einem Wort: ich habe Ihren Vater *sehr* gut gekannt.«

Bei diesen Worten war es mit ihrer erzwungenen Fassung zu Ende. Sie sank auf einen Stuhl, schlug beide Hände vor's Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

Bodo trat ganz nahe zu ihr heran, legte sanft seinen Arm um ihre Schulter und sagte mit weicher, fast kindlich tönender Stimme: »Beruhigen Sie sich, liebe Frau Birkenfeld. Doch das ist wunderbar – Sie hätten meinen Vater gekannt?«

»Ja,« rief sie, wieder aufspringend, »besser sogar als ich Sie kenne, obgleich ich Sie gut zu kennen glaube, denn Sie sind ja sein Sohn, haben sein Gesicht, sein Herz, seinen Charakter, sein ganzes Wesen geerbt – was wollen Sie mehr? Und nun sage ich: wollen Sie Ihren Vater sehen? Ja? Gut: Sie *sollen* ihn sehen. Sogleich. Kommen Sie!«

Und rasch an die Thür tretend, die sie so hastig verschlossen, als Bodo sie das erste Mal besuchte, schloß sie sie auf, zog Bodo mit sich fort und trat mit ihm in ein reizendes kleines Cabinet, an dessen Wänden viele schöne Oelgemälde hingen und über dem darin stehenden Sopha ein sehr großes, einen sitzenden Mann in Lebensgröße und in den kräftigsten Jahren männlichen Alters darstellend. »Da,« sagte sie, halb lächelnd, halb weinend, »betrachten Sie *diesen* Mann – kennen Sie ihn?«

»Nein, ich kenne ihn nicht und habe ihn wohl nie gesehen!« sagte Bodo tief erschüttert und unverwandt das schöne Antlitz des stattlichen Mannes betrachtend.

»O ja, oft genug haben Sie ihn gesehen, aber nur in Ihrer Kindheit, doch das wissen Sie wohl nicht mehr. Nun gut denn, Bodo von Sellhausen – dieser Mann war Ihr Vater und

bemerken Sie nicht selbst, daß er Ihnen ähnlich sieht? Der dumme Boas hat es ja schon auf den ersten Blick bemerkt.«

»Mein Vater! Dieser hier!« stammelte Bodo, halb trunken von wunderbaren und ihn tief ergreifenden Gefühlen. »Aber wie kommen Sie denn zu diesem Bilde?«

»Wie ich dazu komme? Junger Mann, ich werde doch wohl das Bild meines eigenen Mannes in meinem Zimmer haben können?«

»*Ihr Mann – mein Vater?*«

»Ja, so ist es. Das Geheimniß aber, das bis zu dieser Stunde darauf geruht, soll jetzt gelüftet werden, und ich selbst, mit blutendem Herzen zwar, will es Ihnen enthüllen, denn ich bin vielleicht die geeignetste Person dazu, da Ihr Vater meinem Herzen am nächsten stand also auch Sie – o es kann ja nicht anders sein – auch Sie mir am nächsten stehen müssen, wiewohl gerade *Ihr* Dasein mir den größten Schmerz meines Lebens bereitet hat. So. Nun wollen wir uns unter dies Bild setzen und, das Auge auf sein Auge gerichtet, das mich so oft liebevoll angeschaut, will ich mit muthiger Hand in mein Leben zurückgreifen und Freud und Leid meiner jungen Jahre vor Ihnen ausschütten. Nur *ein* Versprechen geben Sie mir noch, ehe ich beginne –«

»Welches?« fragte Bodo mit thränenschimmernden Augen, denn sein weiches Herz quälte das unsägliche Weh, welches sich in dem ganzen Gebahren der alten Frau aussprach, fast mehr als sein eigenes Geschick.

»Das Geheimniß, welches Sie hören werden, zu bewahren – vor Jedermann, denn ich will meinen Mann selbst im Grabe nicht mit dem Koth des großen Haufens beworfen sehen, und das Geklätsch der Welt, was schwer auf dem grünen Hügel des Verstorbenen lasten würde, – ist Koth. Er aber

soll leicht und unangetastet ruhen. Das Geheimniß selbst kennt außer mir – Boas mag es nur zum Theil errathen haben – nur *ein* Mensch, der Meier zu Allerdissen – und einer muß es noch erfahren – aus wichtigen Gründen – der Justizrath Backhaus. Mit diesen Beiden können Sie darüber reden, sonst mit Niemanden – versprechen Sie das?«

»Ja, mit Herz und Seele, mit Mund und Hand. Also der Meier weiß es schon?«

»Ja, der Meier weiß Alles, auch was zwischen Ihnen und mir und sonst noch um uns hergegangen ist, denn er ist der einzige Mann meiner Bekanntschaft, dem ich von jeher mein vollstes Vertrauen schenkte und der mich kennt, wie mich sonst Keiner kennt, seitdem der Mann da oben seine Augen geschlossen hat. Er durfte Ihnen, zufolge eines Herrn von Sellhausen gegebenen Versprechens, freilich erst heute Abend Ihre und dieses seines Freundes Papiere überreichen, ich aber habe Niemanden ein Versprechen gegeben und kann reden, wann ich will. Früher habe ich nie geglaubt, daß diese Zeit kommen und ich mich dazu entschließen würde, denn mein Kummer und leider auch mein Groll waren noch zu groß in mir selbst gegen Sie. Seitdem ich Sie aber kennen gelernt und in Ihnen das Ebenbild des einzigen Mannes, den ich auf Erden geliebt, gefunden, seitdem ist mir der Gedanke und auch die Kraft dazu allmählig näher gerückt, selbst mit Ihnen darüber zu reden, und das soll nun sogleich geschehen. Ach, ich wühle damit auch in einer alten bösen Wunde – sie schmerzt bitterlich – aber es hilft nichts und darum – vorwärts! Doch ich will im Ganzen nur kurz sein, wir werden später noch Zeit genug haben, uns über Einzelheiten weitläufiger auszusprechen. So hören Sie denn.

Ich war ein armes, unscheinbares Mädchen, weder häßlich noch hübsch, und wenn ich irgend eine Schönheit besaß, so lag sie mir gewiß nicht im Gesicht oder in der äußeren Erscheinung überhaupt. Mein Herz aber war unschuldig und rein, mein Kopf gut und ich hatte den besten Willen von der Welt, mich durch eigener Hände Arbeit und Fleiß anständig durch die Welt zu bringen. Allein das sollte mir nicht beschieden sein, ich sollte einem Andern mit meinen schwachen Kräften helfen, den steilen Berg des Lebens mit leichter Mühe zu übersteigen. Ich lernte einen jungen und eben so armen Mann kennen, wie ich es selber war, und wir liebten und heiratheten uns, ohne uns vor dem drohenden Gesicht der Zukunft zu fürchten. Er war von geringer Herkunft, aber brav, rechtschaffen und scheute keine Arbeit, die ihn emporbringen konnte, selbst die allerhärteste und niedrigste nicht. Wir fingen natürlich klein an, sehr klein und arbeiteten mit Händen und Füßen vom Aufgang der Sonne bis in die sinkende Nacht, nur um das liebe Brod zu verdienen, wonach unser hungriger Magen beehrte. Allein dieser arme Mann hatte einen reichen Geist und ein eben so starkes Herz mit dem unerschütterlichen Willen, nach allem Höheren die Hände auszustrecken, wenn es nur irgend erreichbar schien. Genug, bald legte er die gemeine Handarbeit bei Seite und fing einen kleinere Handel an. Fünfundzwanzig Thaler, mühsam mit rinnendem Schweiß erworben, waren unser ganzes Vermögen. Mit fünfundzwanzig Thalern ist er Millionair geworden – auf ehrliche Weise, – wie? mit welchen Mühen, unter welchen Umständen? das will ich jetzt nicht näher besprechen. Genug, er rang und arbeitete sich empor, langsam aber sichtbar fortschreitend; aus seinem kleinen Handel wurde ein größerer und zuletzt ein

sehr großer. Natürlich war ihm das Glück günstig, denn das gehört dazu, aber Alles, was er errang, hat er sich selbst errungen, das ist eine Wahrheit, die Keiner läugnen kann. Was mich betrifft, so half ich ihm redlich bei dieser Arbeit. Ich führte seine Bücher, ich machte Reisen für ihn; zu Hause war ich halb Copist, halb Speicheraufseher, und wenn er selbst auf größeren Reisen war, leitete ich das ganze Geschäft, das glücklicher Weise für meine Hände und Augen paßte, denn es war ein Leinwandhandel. Dabei aber führte ich noch den Haushalt, wie eine wackere Hausfrau es muß, immer bedacht, meinem Mann das schwere Leben zu erleichtern, zu versüßen, seine Sorgen zu bannen und, wenn das nicht ging, sie mit ihm zu theilen.

Da brach der Krieg aus und wir fürchteten für unser kleines, mit so großer Mühe erworbenes Vermögen; indessen die Furcht war umsonst gewesen – gerade der Krieg machte uns reich. Mein Mann wurde Lieferant – damit ist Alles gesagt. Bald nach dem Kriege fing er schon seinen Großhandel an und nun waren die irdischen Sorgen ein für alle Mal verschwunden. Aber ach, die Sorgen um das liebe Brod sind es nicht allein, die uns Menschen quälen, es giebt auch noch andere, die das Herz mürbe machen und die Seele zerfleischen – und zu denen komme ich jetzt und nun wird bald Ihre Geschichte beginnen.

Mein Mann war schon fünfundvierzig Jahre alt und hatte das Glück, zwei vortreffliche Freunde zu besitzen. Herrn von Sellhausen, der kurz vorher durch die Verwendung der Grotenburgs geadelt worden war und mit ihm in gleichem Alter stand, und den Meier zu Allerdissen, der, zwanzig Jahre jünger, schon mit fünfundzwanzig Jahren seinen großen

Hof geerbt hatte und ein eben so gebildeter und strebsamer wie biederer und liebenswürdiger Mann war.

Diese drei Männer, so nahe bei einander wohnend und jeder auf seine Weise würdig beschäftigt, lebten Jahre lang in herzinnigster Eintracht. Sie besuchten sich oft – wir hatten die Cluus schon damals gekauft und zogen jeden Sommer aus der Stadt dahin – und Vieles thaten und trieben sie in Gemeinschaft. So machten sie auch alle Jahre eine größere oder kleinere Vergnügungsreise zusammen.

Mein Mann, dem so Vieles geglückt war, hatte nur noch einen Wunsch auf der Welt, und gerade der ward ihm leider versagt. Unsere Ehe blieb kinderlos. Ich sah es wohl, Birkenfeld grämte und härmte sich darüber, denn er liebte Kinder über Alles und wollte gar zu gern seinen reichen Besitz einem Sohne hinterlassen. Aber das war ihm nun nicht bestimmt und ich litt oft im Stillen darunter. Dennoch hatten wir immer in größter Seelenharmonie gelebt, wie die Kinder; Eins that, was es dem Andern an den Augen absehen konnte, Keines legte dem Andern irgend einen Stein in den Weg, bis das eine große Unglück kam, das plötzlich wie aus heiterem Himmel über mich her einbrach.«

Die alte Frau hielt einen Augenblick inne und trocknete sich eine stille Zähre, die langsam aus ihren Augen hervorquoll und wie ein blitzender Krystalltropfen über ihre faltige Wange rann. Bodo faßte ihre Hand fester, drückte sie warm und sagte: »Fahren Sie fort, Frau Birkenfeld, ich verstehe Ihren Schmerz!«

»Gut, ja, ich will fortfahren, obgleich mir noch jetzt das Herz beinahe vor Wehmuth bricht. Ich hatte an meinem Mann nie eine besondere Vorliebe für irgend ein weibliches

Wesen bemerkt und er ist mir auch niemals untreu geworden, bis auf das eine schreckliche Mal. Aber dergleichen kommt öfter in der Welt vor. Bei Männern in gewissen Jahren bricht manchmal plötzlich, wie mit dem Winde herangeweht, eine leidenschaftliche Neigung zu einem Weibe aus, der sie nicht widerstehen können und von der sie, gleichsam wider Willen, auf eine fast dämonische Art beherrscht werden. So mußte es wohl bei meinem Manne auch sein, wenigstens denke ich mir es so.

Die drei Freunde waren in einem Spätsommer nach Helgoland gereist und machten dort die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen und hochgebildeten englischen Arztes, der in Gesellschaft seiner Tochter die Nordseebäder gebrauchte. Dieses englische Mädchen war wunderbarer Weise vom Schicksal bestimmt, Ihre Mutter zu werden. Hören Sie nun, wie das zuging, so weit ich es selber weiß, denn Vieles, sehr Vieles, sowohl über die Entstehung wie über die Fortsetzung dieses Verhältnisses, wonach genau zu forschen meinem Gefühle widerstrebte, ist mir dunkel geblieben, und später wollte ich mir nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen, nachdem mir beinahe das Herz darüber gebrochen war. Genug, was ich davon weiß, und das ist die Hauptsache, ist Folgendes.

Der englische Arzt ertrank eines Tages beim Baden und hinterließ das junge schöne Mädchen als Waise, denn schön soll sie gewesen sein wie eine Rose. Sie war aber um so untröstlicher über ihren Verlust, weil sie keine Verwandten, weder in England noch sonst wo in der Welt besaß und, wie sich nun erst herausstellte, fast ganz unbemittelt war,

weshalb ihr Vater, der durch einen Prozeß fast sein ganzes Vermögen verloren, zuletzt auch meist außerhalb England gelebt hatte. Die drei Männer nun beriethen sich mit einander, wie und worin sie Etwas für das verlassene Mädchen thun könnten, wozu sie sich in ihrer eigenthümlichen Lage verpflichtet fühlen mochten. Endlich schlug Herr von Sellhausen vor, sie mit nach Deutschland zu nehmen und ihr in irgend einer achtbaren Familie auf allgemeine Kosten ein auständiges Unterkommen zu verschaffen. Als man der schönen Engländerin diesen Vorschlag mittheilte, nahm sie ihn dankbar an und das mochte ihr wohl Niemand verdenken, obwohl ich selbst es anfangs sehr seltsam fand. Mein Mann nun hatte in Hamburg eine befreundete Familie und zu dieser brachte man das junge Mädchen. Die drei Freunde kamen zurück und sprachen nur wenig über den Vorfall, obgleich Birkenfeld mir eines Abends das Allgemeinste davon erzählte. Mir fiel auch nicht auf, daß er in einigen Wochen wieder nach Hamburg reiste und bald darauf nochmals, er reiste ja so oft und viel, denn seine Geschäfte waren zahllos. Aber da brach mit einem Mal das ganze Unglück herein und betäubte mich fast, so schnell kam es und so groß war es. Mein Mann – ja, ja, – Du siehst mich jetzt mit Deinen großen schwarzen Augen an,« sagte sie, zu dem Bilde die Hand erhebend, »und vielleicht hörst Du im Himmel, was ich jetzt erzähle – mein Mann, sage ich, kam eines Tages viel früher, als ich ihn erwartete, von einer Reise zurück und sah ganz verstört und mitgenommen aus. Bist Du krank? fragte ich. – Ja, sagte er, krank, und noch schlimmer als das – ich bin in Verzweiflung. – Mein Gott, fragte ich, hast Du große Verluste gehabt? – Nein, antwortete er kurz, aber mir

steht vielleicht der größte bevor, den ich erleiden kann – der Deiner Achtung!

Als ich ihn darauf angstvoll ansah, setzte er sich zu mir, faßte meine Hände und sagte: Grete – o Gott, ich höre ihn noch mit verzagter Stimme sprechen und sehe sein Auge in einem wahren Schmerzenssee schwimmen – Grete, ich habe Dir etwas Schweres zu beichten. Glücklicherweise bist Du eine vernünftige Frau und wirst mir vielleicht Verzeihung angedeihen lassen, um mein Unglück nicht vollständig zu machen. Ich habe ein Unrecht, ein sehr großes Unrecht gegen ein armes Mädchen, und ein noch größeres gegen Dich begangen. Und nun erzählte er mir die Schandthat – daß er Ellen Wilson lieb gewonnen und sie ihn – daß sie sich in einer unglücklichen Stunde vergessen und endlich, daß das junge Weib Aussicht habe, Mutter zu werden.

Ach, mein lieber guter Bodo« – es war das erste Mal, daß sie ihn so anredete – »Aehnliches mag öfter im Leben vorgekommen sein und viele Frauen mögen sich leichter darüber getröstet haben, ich aber war wie gebrochen, geknickt, mein ganzes Herz war wie aus den Fugen gerathen. – Ich sah ihn groß an und fand kein Wort, mich verständlich zu machen, nicht einmal eine Thräne kam in mein Auge, es war Alles in mir mit einem Male wie ausgetrocknet, alle Lebensquellen, dem Versiegen nahe, sickerten nur noch träge und unlustig hin. Da fuhr er zu reden fort: Aber ich will wieder gut machen, was ich verbochen, sagte er, an Dir und an ihr – jetzt rathe Du mir, was ich thun soll, um das arme verwaiste Mädchen nicht verkommen zu lassen, denn Du hast ein großes Herz und einen klugen, scharfsinnigen Geist. – Da war ich so thöricht, in einen maaßlosen Zorn zu gerathen und dadurch mein großes Herz und meinen klugen Geist

Lügen strafen. – Laß Dich von mir scheiden, und heirate die Bestie – Sie verzeihen, daß ich dies sagte, aber ich sagte es in einer unbeschreiblichen Aufregung und blind vor Zorn und Wuth. – Nein, erwiderte er, das geht nicht und wird nie geschehen. Uns Beide verknüpft eine an Freud und Leid reiche Vergangenheit, ein halbes Menschenleben, gegen Dich habe ich Pflichten, mehr als gegen irgend einen anderen Menschen auf Erden – erdenke also etwas Besseres und Vernünftigeres.

Als wir gerade so im Streit miteinander lagen, kam Herr von Sellhausen in höchst gemüthlicher Stimmung zum Besuch hierher. Wir hatten ihn nicht kommen sehen und er überraschte uns also. Natürlich merkte er, daß wir uneins waren und er fragte in seiner gewöhnlichen Offenheit, was es gäbe. Habt Ihr Euch ernstlich gezankt? fragte er.

Nein, erwiderte der immer ehrliche Birkenfeld, gezankt haben wir uns nicht, aber wir sind unglücklich und haben Grund genug dazu. Und da erzählte er auch dem Freunde, was er mir so eben gebeichtet, während ich halb vernichtet das Zimmer verließ.

Meines Mannes Freund, Ihr vermeintlicher Vater, war in manchen Dingen ein seltsamer Kauz, der für jederlei Irrsal immer einen Ausweg wußte, und schon seine nahe Verbindung mit den unwürdigen Grotenburgs und deren Sippschaft wird Ihnen das klar gemacht haben. Nachdem er lange mit meinem Mann hin und her gesprochen, ging er in den Garten, um für sich allein zu überlegen, und als er wieder herein kam, fragte er ihn mit heiterem Gesicht: Birkenfeld, ist das Mädchen, die Ellen Wilson, die ich nicht so genau kenne wie Du, vernünftig – ich meine, läßt sie mit sich sprechen?

Ja, erwiderte mein Mann, vernünftig ist sie, nur erdrückt sie die Schmach, ein uneheliches Kind zur Welt zu bringen – da, lies einmal ihren letzten Brief.

Kinder, sprach der alte Sellhausen da zu uns Beiden: Euch muß geholfen werden und ich weiß nur einen Weg, der zum Ziele führt. Den will ich betreten, wenn das Mädchen die richtige Einsicht in ihre und Eure Lage gewinnen kann. Glückliche kann ich sie nicht wieder machen, aber die Schmach kann und will ich von ihrem Herzen nehmen, so wahr ich Dein und Gretens Freund bin.

Was denken Sie nun, was er that, um das Mädchen wenigstens in den Augen der Welt wieder ehrlich zu machen? Ach, Sie sagen es sich selbst, ich sehe es. Ja, er reiste nach Hamburg oder dahin, wo die Ellen war, und blieb über ein Jahr fort. Und als er wiederkam, war er verheirathet und brachte eine junge schöne Frau und einen reizenden Knaben mit – dem man den Namen *Bodo* gegeben hatte.«

Es entstand eine lange Pause nach dieser Erzählung. Bodo blickte still sinnend vor sich nieder und die alte Frau hing gespannt forschend an seinen Zügen, denen man es ansah, wie in dem Herzen des edlen Mannes eine Gefühlswelle die andere trieb. Aber da faßte sie seine Hand von Neuem, drückte sie herzlich und fuhr also zu reden fort.

»Ach,« sagte sie, »jetzt bin ich darüber, daß ich diesen Bodo hier bei mir habe, ganz glücklich, damals aber war ich über seine Existenz sehr unglücklich. Und namentlich war ich über Herrn von Sellhausen maaßlos aufgebracht, ja erboßt, daß er, mir gleichsam zum Trotze, das Unglücksweib mit seinem Kinde hier in meine Nähe gebracht hatte, wo doch ein Zusammentreffen mit meinem Manne irgend wo

oder wann kaum ausbleiben konnte. Dieses Zusammentreffen nun unmöglich zu machen, rüstete ich mich auf jede Weise. Ich nahm Birkenfeld das Versprechen ab, Sellhausen nicht mehr betreten zu wollen, und das hat er wenigstens so lange gehalten, als es durchaus nöthig war. Hierher kam Herr von Sellhausen gar nicht mehr, oder nur während meiner Abwesenheit, denn ich empfing ihn das erste Mal, als er sich uns als Gatte und Vater vorstellte, mit einer Miene, daß er für ewig daran genug hatte. Wie er nun selbst mit jener Frau lebte, ob ein ehgattliches Verhältniß zwischen ihnen stattgefunden oder nicht, weiß ich nicht, doch ich glaube es kaum; so viel aber habe ich gehört, daß Ihre Mutter sich in jeder Beziehung würdig betrug und sich bis an ihr frühes Ende in ihr glückliches Unglück zu schicken wußte.

Auch über Sie, das kleine unschuldige Kind fuhr ich einen rücksichtslosen Haß zu hegen fort, und das war ein Unrecht, welches ich jetzt wohl erkenne, damals aber für das gerechteste Recht hielt – und deshalb muß ich es nach Kräften wieder gut zu machen suchen. Das soll nun geschehen. Gegen die Frau zumeist aber nährte ich einen furchtbaren Groll, ich war auf sie eifersüchtig durch und durch. Allein von dieser Eifersucht und von der beständigen Angst, daß mein Mann irgend wo einmal mit ihr zusammentreffen könne, befreite mich Gott. Er nahm das arme Weib zu sich, nachdem es kaum ein halbes Jahr auf Sellhausen, wenigstens äußerlich unangefochten, gelebt hatte. So wuchsen Sie denn allmählig bei Ihrem Pflegevater auf; ob er eine große Liebe zu Ihnen gehegt, weiß ich nicht, doch ich glaube es kaum. Daß mein Mann nun bisweilen heimlich nach Sellhausen ging, um Sie zu sehen, blieb mir kein Geheimniß mehr, ich legte auch seinem Thun darin kein Hinderniß in den Weg, da

mir dasselbe ja persönlich nichts mehr schaden konnte. In Gemeinschaft mit meinem Mann nun ward Ihre Zukunft oft von Ihrem Pflegevater beredet, und dieser erfüllte wenigstens in Betreff einer sorgfältigen Erziehung seine Pflichten gegen Sie, indem er Sie in die Obhut jenes braven Pfarrers zu Breitingen gab und später nach Schulpforta und auf die Universität schickte, da Sie eine so große Neigung zu ernsteren Studien verrathen hatten. Daß seine Liebe zu Ihnen aber nicht so weit ging, Ihnen sein ganzes Hab und Gut zu vermachen und dasselbe seinem Schwager Grotenburg zu entziehen, zumal er bestimmt darauf gerechnet, daß auch mein viel reicherer Mann das Seinige für Sie thun würde, das werden Sie ihm jetzt nicht mehr übel deuten, zumal er zart genug gegen uns Beide war, die Namen Ihrer Eltern vor den geschwätzigen drei Schwägern in seinem Testamente zu verschweigen, nicht wahr?«

»Ach nein,« sagte Bodo, »ich habe es ihm nie übel gedeutet, und jetzt, da ich das Verhältniß kenne, habe ich noch viel weniger Anlaß dazu.«

»Nun gut, ich will Ihnen aber jetzt das Ende traurigen Geschichte erzählen. Die Jahre vergingen, Sie waren erwachsen, längst von Hause fort, die Wunde in meinem Herzen war vernarbt, aber meine früher so freundschaftliche Verbindung mit Herrn von Sellhausen war und blieb abgebrochen und ich habe ihn niemals wiedergesehen. Mein Mann starb von den beiden Freunden zuerst – Herr von Sellhausen war damals zufällig auf Reisen – und er benahm sich noch in der letzten Stunde seines Lebens so rücksichtsvoll und edel gegen mich wie in der ganzen Zeit seiner Vereinigung mit mir, jenen einen traurigen Fall ausgenommen. Ich sah wohl, daß er auf dem Sterbebett Etwas auf seinem

Herzen hatte, aber er sprach es nur mit Blicken, nicht mit Worten aus. Dennoch verstand ich ihn. Er vermachte mir in seinem Testament sein ganzes Hab' und Gut, Alles in Allem, und überließ mir sogar die künftige Verwendung und Vererbung desselben unter der einzigen Bedingung jedoch, daß ich es nie in unwürdige Hände gelangen ließe und darüber wachen sollte, daß das Gut Sellhausen, das ihm aus begreiflichen Gründen so sehr am Herzen lag, wo möglich Ihnen erhalten bliebe, da der alte Sellhausen nur zu oft seine Absicht verrathen, es in Zukunft seinem Schwager zu überlassen. Wie dieser mit seiner ganzen Familie zu diesem Zweck auf den so leicht lenkbaren Mann eingewirkt, will ich hier nicht näher erörtern, Beide aber hatten endlich den Plan ausgeheckt, zwischen Ihnen und Clotilden eine nähere Verbindung zu bewerkstelligen, um auf diese Weise wenigstens das Vermächtniß an den Baron in den Augen der Welt zu rechtfertigen. Diesen Plan kannte mein Mann und hatte vergebens mit allen Kräften dagegen angekämpft, denn er kannte auch die Grotenburger Herrschaften und sah im Voraus das Gut und Ihr Vermögen in den Händen derselben zu Grunde gehen. Der alte Sellhausen aber war eigensinnig, eitel auf seinen neu erworbenen Adel und wie versessen auf eine nähere Verbindung mit den edlen Grotenburgs. Als Birkenfeld nun starb, bat er mich wegen jenes Fehltritts noch einmal um Verzeihung und ich verzieh ihm vollständig. Dann aber sprach er zaghaft Ihren Namen aus und sah mich dabei mit einem flehenden Blicke an. Ich verstand ihn. Sei ohne Sorge, sagte ich, ich werde über ihn wachen, sein Schicksal soll in meiner Hand liegen. Ach, das sagte ich und dennoch keimte ein furchtbarer Haß gegen Sie in mir fort – ich war entschlossen, meines Mannes letzten Wunsch zu

erfüllen, aber sehen wollte ich Sie nicht, denn bei Ihrem Anblick mußte der Gram und der Schmerz der ganzen Vergangenheit wieder frisch in mir losbrechen, das wußte ich – ich kannte meine Schwäche. Doch Gott hat das Alles anders gefügt – ich sah Sie und mein Herz ward tief getroffen, ging in wunderbarer Liebe für Sie auf und ich erkannte, daß ich endlich einen Sohn, den ich mir so lange gewünscht, in Ihnen gefunden haben würde, wenn ich Sie an mich zu fesseln verstände. Doch über die Art und Weise, wie Sie sich in meinem Herzen allmählig festsetzten, will ich jetzt nicht reden, ich muß Ihnen vielmehr noch wichtigere Erklärungen über Manches geben, was Ihnen bisher dunkel geblieben ist.

Zu diesem Zweck komme ich zunächst auf die Grotenburgs zurück, denen ihre Erbschleicherei um das Gut Sellhausen in Ihren Augen gelungen erscheinen muß, allein das ist in der That nicht der Fall. Keiner, wie ich, weiß, was für miserable, schlechte, erbärmliche Creaturen sie alle zusammen sind. Von meinem gutmüthigen Manne sowohl wie von mir haben sie in früheren Jahren größere Summen erhalten, als rechtschaffene Leute an solche Menschen zu vergeben jemals verantworten können; jede Unterstützung aber war wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, sie vergeudeten Alles in kürzester Zeit, und wenn ich ihnen mein ganzes Vermögen geben wollte, sie würden es in wenigen Jahren verjubelt haben und kein Mensch hätte irgend einen Vortheil und Genuß davon. Darum nun, weil ich dies weiß, gönne ich ihnen auch die Erbschaft des alten Sellhausen nicht, dem sie schon bei Lebzeiten über 20,000 Thaler gekostet haben, und sie sollen sie auch nicht behalten, so lange ich dafür wirken kann.«

Bodo hob sein Auge verwundert in die Höhe und erstaunte über die Sicherheit, die bei diesen Worten aus jedem Gesichtszuge der alten Frau sprach. »Wie können Sie denn dafür wirken?« fragte er lebhaft.

»O, sehr gut. Hören Sie nur zu und geben Sie Acht, denn nun treten *Ihre* Verhältnisse wieder in den Vordergrund. Auf dem Gute des alten Sellhausen standen 50,000 Thaler Schulden, noch von seinem Vater her, und um ihm die Last derselben etwas zu erleichtern, nahm mein Mann aus Freundschaft dieselben auf sich, aus freien Stücken ihm versprechend, sie nie zu kündigen, so lange er oder Sie lebten, falls Sie der Nachfolger im Besitz wären. Diese 50,000 Thaler sollten nun die erste Gabe Ihres wirklichen Vaters sein, wenn Sie das Gut übernähmen, so wünschte es mein seliger Mann, und das wußte und genehmigte ich. Jetzt aber hat sich die Sache geändert; Sellhausen ist todt, Sie haben das Gut nicht erhalten und es befindet sich in unwürdigen Händen – die 50,000 Thaler können also gekündigt werden.«

Bodo erstaunte immer mehr und machte ein Gesicht, als wollte er etwas sagen.

»Still,« fuhr die Alte fort, »ich bin noch nicht fertig, hören Sie nur. Diese 50,000 Thaler sollten aber nicht die einzigen Schulden auf Sellhausen bleiben. Das Gut war allmählig in manchen Stücken zurückgegangen, das Wohnhaus war alt und die Baulichkeiten des Hofes stellten sich nicht anständig genug dar – so glaubte und sagte wenigstens der alte Sellhausen. Indessen war es nicht so schlimm und nur der Neuerungsteufel und die Sucht, die Mode mitzumachen, war durch die Stachelreden des Grotenburgers in sein Herz eingezogen und nahm es endlich ganz zur Beute. Er sprach schon lange vom Bauen und schrieb darüber an meinen

Mann. Der aber widerrieth ihm seine hochfliegenden Pläne und wollte kein Geld mehr bewilligen, um die Neubauten damit auszuführen. Da wandte sich der alte Sellhausen, von dem Grotenburger, der ihn für einen Crösus hielt, fast toll und blind gemacht, an den guten Meier zu Allerdissem und der nahm eine zweite Hypothek auf das schöne Gut und gab die nothwendigen 30,000 Thaler her. Sechs Jahre dauerte das Bauen und Sellhausen erstand neu und schön, wie es jetzt dasteht. So haften denn aber jetzt 80,000 Thaler auf dem Gute – und ich, mein lieber junger Freund, ich bin so glücklich, sie ganz allein in meinen Händen zu haben, denn der Meier hat sich durch meine Bitten endlich bewegen lassen, seine Hypothek – zu *guten* Zwecken – mir zu cediren. Diese ganze Summe aber ist kündbar zu jeder Zeit – meine früheren Verpflichtungen, sie nicht zu kündigen, sind erloschen – und ich habe sie gekündigt und so mit dem Herrn Baron Grotenburg den lange beschlossenen Kampf endlich begonnen.«

Bodo konnte nicht länger sitzen bleiben, er sprang von seinem Platze auf. Sein Gesicht glühte von einer tief inneren Bewegung und sein Auge leuchtete hell und fast strahlend auf. »Wie,« rief er, »das hätten Sie gethan? Aber zu welchem Zweck?«

Frau Birkenfeld lachte fast fröhlich auf. »Zu einem sehr guten, wie ich schon sagte und jetzt wiederhole. Hören Sie nur weiter. Die Folgen meiner Handlungsweise beginnen sich schon zu zeigen. Baron Grotenburg kann diese Summe nicht aufbringen, er hat keinen Credit in und außer dem Lande, jeder Mensch kennt und verabscheut ihn, Niemand gönnt ihm ein Erbe, das er sich durch Kniffe und Ränke erschlichen hat, und so wird geschehen, was geschehen muß:

in neunzig Tagen kommt Sellhausen unter den Hammer und wer es kauft – um jeden Preis – das bin ich, um es Dem zu geben, dem es gebührt, der als Sohn zweier Väter den gerechtesten Anspruch darauf hat und den man mit Hohnlachen daraus vertrieb, weil er es verschmähte, dem toten Mammon zu Liebe sich mit einem Weibe aus einer Familie zu verbinden die ihn nur zu bald an den Rand des Verderbens gebracht haben würde.«

Bodo stand gleichsam erstarrt vor der also redenden und mit triumphirenden Blicken ihn betrachtenden Frau. Er fand keine Worte, um sein Erstaunen auszudrücken, sein Herz schlug hoch auf, seine Brust athmete heftig und zum ersten Mal übersah er die ganze geistige Kraft und Willensstärke, die in den kleinen Kopf dieses gebrechlichen Wesens eingeschlossen war.

»Ja, ja,« fuhr sie fort, »so ist es. Am ersten November ziehen Sie hoffentlich wieder in Sellhausen ein, vorausgesetzt – daß Sie wollen.«

»Ob ich will!« rief Bodo lebhaft. »Wenn ich es, Dank Ihrer Liebe, mit gutem Gewissen *darf* – warum nicht?«

»Ah, ah!« sagte da die alte Frau plötzlich mit einem ganz andern und fast besorgten, wenigstens bedenklichen Gesichtsausdruck. »Still, still – wir wollen doch lieber nicht zu rasch gehen – ich bin noch nicht fertig mit meiner Rede und nun kommt noch Etwas, was Ihnen vielleicht – nicht ganz angenehm ist.«

Bodo schwieg wieder und sah erwartungsvoll auf die seltsame Frau hin, deren ganzes, so blitzschnell verwandeltes Gebahren ihm in diesem Augenblick fast unbegreiflich erschien.

»Ich habe gesagt, wenn Sie *wollen*,« fuhr sie fort, »aber dieser Wille muß erst noch auf die Probe gestellt werden. Sie sollen Sellhausen als Ihr volles Eigenthum ganz schuldenfrei haben, als das Vermächtniß Ihres wirklichen Vaters, dem ich von Herzen gern bestimme. Ich will ferner, da ich keine Kinder habe, Sie als meinen Sohn adoptiren und Ihnen als solchem die vollen Rechte eines wirklichen Kindes einräumen, indessen Alles dies nur für den Fall, daß Sie – Ihr Schicksal hängt einmal, wunderbar genug, von seltsamen Bedingungen ab – daß Sie, sage ich, auch mir eine Bedingung erfüllen, die ich Ihnen stellen will, stellen muß – wenn Sie mein Sohn sein wollen.«

Bodo's Herz zog sich krampfhaft zusammen. Der Gesichtsausdruck der Frau Birkenfeld bekümmerte ihn. Er glaubte darin etwas Geheimnißvolles zu erkennen, was ihn stutzig machen mußte, es war ihm, als ob ihm plötzlich, nachdem er kaum von einer alten Fessel befreit, eine neue übergeworfen werden sollte, und über seine Lippen schlüpfen die Worte: »Wenn ich sie erfüllen *kann*, Frau Birkenfeld!«

»Das wollen wir gleich erfahren – und jetzt kommt die Probe, die darthun soll, ob das Exempel richtig ist, das ich Ihnen zu Liebe aufgestellt. Sie erinnern sich, ich habe Sie einst nach dem Zustande Ihres Herzens gefragt und da haben Sie mir gesagt, daß dasselbe frei sei. Gut denn – eben darauf baue ich meinen Plan.«

Bodo setzte sich, wie gebrochen, langsam auf das Sopha zurück. Er sah stumm vor sich nieder. Eine zweite Clotilde tauchte vor seinen umflorten Blicken auf und erfüllte ihn schon von Weitem mit einer Traurigkeit ohne Gleichen.

»Sprechen Sie weiter!« sagte er kleinlaut, da die alte Frau, ihn scharf betrachtend, schwieg.

»Ja, das will ich. Nun sehen Sie. Ich habe eine Nichte, die ehrbarer, vernünftiger, demüthiger und auch viel schöner als jene Clotilde ist und deren Glück mir über Allem am Herzen liegt. Ich suche schon lange einen guten Mann für sie. Diesen Mann glaube ich nun in Ihnen gefunden zu haben. Heirathen Sie also diese meine Nichte, dann sollen Sie mein Sohn und Erbe sein, wie ich Ihnen so eben gesagt. Gefällt Ihnen dieser Vorschlag?«

In Bodo's Seele ging ein schwerer, aber überaus rascher Kampf vor. Fast nur eine Minute dauerte er, dann war er auch schon entschieden. Sein ganzes Wesen war tief erschüttert, aber er rang sich frei von den über ihn hereinbrechenden Empfindungen und, plötzlich sein Auge hell und frei auf Frau Birkenfeld richtend und mit stolzer Würde sein Haupt erhebend sagte er mit sicherer Stimme:

»Frau Birkenfeld, ich erkenne Ihren guten Willen, Ihre Liebe und Ihr Vertrauen zu mir vollkommen an. Aber in *einem* Punkte irren Sie sich in mir. Mein Herz ist nicht mehr frei wie in jenem Moment, als Sie mich danach fragten. Seitdem ist ein Gefühl in mir aufgegangen, welches mich ganz beherrscht, indem es mich vollkommen glücklich macht.«

»Wie,« rief die alte Frau mit verwunderter Miene, »Sie schlagen auch hier eine Ihnen so vorthellhaft dargebotene Braut aus?«

»Ja – hier wie dort – es geht nichts anders.«

»Also Sie lieben wirklich eine Andere, als Sie nach meinem Plane lieben sollen? Wer ist diese Person, die mir diesen Strich durch meine Rechnung macht?«

»Es ist eine Würdige, Frau Birkenfeld – hoffentlich auch in Ihren Augen. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen damals von Gertrud, des Meier's Tochter, sagte? Sie ist es, die ich liebe, mit aller Macht meiner Seele, rein und wahr, der ich mein Wort verpfändet habe, und keine Andere, hätte sie auch Millionen im Besitz, wird, kann und darf jemals mein Weib werden.«

Die alte Frau sank auf das Sopha und schlug beide Hände vor's Gesicht. Plötzlich nahm sie sie wieder fort und schaute mit funkelndem Auge auf. »Wie,« rief sie, »Sie, ein Herr von Sellhausen, der in der großen Welt mit den vornehmsten Damen verkehrt hat – Sie lieben eines Bauern Tochter?«

»Ja,« sagte Bodo, sich stolz und kühn aufrichtend, »ich liebe sie. O, wollte Gott, daß alle vornehmen Töchter des Landes eine solche Abkunft hätten, wie Gertrud sie hat. Ich aber habe nie zu den Leuten gehört, die nur auf den Rang und Stand blicken, den andere Menschen im Leben einnehmen, nein, ich habe immer und überall nur den Menschen selbst im Auge gehabt. Und glauben Sie mir, Frau Birkenfeld, der *wahre* und *glänzendste* Adel ist nicht nur und allein bei dem *sogenannten* Adel zu finden – o nein, bei Weitem nicht – vielmehr giebt es auch andere Leute, die ihn, nicht von den Menschen, aber von Gott empfangen haben, der ihre Seele, ihr Gemüth, ihre Gesinnung mit seinem göttlichen Stempel gekennzeichnet hat. Zu diesen aber gehört Gertrud, eben so gut wie ihr Vater, den Sie ja selbst als einen Mann von Ehre und voll Edelmuth schätzen und lieben gelernt haben.«

Die alte Frau war still und nachdenklich in das Sopha zurückgesunken, als gehe sie ernstlich über irgend Etwas mit sich zu Rathe. »O, o,« sagte sie endlich, »Sie haben im

Ganzen so vernünftige Ansichten, und um so mehr thut es mir leid, daß wir in diesem Punkte von einander abweichen. Aber wissen Sie was? – Sie scheinen mir eigentlich doch etwas thöricht zu handeln. Sie kennen ja die junge Dame noch gar nicht, die ich Ihnen empfehle. Wollen Sie sich dieselbe nicht einmal erst ansehen und mir dann Ihre Meinung sagen?«

»Das hilft zu nichts, Frau Birkenfeld, ich bin fest – meine Ansicht habe ich ausgesprochen und dabei bleibe ich stehen.«

»So,« sagte die alte Frau aufstehend und sich dicht vor den jungen Mann hinstellend, der ihr gegenüber getreten war, »das wollen wir doch einmal erst erproben. Ich bin auch fest und bleibe bei meiner Ansicht stehen. Kommen Sie, Sie sollen meine Nichte kennen lernen – ich will es, und was ich will, das habe ich noch immer durchgesetzt.«

Bodo starrte sie erstaunt an und begriff sie fast gar nicht. Sie hatte sich hoch aufgerichtet und ihr Auge hatte einen herrischen Ausdruck angenommen. Ehe er es sich versah, ergriff sie seine Hand und zog ihn nun in das Vorderzimmer hinein, in dem sie zuerst gesessen. Aber auch hier blieb sie nicht. Sie öffnete die Thür, schritt über den Corridor, stieg eine bequeme Treppe hinauf und gelangte so in das Oberhaus, wo sie vor einer Thür stehen blieb, die mitten im obern Corridor gelegen war.

»Frau Birkenfeld,« sagte Bodo, der sich unterdeß besonnen, ernst, fast streng, »was thun Sie, was beginnen Sie – ich begreife Sie nicht. Ich bin kein Kind mehr, das man am Gängelbände leitet.«

»Das sehe ich, mein Herr, mit beiden Augen, o ja, und doch müssen Sie mir diesmal gehorchen. Vorwärts! Folgen

Sie mir. In diesem Zimmer sitzt meine Nichte, die ich Ihnen zur Braut bestimmt habe, und Sie sollen ihr wenigstens vor Augen treten.«

Und ohne sich an das Widerstreben des jungen Mannes zu kehren, drückte sie die Thür auf, streckte den Kopf hinein, nickte damit und sagte: »Nun, Kleine, die Stunde ist gekommen. Ich habe ihn hier bei mir, soll ich ihn Dir hineinschicken?«

Bodo blieb bei diesen Worten wie versteinert stehen. Es war ihm seltsam beklommen zu Muthe und auch nicht klar, was um ihn her vorging. Da ergriff ihn die kleine Hand der alten Frau und mit unwiderstehlicher Gewalt zog sie ihn in das reizende Erkerzimmer, das schönste des ganzen Hauses, warf einen raschen, triumphirenden Blick auf ihn und schritt dann wieder zum Zimmer hinaus, nachdem sie ihn vor eine junge Dame gestellt, die in dem Erker stand und leise in die Mitte des Zimmers trat, als sie sich nicht mehr allein sah.

#### SIEBENTES KAPITEL. DER SOHN DES GRÜNEN PELZES.

Bodo glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, als er sich so plötzlich und fast gegen seinen Willen in dieses geräumige Zimmer versetzt sah, welches, im Innern auf das Reizendste ausgestattet, nach Außen hin die weiteste Fernsicht über das schöne Weserthal bot. Aber das war ja für den Augenblick nicht die Hauptsache darin, vielmehr war es die junge Dame, der er sich so unverhofft gegenüber befand und die mit lächelndem Gesicht, fast verschämt, von ihrem Platz im Erker her dem Eintretenden entgegenschritten kam. Bodo's Auge schaute wie gebannt auf sie hin – wo hatte er dies Gesicht gesehen, das so lieblich, so frisch, so holdselig lächelnd ihn betrachtete, und womit doch eine zarte

Scheu sich verband, die in dieser eigenthümlichen Lage so natürlich war. Diese junge Dame, deren blondbraunes Haar ihren edlen Kopf in reicher Fülle umgab, war in ein sommerliches duftiges Gewand gehüllt, das in weiten Falten um ihre schlanken Hüften floß und, bis über die vollen Schultern reichend, nur den weißen Hals sichtbar werden ließ, der in diesem Augenblick, wie das ganze Gesicht, von einem rosigen Schimmer überfluthet erschien.«

»Herr von Sellhausen!« sagte da eine Stimme, deren melodischer Tonfall in Bodo's Herzen einen mächtigen Widerhall fand, »Sie sind es endlich selbst? Wie? Und Sie kennen mich nicht? Ah, freilich, Sie haben mich ja noch nie in städtischen Kleidern gesehen, und vielleicht bin ich Ihnen auch fremd geworden, seitdem wir am Morgen des ersten August von einander Abschied nahmen.«

»Gertrud!« rief Bodo, die beiden ihm freudig entgegengestreckten kleinen Hände ergreifend, indem alle Wolken und Nebel vor seinen Augen niederfielen – »Gertrud! Ist dies das frohe Wiedersehen, welches Sie mir verheißen haben? O, mein Gott!«

»Das ist es, mein Freund, ja!« erwiderte sie und drückte warm und lebhaft die beiden Hände wieder, die die ihrigen mit heißem Drucke umspannten.

Es dauerte nicht lange, so saßen sie traulich auf dem Sopha neben einander, sahen sich liebevoll in die Augen und lächelten sich glücklich zu – Worte aber fanden sie Beide nicht, denn es loderte in ihren Herzen eine zu stürmische Gluth auf, als daß sie Alles hätten sprechen können, was auf ihrer Seele lastete. Da aber ermannte sich Bodo endlich und sagte: – »Gertrud, theure Gertrud, verzeihen Sie mein so langes Stillschweigen, aber auf meinem Geiste liegt es

wie ein wüster Traum und ich kann mich nur langsam in die Wirklichkeit des Lebens zurückfinden. Diese Frau – Ihre Tante Grete – o was ist das für ein seltsames Wesen!«

»Nicht wahr? Aber sie ist gut, man muß nur ihre Art und Weise verstehen. Verstehen Sie sie denn jetzt?«

»Fast glaube ich es, aber ich selbst verstehe mich noch nicht recht.«

»Aber ich – verstehe Sie ganz.«

»Ich wollte, es wäre so, und doch – doch habe ich noch nicht Ihre Antwort vernommen, auf das, was ich in Sellhausen zu Ihnen sprach.«

»Sie haben mir Geduld angerathen und diesen Rath habe ich streng befolgt. Ich bin recht – recht geduldig gewesen. Es hat zwar etwas lange gedauert, bis Sie sich zu einem Besuche auf der Cluus entschieden, aber jetzt sind Sie ja da, die Geduld wird belohnt, und daß Sie gerade heute gekommen, habe ich wieder der Tante Grete zu verdanken.«

»Wie so das?«

»Ei, das ist ja natürlich. Sie hat meinem Vater aufgetragen, dafür zu sorgen, daß Sie kämen, und es muß ihm möglich geworden sein, denn ich sehe Sie ja vor mir und zwar« – hier lächelte sie auf eine unbeschreiblich sinnige Weise – »als den Sohn meiner guten Tante Grete.«

Bodo schauerte unwillkürlich zusammen, aber seine Hand faßte die Gertrud's fester, als fürchte er, sie wieder verlieren zu können. »Ach ja,« sagte er, »das haben wir ja noch gar nicht besprochen. Und doch ist es so nothwendig. O, was ist mir Alles seit dem ersten August begegnet! *Einen* Vater habe ich verloren –«

»Und einen anderen, bessern wiedergefunden – ich weiß das Alles, wir brauchen kaum noch darüber zu reden, denn mir ist jetzt Nichts mehr ein Geheimniß.«

»Sie wissen das? O, das nimmt mir eine große Last von der Seele, dann brauche ich Ihnen meine Lage nicht mehr auseinanderzusetzen.«

»Nein, das brauchen Sie nicht, dafür, wie für alles Uebrige, hat Tante Grete gesorgt.«

»O nein, Gertrud, nicht für *alles* Uebrige. Es bleibt noch Viel *zwischen uns* zu thun übrig – meinen Sie nicht?«

»Viel? Was denn zum Beispiel?«

»Sie haben mir weder auf meinen Brief geantwortet, noch auf jene Worte, die ich Ihnen in Sellhausen sagte.«

»O, das Erstere ist ja nicht mehr nöthig – meine Antwort auf Ihren Brief gebe ich ja hier mit meiner Person selbst – und auf das, was Sie mir in Sellhausen sagten, bedarf es wohl kaum einer solchen – sollte sie aber dennoch nöthig sein, so trage ich sie schon lange auf der Seele.«

Gertrud hatte bei diesen Worten ihre Augen niedergeschlagen, Bodo aber hob die seinen hoch empor und ließ sie, sehnsüchtig forschend, auf ihren lieblichen Zügen ruhen. Die letzte trübe Wolke, die noch auf seinem Geiste lag, schwand rasch und ein heller Strahl reinsten Lichtes umwob seine ganze Seele, als wäre sie in ein Meer von wonnevoller Seligkeit getaucht. »Ich habe aber noch keine gehört,« sagte er still und sanft, »obwohl ich mich innig danach geseht. Wie es in *meinem* Herzen aussieht, wissen Sie, aber was in dem Ihren vorgeht, das haben Sie mich noch nicht errathen lassen.«

»Nicht?« fragte da ein rosiger Mund mit zärtlichem Lächeln und zwei große blaue Augen richteten sich mit wunderbarer Innigkeit auf sein Antlitz hin. »Also ich soll es wirklich noch aussprechen? Nein, ich kann das nicht – aber vielleicht thut es dieses Blatt hier für mich –«

Dabei zog sie rasch ein versiegeltes Blatt aus dem Busen und hielt es hoch und freudig nach ihm hin.

»Wie?« rief Bodo, der es auf der Stelle erkannte, mit fast glühender Hast. »Ah, das hatte ich ganz vergessen –«

»Aber ich nicht –«

»Sie haben es aber nicht einmal geöffnet?«

»Und doch weiß ich, was darin steht –«

»Wirklich? Wissen Sie es? O, so lesen Sie es doch und dann sagen Sie mir, ob Sie damit einverstanden sind!«

Gertrud öffnete die ihr übergebene Verlobungskarte, die ihr einst eine so traurige Nacht bereitet, mit zitternder Hand und wollte sie vorlesen, aber sie vermochte es nicht, nachdem sie einen flüchtigen Blick darauf geworfen hatte. »O nein!« flüsterte sie verschämt, aber unwillkürlich näher an des Geliebten Seite rückend, »ich kann es doch nicht. Lesen Sie lieber selbst – das wird besser und schöner in meinem Herzen wiederklingen.«

Bodo nahm das Blatt und las mit leiser Stimme:

»Die Verlobung meiner einzigen Tochter Gertrud mit dem Legationsrath a. D. Herrn Bodo von Sellhausen auf Sellhausen beehrt sich hiermit ergebenst anzuzeigen

Meier zu Allerdissen.«

»Wie,« rief er dann laut und stürmisch, »sind Sie denn damit einverstanden?«

Sie antwortete ihm wieder nicht mit hörbaren Worten, aber ihre Hände umfaßten fester die seinigen und ihr Kopf sank leise auf seine Schulter hin.

---

Lassen wir die Glücklichen, die sich nach dieser Enthüllung ihrer Gefühle so unendlich viel zu sagen und zu erklären hatten, eine Stunde allein. Sie hatten sich ganz und für ewig gefunden und das sagten sie sich mit leisen und lauten Worten wohl tausend Mal, wie ihre Augen und Hände es eben so oft bestätigten. Nach Verlauf dieser Stunde aber sehen wir sie Arm in Arm und Hand in Hand die Treppe hinunter schlüpfen und in Frau Birkenfeld's Zimmer treten, wohin sie sich aus innerstem Drange ihres Herzens gezogen fühlten, um der seltsamen Frau ihren warmen Dank auszusprechen. Aber das sollte ihnen nicht so leicht werden, wie sie es sich gedacht, denn wie Tante Grete Niemanden gestattete, Rechenschaft zu fordern für irgend Etwas, was sie gethan, so liebte sie es auch nicht, sich Dank sagen zu lassen, wenn ihr Herz aus innerem Bedürfniß Jemanden eine Wohlthat erwiesen. Sie fanden die alte Frau vor dem Bilde ihres verstorbenen Mannes stehend und die Züge desselben mit denen einer kleinen Photographie vergleichend, die sie in der Hand hielt.

»Frau Birkenfeld!« sagte Bodo mit ergriffener Miene und leise bebender Stimme.

»Was wollen Sie hartnäckiger Mensch?« fragte sie lächelnd, als sie das liebende Paar, innig an einander geschmiegt, vor sich stehen sah. »Sie haben mir nur *eine* Antwort zu geben, nach der ich vorher vergeblich gefragt: sind

Sie mit der Braut zufrieden, die ich Ihnen ausgewählt, oder nicht?»

»Nein,« erwiderte Bodo mit fest blickendem Auge, »ich selbst habe mir dieselbe gewählt, lange bevor ich Ihren Wunsch in dieser Beziehung kennen gelernt.«

»Ah, ja, Sie sind ein Mann und das wollen Sie mir damit nur beweisen, ich verstehe Sie.«

«Nein, Frau Birkenfeld, ich komme vielmehr, um Ihnen meinen heißesten Dank zu sagen –«

»Still, nichts von Dank!« unterbrach sie ihn. »Beweisen Sie es Ihr ganzes Leben hindurch, daß Sie meiner Liebe würdig waren, das ist der einzige und beste Dank, den Sie mir abtragen können. Und nun kein Wort mehr darüber. Daß Ihr glücklich seid, sehe ich, Ihr braucht es mir also nicht noch zu verkünden, und ich – o Gott ja – ich bin es auch. Komm her, Kleine, küsse mich, und Sie – Sie, eisenfester Mann, da haben Sie meine Hand!«

»Darf ich denn nicht auch einmal an Ihrer Brust ruhen?« fragte Bodo weich, nachdem Gertrud sie innig umschlungen und herzlich geküßt hatte. Der Alten kam eine Thräne in das Auge, aber sie sprach kein Wort. Nur öffnete sie ihre Arme, und ihren Kopf eine Weile an Bodo's Brust legend, weinte sie still vor sich hin. Dann aber, als schäme sie sich dieser so natürlichen Thränen, ermannte sie sich schnell, trat von ihm fort und sagte fest: »Nun ist es vorbei – Alles ist überstanden und Gott allein sei Dank dafür gebracht. Aber sehen Sie einmal da – finden Sie noch nicht die Aehnlichkeit beider Gesichter heraus?«

Bodo warf einen Blick auf die kleine Photographie, die sie wieder vom Tisch genommen, und erkannte zu seiner Verwunderung sein eigenes Bild, welches einst in seinem Album gefehlt hatte und nun in einem neuen Abdruck hier vor ihm lag. »Woher haben Sie dieses Bild?« fragte er mit erstauntem Gesicht.«

»O, o! Machen Sie nur keine so krause Miene!« sagte die Alte mit ihrem komischen Ernste. »Ich habe es Ihnen nicht genommen, aber *die* da – die hat es mir heimlich gebracht –«

»Aber doch nur auf Dein Geheiß, liebe Tante!« rief Gertrud, hoch erröthend.

So war denn Bodo auch dieses Räthsel gelöst und noch manches andere sollte ihm im Laufe dieses merkwürdigen Tages klar werden.

---

Unterdessen war der Mittag herangekommen und man mußte daran denken, auch für die Bedürfnisse des Leibes zu sorgen, da der Geist und das Herz allein nicht den Körper nähren. Bodo und Gertrud verhielten sich bei Tische still, ihr Herz war zu voll, ihr Gemüth zu tief bewegt, um sich in vielen Worten ergehen zu können, dafür aber war Tante Grete um so gesprächiger, sie erzählte in rascher Redeweise der Reihe nach Alles, was sie seit der persönlichen Bekanntschaft mit Bodo sich ausgedacht, was sie für Pläne geschmiedet und wie sie dieselben nun auszuführen entschlossen sei, wenn Gott ihr so lange das Leben lasse.

So war auch die Speisestunde rasch vorübergegangen und man wollte sich eben in den schönen Garten begeben,

als Frau Birkenfeld noch vorher zufällig einen Blick durch das Fenster warf und dann plötzlich ausrief:

»Ah, da ist sie – die Baronin Grotenburg, wenn ich nicht irre. Ja, ja, sie ist es. Nun ist mir Alles klar. Sie hat Ihren Mann nach der Stadt begleitet und ihre spitze Nase auch in das Hypothekenbuch gesteckt. Aha! Sie weiß also, wer ihr das Capital gekündigt hat und wem sie von jetzt an gegenüber steht. Gut. Na, diesmal ist sie mir willkommen, nun kann Alles mit einem Mal abgethan werden. Aber heute echauffirt sie mich nicht und unsre Unterhaltung soll nicht lange dauern. Geht in das Zimmer da, Kinder, und setzt Euch unter das Bild. Wenn ich Euch brauche, werde ich Euch rufen, eher aber rührt Ihr Euch nicht von der Stelle und noch weniger mischt Ihr Euch in meine Angelegenheiten.«

Bodo und Gertrud begaben sich dahin, wohin sie der Wille der Wittwe beschied, nicht erbaut zwar von dem neuen störenden Besuch, aber auch nicht gar betrübt, denn ihr Herz kannte an diesem Tage keine Wolken und Nebel mehr.

Frau Birkenfeld aber setzte sich in ruhigster Weise auf ihren Stuhl am Fenster, ergriff eins ihrer wollenen Strickzeuge, nahm ihre blaue Brille vor und erwartete mit größter Gelassenheit ihre vornehme Frau Nichte, die schnell den grünen Abhang emporstieg, die schöne Umgebung keines Blickes würdigte und, sich völlig unbeachtet wähnend, mit stolzen Schritten ihrem nächsten Ziele zuzug. Ihre Hand setzte die alte Schelle in kräftige Bewegung, das ganze Haus schallte wieder von dem lauten Klange und Dina sprang erschrocken herbei, um nachzusehen, wer es am heutigen Tage, wo ihre Gebieterin so glücklich sei, wage, mit so heftiger Ankündigung Einlaß zu begehren.

»Ist Frau Birkenfeld zu Hause?« ließ sich die scharfe und harte Stimme der Baronin vernehmen.

»Wen habe ich die Ehre zu melden?« fragte Dina, obgleich sie den Besuch recht gut erkannt hatte.

Die Baronin warf ihr einen verächtlichen Blick zu und sagte mit vornehm zurückgeworfenem Kopfe: »Die Baronin Grotenburg! Aber schnell!«

Als Dina hereintrat, um ihre Meldung zu machen, erhob Frau Birkenfeld die Hand und sagte gleichgültig: »Ich habe es schon gehört – laß sie herein!«

Die Baronin war an diesem Tage nach ihrer Meinung einfach, aber dabei sehr kostbar gekleidet. Sie trug ein schwarzes Damastkleid mit reichlicher Schleppe und von einem Umfang, daß der dazu verwandte Stoff wenigstens für zwei gemeinere Menschen ausgereicht hätte. Ein kleines Sommerhütchen, bunt mit Blumen und Federn garnirt, saß trotzig auf dem steif getragenen Kopf, und um ihre diesmal verhüllten Schultern war etwas nachlässig eine feine schwarze Spitzenmantille geworfen. Ihre Miene aber war wahrlich nicht die einer Person, die mit einer Bitte kommt, vielmehr die einer entrüsteten Dame, die gerechten Grund zu bitteren Vorwürfen in sich trägt und die sich nur aus Rücksicht gegen eine ältere Frau in gewissen Schranken hält, eine Miene, die sie selbst für so demüthig und bescheiden hielt, wie sie ein Mensch von Rang und Stand nur irgend annehmen kann.

Sie wollte sogleich zu reden beginnen, als sie in's Zimmer trat, allein Frau Birkenfeld kam ihr mit raschem Entschlusse zuvor – eine seltene Erscheinung bei ihr, die die Frau Baronin hätte etwas aufmerksam machen sollen. »Ah,« sagte sie ruhig, »da sehe ich ja mal die Frau Baronin Grotenburg bei mir! Gut, gut, Du kommst gerade zur rechten Zeit, mein

Kind, und findest mich in der besten Laune, was nicht häufig der Fall ist. Setz Dich dorthin, wenn ich bitten darf, und nun sag rasch, was Du willst, ich habe heute nur wenig Zeit für unnützes Geschwätz übrig.«

»Liebe Tante,« begann die Baronin, »ich bin heute nicht wegen unnützen Geschwätzes zu Dir gekommen, sondern in einer höchst wichtigen und betrübenden Angelegenheit, die mich dergestalt außer Fassung gebracht hat, daß ich eigentlich noch nicht weiß, wie ich so rasch habe den Berg ersteigen können. Du wohnst wirklich sehr unbequem hier.«

»Für Dich, ja, das mag sein; für mich nicht. Doch zur Sache. Was willst Du?«

»Ich bin mit Grotenburg in der Stadt gewesen!« stieß die Baronin mit vor innerer Wuth zitternden Lippen hervor.

»Ah!« rief Frau Birkenfeld, legte Strickzeug und Brille fort und hob ihr Auge scharf in die Höhe. »Und hast ihm Gesellschaft geleistet, um das Hypothekenbuch auf dem Gericht zu studiren. Ich weiß, ich weiß – doch was willst Du nun?«

»Aber, liebe Tante, Du sprichst das mit solcher Gleichgültigkeit aus – ich begreife Dich nicht. Ist denn das möglich, nur wahrscheinlich? Du, Du kannst mir, uns – ein Capital kündigen, von dem wir bisher nicht die geringste Ahnung gehabt, daß es *Dir* gehört?«

»Das ist meine Schuld nicht, mein Kind. Ich habe doch wohl nicht die Verpflichtung auf mir, irgend einem Menschen auf der Welt zu erkennen zu geben, wo meine Capitalien stehen, wie? Also, mit einem Wort, Ihr habt ganz recht gelesen, die Geschichte verhält sich so – ich habe mein Capital gekündigt und Ihr werdet es bezahlen, nicht wahr?«

»Aber beste Tante,« sagte die Frau Baronin mit einem unwillkürlichen, sehr übel angebrachten Nasenrumpfen – »willst Du uns denn durchaus zu Grunde richten?«

»Frau Baronin,« erwiderte die Alte, sich stolz in die Höhe hebend, »Du sprichst in einem etwas seltsamen Tone mit mir und siehst, ich sage es Dir offen, wahrhaftig nicht aus wie Jemand, der in Noth schwebt und um Abhülfe derselben zu bitten gekommen ist. Aber um Dir auf Deine Frage zu antworten, so will ich Dir sagen, daß ich Dich und Deinen vornehmen Herrn Gemahl gewiß nicht zu Grunde richten will, wenn Ihr aber dennoch zu Grunde geht, so wird das allein Eure eigene Schuld sein.«

»Tante!« schluchzte die Baronin mit erkünstelten Thränen und ihr Taschentuch schon vor der Zeit zu Hülfe nehmend, »was sagst Du da?«

»Was wahr ist. Höre nur Eins. Dein Mann hat ein ziemlich bedeutendes Vermögen besessen und Ihr habt es in wenigen Jahren bis auf den letzten Heller verschwendet. Dein Mann hat ferner ein einträgliches Grundstück besessen; und er hat alle Einkünfte desselben auf Jahre hinaus verpfändet. Dein Mann hat von meinem Mann und mir selbst 20,000 Thaler und eben so viel von Eurem Schwager Sellhausen erhalten, und die habt Ihr nochmals verschwendet. Jetzt habt Ihr Euch – auf welche Weise es geschehen, wißt Ihr am besten – eine Erbschaft – erschwindelt – ja, das ist das rechte Wort – und nicht zufrieden, daß Ihr, wenn Sellhausen verkauft wird, eine hübsche Summe Geld dafür bekommt, wollt Ihr das Ganze haben und behalten und andere rechtliche Leute um ihren Besitz betrügen, um wie die Herren im Lande leben und von Neuem verschwenden zu können. So wie ich sage, ist es, aber das muß einmal ein Ende nehmen, mein

Kind, denn wie Ihr es getrieben, treibt und ferner treiben wollt, geht es nicht länger, mit meinem Willen wenigstens nicht.«

»Aber Tante, liebe Tante, bedenke doch die Familie, deren Ruf, deren Ehre Du durch Deine Kündigung an den Pranger stellst!«

»O ja, ich bedenke Alles. Aber habt Ihr denn bedacht, ob Ihr Euch an den Pranger stellet, als Ihr Saufgelage über Saufgelage gabt, als Ihr Euch mit Tand und Flitter behinget, vom Kopf bis zu den Füßen, die Ihr nicht bezahlen konntet – he, habt Ihr das bedacht? Antworte mir darauf.«

»Aber mein Gott, theuerste Tante, bedenke doch unsern Stand, unsern Verwandtschaftskreis, unsre Verbindungen – Grotenburg *mußte* repräsentiren, ob er wollte oder nicht!«

»Den Teufel mußte er repräsentiren! Ihr habt gar nichts zu repräsentiren! Was denn, wozu denn? Das sehe ich mit meinen bescheidenen Menschengenossen nicht ein. Ihr hättet vielmehr wie vernünftige Menschen leben sollen, dann hättet Ihr am gescheidtesten repräsentirt.«

Die Baronin fing jetzt in Wirklichkeit an zu weinen, und da ihre eigene Klugheit ihr nichts half, erinnerte sie sich der guten Lehren, die ihr Baron Haas eingeprägt. »Liebe, liebe Tante,« sagte sie in weicherem Tone als vorher, »Du magst in manchem Punkte und wenn Du von Deiner Stellung aus unsere Lage betrachtest, Recht haben, aber im Allgemeinen hast Du uns immer nicht – nicht ganz richtig beurtheilt. O, sei nur diesmal nicht hartherzig, zieh Deine Kündigung zurück, wir wollen Alles in wenigen Jahren bis auf den letzten Groschen abtragen.«

»O, o, ich bin nicht hartherzig, obgleich Ihr mich wohl dafür in der ganzen Welt verschrien habt, und was Eure

Verprechungen betrifft, die stets nur kommen, wenn Ihr zu Boden liegt, so weiß ich aus langer Erfahrung, was ich davon zu halten habe.«

»Nein, nein, das weißt Du nicht, Tante. Außerdem aber bist und bleibst Du doch unsere – meine Verwandte.«

»Ah, also darauf willst Du bauen! Nein, mein Kind, das ist wieder ein Irrthum. Deine Verwandte, ja, die bin ich leider, aber mit Deinem Manne habe ich gar nichts zu thun, und selbst auf die Verwandtschaft mit Dir gebe ich nichts. Nein, nein, gar nichts. Ein Fremder, wenn er vernünftig ist, ist mir zehnmal lieber als hundert Verwandte, wenn sie verrückt sind, vor Hochmuth und Vornehmheit verrückt, wie Ihr Alle zusammen. Jedem Andern also will ich helfen, aber Dir nicht, Dir nicht mehr, denn ich habe Dir schon zu oft vergebens geholfen.«

»Ach Gott, Tante,« schluchzte die Baronin, die nicht mehr wußte, was sie sagen sollte – »hast Du denn kein Erbarmen?«

»Erbarmen?« rief die alte Frau und stellte sich mit eingestemmen Armen vor die, ihre innere Wuth kaum noch bezwingende Baronin hin, »daran wagst Du mich zu erinnern? Habt Ihr denn etwa mit Bodo von Sellhausen im Herzen Erbarmen gehabt, als er, still und wehrlos unter sein Schicksal sich beugend, von Haus und Hof gehen mußte, in das Ihr mit Saus und Braus eingezogen seid? Habt Ihr Erbarmen gehabt, frage ich, als Ihr Euch an seines Vaters Tisch setztet und Euch in seinem süßen Weine berauschtet, he? Nein, nein, Frau Baronin, Ihr habt es niemals und mit Niemanden gehabt, und so habe auch ich jetzt mit Euch keins, dazu habt Ihr es mit Eurem Dünkel und Eurer Ueberhebung zu weit kommen lassen. Also – mit einem Wort – quäle mich

nicht länger. Geht Ihr zu Grunde und macht Ihr Bankerott, wie Du sagst, so seid Ihr einzig und allein daran schuld, und die Welt wird sich freuen, daß nicht blos *gemeine* bürgerliche, sondern auch *vornehme* adlige Leute solch ein Scandal treffen kann.«

Als der Auftritt zwischen den beiden Frauen so weit vorgeückt war und die Baronin einsehen mochte, daß vor dieser Frau jeder gewöhnliche Schritt zu keinem Ziele führe, entschloß sie sich zum Aeüßersten. Der ihr von Baron Haas einstudirte Fußfall kam ihr in's Gedächtniß und sie schickte sich mit dem dazu gehörigen Schauspielerpathos an die Scene in's Werk zu setzen.

»Tante!« rief sie, mit jähem Aufschrei zu den Füßen der alten Dame stürzend und ihre Kniee zu umklammern suchend, was ihr indessen zufolge geschickten Ausweichens derselben nur in so weit gelang, als sie ein Blatt des seidenen Kleides faßte, womit sie sich auch begnügte, »Tante, sieh mich flehend vor Dir – hilf uns noch dies eine Mal und wir verzichten gern auf jede weitere Erbschaft von Dir.«

Die alte Frau, von diesem leicht durchschaulichen Kunststück widerwärtig berührt, trat betroffen zurück. Ihre Haltung und ihr Gesicht nahmen eine unnachahmliche Würde an und ihr Auge blickte ruhiger denn je zuvor. »Kind,« sagte sie, »bemühe Dich nicht umsonst, Du hintergehst mich mit Deinen falschen Thränen und Seufzern auch diesmal eben so wenig wie früher. Und von einer weiteren Erbschaft sprichst Du? O, wie man so thöricht, so lächerlich thöricht sein kann! Als ob Ihr noch nicht genug von mir im Leben erhalten hättet, um noch auf meinen Tod rechnen zu müssen! Nein, nein, diese Phantasie laß Dir ein für alle Mal vergehen. Sieh, Du hättest jetzt Sellhausen und künftig alles Uebrige,

was ich besitze, haben können, wenn Du mit Deinem Mann vernünftig gewesen wärest. Euch helfen Hunderttausende so wenig wie Achtzigtausend, denn durch Eure Hände läuft alles Baare wie durch ein stets offenes Sieb. Nein, nein, Alles, Alles ist von jetzt an zwischen uns vorbei, umklammere und zerre also mein Kleid nicht länger, es hilft Dir nichts. Endlich muß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben – bei mir wenigstens – und die guten Menschen müssen schon hier auf Erden belohnt und die bösen bestraft werden. Das ist meine Ansicht der Sache. Und überdieß, meine Liebe – ich will Dir noch *einen* Grund angeben, warum ich Euch weder diesmal noch jemals helfen oder Euch irgend Etwas vererben kann. Ja, steh nur auf und sieh mich mit Deinen heuchlerischen Augen boshaft an, vor denen ich mich nie gefürchtet habe, wie Dein armer Mann, den Du mit Dir in's Unglück gestürzt. Wisse also, ich bin nicht kinderlos, wie Du denkst –«

»Tante!« rief die Baronin entsetzt aus und wich mit erstarrtem Gesicht einen Schritt zurück.

»Nein, sage ich,« fuhr diese ruhig fort, »ich bin, Gott sei Dank, nicht kinderlos, wie Ihr Euch Alle geschmeichelt habt, denn ich habe einen Sohn und dieser Sohn ist mein Haupterbe; er muß auch sein väterliches Gut wieder haben, das Dein herrlicher nimmersatter Gemahl dem alten Sellhausen, dem von Euch zu Euerm Vortheil Geadelten, in einer schwachen Stunde abgeschwindelt hat. Begnügt Euch also mit dem Rest des Verkaufsgeldes von Sellhausen, das unter den Hammer soll und muß – das Geld dazu kommt aus meinem Säckel und diese Stimme, mag sie groß oder klein sein, kann ich

Euch nicht versagen. Genießt sie mit dem schönen Bewußtsein Eures Verdienstes oder vergeudet sie wie alles Uebrige, mir soll das fernerhin ganz einerlei sein. Und nun – Du starrst mich noch immer so zweifelhaft an – glaubst Du mir etwa nicht? Willst Du vielleicht meinen Sohn sehen, dessen Namen Du doch wohl schon errathen hast? Gut, auch das soll Dir noch gewährt werden, denn neugierig bist Du von jeher gewesen.«

Mit diesen Worten rasch zur Thür des Nebenzimmers tretend, riß sie sie auf und rief mit zärtlicher Stimme hinein:

»Bodo, mein Sohn, komm heraus! Hier ist eine Dame, die Dich kennen lernen will. Da ist er, Frau Baronin, und da ist auch seine schöne Braut, des Meier's zu Allerdissen Tochter, die so gemein ist, daß Deine hochadlige Tochter nicht einmal eine Tasse Kaffee hat von ihr nehmen wollen.«

Von der nun folgenden Scene ist wenig zu beschreiben, aber glücklicher Weise ging sie für alle dabei Betheiligten rasch vorüber. Bodo, Gertrud an der Hand haltend, die in ihrer vollen Schönheit und Sanftmuth halb zaghaft neben ihm herschritt, trat der Baronin entgegen und machte ihr eine tiefe Verbeugung. Das war aber auch Alles, was seine zweite Mutter von ihm verlangt hatte. Sie schloß die Thür wieder und wandte sich nun zu der Baronin um, die leichenblaß zurückgetaumelt und auf einen Stuhl gesunken war.

»Frau Baronin,« redete sie die kleine Frau mit unnachahmlicher Würde an, »nun bleibt Dir, wie Du siehst, nichts weiter übrig, als mir Glück zu dieser schönen Gabe Gottes zu wünschen, nicht wahr? Doch ich verzichte auf diesen Deinen Glückwunsch. Steige jetzt also wieder in Deinen Wagen da drüben, fahre zu Deinem Mann, der Dich gewiß mit bangender Sehnsucht erwartet, und erzähle ihm, daß Dir auch

Dein Fußfall nichts geholfen hat. Vergiß aber auch nicht das Warum hinzuzufügen, denn das ist die Hauptsache und der Urgrund Eures Schicksals. Und nun haben wir uns hoffentlich zum letzten Mal gesehen. Ich bin müde von des Lebens Last und werde bald zur Ruhe gehen, was ich auch gern thue, da ich nun einen so vernünftigen Erben besitze. Dir aber wünsche ich von Herzen das Beste – denn so schlimm, nicht einmal diesen Wunsch für Euch zu haben, ist der grüne Pelz, der böse Drache, die alte Hexe auf der Cluus in Wahrheit nicht, obgleich Ihr sie stets und überall dafür ausposaunt habt. Adieu!«

Die Baronin war schon aufgestanden und wankte nach der Thür, ohne einen Blick zurückzuwenden. Worte hatte sie keine mehr; der Groll, die Wuth und der leider vergebliche Wunsch nach Rache ließ sie nicht dazu kommen. Schnell hatte sie die Thür auf dem Corridor erreicht, und die mit zitternden Händen aufgeriegelte Hausthür weit offen lassend, die Dina erst nach einiger Zeit hinter ihr schloß, rauschte sie die Treppe und den Berg hinunter, um über die Weser zu setzen, in ihren kostbaren Wagen zu steigen und im Galopp nach Hause zu fahren, um da der ganzen ihrer harrenden Familie die schreckliche Mähr zu erzählen, daß Alles verloren sei und daß dieser – dieser Mensch, dieser verlaufene Bodo von Sellhausen, der niederträchtige Diplomat – o es ist kaum glaublich – der Sohn und Erbe des grünen Pelzes sei.

---

Der Nachmittag und Abend, die diesem bewegten Morgen und Mittag folgten, verstrichen den Betheiligten auf der

Cluus in süßer Ruhe und Behaglichkeit. Frau Birkenfeld's elastischer Geist hatte sich bald wieder in das stille Geleise häuslichen Friedens zurückgefunden und wandelte nun neben den beiden glücklichen jungen Menschen langsam in ihrem schönen Garten auf und ab, um noch Vieles mit ihnen zu besprechen, was dem Einen oder der Andern bisher unbekannt geblieben war. Da sollte aber diese ruhige Unterhaltung noch einmal durch das Dazwischentreten eines Mannes unterbrochen werden, der bisher an diesem Tage nicht auf der Cluus, sondern in der Stadt gewesen, um verschiedene Besorgungen für seinen Garten auszurichten, mir denen er von seiner umsichtigen Gebieterin betraut worden war. Es war Boas, der alte treue Gärtner der Cluus. Als er in den Garten trat, um Frau Birkenfeld zu begrüßen, schaute er betroffen auf, als er an ihrer Seite Gertrud und Herrn von Sellhausen Arm in Arm und mit glücklichen Gesichtern einherschreiten sah.

»Aha,« sagte Frau Birkenfeld, »da kommt noch Einer, der sich wundern wird und dem man eine Freude bereiten kann. Das ist gut, das thue ich gern. Der Alte hat es wohl um mich verdient. – Boas, heda, alter Griesgram, komm heran und höre, was ich Dir sage. Sieh diesen Herrn an – Du kennst ihn doch noch?«

»O Gott, Frau Birkenfeld, warum soll ich denn den Herrn Legationsrath von Sellhausen nicht kennen?« rief der Alte mit vor Freude leuchtendem Auge.

»Du kennst ihn doch nicht recht, Alter,« erwiderte die alte Dame mit milder Herzlichkeit, »wenn Du ihn bloß Sellhausen nennst. Von heute an heißt er Herr von Sellhausen-Birkenfeld – verstehst Du mich – na, reiße nur nicht die Augen so weit auf – denn er ist mein Sohn und als solchen stelle ich ihn Dir jetzt vor.«

Der alte Gärtner war wie vom Donner gerührt und beinahe wäre er vor seiner lieben Herrin auf die Kniee gefallen, wenn er nicht gewußt hätte, daß dergleichen Szenen hier nicht beliebt waren. »Ihr Sohn?« fragte er nur mit gleichsam versteinertem Gesicht.«

»Na, ist Dir das nicht klar, wundert Dich das? Hast Du nicht immer gesagt, daß er Deinem verstorbenen Herrn, meinem guten Manne, ähnlich sieht? Wie –«

»Ja, das thut er auch – aber, mein Gott, wie soll ich mir denn das zusammenreimen?« stöhnte der Gärtner.

»Gar nicht, Du Narr, bemühe Dich nicht damit. Er ist *mein* und meines Mannes Sohn und nun weißt Du genug. Aber um Gottes willen, Alter, was sehe ich? Du willst doch nicht gar heulen? Untersteh Dich nicht, in Deine alten Moden zu verfallen. Geh lieber zu Deinen Blumen, und wenn Du wieder vernünftig bist, komm her und stelle Dich den beiden Herrschaften, die sich heirathen, als gehorsamer Diener vor.«

Boas wollte nach einem neuen verwunderten Blick auf das Brautpaar beschämt davon schleichen, Gertrud aber sprang ihm nach, faßte seinen Arm und rief: »Boas, alter guter Boas, so schlimm ist es ja nicht gemeint, Du wirst doch Deine gute Herrin wohl kennen und wissen, wie sie denkt und spricht? Komm her, gieb meinem Bräutigam die Hand

und mir auch und dann wollen wir künftig gute Freunde sein, wie bisher, nicht wahr?«

»Ach Gott, Fräulein,« schluchzte Boas, »da soll man nicht heulen und das Glück ist doch zu groß! Ach, gnädiger Herr und gnädiges Fräulein –«

»Nichts da, nichts da, sagte Bodo, seine Hand fassend und kräftig schüttelnd, »nichts von gnädigem Herrn. Nenne mich Herr Sellhausen oder Herr Bodo, wie Du willst, das ist ganz einerlei, aber gute Freunde sind wir schon lange und wollen wir auch ferner bleiben.«

Der Alte wischte sich die strömenden Augen und hatte nur Blicke für seinen neuen jungen Herrn. »Ja,« sagte er endlich, »ich habe es gleich gesagt und sollte doch nicht Recht damit haben: Sie sind *sein* Sohn und es kann ja nicht anders sein, denn so, gerade so hat er mich immer angeblickt, wenn er freundlich war, und das kann ich mein Lebtag nicht vergessen.«

»Bist Du noch da?« fuhr Frau Birkenfeld in ihrer eigentümlichen Weise dazwischen, nachdem sie sich einen Augenblick abgewandt. »Ich dachte, Du wärest schon lange bei Deinen Blumen. Na, jetzt geh, Du kannst ihn noch oft genug betrachten, er kommt immer wieder, wenn er auch heute fortgeht, und Du behältst ihn länger als mich.«



Als der glückliche Bräutigam am Abend dieses seines wichtigsten Lebenstages den Rückweg nach Hause, das heißt nach dem Hofe zu Allerdissen antrat, funkelten schon

die Sterne am tiefblauen Augushimmel; trotzdem aber hatte ihm Gertrud bis zum Fährhause jenseit der Weser das Geleit gegeben und dem alten Braunen liebkosend den Hals geklopft, was sie so lange nicht hatte thun können. Erst als Bodo sie wieder am jenseitigen Ufer sah, wo sie noch lange stand, um ihn abreiten zu sehen und ihm noch immer wohlverstandene und erwiderte Grüße zuzurufen, bestieg er sein Pferd und trat die Heimkehr wirklich an. Mit welchen Gefühlen dies geschah, brauchen wir wohl kaum zu erörtern. Wort für Wort, Scene für Scene wiederholte er im Geiste alles Einzelne, was ihm begegnet, und als ihm klar und fest zum Bewußtsein gekommen, was für ein reicher Segen über ihn ausgeschüttet war, vermochte er weiter nichts, als dankbar zu dem gestirnten Himmel aufzublicken und aus tiefster Seele ein »Dank, lieber Gott!« zu dem Bewohner jener blauen Höhen emporzusprechen.

Langsam, ganz langsam ritt er vom Fährhause ab, denn er hatte Viel zu denken oder vielmehr denkend zu empfinden, denn zu einer rechten Ueberlegung war noch keine Zeit, keine Ruhe vorhanden. Das stürmisch bewegte Herz mußte sich erst ausklopfen, die in seiner Seele zitternden Empfindungen mußten erst ausschwirren und selbst dazu war die Zeit viel zu kurz, obwohl er mehr als zwei Stunden auf dem Wege nach Allerdissen zubrachte. Er achtete auch weder auf den Weg, noch auf die Zeit, beides war ihm gleichgültig geworden; er wußte ja, daß er zu jeder Stunde zur rechten Zeit nach Hause kommen und daß ihm ein freudiger Empfang daselbst zu Theil werden würde. Darum bemerkte er auch nicht, daß ihm in der abendlichen Dämmerung etwa auf der Hälfte des Weges ein Reiter entgegenkam, der fast eben so langsam und bedächtig ritt wie er,

obgleich das Herz desselben nicht weniger heftig oder wenigstens lebhaft schlagen mochte, als Bodo's Herz. Erst als er dicht an ihn herangekommen war und er den Reiter fast Kopf an Kopf mit seinem Pferde halten sah, hob er das Auge auf und erkannte an dem ersten Zuruf den guten Meier, den die Ungeduld nicht länger im Hause gelitten, sondern dem jungen Freunde entgegen getrieben, dessen Rückkehr er, wie es sich jetzt zeigte, ganz richtig berechnet hatte.

»Meier, lieber Meier,« rief Bodo, plötzlich aus seiner Träumerei auffahrend, »da sind Sie – o, Sie schickt mir Gott entgegen – und das ist ein neues Glück, denn an Sie dachte ich eben herzinniglich!« Und fast ungestüm drängte der sonst so ruhige Mann sein Pferd dicht an das des Freundes und umschlang seinen mächtigen Leib mit dem rechten Arm, so gut es sich zu Pferde thun ließ.

»Aha,« sagte der Meier, nach seiner alten Art still vor sich hin lächelnd, »meine Prophezeihung ist also eingetroffen – Sie kommen heiter von der Cluus zurück, denn Sie sprechen ja von einem *neuen* Glück – es giebt also schon ein altes!«

»O nein doch, nein doch – Alles ist neu, ganz neu, aber nun lassen Sie mich vernünftig reden, und zwar gleich, denn ich erkenne die Fügung die gerade Sie mir entgegenschickt, und ich will mein Gewissen auf der Stelle entlasten, was ich erst morgen thun wollte, aber wer konnte heute Morgen wissen, was mir im Laufe des Tages begegnen würde!«

»Oho, so ziemlich doch, mein lieber Legationsrath – ich wenigstens habe es gewußt!«

»Ah, ja, also Sie waren mit im Bunde gegen mich?«

»Für Sie, nicht gegen Sie!«

»Nun, das ist diesmal ganz einerlei; jetzt heißt es bei mir nur – und das muß zu allererst von der übervollen Seele: wollen Sie mich zum Schwiegersohn oder nicht?«

Ueber des Meier's Gesicht breitete sich eine freudige Rührung, er suchte Bodo in's Gesicht zu sehen und sagte: »Das sind Sie eigentlich in meinen Gedanken schon längst, seitdem mir die alte Birkenfeld mittheilte, daß Sie meine Trude und Trude Sie liebgewonnen, denn anders konnte es hier nach zwischen uns doch eigentlich nicht kommen. Nicht wahr?«

»Nein, es konnte nicht anders kommen, denn wo giebt es noch solch ein Mädchen auf der Welt! Doch, wie es gekommen, das sollen Sie jetzt hören, und nun will ich erzählen, wie es mir ergangen ist, seitdem wir heute Morgen von einander schieden.«

Bodo erzählte seinen reichen Tageslauf und der Meier hörte ihn ruhig und bisweilen nur still Beifall nickend an. Als Jener aber fertig war, sagte er: »Das weiß ich Alles, mein lieber Freund, auf die eine oder andere Weise habe ich es erfahren und ich kann Ihre Ansicht nur bestätigen, daß unsere gute alte Dame da drüben alle Fäden Ihrer heut' vollendeten Geschichte in der Hand gehalten und sie mit Geist und Gemüth zum richtigen Ziele zu lenken gewußt hat. Sie haben Recht, sie ist eine seltsame, merkwürdige Frau und wenige ihres Gleichen mag es jetzt auf dieser oberflächlichen Welt geben. Ich habe es Ihnen ja gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft gesagt: sie hat ihre schwachen Seiten, wie jeder Mensch, aber ihre starken sind überwiegend und entwickeln eine wunderbare geistige Kraft. So hat sie erst ganz im Stillen Gertrud's Neigung zu Ihnen ausgehört,

dann die Ihre zu Gertrud, und darauf hat sie ihren Plan gebaut. Und wir sehen ja, der Plan war gut, sie hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Doch nun wollen wir hiervon abbrechen, wir werden noch Zeit genug haben, uns alles Uebrigem mitzutheilen, jetzt aber will ich Ihnen sagen, was heute auf dem Gericht geschehen ist.«

»O, das kann ich mir denken,« rief Bodo. »Die Baronin war heute auf der Cluus und ich ward ihr als Sohn und Erbe der Frau Birkenfeld und als künftiger Mann Ihrer Tochter vorgestellt. Das vergaß ich Ihnen noch zu sagen.«

»Ah, also sie war da – das dachte ich mir fast. Und nun wird sie schon wieder zu Hause sitzen und einem Familienrath präsidiern, wie ihn die vornehmen Leute zu halten pflegen, wenn sie sich nicht selbst rathen können. Haha! Doch nun hören Sie. Wir waren alle Vier wieder pünktlich auf dem Gericht, nur der Justizrath Backhaus war noch als Sachwalter der Gegenpartei hinzugekommen, und da hätten Sie die Gesichter der Barone sehen sollen, als ihnen das geheimnißvolle Dunkel des Kündigers gelichtet ward. Es war fast zum Lachen, oder auch zum Weinen, wie man es nehmen will. Zuerst erhielten wir unsere Testamentsabschriften, nachdem ich die von Ihnen ausgestellte Legitimation eingereicht, und zu Hause werden Sie die Ihrige vorfinden. Aber da kam das Hypothekenbuch und wie die Geier stürzten die Herren darüber her. Doch o Schrecken! o Starrheit! o Versteinerung! Frau Birkenfeld ist die Hypothekenhabeerin, sagte der Beamte ruhig – und sie hat 80,000 Thaler gekündigt, setzte ihr Sachwalter hinzu. Da wurden die Barone mäuschenstill, nahmen zitternd ihre Papiere und schlichen hinaus in den Gasthof und hielten schnell mit der sie dort

erwartenden Baronin einen Familienrath ab, dessen Resultat Sie ja vorher mitgetheilt haben. So ist denn Ihre Angelegenheit in eine neue Phase getreten. Die Grotenburgs werden die schuldige Summe nicht aufbringen können und so dürfen Sie sich immerhin auf neue 20,000 Thaler gefaßt machen, die Herr von Sellhausen Ihnen für den Fall des Verlaufs ausgesetzt hat. Doch was verschlägt Ihnen das jetzt, da Sie plötzlich ein steinreicher Mann geworden sind – doch halt – machen Sie sich lieber nicht auf zu Viel gefaßt. »Der grüne Pelz« hat, wie ich weiß, bedeutende Legate an seine Leute, an Wittwen und Waisen, an Arme aller Art, an Kranken- und Siechenhäuser ausgesetzt, immerhin aber werden Sie noch reich genug sein, um der Reichste im ganzen Lande zu heißen, denn auch ich – auch ich habe ein Erkleckliches für meine Gertrud zurückgelegt.«

»O mein Gott,« rief Bodo beinahe ängstlich, »schweigen Sie still, lieber Meier! Soll ich denn auch noch Das haben, da ich schon so viel von Ihnen zum Geschenk erhalten? Vergessen Sie Ihren Sohn nicht –«

»Still, still, mein Sohn *kann* nicht vergessen werden, das ist Alles lange zwischen uns abgemacht, wie es hier zu Lande Sitte ist. Der Junge hat genug an seinem Hofe, denn mein Hof – das sage ich mit Stolz – ist der reichste und beste im ganzen Lande. Recht muß aber auch hier Recht bleiben, und ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der zu viel Geld besessen hatte, wenn er verständig war und weise damit umzugehen gewußt. Doch da sind wir vor dem Hofe. Sollen wir gleich der Treuhold die neue Mähr verkünden oder nicht?«

»Nein, lieber Meier, heute noch nicht. Ich werde morgen in aller Frühe mit Ihrem bequemsten Wagen nach der Cluus

fahren und die beiden Frauen holen. Gertrud muß doch ihr Wort halten, welches sie Ihnen schriftlich gegeben, sie wird also morgen nach Hause kommen –«

»Ja,« um Sie noch einmal vor Ihrer Reise zu sehen. Haha! Das war auch eine der kleinen Lügen, die ich auf Befehl der Tante Grete auf mein Gewissen nehmen mußte und die Sie mir hoffentlich schon verziehen haben?«

Sie konnten nicht weiter über den vorliegenden Punkt sprechen. Die Treuhold war voller Erwartung vor das große Tennenthor getreten und sah mit Ungeduld den so lange ausbleibenden Männern entgegen. Als sie aber, im Zimmer angekommen, des Meier's und Bodo's Mienen studirte, schüttelte sie verwundert den Kopf, um so mehr, da Beide, nachdem sie sie begrüßt, kein erklärendes Wort zu sprechen sich anschickten.

»Na, das muß ich sagen,« rief die gute alte Dame, bald den Einen, bald den Andern betrachtend – »was ist denn nun mit einem Male wieder los? Sie sind also sehr vergnügt von der Cluus zurückgekommen, Herr Legationsrath, fast noch mehr als das erste Mal?«

»Beinahe eben so vergnügt, liebe Treuhold!« scherzte Bodo. »Aber am meisten freue ich mich doch, daß ich wieder bei Ihnen bin, und darum sehe ich so glücklich aus. Frau Birkenfeld läßt Sie auch bestens grüßen und wird sich morgen selbst nach Ihrem Befinden erkundigen.«

»Kommt sie hierher?« fragte die Treuhold neugierig.

»Ja, sie kommt,« bestätigte der Meier mit überaus heiterem Gesicht. »Und um diesen Besuch im Voraus zu feiern, Cousine, lassen Sie uns zum Abendtrunk eine Flasche vom Besten herausholen, aber hübsch kühl muß sie sein, denn es ist heute ein mächtig warmer Tag für uns Alle gewesen.«

ACHTES KAPITEL. BIS ZUM ERSTEN NOVEMBER.

Schon um sechs Uhr am nächsten Morgen fuhr der Legationsrath mit den schönen Grauschimmeln nach der Cluus ab, die so muthig und fröhlich auf dem glatten Wege dahinstoben, als wüßten sie, daß sie zum ersten Male ihrer Bestimmung nachkommen und des Meier's schöne Tochter als Braut in das väterliche Haus heimhole sollten. So kurz die Zeit gewesen, die Bodo seit seiner Rückkehr von der Cluus auf dem Hofe zu Allerdissen zugebracht, so hatte er doch kaum den Augenblick erwarten können, wo er seinen Weg abermals dahin antrat, denn jede Stunde seines Lebens hatte jetzt einen besonderen Werth erhalten, und er glaubte keine Minute fortan ungenützt verstreichen lassen zu dürfen. O, wie sah jetzt die Welt ringsum ihn her ganz anders aus, als an früheren Tagen! War das derselbe Himmel, dasselbe Licht da oben, waren das dieselben Häuser und Dächer, die er schon so oft betrachtet hatte? Sah das Grün der Bäume nicht merkwürdig frisch und glänzend aus? Winkten die blauen Berge aus der Ferne nicht freundlicher, lockender herüber, und der Spiegel des alten Flusses, gab er nicht viel herrlichere Bilder von Felsen, Bäumen und Wiesen zurück, denn ehemals? Wie war diese Wandelung nur so rasch möglich gewesen, und welcher Zauberer hatte sie vollbracht? O Menschenleben, was birgst du doch für wunderbare Geheimnisse in deinem räthselhaften Schooße, welche Wonnen, welche Schätze hat doch die allgütige Vorsehung gleich goldenen Fäden in dasselbe hineinzuweben gewußt!

Als Bodo am Fährhause anlangte, schüttelte der Fährmann fast bedenklich den Kopf. »Erst um acht Uhr Abends abgeritten,« dachte er, »und nun schon Morgens um halb

Acht wieder zu Wagen da! Himmelelement, der muß es eilig haben, so was habe ich ja nie an einem Menschen erlebt!« Dennoch begrüßte er ihn freudig und fuhr ihn schnell hinüber, denn die junge Dame von drüben, die ihm am Abend vorher das Geleit gegeben, stand auch schon jetzt wieder am jenseitigen Weserufer und winkte mit Hand und Tuch den freundlichsten Morgengruß herüber, den Fährmann zur Eile treibend, der sich nun seinerseits wieder wunderte, daß der Herr Legationsrath von Sellhausen heute gar keine Worte für ihn, sondern nur Augen und Winke für das gegenüberliegende Ufer hatte.

Aber da sollte ihm plötzlich ein neues Licht aufgehen. Als er den so eilig Reisenden drüben am Ufer abgesetzt, flog die junge Dame wie eine Windsbraut auf ihn zu und umschlang ihn mit den Armen, tausend freudige Grüße spendend. »Aha,« sagte er sich, »nun weiß ich es. Das ist ein nettes Liebespaar – aber merkwürdig ist es und bleibt es, denn dergleichen hat man auf der stillen Cluus noch niemals erlebt.« Er wollte so eben sein Boot nach dem andern Ufer zurückgehen lassen, als die junge Dame ihn plötzlich bei Namen rief und er nun zu den glücklichen jungen Leuten an's Land trat.

»Meister Fährmann,« redete ihn die junge Dame an, denn so wurde derselbe von den Bewohnern der Umgegend genannt, »hier schickt Euch meine Tante, die Frau Birkenfeld, ein Goldstück, damit Ihr den Tag heute feiern könnt, wie wir. So, Ihr braucht nicht zu danken, sie giebt es gern und ich freue mich, es Euch selbst überreichen zu können.«

Damit legte sie ihren Arm in den ihres Begleiters und stieg langsam den grünen Abhang mit ihm hinauf; der Fährmann aber schob seinen Hut auf die andere Kopfseite, schaute den

beiden Liebenden lächelnd nach und brummte leise vor sich hin: »Blitz, nun hab ich's, so soll es wohl sein: gestern war die Verlobung! Ah, und ich habe eine Pistole dafür halten, daß ich den Bräutigam herübergebracht, denn ohne mich hätte er schwimmen und sich naß machen müssen. Schade, daß dergleichen nicht öfter passirt; für diesen Preis wollte ich gern jeden Tag einen Bräutigam trocken hinüber bringen.«

Die Rückfahrt nach Allerdissen wurde wenigstens um anderthalb Stunden verzögert, denn Frau Birkenfeld hatte schon um sieben Uhr den Justizrath Backhaus empfangen und mit ihm arbeitete sie nun in dem stillen Zimmer, in welchem das Portrait ihres seligen Mannes hing, in einer, wie es schien, höchst wichtigen Angelegenheit.

Dem Brautpaare aber wurde die Zeit bis zur Abfahrt nicht lang; es spazierte im Garten und bei den Bienenhäusern langsam auf und ab, genoß die wonnige Gegenwart und sprang dann leicht auf die noch wonnigere Zukunft über – ein so reichhaltiges Thema, daß alle Generationen kommender Zeiten, mögen auch noch so viele auf einander folgen, es doch niemals erschöpfen werden.

Erst gegen neun Uhr war die Arbeit zwischen der Besitzerin der Cluus und ihrem Sachwalter zu Stande gekommen. Dieser hatte tausend Thaler empfangen, um sie nach seiner Ankunft in der Stadt sofort an die bedürftigsten Armen zu vertheilen, ein Geschenk, welches die großmüthige Wittwe aus Dankbarkeit gegen Gott gespendet, daß er sie diesen glücklichen Tag hatte erleben lassen.«

»So,« sagte sie zu dem verwunderungsvoll sie anstaunenden Rechtsgelehrten, »nun kann ich getrost sterben, lieber Backhaus, denn nun erst bin ich fertig mit der schweren

Aufgabe meines Lebens. Wie seltsam aber ist doch die Einrichtung, daß uns dergleichen Momente erst zu Theil werden, wenn es mit unserm Lebenshauche auf die Neige geht! – Doch nun kommen Sie, ich will Sie mit dem Manne bekannt machen, den ich zu meinem Sohn und Namenserbem ernannt, damit Sie auch sehen, daß wahr ist, was ich Ihnen hier im Vertrauen mitgetheilt.«

Bodo und Gertrud wurden gerufen und dem Justizrath als verlobtes Paar vorgestellt. Der gute Mann freute sich herzlich, als er die schönen jungen Leute sah und er wunderte sich nicht mehr, daß Frau Birkenfeld so viel für sie gethan. Er wechselte einige freundliche Worte mit Beiden und stieg dann, mit seinen Schriften und dem Gelde beladen, den Berg hinunter, um sogleich nach der Stadt aufzubrechen und auch da in Hütten und Häuser Freude und Frohsinn zu tragen, wie er sie oben auf der Cluus zurückgelassen hatte.

Kurze Zeit darauf kam Frau Birkenfeld mit ihren Kindern nach der Weser herab, der Fährmann setzte sie mit abgezogenem Hute über das Wasser und bald stoben des Meier's herrliche Pferde mit Allen dahin, um so eilig wie möglich nach dem Meierhofe zu gelangen. Unterwegs aber kam ihnen der Meier schon entgegengeritten, der die Zeit nicht erwarten konnte, seine Tochter als Braut eines ihm so lieben Freundes wiederzusehen. Als er ihnen nahe gekommen war, hielten Wagen und Reiter an und es ward eine kurze herzliche Begrüßung ausgetauscht. Frau Birkenfeld aber nickte dem Meier fast schelmisch zu und sagte:

»Na, alter Freund, endlich ist es uns einmal nach Wunsch gegangen und wir haben den Sieg davon getragen. Wie ich mir aber als Mutter vorkomme, das kann ich Ihnen nicht beschreiben, denn das ist ein Gefühl, wie es kein zweites auf

der Welt giebt. Indessen, glaube ich, haben sich diese Beiden hier auch über kein unangenehmes Gefühl zu beklagen, wenigstens möchte man, wenn man ihre Gesichter sieht, nicht bezweifeln, daß sie zufrieden sind.«

Bodo ergriff bei diesen Worten die Hand der alten Dame, drückte sie sanft und nickte ihr freundlich mit seinen großen dunklen Augen zu, wobei ihr zu Muthe war, als ob es zwei andere Augen wären, die schon lange im ewigen Schlummer unter dem grünen Rasen ruhten. Wenn sie aber ein herber Kummer bei dieser Erinnerung ergreifen wollte, so waren die heiter lachenden blauen Augen Gertrud's, in denen sich der klare Morgenhimmel zu spiegeln schien, vollauf geeignet, sie wieder mitten unter die Lebenden zurückzuführen, und ihnen folgte sie gern, da sie sich mit den Ihrigen, die sie eben so glücklich gemacht, selbst glücklich und zufrieden fühlte.

Als man auf dem Meierhofe anlangte, stand Fräulein Treuhold im schwarzen Seidenkleide in der Tenne bereit, die geehrten Gäste zu empfangen, nachdem sie erst kurz vorher vom Meier gehört, daß sich Gertrud in Gesellschaft der Frau Birkenfeld befinden würde. Als sie daher diese respectvoll begrüßt und ihrem Herrn die Hand gereicht hatte, wandte sie sich zu der Tochter des Hauses, betrachtete sie mit verwunderungsvollen Blicken und nahm die Gelegenheit wahr, ihr zuzuflüstern:

»Trude, ei, was siehst Du schmuck und vergnügt aus! In solchen städtischen Kleidern habe ich Dich lange nicht vor Augen gehabt, und sie stehen Dir junger Creatur ganz wunderschön. Wahrhaftig, da muß man ja ordentlichen Respect vor Dir haben! Na, Kind, das ist heut ein besserer Tag

als neulich, da Du so rasch von Sellhausen fortgeholt wurdest, und es war eigentlich gut, daß es so kam, so blieb Dir der Anblick meines armen Herrn und seines Kummers erspart. Ach, Trude, das war ein schwerer Schlag! Aber trägt er sein Schicksal nicht wie ein ächt christlicher Mann? Wahrhaftig, er hat sich schon recht getröstet. Doch morgen geht er leider fort, und wir werden ihn sobald nicht wiedersehen. Ach, das wird mich recht tief betrüben!«

Gertrud gab sich alle Mühe, bei diesen Worten die Züge ihres Gesichts zu beherrschen; einige Male war sie nahe daran, in lautes Lachen auszubrechen, aber das Versprechen, welches sie Bodo gegeben, hielt sie davon zurück, und sie nickte nur leise mit dem Kopfe, dann und wann ein halbblautes »Ja, o ja!« hervorhauchend, welches Fräulein Treuhold als eine Aeußerung ihrer herzlichen Theilnahme deutete.

So traten die beiden Frauen denn zuletzt in das Innere des Hauses ein, wo Frau Birkenfeld mit Bodo und dem Meier schon Platz genommen hatten. Um nun aber der ferneren Unterhaltung in Gegenwart der Treuhold, der das Geheimniß des Tages bis jetzt nicht gelöst war, allen Zwang zu benehmen, beschloß der Legationsrath, die alte treue Seele mit in das Vertrauen zu ziehen, und zu dem Behufe gab er ihr einen Wink und trat mit ihr in ein Nebenzimmer, wohin sie ihm mit sichtbarer Spannung folgte, da sie an seinem ernstesten Wesen zu bemerken glaubte, daß es sich in der That um etwas sehr Wichtiges handle.

»Fräulein Treuhold,« begann er seine Rede, ihr gegenüber auf einem Stuhl am Fenster Platz nehmend, »ich muß Ihnen nun endlich eine Mittheilung machen, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube und die, was auch daraus folgen möge, hoffentlich unser altes Verhältniß nicht beeinträchtigen wird.

Ja, machen Sie nur immerhin ein bedenkliches Gesicht, es ist allerdings etwas Ernstes, aber betrüben müssen Sie sich darüber nicht, so unerwartet es Ihnen auch entgegentritt.«

»Mein Gott,« rief die alte Wirthschafterin, beide Hände voller Besorgniß zusammenschlagend, »hört denn das Neue bei uns noch nicht auf? Was kann es denn nun noch geben? Sie haben mich wieder ordentlich ängstlich gemacht.«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, zum Aengstigen ist's nicht. Doch nun hören Sie. Sie wissen, daß mir von Herrn von Sellhausen die Bedingung gestellt wurde, die Tochter seines Schwagers zu heirathen, wenn ich das Gut Sellhausen selbst behalten wollte, und daß ich diese Bedingung ausschlug, weil ich keine Neigung für Fräulein Clotilde zu haben glaubte und mich in keine nähere Verbindung mit ihrer Familie setzen wollte. Indessen –«

»O, mein Gott,« rief die Treuhold mit kummervollem Gesicht, »Sie werden sich doch nicht anders besonnen haben?«

»Ja, das habe ich doch gethan, meine Liebe, aber hören Sie nur. Es hat sich nämlich mit einem Mal und ganz gegen meine Erwartung noch ein anderer Weg gezeigt, um mein Gut zurückzuerhalten; man hat mir eine andere Bedingung gestellt und diese, ja, diese habe ich angenommen.«

»Wie,« rief die Treuhold erschreckend, »man hat also noch nicht genug mit Ihrer ersten Weigerung gehabt und Ihnen Fräulein Clotilde noch einmal angeboten?«

»Das nicht, aber eine andere Heirath, und die habe ich für so ersprießlich und wünschenswerth erkannt, daß mein Ja bereits gesprochen ist.«

Die Treuhold saß stumm und starr vor ihrem Herrn, mit bebenden Gliedern und matt schlagendem Herzen. »Also er wollte und sollte sich doch verheirathen?« schwirrte es ihr

vor der Seele, aber sie sah durchaus nicht klar und konnte sich den Zusammenhang des Ganzen nicht deuten.

»Ja,« fuhr Bodo fort, der sich die Miene gab, als bemerke er ihr Staunen nicht, »ich habe mein Ja gesprochen und ich wäre erfreut, wenn auch Sie mit der von mir getroffenen Wahl zufrieden wären. Wenn Sie jetzt wissen wollen, wer meine Braut ist, so brauchen Sie mir nur einen Wink zu geben und sie soll Ihnen augenblicklich genannt werden.«

»Ja, ja doch,« rief die Treuhold mit gerungenen Händen, »ich gebe den Wink, aber halten Sie mich doch nicht länger auf der Folter!«

Bodo stand ruhig auf und schritt zur Thür, um, sobald er sie geöffnet, Gertrud herbeizurufen. Da trat diese mit lächelndem und von freudiger Aufregung geröthetem Gesicht herein und wandte sich zu ihrer alten Freundin, die sie mit höchst verlegener Miene betrachtete.

»Hier, liebe Treuhold,« sagte Bodo, Gertrud bei der Hand nehmend und sie ihr zuführend, »habe ich die Ehre, Ihnen meine Braut und künftige Gemahlin vorzustellen, und ich hoffe, daß sie dieselbe als solche eben so lieben werden, wie Sie es bis jetzt gethan, da sie nur Ihre Nichte und die Tochter des Meier's zu Allerdissen war.«

Fräulein Treuhold war wie aus den Wolken gefallen, ihr Auge schweifte von ihrem Herrn zu Gertrud und von dieser zu jenem hin, als ob sie in ihren Mienen lesen wolle, ob man mit ihr scherze oder ihr ein wirkliches Ereigniß mittheile, an das sie niemals in ihrer Unschuld und Unbefangenheit gedacht. Aber da flog ihr Gertrud laut aufjauchzend in die Arme und rief, von herzlicher Freude überfließend: »Tante, liebe Tante, ja, es ist wahr, hier siehst Du eine glückliche

Braut vor Dir und nun wünsche mir Glück, daß ich von Deinem lieben Herrn zu seiner Herzallerliebsten erkoren bin!«

»Aber mein Gott, Ihr Herrschaften,« rief da die gute Alte – »ich glaube wohl, daß es so ist, denn wie werdet Ihr mit so ernstern Dingen einen Scherz treiben, aber wie ist denn das möglich, wie ist es nur so über Nacht gekommen, daß kein Mensch eine Ahnung davon haben konnte?«

»Da irren Sie sich, meine Liebe,« nahm Bodo wieder das Wort; »wir Beide haben schon lange eine Ahnung davon gehabt, daß es in unsern Herzen nicht ganz richtig oder vielmehr ganz richtig war, und ich muß mich um so mehr wundern, daß Sie dies so dreist behaupten, da unsre Neigung doch unter Ihren Augen entstanden und durch Sie selbst auf die natürlichste Weise von der Welt befördert ist.«

»Unter meinen Augen entstanden? Von mir selbst befördert? Ach, lieber Herr, da scherzen Sie wieder mit Ihrem alten ernstern Gesicht, nun verstehe ich es erst, aber – ich kann es doch so eigentlich nicht begreifen, wie es möglich gewesen, wie mir das entgangen, und wie Sie – o über die jungelustige Welt! – hinter meinem Rücken eine solche Liebschaft haben anzetteln können!«

Die beiden jungen Leute fingen bei diesen Worten der guten Alten herzlich zu lachen an und nun erst trat bei ihr die Freude an die Stelle des Erstaunens und sie hörte mit allmählig wiederkehrender Ruhe an, was ihr der Legationsrath als nothwendige Folge dieser Verbindung mit seiner ganzen Freundlichkeit und Milde erzählte. Nur als er sie zuletzt »Tante Treuhold« anredete, schien er ihr wieder in seinen beliebten stillen Scherz zu verfallen, denn daß sie, die arme alte Treuhold, die Tante des so klugen, so vielbewanderten

und nun auch so reichen Herrn Legationsraths von Sellhausen werden sollte, konnte sie noch lange nicht begreifen, selbst als sie es schon längst in Wahrheit geworden war. –

Im Laufe dieses Tages überlas Bodo, wenn auch nur flüchtig, die dem Meier von seinem Adoptivvater zur Aufbewahrung übergebenen Papiere und fand darin die Bestätigung alles Dessen vor, was er am vergangenen Tage auf der Cluus von Frau Birkenfeld vernommen hatt. Gegen Abend aber geleiteten der Meier und Bodo die nach der Cluus zurückkehrenden Frauen dahin, denn es war beschlossen worden, daß Gertrud bei Tante Grete und der Legationsrath auf dem Meierhofe solle wohnen bleiben, bis die Entscheidung über seinen künftigen Wohnsitz bestimmt erfolgt sein werde, was vor dem ersten November dieses Jahres nicht zu erwarten war. Daß aber Gertrud auf der Cluus wohne, so lange sie Braut sei, hatte Frau Birkenfeld sich von dem Vater derselben auszubedingen gewußt, und sie hatte dafür so gute Gründe angegeben, daß der Meier alsbald seine Einwilligung zugesagt. Zuerst wollte sie Gertrud bei sich behalten, um über ihre Ausstattung alltäglich Verabredungen und Vorbereitungen treffen zu können, Bodo käme ja doch alle Tage zu seiner Braut und dann hätte sie Beide um sich; wohnte Gertrud dagegen auf dem Meierhofe und Bodo bei ihr, so würde er mehr bei seiner Braut als bei ihr sein, und das wolle sie nicht, sie liebe die Gesellschaft guter Menschen und habe lange genug in Einsamkeit gelebt, um den Verkehr mit jenen schätzen zu lernen.

»Vor allen Dingen aber, Kinder,« sagte sie zu Bodo und Gertrud, »seid Ihr bei mir viel ungestörter, als bei Deinem Vater, Trude, wo so viele Leute jeden Eurer Blicke bewachen. Denkt Euch mal meinen schönen Garten und die herrliche

Aussicht über das Weserthal! und nun seid Ihr Beide, ein modernes Adam- und Evapaar, in dem kleinen Paradiese allein – ist das nicht schön, nicht prächtig, nicht allem Uebrigen bei Weitem vorzuziehen?«

Gertrud blickte still freundlich vor sich nieder, ohne ein lautes Ja hören zu lassen, obwohl sie es gewiß zehnmal im Stillen sprach; Bodo aber sagte mit seiner alten Ehrlichkeit und Offenheit:

»Ja, Sie haben Recht. Bei Ihnen werden wir immer am glücklichsten sein, wie Sie unser Glück ja auch mit Ihrer Hand gegründet haben.«

»Ja, ja,« entgegnete die Alte, das mag wohl zum Theil so sein, aber darin haben der Herr Legationsrath doch nicht Recht, daß er noch immer zu mir wie zu einer fremden Person spricht. Also nichts mehr von »Sie« und »Ihnen,« ich will ganz Mutter sein von Euch Beiden und nun laß Du mich, mein guter Sohn, auch Dein freundliches »Du« hören – ist mir doch stets dabei zu Muthe, als ob es ein Anderer spräche, den ich doch einmal nicht vergessen kann.«

Bodo schloß sie nach diesen Worten herzlich in seine Arme und so war auch dieser Punkt zwischen ihnen erledigt, der der alten liebebedürftigen Frau schon lange schwer auf dem Herzen gelegen hatte.

An einem der nächsten Tage sprach sie auch ganz unerwartet vor allen Uebrigen den Entschluß aus, im bevorstehenden Winter nicht ihre gewöhnliche Reise nach dem Süden einzutreten. »Für diesmal thue ich es nicht;« sagte sie, »weil es mir jetzt hier so gut gefällt, wie nie, zumal ich alle meine Bequemlichkeiten und Euch obendrein zu meinen Gesellschaftern habe. Dann aber bin ich auch nicht zu entbehren, bis der erste November vorüber ist, bis wohin wir

noch Mancherlei zu verabreden haben werden. So lange die Witterung gut bleibt, fahren wir alle Tage spazieren, bald dahin bald dorthin und ist das Wetter schlecht, so kommt Ihr Alle zu mir; in Eurer Mitte bangt mir selbst vor dem Winter im Norden nicht. Ich werde mein Treibhaus zum Wohnen einrichten lassen und dann haben wir den Frühling und Sommer im Hause, da wollen wir es uns denn auch recht behaglich machen.«

So geschah es denn auch. Die alte Frau war fast eben so häufig beim Meier, wie dieser mit Bodo bei ihr und seiner Tochter und in solchem glücklichen Beisammensein verging ihnen schnell die Zeit bis zum ersten November, der abermals eine wichtige Entscheidung über die Zukunft der beiden jungen Leute bringen sollte, deren Vermählung auf den achten November den siebenundsiebzigsten Geburtstag der Frau Birkenfeld festgesetzt war.



Während nun auf der einsamen Cluus, wie auf dem belebten Meierhof zu Allerdissen die zärtlichste Eintracht, das reinste menschliche Glück und eine bis dahin noch von keinem der Bewohner derselben empfundene Zufriedenheit und Behaglichkeit herrschte, sah es bei den Gegnern derselben auf der Grotenburg, dem Kolkhof und Schloß Krannenbergnicht so gemüthlich und vergnüglich aus. An den beiden letzteren Orten freilich war das Ungewitter noch am glimpflichsten vorübergesogen und hatte bei Weitem weniger Unheil als auf der ersteren angerichtet. Um so schmerzlicher aber wurde dasselbe empfunden, als zugleich zwischen

den einzelnen Mitgliedern der drei Familien eine gewisse Erkaltung der bisher so innigen brüderlichen Liebe eingetreten war, die von dem Augenblick der Kündigung des großen Kapitals an ihren Anfang nahm und in demselben Maaße an Tiefe und Umfang wuchs, als die Einsicht sich mehr und mehr Bahn brach, daß das Gut Sellhausen für den Baron Grotenburg für ewige Zeiten so gut wie verloren sei!

Die Kranenberger Herrschaften sowohl wie Baron Haas hatten sich nämlich ganz im Stillen das kleine Glück idyllisch ausgemalt, welches sie persönlich beträfe, wenn der Verkauf von Sellhausen eine Wahrheit würde, denn beide Familien zogen in diesem Fall einen Vortheil, den sie unter anderen Umständen gewiß nicht so leicht hätten erreichen können. Ein Dritttheil des Restes vom Verkaufspreise fiel nach dem Codicill des Testators einem Jeden von ihnen zu, und das war ein ganz hübscher Zuwachs für so zerrüttete Finanzen, wie sie im Laufe der Zeiten sich durch eigene Verschuldung der Betheiligten herausgestellt hatten. Wenn man nun auf der Grotenburg den lieben Schwägern auch diesen Zuwachs schon mißgönnte und mit einem gewissen Neid auf die so unerhört und ganz gegen ihr Verdienst Begünstigten blickte, so glaubte man noch viel mehr Ursache zu haben, sich über das eigene furchtbare Mißgeschick halb todt zu grämen oder vielmehr zu ärgern, denn Gram und Aerger waren hier so innig mit einander gemischt, daß es hätte schwer werden sollen, zwischen beiden irgend eine erkennbare Gränze zu ziehen.

Da saßen nun die beiden trostlosen Ehegatten mit der gleichgültig dareinschauenden Tochter zusammen und waren über ihr Unglück, über die Menschen, die es heraufbeschworen und schließlich gegen einander so erboßt, wie

es böse und leidenschaftliche Gemüther auf Erden nur sein können. Die traurige Antwort, welche die Baronin von der Cluus mit zurückgebracht, hatte wie ein Erdbeben alle ihre Hoffnungen auf eine glückliche, sorgenfreie Zukunft von Grund auf vernichtet; der alte gehässige Drache auf der Cluus, das Scheusal in Menschengestalt, wie man den grünen Pelz jetzt betitelte, der zweideutige Freund im Grabe, der alte Narr Sellhausen, der seinen Adel so wenig verdiente, und zuletzt der Meier, dieser gemeine Bauer – alle Drei hatten gemeinschaftlich an dem Ruin ihrer Familie gearbeitet, ihnen war es gelungen, ihr satanisches Werk in Ausführung zu bringen. Damit aber des Unheils noch nicht genug, grinsten sie nun auch die lieben Brüder auf Kranenberg und dem Kolkhof mit höhnischer Schadenfreude an, und sie, die edlen Grotenburgs, die so gerechte Ansprüche auf alles Gut der Welt hatten, sie sollten das Alles mit Gleichmuth ertragen, sie sollten nicht aus der Haut fahren vor Neid, Wuth und Groll? Nein, das wäre eine weder menschliche, noch mögliche Duldsamkeit gewesen, und was nicht menschlich und möglich ist, kann ja Niemand leisten, wie alle Welt weiß.

Hatte sich nun die Baronin ausgetobt, ihren Mann gescholten, daß, er ein eben so erbärmlicher diplomatischer Firlefanz wie ein schwachköpfiger Haushalter sei, und ihre Tochter, daß sie mit ihren reichen Gaben nicht verstanden habe, einen so sentimentalischen Schwärmer, wie der Legationsrath wäre, zu fesseln, so begann der Baron seinen Sturm-marsch zu blasen. Vor Allen schimpfte er auf den betrügerischen Hallunken Sellhausen, auf die mangelhaften Gesetze, auf die bestechlichen Advocaten und zuletzt, sein steter Refrain, warf er seiner Frau vor, daß sie ihre Tante nicht an

der rechten Stelle zu fassen gewußt und sich so ihr Recht eigentlich vergeben habe. Ward nun aber auch der Baron von vielem Schimpfen müde, so erschien Fräulein Tochter, klagte die erbärmliche Welt im Ganzen und Einzelnen an und bedauerte, nicht wie ihre Tante Kranenberg katholisch zu sein, um in ein Kloster gehen und ihren namenlosen Weltschmerz hinter kalten öden Martern ausbeten zu können.

So war Heulen und Zähneklappen in der Grotenburg überall, und zwischendurch, um den Bewohnern derselben keinen Augenblick Ruhe zu lassen, kamen die Gläubiger aus allen Weltgegenden an, forderten und preßten nach Möglichkeit – und unverschämte Briefe, die mit Klagen drohten, wenn nicht bald die Bezahlung längst eingegangener Rechnungen erfolgen sollte.

Auf Schloß Sellhausen hatte die Baronin keinen Fuß wieder gesetzt; es ekelte sie seit dem Augenblicke an, wo es ihr klar ward, daß man es ihr wieder entreißen würde, und auch der Baron war nur selten auf dem Hofe gewesen, um seinem Verwalter Instructionen zu ertheilen, wie er Alles und Jedes, was zu verkaufen wäre, unter der Hand losschlagen solle, um nur so viel baaren Gewinn wie möglich aus dem schon halb verlorenen Besitz zu ziehen. Denn daß es ihm wirklich verloren gehen werde, gehen müsse, das hatte der edle Baron nur zu gut erkannt, nachdem er auch noch seinen dritten Bittgang zum Landesfürsten vergeblich zurückgelegt hatte.

Der leutselige Fürst hatte ihn zwar gnädig wie immer empfangen und ruhig die Auseinandersetzung seiner traurigen Lage angehört. Das aber war auch beinahe Alles, was er bei ihm errungen hatte. Denn – mochte es nun sein, daß der Fürst von dem Gemunkel in der Runde gehört: Baron

Grotenburg habe sich nicht auf ganz edelmännische Weise das Gut Sellhausen zu verschaffen gewußt, oder kannte er den edlen Vetter seit langer Zeit als einen unverbesserlichen Verschwender, genug, er hatte auf seine Bitte die Achseln gezuckt, mit freundlicher Miene auf Gott und die Zukunft vertröstet und dann hinzugefügt: »Achtzigtausend Thaler, lieber Baron, machen eine hübsche runde Summe aus. Hätte ich sie übrig, Sie sollten sie gleich haben, aber ich besitze sie nicht, könnte sie vielmehr selbst gebrauchen, wenn Sie mir Einer schenkte, und Sie wissen ja, in heutigen Zeiten muß man seine Capitalien zusammenhalten, denn wer weiß was morgen geschieht. Leben Sie also wohl, grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin und Ihre schöne Tochter und versichern Sie Beide meiner größten Hochachtung und meines tiefsten Mitgefühls für ihre schlimme Lage.«

Damit war der Baron entlassen und drei Stunden später wie ein Verzweifelter nach Hause gekommen. Von nun an blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit seiner »hochgeachteten« Gemahlin und seiner »schönen« Tochter in das ihm bevorstehende Geschick zu ergeben und das that er mit den beneidenswerthen Gefühlen, die der Verbrecher hat, der seinen Kopf in die Schlinge des Henkers steckt, weil er sieht, daß es kein Ausweichen mehr aus der fatalen Lage giebt.

Daß Bodo von Sellhausen nicht der eheliche Sohn des verstorbenen Gutsbesitzers gleiches Namens gewesen, wie »das Gerücht« plötzlich behauptete, welches nur von den drei Baronen ausgegangen sein konnte und die hiermit ihr Gelöbniß gebrochen hatten, glaubte fast kein Mensch, denn es lagen nur sehr wenige Gründe zu einer solchen Annahme vor und viel eher glaubte man, daß nur Baron Grotenburg sich dieses Auskunftsmittels bediene, um der Welt Sand in

die Augen zu streuen und das seltsame Testament des wunderlichen Freundes begreiflicher erscheinen zu lassen.

So nahm denn die Angelegenheit auf dem Gute Sellhausen ihren natürlichen Gang bis zum Tage des Ablaufs der Kündigungsfrist, und manche reiche Leute, die das schöne Gut gern besessen hätten, richteten ihre Aufmerksamkeit mit ganzer Seele auf die Subhastation, die nach der Vorschrift des Gesetzes in allen Blättern angekündigt ward, nachdem der Baron Grotenburg dem Justizrath Backhaus schon vor der Zeit erklärt hatte, er sei außer Stande, die 80,000 Thaler zu dem bestimmten Termine zu zahlen. Freilich schreckte viele Käufer die zugleich verkündigte und in den eigenthümlichen Testamentsbestimmungen begründete Mittheilung ab, daß 100,000 Thaler baar angezahlt werden müßten, eine bei dergleichen Ankäufen so außergewöhnlich hohe Summe, daß nur wenige Menschen vorhanden waren, die nun noch die Erfüllung ihres lebhaften Wunsches vor Augen sahen.

Die Zahl der Kauflustigen aber sollte noch mehr verringert werden, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, der enterbte Sohn des Verstorbenen werde wahrscheinlich in Person als Bewerber um das väterliche Gut auftreten und keine Summe würde ihm zu hoch sein, um dasselbe wieder an sich zu bringen. Ob der schlaue Rechtsanwalt, der sein Rathgeber und Beistand war, dieses Kunststück in's Werk gesetzt, steht dahin, genug, das Gerücht war da und es wirkte, was es wirken mußte und vielleicht auch wirken sollte.

So kam es denn, daß am ersten November, nachdem zwei Tage vorher die Kündigungsfrist abgelaufen, sich nur sehr wenige Käufer auf Sellhausen eingefunden hatten. Baron

Grotenburg war nicht persönlich erschienen, sondern hatte seinen gerichtlichen Beistand geschickt, um seine Rechte wahrnehmen zu lassen. Diese Handlungsweise war dem Meier zu Allerdisen ganz lieb, denn er hatte sich in Person eingefunden, um auch einer der Bietenden zu sein und auf diese Weise besser den Gang des Geschäfts im Auge behalten zu können. Außer dem Meier fanden sich nur noch zwei Gutsbesitzer, einige Güterhändler und ein Unbekannter ein, von welchem letzteren man behauptete, daß er der geheime Abgesandte der beiden ebenfalls abwesenden Schwäger auf dem Kolkhof und Kranenberg sei, um auch ihrerseits den Handel überwachen zu lassen. Der Hauptbieter aber war der Justizrath Backhaus, der offen für seinen Clienten, den Legationsrath von Sellhausen, in die Schranken trat und sein Geschäft mit einer so siegesgewissen Miene begann, daß die fremden Kauflustigen von vornherein zurückgeschreckt wurden und die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg ihrer Wünsche verloren.

Die gerichtliche Handlung selbst nahm fast den ganzen Tag in Anspruch. Nachdem man das Gut, Haus und Hof nach allen Seiten und in allen Theilen besichtigt, den früher so reichen Viehstand und das vorhandene Inventarium unbedeutend – daß dies so war, dafür hatte höchst unkluger Weise Baron Grotenburg durch seine unzeitigen Verkäufe gesorgt – die Utensilien mangelhaft, die Vorräthe bis auf das letzte Korn erschöpft gefunden und entdeckt hatte, daß es noch eine große Summe erfordern würde, um Alles wieder in den gehörigen Gang zu bringen, begann endlich die Subhastation selbst. Mit 100,000 Thalern fing man an und gelangte sehr bald auf 150,000. Hier trat eine kleine Stockung

ein, als der Meier zu Allerdissen erklärte, daß er für seine Person füglich nicht weiter bieten könne, da das Gut in seinem jetzigen Zustande damit vollauf bezahlt sei. Diese Erklärung wirkte mächtig, denn der Meier galt allgemein für einen eben so redlichen als sachkundigen Mann, und so kam es, daß Justizrath Backhaus das schöne Gut endlich für 160,000 Thaler erwarb, womit es zu einem beispiellos billigen Preise losgeschlagen war.

Nach Abzug der 80,000 Thaler Schulden, die gar nicht ausgezahlt wurden, und der an Bodo von Sellhausen testamentarisch verfallenden 20,000 Thaler blieben also dem Verkäufer noch 60,000 Thaler übrig, und da er diese mit seinen Schwägern zu theilen hatte, betrug sein ganzer Verdienst dabei die Summe von 20,000 Thalern, eine Summe, die seiner Gemahlin und ihm selbst so erbärmlich vorkam, daß er nahe daran war, sich seine ergrauten Haare auszureißen, als ihm sein Advocat die Mittheilung davon nach der Grotenburg brachte. Indessen war die Sache nicht zu ändern und glücklicher Weise saßen die Haare noch zu fest und wurden nicht in alle Winde zerstreut, wie der gnädige Herr in seiner ersten maaßlosen Wuth gedroht hatte. Das aber war das Ende seines kurzen Besitztraumes von Sellhausen, das war der Schluß seiner herzlichen Freundschaft mit dem albernen Schwager, dem er zum Adel verholpen, und das war der erste Schritt in sein Grab, sagte er Abends zu seiner Gemahlin, die ihm beinahe das Gesicht zerkratzt hätte, als er ihr nach Abfertigung des verfluchten Advocaten erzählte, was für eine ungeheure Erbschaft sie nun endlich doch gemacht hätten.

## SCHLUSSKAPITEL. DAS TESTAMENT DES GRÜNEN PELZES.

Schon am dritten November, nachdem Alles, was an Person und Eigenthum des Barons Grotenburg erinnern konnte, von Sellhausen abgezogen war, nahm zuerst Fräulein Treuhold von ihrer alten Wohnung Besitz, mit ihr zugleich Rieke und alle übrigen Mägde und Knechte, die den Hof am dritten August verlassen hatten. Mit welcher Freude, welchem Glück dies geschah, wollen wir unerwähnt lassen, denn es ergiebt sich ganz von selbst. Die zweite Hauptperson, die am folgenden Tage auf dem Gute eintraf, war Herr Hinz, der unterdeß eine Reise zu seinen Verwandten angetreten und an den man sogleich geschrieben hatte, um ihn zur schleunigsten Rückkehr aufzufordern. Mit diesen Personen fast zu gleicher Zeit kamen Pferde und Kühe, Rinder und Schaaf, Schweine und sogar auch ungeheuer große Hammel an, welches gesammtes lebendes Inventarium der Meier zur Ausstattung seiner Tochter besorgt hatte und nun dem neuen Gutsbesitzer als erstes Opfer seiner nahen Verwandtschaft und Freundschaft darbrachte. Aber auch Wagen allerlei Art, Utensilien, Maschinen und sonstiges zu seinem großen Wirthschaftsbetriebe Nothwendige langten bald darauf in entsprechender Auswahl und Fülle an und in wenigen Tagen herrschte auf Sellhausen wieder ein so reges betrieb-sames Wesen, wie noch nie zuvor, und überall sah man nur fröhliche Gesichter und rüstige Leute, die freudig ihre Arbeit verrichteten und mit der gespanntesten Erwartung dem geliebten Herrn entgegensahen, der nach des Meier's Wunsch erst am Tage seiner Vermählung wieder, bis wohin noch mancherlei Nothwendiges geschehen mußte, die Schwelle seines Hauses überschreiten sollte.

So geschah es denn auch. Vorher aber wurde ein wichtiges und freudiges Fest auf Allerdissen gefeiert. Ein großer Theil der Gutsbesitzer der Umgegend – die drei verschwägerten Barone, so wie einige andere Herren, die sich an jenem unglücklichen Geburtstage auf der Grotenburg so ungebührlich gegen den Legationsrath benommen, natürlich ausgenommen – waren zum Hochzeitsfeste auf Allerdissen versammelt, dessen Dauer jedoch auf den Wunsch der Frau Birkenfeld nur auf die kürzeste Zeit beschränkt ward und nur aus dem feierlichen Act der Trauung und einem darauf folgenden Mittagessen bestand, das kaum bis zum früh dämmernden Abend ausgedehnt wurde. Jene Versammlung aber war aus dem einzigen Grunde so zahlreich ausgefallen, um den Legationsrath in neue Verbindung mit seiner Nachbarschaft zu setzen, und Alle waren gern gekommen und hatten mit aufrichtigem Herzen die Hand des glücklichen Bräutigams geschüttelt und treue Freundschaft für alle Zeiten gelobt.

Am Morgen des achten Novembers standen die vier prächtigen Sennerhengste vor einem schönen geschlossenen Wagen, den Frau Birkenfeld dem Brautpaar eigens zu diesem Behufe verehrt, bereit, um dasselbe nach dem eine halbe Meile entfernten Kirchdorfe Breitingen zu fahren, wo die Trauung von dem befreundeten Pfarrer verrichtet werden sollte. Zwanzig Colonen in ihrer weißen Nationaltracht, mit breitkrämpigen Hüten, von denen bunte Bänder flatterten, und langen schwarzen Sporenstiefeln geschmückt, galloppirten auf muthigen Rossen voran und fast eben so viele schlossen den langen Zug, sämmtlich dem Meierhofe befreundet oder in irgend einem Verhältniß zu dem reichen allverehrten Meier stehend. Schnaubend und laut vor

Uebermuth wiehernd tanzten hinter den voransprengenden Reitern die schönen Grauschimmel daher und auf den weichen Polstern des großen Wagens saßen zwei glückliche Menschen, die, so zärtlich sie mit sich selbst beschäftigt waren, doch wohlgefällig ihre Blicke über die ruhenden Felder und die friedlichen Gehöfte schweifen ließen, an denen sie vorüberkamen und über welche die Sonne ihre winterlichen Strahlen freundlich niederfallen ließ.

Als der fast unabsehbare Zug sich aber dem Dorfe näherte, hörte man schon von ferne das feierliche Geläut der Glocken herübertönen und die ganze Dorfbewohnerschaft stand im Festkleide am Eingange der langen Straße bereit, das Brautpaar und seine zahlreichen Gäste zu begrüßen, die sich nun alle in der kleinen Kirche versammelten, wo der Pfarrer mit seiner Familie die Glücklichen schon lange erwartete.

Nachdem die feierliche Handlung vollendet, die Glückwünsche ausgetauscht und Bodo und Gertrud nun Mann und Weib geworden waren, stieg man mit dem Geistlichen und seiner jungen Frau wieder in die harrenden Wagen, und in donnerndem Galopp flog der ganze Zug wieder nach dem Meierhofs zurück, um sich von Neuem beim Hochzeitsmahle zu sammeln.

War es Zufall oder lag irgend eine Absicht zu Grunde: auf dem Wege von der Kirche nach dem Meierhofs begegnete dem brausenden Zuge ein sehr eleganter Wagen und aus demselben schauten vier neugierige und dabei dämonisch blitzende Augen auf den Glanz des hochzeitlichen Gepräges hin. Als diese aber die vierprächtigen Grauschimmel an sich vorüberfliegen sahen und mit raschem Blick die in dem Brautwagen Sitzenden erhascht hatten, blickten sich

die beiden Menschen bitter lächelnd an und eine von aufquellender Leidenschaft heisere weibliche Stimme sagte zu dem daneben sitzenden Manne:

»Hast Du sie gesehen, Grotenburg? Das war »die gnädige Bauerfrau,« die nun auf ihren leicht errungenen Lorbeeren ruht, die man unsrer Clotilde auf höchst diplomatische Weise, das heißt niederträchtig und gemein genug, entrungen hat. Pfui, welche Gemeinheit und Niederträchtigkeit! Und nun sage man noch, daß man das menschliche Geschlecht lieben soll! Aber so ist es in der Welt, mein Lieber! Nein, es giebt kein Recht und Gesetz mehr darin und das erbärmliche Volk maßt sich Ansprüche an, die von Gottes- und Rechtswegen nur uns, den eigentlichen Herren des Landes gebühren. Gut! Mögen sie glücklich in ihrer bornirten Art und Weise sein, wir aber tragen das Bewußtsein in uns, daß wir sie aus tiefstem Herzensgrunde verachten dürfen, und das ist auch etwas werth, mein Lieber!«

Der traurig blickende Mann an ihrer Seite antwortete nichts, nur brummte er unwillig und leise Etwas vor sich hin, was zu deuten kein Mensch hätte im Stande sein können. Aber sein Herz war dabei kalt und sein Auge scharfte wie trunken über die öden Felder, und innerlich fröstelnd und vor unterdrückter Wuth zitternd langten Beide auf ihrem stillen Schlosse an, den trüben, zähen Schlamm nicht gewahrend, der sich seit Jahrhunderten in dem Graben darum angehäuft und der vielleicht in ihren Augen auch etwas Ehrwürdiges und Tröstliches besaß – »und das ist auch etwas werth,« könnte man denken, in ähnlicher, nur umgekehrter Weise, wie das stolze freiherrliche Paar vorher in ihrer Verachtung des edlen Bräutigams und seiner schönen Braut gesprochen hatte. –

Um sechs Uhr Abends an diesem Tage, als die Sterne vom leicht bewölkten Himmel schon herniederschimmerten, zog Bodo von Sellhausen-Birkenfeld mit seiner jungen Gattin in aller Stille in den schönen Hof von Sellhausen ein, den Beide unter so ganz verschiedenen Verhältnissen vor fast vier Monaten verlassen hatten. Von den wunderbarsten Empfindungen bewegt, sahen sie das hell erleuchtete Herrenhaus vor ihren Blicken aufsteigen, und da sie sich jeden lauten Empfang verboten, waren es nur Fräulein Treuhold und Herr Hinz allein, die sie an der heimatlichen Schwelle empfingen, welche sie nun als wirkliche und unantastbare Besitzer von Sellhausen überschreiten sollten.

Nur wenige Worte wurden zwischen den vier befreundeten Personen gewechselt, dann begaben sich die jungen Gatten in die sie erwartenden Gemächer, wechselten schnell ihre Kleider und, in warme Mäntel gehüllt, sehen wir sie eine Stunde später Arm in Arm auf die oberste Terrasse des Gartens hinaustreten, wohin sie zunächst ein tiefes Gefühl wunderbarer Uebereinstimmung gezogen hatte.

Die Luft war mild und klar, der Himmel lächelte freundlich auf sie herab und blitzte ihnen mit seinen flackernden Lichtern wie mit Millionen liebevollen Augen herzliche Grüße und Glückwünsche zu. Kein trüber Nebel mehr umdüsterte die weite, weite Ferne, die jetzt vor ihren Blicken ausgebreitet lag, in ihren Herzen herrschte ein himmlischer Friede, wie auch die ganze Natur in süßester Ruhe um sie her schlummerte.

Da lenkte ein innerer unaufhaltsamer Trieb Beider Schritte nach dem so geliebten Lindensaal, der freilich jetzt kein grünes Dach über ihnen wölbte, dafür aber leuchteten Gottes Sterne hinein und gossen mit ihrem milden Lichte einen

süßen Schauer frommer und dankbarer Gefühle über sie aus.

»Sieh, Gertrud,« sagte da Bodo mit seiner vollen, klangreichen Stimme zu dem lieblichen Wesen an seiner Seite, »sieh, es lebt ein guter Geist dort oben. Nicht nur der Pfarrer hat es uns heute an heiliger Stätte verkündet, sondern es ist uns auch in dem letzten Vierteljahre mit untrüglicher Gewißheit bewiesen worden. O, meine theure, liebe Gattin, jetzt kann ich es Dir sagen: in jenen schmerzlichen Stunden meines Lebens, als mir in Gegenwart jener höhnischen Menschen verkündet wurde: Du bist vater- und heimatlos, das heißt mit andern Worten: Du bist ein Ausgestoßener aus der menschlichen Gesellschaft, da zog sich mein Herz vor bitterem Weh krampfhaft zusammen und ich stieß in der ersten Frische dieses Wehegefühls im Innern den Seufzer aus: O mein Gott, womit habe ich das verdient! Aber sieh, wie kurzsichtig und befangen ich war, denn an jenem andern Tage, als mir Frau Birkenfeld sagte, daß ich nicht vater- und heimatlos sei, daß ich sogar noch eine liebende und fürsorgliche Mutter und einen reichen Besitz habe, noch mehr aber in diesem köstlichen unschätzbaren Momente, wo ich Dich als mir ganz gehörig mit meinen Armen umschließe, Dich an mein Herz drücke, wo ich Dich immer halten werde, da rufe ich: O mein Gott, womit habe ich *das* verdient?«

Aus Gertrud's leuchtenden Augen drangen bei diesen Worten zwei Perlen, fast so klar und rein, wie das Licht der da oben blitzenden Sterne; sie legte ihren schönen Kopf an die starke Brust neben ihr, umschlang ihres Gatten Leib fester mit ihrem Arme und sagte mit einer Stimme, wie sie nur das voll und heiß liebende weibliche Herz entsenden kann:

»Und womit habe *ich* dies Glück verdient, dies von Dir sagen zu hören? Frage die Sterne, mein Geliebter, sie wissen es, aber wir Menschen nicht, und der, der es uns sendet, hat vielleicht in unser Herz geschaut und erkannt, daß wir nicht ganz seiner unendlichen Liebe unwürdig sind.«

»Du magst es getroffen haben,« erwiderte Bodo sanft und innig, »ich habe wenigstens keine andere Erklärung und so wollen wir uns damit begnügen. Jetzt aber – die kühle Nachtluft fängt an, sich bemerklich zu machen – komm in das Haus und wir wollen unser Leben darin damit beginnen: zu wünschen, zu hoffen, daß unsere Unwürdigkeit alle Tage abnehme, damit wir einst ganz würdig sind, die Räthel des Lebens an dem Quell aller Gnade und Barmherzigkeit gelöst zu sehen.«

So schritten sie langsam und unbemerkt in das stille Haus zurück und alle Thüren öffneten sich ihnen geräuschlos, aber alle Thüren schlossen sich auch wieder hinter zwei vollkommen glücklichen Menschen, die nun die süße Frucht ihres unbescholtenen und makellosen Lebens genossen.



Am andern Tage wurde auf der Cluis die Nachfeier der Vermählung des jungen Paares gefeiert. Boas hatte in fast trunkener Freude das schöne Erkerzimmer, in welchem die jungen Leute nun beständig wohnten, so oft sie auf der Besetzung der Mutter weilten, mit seinen Blumen in einen wahren Feentempel umgeschaffen und »die alte Hexe« bewegte sich von der Einen zum Andern wie eine wunderthätige Zauberin, die nur Glück und Wohlthun um sich her streut, wo

sie sich blicken läßt, aber selbst dabei am glücklichsten und zufriedensten ist.

Am nächstfolgenden Tage kam man auf dem Meierhofe zusammen und dann wieder auf Sellhausen, wo Frau Birkenfeld bei gutem Wetter sogar einige Tage verlebte, um das Glück ihrer Lieben so oft und so lange wie möglich zu teilen. So setzte man das herrlichste Familienleben bis zum neuen Jahre fort und das Weihnachtsfest ward in süßester Eintracht auf der Cluus gefeiert, wohin denn auch der Meier mit seinen reichen Geschenken gekommen war. Erst in den ersten Tagen des neuen Jahres entschloß man sich, eine Reise nach Südtirol anzutreten, wohin Frau Birkenfeld bisher alle Jahre gegangen war. Die Heimat suchte man erst wieder auf, als von Neuem die Knospen schwollen und die ersten Blätter ihr leuchtendes Grün entfalteten.

Von dem Glück der beiden jungen Leute während dieser Zeit wollen wir nichts sagen, das liegt in ihrem Wesen begründet, und selten wohl mag es zwei Gatten gegeben haben, die einträchtiger, friedfertiger mit einander lebten, als Bodo und Gertrud.

Eine der glücklichsten Personen auf Sellhausen war die alte treue Seele, die ihren Namen mit Recht führte, wie ihr ehemaliger Herr schon so oft gesagt. Fräulein Treuhold war wie in eine neue Jugend getreten und ihr Leben trieb jeden Tag frische Blüten, worauf sie wohl nie mehr, am wenigsten in jenen vorher geschilderten trüben Stunden gerechnet hatte. Aehnlich erging es Herrn Hinz, der noch jetzt Verwalter auf Sellhausen ist und sich mit Recht rühmen darf, nicht nur der Diener, sondern auch der Freund seines Herrn zu sein, ein Glück, welches, wie man weiß, nicht jeder Diener eines so reichen und angesehenen Mannes genießt.

Nicht viel weniger beglückt war Rieke, denn ihr war es vergönnt, schon im Spätsommer des nächsten Jahres einen blühenden Erben auf der obersten Terrasse spazieren zu tragen und ihn die Nachtigallen im Lindensaal schlagen hören zu lassen, der sein grünes Dach voller und glänzender denn je über dem traulichen Naturtempel wölbte. Oft gesellte sich dann Frau Birkenfeld zu ihr, mit dem Erben spielend und scherzend und dankbar zu dem blauen Himmel aufblickend, daß er ihr auch noch diesen Genuß am Ende ihres langen Lebens vergönnt hatte.

---

Etwa zwei Monate nach jener ersten Hochzeit auf dem Meierhofe wurde noch eine zweite auf der Grotenburg gefeiert. Pilatus XXI. von Bökenbrink war nach langen Leiden selig entschlafen und Pilatus XXII., unser Freund, nun endlich, was er so lange erhofft und ersehnt, selbstständig in die ihm von Onkels Gnaden verbriefte Regierung eingetreten. Eine seiner ersten Regierungshandlungen bestand darin, daß er seine wohlaufgeputzten Goldfüchse vor sein hochrädiges Cabriolet spannen ließ, damit nach der Grotenburg fuhr und trotz der tiefen Trauer um den so eben heimgegangenen Oheim um die Hand der Prinzessin Clotilde warb, um so endlich die »zarte Blume«, die schon so lange die Königin seines Herzens gewesen, nun auch zur Königin in seiner neuen Herrschaft zu machen.

Fräulein Clotilde war bald entschlossen, die ihr zugedachte und schon lange von ferne gezeigte Krone anzunehmen, da es ihr endlich Zeit erschien, irgend einen Mann zu beglücken, wenn sie nicht früher oder später in eine gewisse

für solche Damen sehr unangenehme Kategorie des weiblichen Geschlechts gestellt sein wollte. Sie liebte zwar den steifen Pilatus nicht; wie sie bei ihrem kalten Herzen, das von Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt starrte, überhaupt Niemanden liebte, allein Pilatus liebte sie und da er sie außerdem noch wie ein ächter Ritter der Vorzeit bewunderte, wovon er ja so oft Zeugniß abgelegt, so sagte sie auf Befragen zu ihrer Mutter:

»Nun ja, wenn es denn sein muß und eine Dame wie ich nothwendig einen Mann gebraucht, um mit Anstand und Würde durch die Welt zu gehen, da ihre Eltern sie nicht füglich ernähren können, so will ich Herrn von Bökenbrink »mit meiner Hand« glücklich machen; er ist mir zwar so gleichgültig wie jeder Andere, aber das wird Dir ja auch gleichgültig sein, wenn Du nur eine Sorge weniger dadurch hast.«

Damit war Alles gesagt und Pilatus XXII. verging fast vor Entzücken, als ihm die liebe Mama dieses köstliche Jawort, auf ihre Weise vornehm überzuckert, verdollmetschte. Bei Weitem nicht so leicht zu erobern war indessen diesmal der Baron Grotenburg selber. Als Pilatus ihm seinen heißen Wunsch auf seine gewöhnliche, sehr kühle Weise vortrug, zuckte er hochmüthig die Achseln, sagte, es sei ihm dieser Antrag zwar eine sehr große Ehre und er wisse das Zutrauen des alten Freundes vollkommen zu schätzen, allein in seinen jetzigen Verhältnissen, wo alles Unheil über ihn zusammengebrochen – wo er so manchen kleinen Bären nothwendig zu bezahlen habe, sei es doch immer eine bedenkliche Sache – für ein zartfühlendes Vaterherz –«

»Herr Baron!« fiel ihm Pilatus in glühender Liebeswuth in die schlaue berechnete Rede – »schweigen Sie still, ich verstehe Sie. Wenn Sie Geld gebrauchen – 10,000 Thaler – ich hatte sie Ihnen ja schon zu einem anderen Zweck versprochen – sie stehen Ihnen zu Diensten, jeden Augenblick – und nie soll meine Linke erfahren, was meine Rechte damit gethan – auf Ehre!«

Dieser Ausspruch soll, wie später der Leumund sagte, bei dem Herrn von Grotenburg von großer Ueberzeugungskraft gewesen sein, ja, einige Spötter nannten diese Summe sogar mit lachendem Munde ein im Voraus gezahltes Reugeld, welches der Schwiegervater nur angenommen, um die kostbare Ausstattung zu bestreiten und – einige weitere kleine, sehr wild gewordene Bären damit loszukaufen. Genug, die zarte Verbindung kam zu Stande, sie wurde auf Schloß Grotenburg, wie sich von selbst versteht, mit fast fürstlichem Pompe begangen und drei Tage schwamm Alles in überfließender Seligkeit, sogar der alte Schloßgraben, den man mit künstlichen Mitteln für diese Zeit etwas flüssiger gemacht hatte. Indessen den Tagen übersprudelnder Freude folgten sehr bald Tage höchst unerquicklicher Trübsal. Pilatus war einige Monate lang der aufmerksamste und zärtlichste Liebende von der Welt, nach dieser Zeit aber beruhigte sich seine heiße Leidenschaft auffallend schnell und es soll sogar Augenblicke gegeben haben, wo er aufrichtig bedauerte, daß Herr von Sellhausen nicht das Glück zu Theil geworden, welches er selbst nicht nur mit theurem Gelde, sondern mit einer noch theureren Erfahrung erkaufte hatte.

Frau von Bökenbrink die zweiundzwanzigste zeigte sich nämlich, sobald sie ihre Krone fest aus dem Haupte fühlte, in einer ganz neuen Gestalt, wozu ihre Frau Mutter ihr,

ganz wider Vermuthen, ein hellleuchtendes Vorbild geliefert hatte. Nicht allein entwickelte sich in ihr die Verschwendungssucht in einem fast unerhörten Maaße, sondern sie zeigte auch Kraft und Gewandtheit genug, um wenigstens den Versuch zu wagen, einem Manne, wie Pilatus es war, die festgeschnallten Sporen auszuziehen. Allein so weit glaubte der ächte Ritter es doch nicht kommen lassen zu dürfen. Er widersetzte sich standhaft diesem kühnen Beginnen und so geriethen »die jungen Eheleute« so heftig an einander, daß schon nach kurzer Zeit ihre köstliche Residenz einem wüsten Turnierplatze glich, wo scharfe Lanzen gebrochen und glatte Schwerterklingen schartig gemacht wurden.

Fast zu derselben Zeit aber machte Pilatus XXII. in seinem frommen Sinn eine leider noch unangenehmere Bemerkung. Daß er schon lange kein junger Mann mehr sei, sagte ihm täglich sein graues Haar, sein Dienstkreuz, ein nach und nach sich einfindendes Podagra und noch verschiedene andere nicht eben übermäßig interessante Dinge, nun aber mußte er zu seinem größten Leidwesen durch »die zarte Blume« erfahren, daß die so lächerlich große Welt fast übervoll von jungen Herren und Cavalieren sei, daß seine Königin sich alle Tage bald nach diesem, bald nach jenem Heldennachbar sehne und zuletzt in ihrer Menschenfreundlichkeit so weit herablasse, sich von einem jungen unerfahrenen Recken, der auch einmal mit ihm zusammen Hammel gezüchtet, so auffallend die Cour machen zu lassen, daß er genöthigt war, ihn kraft eines donnernden Ukas auf ewige Zeiten aus seinem Reiche zu verbannen.

Allein das waren bei Weitem noch nicht alle Leiden, die der arme Pilatus auszustehen haben sollte; worin dieselben jedoch bestanden, werden wir sogleich erfahren, wenn wir

noch einen Blick auf die drei brüderlichen Schwäger werfen, wozu wir jetzt, wenigstens in flüchtigster Weise, schreiten wollen.

Fangen wir bei Baron Haas von Haasencamp auf dem Kolkhof an. Dem erging es eigentlich am traurigsten und noch dazu sehr bald nach dem Antritt seiner so unverhofften Erbschaft. Als er durch den Justizrath Backhaus die 20,000 Thaler in schönen Bank- und Kassenscheinen baar ausgezahlt erhielt, ergriff den alten Mann eine beinahe kindische Freude, denn so viel baares Geld hatte er eigentlich nie in Händen gehabt. Er glaubte damit die ganze Welt kaufen und noch ein halbes Jahrhundert wie ein Fürst leben zu können. So bestellte er sich denn noch an demselben Tage in einem wahren geistigen Rausche sechs Kisten Champagner aus Rheims, sechs Oxhoft feinsten Burgunder, dreihundert Flaschen Johannisberger Cabinetswein und außerdem noch eine große Auswahl anderer leckerer Dessertweine, die er alle noch in seinem Leben trinken zu können vermeinte. Sodann aber fuhr er nach Kranenberg zu seinem Schwager, hielt mit ihm einen geheimen Familienrath unter vier Augen ab und beredete denselben, mit ihm nach der Grotenburg zu fahren, um die alte Freundschaft wieder zu flicken, die seit längerer Zeit einen so tiefen Riß erhalten hatte. Er wurde daselbst zwar kühl empfangen, da er aber seine Dienste für irgend einen Fall anbot und nichts von den seit langer Zeit vorgeschossenen Geldern zurückforderte, so nahm man ihn im Ganzen wieder zu Gnaden an, betitelte ihn sogar wieder mit dem Namen: der alte Haas, als er schließlich bei Tische die Absicht enthüllte, wenn er einmal sterben sollte, was doch auch einmal geschehen müsse, seiner lieben Clotilde

sein ganzes Vermögen, Haus und Hof, Küche und Keller zu hinterlassen.

So war er denn natürlich einer der angesehensten Gäste beim Hochzeitsmahle des »königlichen« Brautpaares gewesen – aber da war es auch, wo ihm, noch dazu beim Genusse seines frisch angekommenen Champagners, das größte Unglück seines Lebens begegnete. Er hatte vier Flaschen Burgunder, eine Flasche Johannisberger Cabinetswein getrunken und war eben bei der zweiten Flasche Champagner, als er wiederum den inneren Drang fühlte, einen schon im Voraus mit wieherndem Gelächter begrüßten Toast auszubringen. Er fing ihn auch mit verschiedenen gelehrten Kunstaussdrücken zu sprechen an, da hielt er mitten in der Rede inne, griff mit beiden Händen krampfhaft um sich und ohne daß diesmal die Flaschen »von selbst« umfielen, stürzte er rücklings zu Boden, aber diesmal außer Stande, sich mit eigenen Kräften wieder zu erheben.

Nachdem er von vier *guillotinierten* Bedienten standesgemäß fortgetragen worden, nahm allerdings das begonnene Hochzeitsmahl seinen ruhigen Fortgang, denn ein solcher Unfall, früher schon so oft dagewesen, konnte ja auch diesmal nichts zu bedeuten haben; der arme Haas aber wurde besinnungslos nach Hause gefahren und als der Doctor Rüter aus B... erschien, erklärte er, ein Schlagfluß habe ihn getroffen, wie er ihn bei der Lebensweise des Herrn Barons schon lange vorher verkündet. Haas starb zwar nicht an diesem Schlagfluß – eine so kernfeste Eiche fällt ja nicht auf den ersten Hieb – allein er lag gelähmt, halb bewußtlos und kindisch in seinem einsamen Bett, an welches nur selten seine Schwester, die Baronin Kranenberg, trat, um so häufiger

dagegen Frau von Bökenbrink, um sich liebevoll zu erkundigen, ob denn der unruhige Geist des armen Dulders noch nicht bald zur ewigen Ruhe eingehen wolle.

Da saß denn nun »die unvergleichliche Köchin« an seinem Bette, pflegte und tröstete ihn, während sein rothnasiger Kellermeister »nach Pflicht und Gewissen« die edlen Weine probirte, die nun umsonst für so Vieles Geld verschrieben worden waren. In diesem Zustande lag er noch lange, bis endlich auch sein ruheloser Geist zur ewigen Ruhe einging und seine geringe irdische Hinterlassenschaft an Frau von Bökenbrink fiel, die zum Beweise ihrer gränzenlosen Trauer den Kolkhof sofort verkaufen ließ und für den Erlös desselben sich eine Menge schöner Equipagen, Pferde, kostbare Kleider und dergleichen anschaffte, um als lachende Erben in elegantester Form im Kreise ihrer Gesinnungs- und Standesgenossen würdig »repräsentiren« zu können.

Auf Schloß Kranenberg dagegen ging es etwas heiterer zu. Der lammfromme Ambrosius war, sobald er seine Erbschaft in die Hände bekam, nach der Stadt gefahren, hatte sich ein Dutzend prächtiger Meerschäumköpfe, mit ächtem Silber beschlagen, ausgesucht, die ein nettes Bild an einer noch leeren Wand herzustellen bestimmt waren, und außerdem einige Dutzend neuer Spielkarten gekauft, um die alten abgegriffenen endlich bei Seite legen und das herrliche Patiencespiel mit sauberen Fingern ausführen zu können. Da saß er nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend in seiner dampferfüllten Stube und ergötzte sich »in seinem Gott vergnügt« mit sich selber – eine Existenz, die in Wahrheit zu beneiden ist, wie uns jeder leidenschaftliche Patiencespieler gewiß auf's Wort glauben wird.

Die fromme Theodolinde dagegen fuhr in ihrem klösterlichen Zimmer völlig ungestört zu beten fort und ihr großer Beistand in aller Noth, der schattenhafte Caplan Kattengold, half ihr in wahrer christlicher Liebe dabei aus allen Kräften. Wie nahe Beide dadurch schon dem Himmel gerückt sind, wissen wir nicht, jedenfalls aber werden sie einst die Pforte weit geöffnet finden, durch die wir arme, weniger fromme Sterbliche, wenn unser Stunde gekommen, gewiß gebückt und in sehr verkrümmter Gestalt werden kriechen müssen.

–

Auf der Grotenburg endlich ging es, wie es eigentlich nicht anders gehen konnte. Baron Grotenburg wurde verklagt und wieder verklagt, und endlich, um allen Plackereien Seitens seiner »gemeinen« Gläubiger überhoben zu sein, bezahlte er mit seines Schwiegersohns Reugelde den drückendsten Theil seiner Schulden, während die 20,000 aus dem Verkauf von Sellhausen geflossenen Thaler sogleich von der Baronin als ihr unantastbares Eigenthum mit Beschlag belegt wurden, von dem sie ihrem Mann keinen Groschen gab, auch wenn er in die größte Noth gerieth, was bei ihm in der Folge nur zu häufig der Fall war.

Da die kluge Frau jedoch ihr Geld nicht auf Zinsen legte, die ja viel zu wenig für ihre Bedürfnisse abwarfen, sondern lustig mit dem Capitale wirthschaftete, so nahm auch dies Geld einen wahrhaft Staunen erregend schnellen Abschied und nun war bei dem Baron wirklich der Ruin hereingebrochen und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sein Schloß und Gut nebst Schloßgraben, der leider nicht davon zu trennen war, zu verkaufen, wodurch es denn in die Hände seines bisherigen Pächters fiel, der es auch jetzt noch besitzt

und mehr Metall daraus zu ziehen versteht, als der freiherrliche Mann, der so viele Ahnen und doch nicht die geringste Ahnung hatte, daß er ganz allein an seinem und der Seinen Unglück schuld sei. Da beide vereinsamte Ehegatten nun heimatlos geworden waren, benützten sie eine schwache Stunde des sporenkundigen Ritters und bürgerten sich auf seinem Gute ein, ihm einen Zuwachs von Glückseligkeit in's Haus bringend, auf den er in früheren blumenduftenden Zeiten gewiß nicht gerechnet. Indessen der gute Mann hatte so viele schwere Lasten zu tragen, daß es ihm auf eine mehr oder weniger nicht ankommen konnte, und so ertrug er sie wie ein ächter Ritter »ohne Groll und Murren«, dadurch am besten beweisend, daß er gegen alles Ungemach und Leid der Welt zehnfach gepanzert und gestählt war.

Nur eine Freude noch, aber gleich darauf auch einen um so niederschlagenderen Schmerz sollten die Grotenburger im Laufe der nächsten Jahre erfahren – doch diese dem Leser mitzutheilen, versparen wir uns, bis wir zu dem Ende unsrer noch übrigen Mittheilungen gelangt sein werden.

Wenden wir uns jetzt vielmehr noch einmal nach der stillen Cluus, um auch von ihr und den daselbst verkehrenden guten Menschen Abschied zu nehmen.

Die beiden letzten Jahre ihres Lebens brachte Frau Birkenfeld wie eine in Wahrheit von Gott reichlich gesegnete Erdenwallerin zu. Umgeben von ihren geliebten und liebenswürdigen Kindern, mit denen der Meier von Allerdissen sie fast täglich besuchte, merkte sie selbst nicht, daß endlich ihre leiblichen Kräfte schwanden, da ihr Geist bis zum letzten Augenblick frisch und heiter blieb. So legte sie sich eines Abends ruhig und seelenvergnügt zu Bett und am Morgen fand sie Dina, die bei ihr schlief, sanft eingeschlummert

liegen. So war sie in jene unbekannten Regionen hinübergegangen, ohne die Furcht vor dem Tode kennen gelernt zu haben, die so vielen reichen Leuten die letzten Stunden des Daseins verbittert. Das Leben war ihr keine Bürde gewesen, die ihre Kräfte überstiegen hätte, und sie hatte die Gaben, die ihr Gott verliehen, reichlich zu nützen und wohl anzuwenden gewußt. An ihrer Gruft, die nach ihrem Wunsche zwischen den Bienenhäusern bereitet ward, wurden aufrichtige und dem innersten Herzen entströmende Thränen vergossen, nicht aus Freude, daß sie dahingegangen, nicht aus Schmerz, daß sie ihnen genommen sei, sondern aus reinster Dankbarkeit, denn daß sie es allein gewesen, die zwei edle Menschen glücklich und viele andere weniger unglücklich gemacht, das konnte mit Wahrheit von ihr behauptet werden.

Am Tage nach der Beerdigung, die an einem mildwarmen Junimorgen stattfand und die ganze Bewohnerschaft des die Cluus umgebenden Landes herbeigezogen hatte, wurde nach dem Wunsche der Verstorbenen in Gegenwart des Legationsraths von Sellhausen, des Meier's zu Allerdissen und des Justizraths Backhaus, die sämmtlich zu Testamentsvollstreckern ernannt waren, der letzte Wille der reichen Wittwe eröffnet. Das Testament war sehr lang, wir aber theilen daraus nur die uns interessirenden Punkte mit.

Zunächst war der unmittelbaren Umgebung der Entschlafenen gedacht, der sie nochmals für die vielen Dienste dankte, die sie ihr während eines so langen Lebens so liebevoll hatte zu Theil werden lassen. Boas und Dina erhielten Jedes tausend Thaler und die Erlaubniß, bis an ihr Lebensende in der Cluus wohnen zu dürfen, wobei dem Haupterben

die Verpflichtung auferlegt war, für ihre Bekleidung und Ernährung nach besten Kräften Sorge zu tragen. Meister Fähmann erhielt fünfhundert Thaler und ebenfalls Wohnung an der Weser und feststehenden Lohn für seine ganze Lebenszeit.

Desgleichen waren viele umwohnende ärmere Familien reichlich bedacht und deren gab es eine so große Zahl, daß eine ansehnliche Summe an sie vertheilt ward.

Ein sehr großer Theil des ungeheuren Vermögens, das sich weit über eine Million belief, fiel demnächst an ein neu zu gründendes Wittwen- und Waisenhaus zu B. . . . Ferner ward die Summe von 50,000 Thalern zur Stiftung eines Gesinde-, Kranken- und Versorgungshauses ausgesetzt.

Der Justizrath Backhaus erhielt 10,000 Thaler für seine Jahre lang treulich fortgesetzten Bemühungen in Angelegenheiten der Verstorbenen, nachdem er schon vor ihrem Ableben für seine letzten Mühwaltungen in Betreff des Sellhausen'schen Gutes eine reiche Belohnung empfangen hatte.

Der Meier zu Allerdissen erhielt einige werthvolle Andenken von ihr und ihrem verstorbenen Manne, wobei die feste Ueberzeugung ausdrücklich ausgesprochen war, daß er gerade in diesem geringen Vermächtniß ihre Liebe und Anhänglichkeit erkennen werde, da sie wohl wisse, daß er kein Mann sei, der nach größerem Reichthum Verlangen trage und der überdieß von Gott mit Gütern sowohl, wie mit dem besten Gute auf Erden, mit braven Kindern reichlich gesegnet sei.

Die Cluus und das zuletzt übrig bleibende sicher angelegte Capital fiel an den Haupterben Bodo von Sellhausen-Birkenfeld, der dadurch fast der reichste Mann des ganzen kleinen Landes ward.

Nachdem die Erblasserin dann noch verschiedene Bestimmungen über mancherlei Einzelheiten getroffen, lautete der letzte Paragraph ihres Testamentes folgendermaßen:

»Nun habe ich aber noch über ein schönes Besitzthum zu verfügen, welches mir während einer langen Reihe von Jahren ungemein wohlgethan hat und welches ich daher Jemanden zu hinterlassen wünsche, der es nach seinem vollen Werthe wirklich zu schätzen weiß. Dieses Besitzthum vererbe ich daher meiner Nichte Amalie, Baronin von Grotenburg, zum ewigen Angedenken an mich und als sprechenden Beweis meiner dankbaren Anerkennung, daß sie mir im Laufe meines Lebens so viele Beweise ihrer *warmen* Liebe und Anhänglichkeit gegeben hat. Möge es ihr dieselben Dienste leisten, die es mir geleistet hat, und möge es länger in ihrem Besitze bleiben, als es mir leider durch den unerbittlichen Tod gestattet war, dem ich übrigens mit der heitersten Ruhe entgegengehe, in der Hoffnung, daß dasselbe Glück einst meiner Nichte in gleichem Maaße beschieden sein möge.«

Der kostbare Gegenstand dieses Schlußparagraphen aber war *der grüne Pelz*, den die Verstorbene fast Tag und Nacht, im Winter und im Sommer getragen und der in seiner Unschuld die Ursache des Namens gewesen war, den ihre liebevollen Verwandten der alten Dame seit langer Zeit selbst beigelegt hatten.

Als Bodo von Sellhausen nach einigen Tagen von der Cluus aus, wo er seit dem Tode der Frau Birkenfeld mit seiner

Familie Wohnung genommen, der Frau Baronin von Grotenburg eine Abschrift des Testamentes und besagten Pelz übersandte, war es im ersten Augenblick eine ungeheure Freude, die die so liebevoll Bedachten ergriff, in der plötzlich aufblitzenden Hoffnung, die schreckliche Tante, der alte Drache, werde noch in ihren letzten Tagen zur *endlichen Einsicht* gekommen sein und ihnen einen Theil ihres großen Vermögens zugewandt haben. Allein wie erschrak die vornehme Dame und ihr Gemahl, als sie das Testament bis zu Ende gelesen und nun ihre endliche Errungenschaft in vollem Glanze vor Augen hatten.

»Pfui, tausendmal pfui!« rief die stolze Baronin und spie höchst vornehm auf das vor ihr liegende Packet hin, »das ist die ärgste Satyre und Bosheit, die diese Megäre in ihrem Leben an uns begangen hat! Aber wart', das wird ihr im Himmel angerechnet werden, und sie mag meinen heißesten Dank mit hinterher nehmen, um da oben recht weich und warm gebettet zu werden. Ha! die alte frostige Seele, nur sie konnte auf einen so verrückten und niederträchtigen Einfall kommen! – Aber Grotenburg, was thust Du da? Du öffnest das verfluchte Packet? Pfui, schäme Dich, Mann, wirf es Deinem Hunde hin, damit er sanft darauf schlafen kann.«

»Aber Amalie,« erwiderte der Ehegemahl traurig, der schon damals einen sehr leidenden und krankhaften Zug in seinem vergrämten Gesichte trug, »so schimpfe doch nicht so unmenschlich über Etwas, was einmal nicht zu ändern ist. Ich habe es ja immer gesagt, daß es so kommen wird, so kommen muß, und nun ärgere ich mich nicht mehr darüber, wie ich mich über nichts mehr auf der Welt ärgere. Ah, da – da ist *der grüne Pelz* – sieh ihn an, er ist so übel nicht, wie ich dachte.«

Amalie von Grotenburg warf aus ihrem dämonisch funkelnden Auge einen verächtlichen Blick auf das »lumpige« Kleidungsstück der alten Hexe, als sie es aber gleich darauf in näheren Augenschein nahm, fand sie, daß der Pelz in der That ein ächter Zobel sei und daß er sich am Ende doch noch wenn nicht tragen, doch wenigstens anderweitig entsprechend verwerthen lasse.

Als sie aber mit diesem Gedanken zum Vorschein kam, schrie der Baron, der nach und nach einen ganz anderen Ton gegen seine »theure« Amalie annehmen gelernt: »Nein, verkauft wird er nicht, das sage ich Dir. Du hast jetzt nur zu erklären: willst Du ihn haben oder nicht? Wo nicht, so lasse ich mir einen Leibpelz daraus machen, mir wird er noch treffliche Dienste leisten, denn fange schon jetzt im Sommer an zu frieren, wenn ich an unsern trostlosen Winter denke.«

»Grotenburg!« kreischte die theure Amalie, »wie, Du unterstehst Dich, *mein* Erbtheil in Anspruch nehmen zu wollen? Das wäre mir Etwas? Nein, das erbärmliche Ding gehört mir allein, ich werde meine Füße darauf setzen und bei jedem Tritt denken, daß der alte Drache ihn noch in der Erde fühlt. Haha! Das ist auch ein Genuß!«

---

Als der Verfasser dieser Erzählung im Jahre 1850, den rasselnden Sarras an der Seite und die verrostete Feder in der Tasche, den Wintermarsch nach Hessen mitmachte, wozu ihn seine dienstliche Stellung nöthigte, kam er eines Tages auf Sellhausen in's Quartier und verbrachte einen Ruhetag und später noch mehrere daselbst. Es war ein bitterkalter Dezembertag und eine dichte Schneedecke verhüllte

die weiten Gefilde des schönen Weserthales, als wir in den belebten Hof einzogen. Im Herrenhause zu Sellhausen aber schien ein ewiger Frühling zu herrschen, denn der Wirth und die Wirthin verstanden denselben sogar mitten im Winter über sich und Andere hervorzuzaubern. Solche Menschen, wie ich in diesen beiden Gatten fand, habe ich nur selten auf der Welt gefunden, und es ist eine angenehme und schöne Pflicht für den Dichter, seine Dankbarkeit durch Enthüllung seiner Gesinnung und Empfindung an den Tag zu legen, wenn ihm eine so günstige Gelegenheit dazu geboten wird. Mir ward diese Gelegenheit auf Sellhausen in jeder Weise zu Theil und ich verdanke der Freundschaft und dem Wohlwollen meines damaligen Wirthes einige der genußreichsten Tage meines Lebens. Nicht allein ließ er mich von dem Zimmer aus, worin er als junger Mann gewohnt und gearbeitet, und wo ich nun selber wohnte, einen freien Blick über das schöne offene Weserthal werfen, sondern er ließ ihn auch in sein Inneres dringen, und was ich da zu sehen das tief empfundene Glück gehabt, das habe ich versucht, in diesen Blättern kundzuthun, die es sich zur Aufgabe gemacht, das eigenthümliche Leben und Wirken *des grünen Pelzes*, so wie das ihrer Verwandten einem größeren Leserkreise darzubieten, wozu mir die Erlaubniß von Herzen gern ertheilt wurde, wenn ich mich dazu verstände, Dinge und Oertlichkeit dergestalt zu verhüllen, daß kein kritisches Auge im Stande wäre, die wirklichen Personen unter der Maske des Dichterwerks wiederzuerkennen.

Dieser Pflicht glaube ich vollständig genügt zu haben, und indem ich dies Buch selbst den Bewohnern von Sellhausen

als verspätetes Gastgeschenk mit dem herzlichsten Gruße verehere, sage ich ihnen noch einen Dank, daß sie mich in so unruhigen und betrüblichen Zeiten, wie sie uns 1850 zu Theil wurden, an ihrem Heerde gewärmt, an ihrem Tische gelabt und mit der köstlichen Mittheilung ihres Lebens wunderbar erheitert haben, so wunderbar, daß ich noch jetzt die innigste Freunde empfinde, wenn ich an jene unvergeßlichen Stunden zurückdenke, die mir noch lange ein Genuß im Leben sein werden, wenn ich auch nicht mehr die Feder zu führen und meinen Freunden mitzutheilen im Stande bin, was ich Schönes und Herrliches auf dieser seltsamen Erde gesehen und wie viel vortreffliche und edle Menschen ich auf derselben kennengelernt habe.